



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

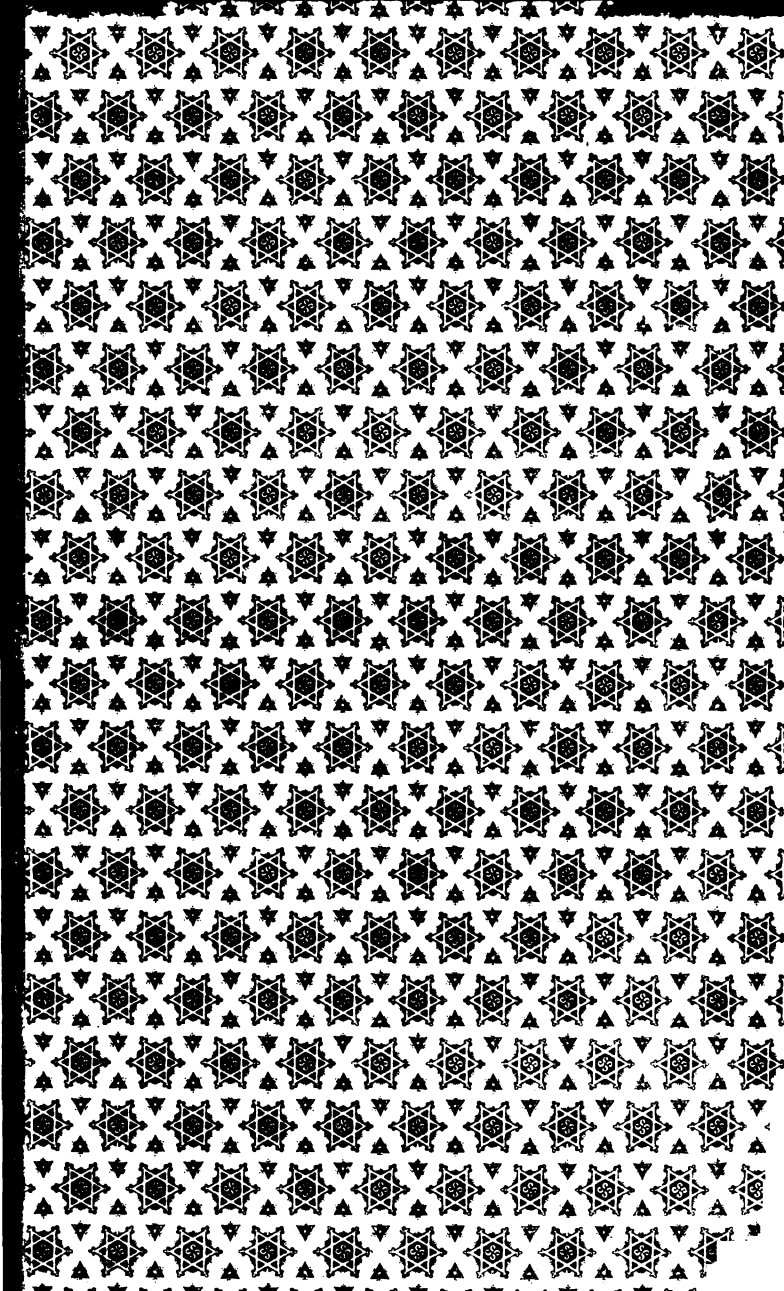
### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



*Library of the University of Michigan*  
*Bought with the income*  
*of the*  
*Ford - Hesser*  
*Bequest*





AS  
182  
.G5



**Göttingische**  
81078  
**gelehrte Anzeigen.**

Unter der Aufsicht  
der  
**Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.**

---

**1876.**

**Zweiter Band.**

---

**Göttingen.**

**Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung.**

**1876.**

Göttingen,  
Druck der Dieterichschen Univ. - Buchdruckerei.  
W. Fr. Kaestner.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 27.

4. Juli 1876.

Dispacci di Antonio Giustinian ambasciatore veneto in Roma dal 1502 al 1505 per la prima volta pubblicati da Pasquale Villari. Florenz, Le Monnier, 1876. 3 Bde 12<sup>o</sup> von XLVIII u. 516, 487, 594 S.

In dem im J. 1854 in London erschienenen Buche: *Four years at the Court of Henry VIII.*, welches eine reiche Auswahl aus den in den J. 1515—1518 geschriebenen Depeschen des venetianischen Botschafters in England, Sebastian Giustinian enthält, hat Rawdon Brown, der unermüdliche Forscher venetianischer Geschichte und Alterthümer, eine Skizze der Geschicke des weitverzweigten Geschlechts der Giustiniani gegeben (Bd. I. S. 1—30), das seinen Ursprung auf die mit Kaiser Justinian II. gestürzte Hera-klische Dynastie zurückführt, deren Nachkommen nach Istrien und von dort nach Venedig gelangt, durch fast wunderbare Verkettung der Umstände zu großer Zahl angewachsen, mehrere mit einander nur durch den Namen noch verbundene Familien bildeten. In den Ueber-

gangszeiten vom fünfzehnten zum sechszehnten Jahrhundert machten sich zwei Männer aus diesem Geschlecht, entfernte Verwandte, in der Diplomatie einen Namen, der obengenannte Sebastiano, dessen zahlreiche Depeschen uns über den Hof Heinrichs VIII., über Politik und Leben Details geben, die wir vergebens anderswo suchen, und Antonio, der um das J. 1461—1466 geborne Sohn des Senators Polo (Paolo) und der Alba Querini, der Eine wie der Andere ächte Repräsentanten der großen venetianischen Aristokratie, welche nicht blos Macht und Ansehen im Staate für sich in Anspruch nahm, sondern die durch ihre Stellung ihr auferlegten Pflichten mit einer Treue und Opferwilligkeit, einem Eifer und Verständniß der Dinge erfüllte, welche die lange Dauer ihres Regiments und die durch dasselbe erzielten Erfolge erklären. Nachdem Antonio Giustinian im J. 1498 die philosophisch-theologische Lehrkanzel in seiner Vaterstadt bestiegen, ging er im Frühling 1502 als Botschafter nach Rom, von wo er in der zweiten Hälfte April 1505 zurückberufen ward, trat in die Provinzialverwaltung, war Proveditor von Cremona als die Ligue von Cambrai mit den raschen Erfolgen der Franzosen die Republik an den Rand des Abgrunds führte, wurde 1509 mit einer vergeblichen Botschaft zu Kaiser Maximilian gesandt, dann zum stellvertretenden Gouverneur von Friaul ernannt, ging 1511 nochmals und ebenso vergeblich zum Kaiser, dann als General-Proveditor nach Brescia, wo er bei der Erstürmung und furchtbaren Plünderung dieser Stadt durch Gaston de Foix in französische Gefangenschaft gerieth. Nachdem das französische Kriegsglück in Italien sich nach der Schlacht bei Ravenna gewendet, sandte K. Lud-

wig XII. Giustinian und seinen Mitgefangenen Andrea Gritti nach Venedig zur Vermittlung eines Abkommens, welches am 13. März 1513 zu Blois abgeschlossen wurde. In demselben Jahre ging er mit einer Gratulations-Ambassade nach Adrianopel zu Sultan Selim I., von 1517 bis 1519 war er Botschafter bei K. Franz I., 1522 nahm er an der Obedienz-Ambassade Theil, welche an P. Hadrian VI. gesandt wurde. Sein Tod erfolgte im J. 1528, in einem Moment, wo die Macht Venedigs, welche neunzehn Jahre vorher einen Stoß erhalten hatte, von dem sie sich nie wieder ganz erholt hat, bei dem entschiedenen Ueberwiegen der kaiserlichen über die französischen Waffen und der geschwächten und unsichern politischen Stellung des Papstthums, sich nochmals in einer wenngleich geringeren Krisis befand. Ein bewegtes und thätiges Leben, recht gemacht um jenen Schatz politischer Erfahrung einzusammeln, den die edlen Venetianer, jeder für sein Theil, auf Zeitgenossen und Nachkommen vererbt haben.

Eine Abschrift der in den J. 1502—1505 von Rom aus von Antonio Giustinian an seine Regierung gerichteten Depeschen befindet sich in dem großen Archiv der Frari zu Venedig, wohin sie bei der Restitution der im J. 1866 nach Wien geschafften, nicht auf österreichische Gebietstheile bezüglichen Actenstücke zurückgekehrt ist. Marin Sanudo's unerschöpfliche Tagebücher enthalten manche Auszüge aus diesen Depeschen; Gregorovius hat sie zu Anfang des Schlußbandes der Geschichte Roms im Mittelalter benutzt. Nicht weniger als 1223 zum Theil sehr umfangreiche Schreiben enthält der aus dem 16. Jahrhundert stammende Band, welcher, wie der Herausgeber wol mit Recht schließt,

aus der Kanzlei der Republik selbst gekommen sein muß, wie denn auch dieselbe Handschrift wiederholt vorkommt. Ueber die Wichtigkeit solcher Depeschen im Allgemeinen braucht hier nicht gehandelt zu werden. Tag für Tag geschrieben, berichten sie die einzelnen That-sachen, während sie den Gang der Verhandlungen darlegen, im Gegensatz zu den Relationen, welche die Gesammtergebnisse verzeichnen, Staat, Land und Leute schildern. Nicht viele dieser venetianischen Depeschen-Sammlungen sind bekannt; was davon für das 16. Jahrhundert gedruckt ist, macht nach häufigeren Mittheilungen begierig. Der englischen Berichte ward schon gedacht; Carlo Cappello's Depeschen aus dem belagerten Florenz, 1529—1530, von Albèri in der Relationensammlung mitgetheilt, lassen uns tiefer in die inneren Zustände von Stadt und Volk blicken als alle gleichzeitigen Historike, ja als Alles was wir über diese Vorgänge haben, mit Ausnahme von Giovan Batista Busini's Briefen an Varchi. So ist die gegenwärtige Gabe von der Hand des Biographen Girolamo Savonarola's freudig willkommen zu heißen. Nachforschungen über Machiavell, über den zu schreiben man nicht müde werden wird, während auch heute, nachdem so viel über ihn geschrieben ist, selbst von Urkundlichem noch so vieles zu publiciren bleibt, führten Prof. Villari zu dem vor nicht allzulanger Zeit zugänglich gewordenen Codex des venetianischen Archivs, anfänglich zum Zweck, für die diplomatische Thätigkeit des florentinischen Secretärs im letzten Jahr der Borgia andere diplomatische Parallelen zu finden. Man begreift, daß die Lectüre der Depeschen ihn so anzog, daß er über seine ursprünglichen Grenzen hinausging, und dankt ihm,

daß er die Herausgabe unternahm, indem er Alles was von Bedeutung oder charakteristisch ist wörtlich mittheilt, das Uebrige im Auszug giebt, über Personen, Dinge, ungewohnte Sprachformen, kurze aber genügende Anmerkungen, aus Diarien, Documenten und Depeschen, namentlich florentinischer Gesandten manches zur Erläuterung Dienende hinzufügt. Außer dieser Mühewaltung hat der Herausgeber durch eine reichhaltige Einleitung und ein sehr sorgfältiges Namen- und Sachregister vollen Anspruch auf den Dank des Lesers erworben.

Antonio Giustinian, dessen Berichte mit dem 27. Mai 1502 beginnen und der am 4. Juni seine Antrittsaudienz bei P. Alexander VI. hatte, meldet am 18. August 1503 dessen an demselben Tage erfolgten Tod, so daß wir in seinen Depeschen, deren Zahl sich für diesen Zeitraum auf 487 beläuft, Tag für Tag die Ereignisse der entsetzlichen letzten vierzehn Monate dieses Pontificats aufgeführt finden, in welche Cesare Borgia's Expedition gegen Urbino und Camerino, der Abfall seiner Hauptleute und deren Ueberlistung, die Executionen in Senigallia und Castel della Pieve, das Vorgehn des Papstes und Cesare's gegen die Orsini und die Herren in Roms Umgebung, der Abfall der Borgia von Frankreich fallen. Schon die erste, unterwegs aus Cagli am Furlopaß geschriebene Depesche verkündigt den Schrecken, welchen die Borgia'schen Unternehmungen bei den Lehnsherren im Kirchenstaat verbreiteten. »Heute früh (27. Mai) von Fano aufgebrochen, gelangte ich hieher nach Cagli, wo ein Auditor des Herrn von Camerino (Giulio Cesare Varano) mit dem angebogenen Beglaubigungsschreiben bei mir eintraf und mir auseinandersetzte, sein Herr wünsche sehnlich,

daß ich den Weg über Camerino nehme, so um mich zu ehren, wie auch um mit mir über sein Verlangen zu berathen, welches mir dann durch besagten Auditor erklärt wurde. Da er nämlich, im Namen des Papstes, einen Ruin über sich hereinbrechen sieht, und, obgleich er auf die Gesinnung des Volkes wie auf die Festigkeit der Stadt zuversichtlich baut, auf die Dauer solcher Uebermacht nicht allein widerstehn zu können glaubt, so wünscht er dringend von Eurer Serenität Beistand zu erlangen. Zu diesem Zwecke ließ er mich bitten ihm behülflich zu sein und zu rathen so viel in meinen Kräften stehe, da er einen der Seinigen zu senden denke, um solchen Beistand nachzusuchen. Zuvörderst antwortete ich ihm, was mich selbst betrifft, indem ich mich hinsichtlich der Unmöglichkeit, nach Camerino zu gehn, auf eine Weise aussprach, die ihn zu befriedigen schien. In Bezug auf den zweiten Punkt sagte ich ihm, daß mir bekannt sei, wie E. S. das Wohl und der Vortheil seines Herrn als eines lieben Freundes am Herzen liege. Da er mich über die Convenienz der Sendung eines Boten nach Venedig um meine Meinung fragte, schien mir weder Anrathen noch Abrathen für mich geeignet. Hie- mit entließ ich ihn mit freundlichen aber allgemeinen, auf nichts eingehenden Worten. Der kurze Bericht ist zugleich eine Probe der Eigenthümlichkeit dieser Diplomaten, welche, wenn sie keine speciellen Instructionen haben, weder den Fremden noch ihren Auftraggebern gegenüber eine Meinung äußern, während sie über Alles genau berichten. Am 22. Juli theilte der Papst ihm mit, wie er von Cesare die Nachricht von der Einnahme Camerino's erhalten habe. »Er war derart in Freude verloren, daß er sich nicht



halten konnte, sondern um der Sache mehr Ausdruck zu geben, sich von seinem Sitz erhob und ans Fenster trat und hier einen Brief seines Herzogs lesen ließ«. Darauf erging Alexander, der mit seinem sanguinischen Wesen, leicht erregt und heftig, in Gunst wie Ungunst der Verhältnisse, seinen Worten leicht freien Lauf ließ, sich in allerlei politische Betrachtungen — »in Antwort darauf ambulavi super generalissimis wenn der Papst super generalibus einherging, und es dünkte mich nicht passend, mich auf etwas Besonderes einzulassen«.

Die Mittheilungen Giustinian's über diese letzte Zeit der Borgia sind von größter Wichtigkeit. Wir haben hier etwas ganz anderes vor uns als jenen Auszug aus Polo Cappello's Relation, eine der Hauptquellen, die jedoch (wie ich schon in der Geschichte Roms III. 1. 499 bemerkte) für die Ereignisse vor 1499 mit Vorsicht zu gebrauchen ist, da die Erzählungen nur auf Hörensagen beruhen. Ueber die Scandala dieser Zeit haben wir genug und übergenug vernommen; die vorliegenden Depeschen lassen uns aber in Wichtigeres blicken. Wir erfahren durch dieselben vieles über politische Dinge, was für die Beurtheilung Alexanders VI. in dieser Beziehung günstiger ist, und seine Erkenntniß der italienischen Zustände richtiger erscheinen läßt, als neuere Urtheile über ihn gelegentlich annehmen lassen möchten. So ist es mit seinem Verhältniß zu Venedig der Fall. Mochte der Papst immer noch so nepotistisch sein, und zunächst, wie auch Giustinian meint, im Grunde den Hauptzweck haben, mit Hülfe der Republik die Herrschaft seines Sohnes zu sichern, immer ist es doch klar, daß er die Lage der Halbinsel, wie sie sich seit 1494 gestaltet hatte, richtig

ermaß. Ein höchst merkwürdiger Bericht ist der vom 15. November 1502 über eine Unterredung unter vier Augen mit dem Papste, der schon wiederholt die Absicht geäußert hatte, sich gegen den Botschafter auszusprechen. »Botschafter, begann Alexander, mehrmals haben wir euch unsern Wunsch einer Allianz mit eurer durchlauchtigen Signorie zu erkennen gegeben; es ist wahr, wir haben nur im Allgemeinen gesprochen und ihr habt uns mehr noch im Allgemeinen geantwortet. Dennoch denken wir, daß ihr von Amtswegen darüber berichtet habt, obgleich ihr uns nie eine Rückäußerung von dort gebracht, vielleicht weil ihnen dort scheint, daß wir a longue reden, und weil sie uns nicht ganz vertrauen. Jetzt wollen wir aber offen zu euch sprechen. Und nun begann er einen langen Discurs über das Elend, in welches Italien gerathen sei, aus keinem andern Grunde als wegen des Mangels an Vertrauen zwischen den italienischen Mächten. Von fünf derselben, sagte er, sind nur zwei übrig, die andern drei machen nur eins aus: Mailand ist in französischen Händen, Neapel gleichfalls, die Florentiner sind Sklaven. Wir und die Signorie sind allein geblieben. Verharren wir aus Mißtrauen gegeneinander bei unserm geringen Einverständniß, ich sage dies in Bezug auf uns wie euch, so werden wir bald unsern Ruin erleben; denn sehet, die jenseit der Berge stehn da mit offenem Munde, und warten nur auf die Gelegenheit den Rest von Italien zu verschlingen. Wenn wir die Augen öffnen und reiflich überlegen wollen, so sind die Zeichen, die wir gesehen, von der Art, daß sie uns Angst einflößen müssen. Was uns betrifft, so würden wir, hätte der Herrgott nicht Frankreich und Spanien ver-

uneinigt, uns in diesem Jahr in großer Noth befinden. Aber Gott hat vorgebeugt. Wäre es aber mit uns schlimm gegangen, so bildet euch nicht ein, ihr wäret erkorne Glückskinder (*foli dell' oca bianca*) und die Reihe wäre nicht auch an euch gekommen. Eure Macht ist zwar ansehnlich, aber ihr allein verfügt nicht über Wasser genug, solchen Brand zu löschen. So ist's gut, einmal den Verdacht beiseite zu lassen und uns zu verständigen. Scheint es der Signorie, daß bei einer Einigung unser Vortheil größer ist als der ihrige, obgleich es sich um gemeinsames Wohl handelt, so mag sie sich auch überzeugt halten, daß wir ehrlich sind, denn sonst würden wir uns selbst im Lichte stehn. Meinet ihr, Botschafter, wir könnten wünschen die Signorie geschwächt zu sehn, und im Falle der Noth in ganz Italien keinen zu haben, der uns beistehn könnte, namentlich wo es sich um einen Staat handelt, der dem apostolischen Stuhl stets anhänglich gewesen ist? Unser Alter ist nun so vorgerückt, daß wir suchen müssen es dahin zu bringen, daß wir unseren Nachkommen den Besitz dessen sichern, was sie vor sich gebracht haben. Dies kann nicht ohne die Signorie geschehen, und dies muß ihr Gewißheit verschaffen, daß wir sie nicht zu täuschen suchen und euch dies nur sagen, weil wir das allgemeine Beste mit dem besondern Vortheil unserer Nachkommenschaft zu verbinden wünschen. Es ist vorgekommen, daß wir Dinge gethan, die Andern mehr als der Signorie förderlich gewesen sind; aber wir haben's gezwungen gethan, weil die Signorie uns verkannt hat. Jetzt legen wir unser Herz in ihre Hände. Möge sie das Anerbieten nicht verschmähen, denn wenn sie sich ihrerseits nicht zu uns hinneigt, nachdem wir

uns vor ihr gedemüthigt haben, so können wir nicht glauben, daß ihre Gesinnung gegen uns so sei wie sie vorgiebt«. So war im Wesentlichen die Rede des Papstes: »Zwei volle Stunden lang, schreibt Giustinian, hielt er mich bei sich, mit viel längeren Discursen als ich hier schreiben kann, bald sitzend, bald aufstehend und zuzeiten umhergehend, wobei er mich an der Hand hielt. Er drang in mich, meine Ansicht über das Mitgetheilte zu äußern, so wie über das, was meiner Meinung nach die Signorie zu thun habe. Mir schien es passend nichts zu sagen, als daß ich wisse wie die Signorie den Interessen Sr. Heiligkeit geneigt sei, daß ich aber, ohne Auftrag von meiner Regierung über eine solche Frage, amtlich nichts andres thun könne, als alle Aeufferungen Sr. H. getreulich referiren, wozu er mich dringend aufforderte. Und in Wahrheit war es als öffnete sich ihm im Reden das Herz und als flossen aus diesem, nicht aus dem Munde die Worte«.

Die Depeschen aus dem Winter 1502—1503, während der Unternehmungen Cesare Borgia's in der Romagna, und jene vom folgenden Frühling, schildern anschaulich den Zustand Roms, das Gemisch von Festen, von Entsetzen und Blutthaten, welches diese Zeit so furchtbar gemacht hat. Zu Anfang Januar 1503, nach den Ereignissen in Senigallia und während des Vorgehens gegen die Orsini in Rom, namentlich gegen den mit Blindheit geschlagenen Cardinal, der noch die Nächte mit Spiel und Gelagen verbrachte als das Schwert über seinem Haupte hing, als ganz Rom in Angst war, ließ Alexander die Conservatoren (Municipalrath) und viele Edelleute rufen, rechtfertigte seine gegen die Barone ergriffenen Maßregeln, und empfahl ihnen

Feste und Carnevals-Lustbarkeiten zu veranstalten, um die Stadt zu amüsiren und den Verdacht zu verscheuchen. Sieben Monate später stehn wir vor dem Ausgange dieser unseligen Regierung. Am 7. August sprach der Papst, der sich schon unwohl gefühlt zu haben scheint, von dem schlimmen Gesundheitszustande der Stadt, von der dadurch verbreiteten Besorgniß, und wie er selbst, mehr als er gewohnt sei, auf seine Person werde achten müssen. Am 11., dem Erinnerungstage seiner Wahl, zeigte er sich nachdenklich wegen der Krisis im Königreiche Neapel, wo es zwischen Franzosen und Spaniern zur Entscheidung kommen mußte, und sagte noch zu Giustinian: seht, Botschafter, welches Unheil daraus entstanden ist, daß wir nicht zu einem Verständniß mit eurer Signorie gelangt sind. Am 12. nach Mittag begann seine Krankheit; auch Cesare lag schon am Fieber darnieder, wie der Cardinal von Corneto, nebst Andern, die in dessen Garten, acht Tage vorher, zu Nacht gespeist hatten. Am Morgen des 14. ließ man Alexander zur Ader; auch mit Cesare stand es schlimmer und er hatte an den folgenden Tagen heftigere Fieberanfälle als der Papst, aber er war jung, Alexander dreiundsiebzig. Am 17. war die Lebensgefahr offenbar, am Morgen des 18. nahm der Papst das Sacrament, aber noch suchte man die Sache geheim zu halten. An demselben Tage gegen Abend trat der Tod ein. Von Verdacht einer Vergiftung findet sich in Giustinian's Briefen keine Spur. Die Annahme, daß die Krankheit ein perniciosöses Fieber gewesen, wie in Rom, abgesehen von einem so ungesunden Sommer wie dieser, so viele vorkommen, gewinnt auch durch diese Berichte an Glauben.

Für die nun folgende Zeit, für die Geschichte Cesare Borgia's während der Sedisvacanz, die des kurzen Pontificats Pius' III. (22. September bis 18. October), des neuen kurzen Conclave und der ersten Monate Julius' II. (gewählt 1. November), sind die vorliegenden Depeschen von höchstem Interesse. Theilweise bieten sie Stoff zur Vergleichung mit denen Machiavells, der nach Pius' III. Tode als florentinischer Gesandter nach Rom ging, von wo er zuletzt am 16. December schrieb. Man weiß, wie der Secretär des Rathes der Zehn diesmal über den Herzog von Valentinois berichtete, der ihm ein Jahr früher in anderm Lichte erschienen war. Es hieß, Cesare sei in den Tiber geworfen worden. »Ich bestätige es nicht, noch verneine ich's. Ist's noch nicht geschehen, so glaube ich, daß es geschehen wird. Man sieht dieser Papst beginnt seine Schulden ehrenvoll abzutragen«. Julius II. konnte die Erledigung der Angelegenheit dem natürlichen Lauf der Dinge überlassen: Cesare's Nerv war durchschnitten, und so sehr er auch den beginnenden Pontificat des bitteren Gegners seines Geschlechts beunruhigte, so hatte er doch seit Alexanders Tode keinen festen Boden mehr. Er muß es selbst empfunden haben; der Mangel an Zusammenhang in seinem Handeln wäre sonst unerklärlich. Giustinian's Depeschen bieten eine Menge Detail über die zahlreichen Wandlungen, die bis zu seiner verhängnißvollen Einschiffung nach Neapel mit ihm voringen. »Ueber das was aus dem Valentino werden soll, schreibt der Botschafter am 6. Februar 1504, ist es nicht möglich ein sicheres Urtheil abzugeben, denn alle Tage wechseln die Dinge«. Der Papst sagte einmal, der Zorn Gottes sei über diese Borgia gekommen.

Wichtigeres ging unterdessen vor, als der Sturz Cesare Borgia's, der nur eine Zeitfrage war. Gonsalvo's de Cordova Sieg am Garigliano (28. December 1503) hatte den Franzosen Neapel genommen; der Papst sah seinem Nepoten Francesco Maria della Rovere die Nachfolge in Urbino gesichert, wo der Mannsstamm der Feltrier zu Ende ging. Die päpstliche Macht in der Romagna benutzte den Sturz des Borgia, um sich auf dessen Trümmern zu befestigen. Hiemit war aber auch der Antagonismus mit Venedig entschieden. Alexander VI. hatte das Bündniß mit der Republik gesucht, um dem Sohne die aus den blutbefleckten Scherben der Dominien der alten ruhelosen Feudatare zusammenge kittete neue Hausmacht zu sichern; Julius II., der die territoriale Erbschaft des gestürzten Gewaltherrn antrat, that das was jeder kräftige Beherrscher des Kirchenstaats unter solchen Umständen thun mußte. Er hat die Republik auch nie über seine Absicht, die von ihr seit länger als einem halben Jahrhundert begonnen [sie hatten im J. 1441, inmitten von P. Eugens IV. Nöthen, Ravenna genommen], in neuester Zeit infolge der Borgiaschen Händel weit ausgedehnten »Usurpationen« in der Romagna zurückzufordern, im Unklaren gelassen. Schon am 22. December 1503 meldete Giustinian, er habe vernommen, daß der Papst einen von Kaiser Maximilian's Botschaftssecretären an diesen mit einem Breve gesandt habe, worin er seinen Beistand zur Wiedererlangung der von den Venetianern besetzten romagnolischen Territorien nachsuche. Vier Tage später ließ Julius den Botschafter zu sich rufen, gegen den er sich bereits früher über das Verhalten der Republik beschwert hatte. »Er sagte täglich meldeten ihm Briefe, daß die Agen-

ten der Signorie in den romagnolischen Orten predigten; er nannte Cesena, Imola und andere Städte; überall werde versucht, das Volk zu berücken, es der Obedienz der Kirche zu entziehen und unter die Herrschaft Eurer Serenität zu bringen. Er habe den Stuhl Petri in der Absicht bestiegen, Allen gemeinsamer Vater zu sein, und in der Neutralität zu verharren, die sich für einen Papst zieme, aber er fürchte die Noth werde ihn zwingen, auf andere Gedanken zu kommen«. Er verlangte die Rückgabe aller occupirten Orte. Vielleicht, setzt Giustinian hinzu, könnten Umstände eintreten, welche den Papst und das h. Collegium vermögen würden, der Republik Faenza und Rimini zu lassen, die ihr namentlich am Herzen lägen, aber er wolle sich auf keine Zusage einlassen, bevor alle übrigen Orte geräumt seien. Venedig war somit hinlänglich gewarnt. Klagen und Verhandlungen ziehen sich das ganze Jahr 1504 hindurch. Im März 1505 verstand man sich in Venedig endlich zu einer theilweisen Restitution, welche denn auch erfolgte, worüber der Papst sich sehr freute (Schreiben vom 22. März), aber es ist doch nur ein Palliativ gewesen. Nachdem Julius den störrischen Baglione in Perugia zum Gehorsam gebracht, nachdem er der Herrschaft der Bentivogli in Bologna ein Ende gemacht, mußte er die Räumung der Romagna anstreben. Er hat sich zu Zugeständnissen viel williger gezeigt als die Republik. Die Ligue von Cambrai ist die Folge dieser Verwicklung gewesen; Venedig hat allen romagnolischen Besitz verloren, weil es dem Papste sein klares Recht verweigerte. Als endlich, nach schweren Verlusten und schwerem Unheil für ganz Italien, im Februar 1510 die Versöhnung erfolgte, hat Julius II.



es den venetianischen Botschaftern gesagt: An eurer Signorie hat die Schuld gelegen: sie hätte unsere gerechten Forderungen früher erfüllen sollen. Dies war fünf Jahre nach der Zeit, in welcher Antonio Giustinian von Rom aus das aufsteigende Wetter verkündete. Wenn nach dem Tode Alexanders VI. das dramatische Interesse seiner Depeschen sich mindert, so gewinnen sie vielleicht noch an Bedeutung, indem sie die Genesis einer großen Krisis veranschaulichen.

In diesen Depeschen haben wir eine neue Probe der staatsmännischen Weisheit, welche den Venetianern in so hohem Grade eigen war. Sie übertrafen die Florentiner dieser Zeit, in welcher, neben Machiavelli, Francesco Guicciardini, Francesco Vettori, die Soderini und manche Andere hervorleuchten, nicht an Geist und Gewandtheit, aber sie hatten die gesichertere politische Stellung, die größere Stabilität der häuslichen Verhältnisse, die Tradition der von Jugend an in wichtigen Geschäften geübten herrschenden Classe vor ihnen voraus. Daher die selten trügende Richtigkeit des Urtheils und die rasche Auffassung der verschiedenartigsten Vorkommnisse, daher auch die große Position, die sie in der Regel vor allen übrigen italienischen Diplomaten einnehmen. Aeußerst behutsam in Handlungen und Worten, voll Deferenz gegen die eigene Regierung, deren Strenge sie kennen, sind sie ebenso vorsichtig und zuverlässig in ihren Mittheilungen über Vernommenes und Erlebtes. Es ist kein Redeschmuck in ihren Briefen, in denen überall der heimathliche Dialect sein Recht behauptet, aber wir vernehmen von ihnen das, was zu wissen noththut, und sehn die Dinge vor unsern Augen sich entwickeln. Wo sich Gelegenheit findet, den Inhalt mit dem

von andern gleichzeitigen Schriftstücken zu vergleichen, wie der Herausgeber der vorliegenden Bände wiederholt gethan, zeigt sich die Wahrscheinlichkeit der Darstellung. So haben wir hier, in sorgfältiger Bearbeitung, einen ungewöhnlich schätzbaren Beitrag zur Beurtheilung von Menschen und Ereignissen in der Zeit, in welcher die Umgestaltung der mittelalterlichen Welt sich ihrem Abschluß nahte.

A. v. Reumont.

Diario di un viaggio in Arabia Petrea di Giammartino Arconati Visconti, membro della Società Italiana di geografia. Roma, Torino, Firenze, Ermanno Loescher, 1875. 396 SS. 8°.

Die alte Geographie Arabiens als Grundlage der Entwicklungsgeschichte des Semitismus von A. Sprenger. Mit einer lithographirten Karte. Bern, Commissionsverlag von Huber u. Comp. 1875. 344 SS. 8°.

Die erste dieser 2 Schriften ist das Tagebuch einer Reise, welche der Marquis Arconati Visconti vom Februar bis April 1865 mit einigen europäischen Begleitern nach dem peträischen Arabien ausgeführt hat. Die Veröffentlichung derselben ist durch den Krieg von 1866 und durch Familienstörungen bis 1875 verzögert worden. Bedeutende wissenschaftliche Ergebnisse lassen sich von einer solchen Touristenreise nicht erwarten. Der Herr Marquis ist zwar ein gut unterrichteter und feingebildeter Mann, auch durch naturwissenschaftliche Kenntnisse und

frühere Reisen, z. B. 1862 in Nubien, wohl vorbereitet, und mit Geld und Hilfsmitteln, selbst einer kleinen Guttapercha-Gondel, ausgerüstet gewesen, aber die Gebiete, die er durchreist, und die Routen, die er eingeschlagen hat, sind schon zu oft begangen, als daß sie den blos Durchziehenden noch viel Ausbeute gewähren könnten, und drei Wochen in Aegypten und 5 Wochen Reise von Suez über Sinai und 'Aqaba und Petra nach Palästina sind zu kurz, um genauere Untersuchungen anstellen zu können; auch seine Absicht, in dem Trümmerfeld des alten Aila bei 'Aqaba Nachgrabungen zu veranstalten, hat er bis auf weiteres vertagen müssen. Dagegen hat der Verf. von dem, was er gesehen und erlebt, eine hübsche, anziehende Darstellung zu geben gewußt: durch geschichtliche Erläuterungen, durch Scenenschilderungen, Gefühlsergüsse, Reflexionen verstand er dem zum Theil trockenen Stoff Leben zu geben; für Beschreibung von landschaftlichen Schönheiten, namentlich von Licht- und Farbentönen des Himmels, des Meeres, der Berge oder der Wüste entwickelt er als Italiener ein besonders feines Gefühl und Geschick. Seinen Landsleuten, welche in neuerer Zeit zur Reiseliteratur des Orients weniger beigetragen haben, hat er durch seine Reise und sein Reisebuch jedenfalls ein löbliches Beispiel gegeben. Seine Beobachtungen und Mittheilungen aus Aegypten lassen wir bei Seite, obwohl darin einige nicht uninteressante Bemerkungen über Land und Leute und deren Sitten und Vorstellungen (z. B. S. 135 ff. über den Besuch im Kaffeehaus der Hashishin) vorkommen, und heben nur einiges aus seiner arabischen Reise heraus. Seine Landtour ging von 'Ain Musa über die Wadi's Sudr, Rekab, Gharandel

(wo er das Wasser nicht salzig fand wie Lepsius), Taibeh, Rās Abu Zelimeh, W. Naqb el Budra, W. Mukatteb nach Feiran, von wo er den Serbal bestieg, dann von da nach W. Solaf und Naqb el Haua nach dem Sinaikloster: dort machte er die gewöhnlichen Ausflüge, bestieg unter anderen auch die Spitze des Safsâfeh. Vom Kloster reiste er über die Wadi's Sa'âl, Gharabe, 'Gin'aa, Sekâa am 'Gebel Hag'gag (Pilgerberg) vorbei, wo viele arabische und s. g. sinaitische Inschriften und Bilder in die Felsenswände gezeichnet sind, durch W. Ghazal, 'Ain Hudra (Hasserot) nach 'Ain en Nuweibie und dem Meeresufer, und durch den Küstenstrich Cedde und das Gebiet der Fischer (Tarabîn Hauat) dem Ufer entlang durch W. Abu Su'erah, W. Enghebat bis Rās Qureieh, von wo er mit einem Begleiter nicht ohne Gefahr und Beschwerde nach der Insel Qureieh hinüberschwamm und die Ruinen des dortigen saracenischen Forts, im Mittelalter eines Vorwerks von 'Aqaba, besichtigte, und dann über W. Tab'a und Darb el Hag'gag und die Gegend des alten Aila nach 'Aqaba, wo er sich 4 Tage aufhielt und auch die Umgegend, z. B. das von Burckhardt nicht besuchte Qassr el Bedawi aufsuchte. Unter dem Schutze einer vom Scheich der 'Alawin gestellten Eskorte reiste er in 5 Tagen durch die 'Araba an Baueb el Mogheifer vorbei nach Petra, konnte sich aber dort wegen der fortwährenden Prellereien und Raubanfalle der treulosen, hab-süchtigen 'Alawin nur 3 Tage aufhalten. Doch hat er in diesen 3 Tagen das Mögliche gethan, um alle die wichtigen Monumente Petra's und der Umgegend, selbst das Araberdorf Eljin, zu besehen, und die Beschreibung dessen, was er dort gesehen, bildet den interessantesten Theil

des Buches. Von da ging es über W. Taibeh, die 'Araba, 'Ain el Weibeh und das Safa-Gebirg nach Hebron: mit der Ersteigung der Safa-Höhen bricht das Buch ab. Die Karte zu der Reisebeschreibung ist von Kiepert entworfen; der beigegegebene Plan von Petra und Umgegend ist nach Laborde bloß wiederholt. Die Ergebnisse seiner überall durchgeführten Messungen mit dem Thermometer und Aneroid-Barometer, die er genau verzeichnet hat, sowie seine Angaben über die Flora und Fauna und die Gebirgsformationen mögen für Geographen und Naturforscher manche Vervollständigung des bisher bekannten Materials bieten. An Inschriften hat er gelegentlich einige copirt, die er mittheilt, z. B. zwei sinaitische von Serbal (S. 210 und 212, im Original und nach Levy's Deutung), eine sinaitische und arabische von Gebel Haggag (S. 243 f.), eine sinaitische auf einem Grabmal bei Petra (S. 365, die ihm de Vogué deutete), eine griechische von ihm erst aus dem Boden herausgegrabene Inschrift in der Nähe des Khazneh Far'un zu Petra (S. 360 f.), welche im Zusammenhang nicht lesbar doch einige Namen bietet wie *Ἀβδαλλαιος*; auch collationirte er die schon von de Bertou gefundene und von Renier gedeutete lateinische Inschrift an einem Grab im Osten der Stadt auf's neue und genauer (S. 367). Auch von den auf dem Zub Far'un (bei Petra) eingehauenen Zeichen (Zahlzeichen?) gibt er eine Copie (S. 323). Sonst heben wir noch die im W. Feiran von ihm gemachte Beobachtung (S. 215) hervor, daß die dortigen Beduinen, wenn sie eine Wohnung einweihen, einen Bock schlachten, und mit dessen Blut den Eingang der Wohnung besprengen.

Viel wichtiger ist das zweite der oben ange-

führten Werke, worin unter Zugrundlegung von Ptolemaeus geogr. 6, 7 die geographischen und ethnographischen Angaben der Alten über Arabia Felix d. h. das heutige Arabien ausführlich erörtert und in einer Karte veranschaulicht werden. Wer einerseits die vielen Widersprüche und Abweichungen der Alten selbst in ihren Angaben, andererseits die Schwierigkeiten sowohl der Zurückführung der bei den classischen Schriftstellern vielfach entstellten Namen auf ihre arabischen Laute als auch der Ausgleichung jener Angaben mit den Nachrichten der arabischen Geographen und Historiker kennt, wird es dem Verf. dieser Monographie Dank wissen, daß er es unternommen hat, auf diesem Tummelplatz des Rathens und Vermuthens durch systematische Bearbeitung Licht und Weg zu schaffen. Herr Sprenger, der Verf. der »Post- und Reiserouten«, mit seiner ausgebreiteten Belesenheit in der arabischen Literatur und im Besitze der nöthigen technischen Kenntnisse, auch durch eigene Anschauung mit einigen der hier zur Untersuchung kommenden Oertlichkeiten bekannt, war ganz der Mann, diese Aufgabe mit Erfolg anzufassen; ja es scheint uns, daß selbst seine bekannte Unbekümmertheit um die strenge arabische Schulphilologie ihm hier zu Statten kam, indem sie ihn Dinge finden ließ, für welche Anderen die Augen verschlossen sind. Um einen sicheren Grund zu haben, hat er zu dem betreffenden Text des Ptolemaeus noch 3 von Wilberg nicht benutzte Handschriften vergleichen lassen, eine Wiener, eine Konstantinopler und eine vom Berg Athos. Sodann hat er sich überlegt, daß Ptol. mehr Kartograph als Geograph war, d. h. zuerst seine Karte zeichnete und von dieser seinen Text ablas, und hat in Anbetracht,

daß die Zeichnung des Ptol. wesentlich auf den Berichten der Seefahrer und in zweiter Linie auf Karawanen-Itinerarien beruhe, seine Aufmerksamkeit ganz besonders auf die Beschaffenheit und die Ursprungszeit dieser Reiseberichte gerichtet, sie sowohl mit andern aus dem Alterthum überlieferten als auch mit denen der arabischen Schriftsteller und mit den auf den englischen Admiralitätskarten gegebenen Beschreibungen der Küsten Arabiens verglichen und controlirt, und sich dadurch den Weg zu einer methodischen Verification der von Ptol. übermittelten Namen und Oerter gebahnt. Man kann nicht erwarten, daß der Verf. auf diese Weise alle Räthsel löste, man kann sogar gegen die Grundlagen seiner Verifikationen, gegen seine Ansichten vom Ursprung oder Werth dieser Reiseberichte, oft mit Fug einwenden, daß sie bloße Hypothesen sind, aber Vieles hat er doch auf diesem Wege zu einer sicheren und glücklicheren Entscheidung gebracht als seine Vorgänger, zu denen wir auch Dr. Blau mit seinem Versuch in der ZDMG. XXII. 654 ff. rechnen. Ein großer Vorzug seiner Arbeit ist es, daß er sich von der Entwicklung und den Straßen des arabischen Land- und Seehandels, den Handelsartikeln und den Emporien ein klares geschichtliches Bild zu entwerfen gesucht und dasselbe bei seinen Verifikationen verwerthet hat. Zu den anziehendsten und lehrreichsten Partien seines Buchs gehört in dieser Beziehung, was er S. 72—79, 244—259 und 263—282 über die geschichtlich der Reihe nach sich folgenden Reiche der aus Sabota hervorgegangenen Sabäer mit der Hauptstadt Mariab, dann c. 200 v. Chr. der Kottabaunen (Qodhâ'a) mit der Hauptstadt Tamna, dann von Plinius Zeiten an der

Himjaren mit der Hauptstadt Tzafar, oder S. 279—303 über die Geschichte des Weihrauchhandels oder S. 122 f. über die Ichthyophagen an der Küste von 'Oman auseinandersetzt. Außerdem erhält sein Buch einen besonderen Werth durch die Fülle chorographischer und ethnographischer Nachrichten, welche er aus dem noch ungedruckten Werke Hamdâni's († 945 n. Chr.) über die arab. Halbinsel mittheilt. Sehr lehrreich sind auch seine Auseinandersetzungen über die Gebiete und Wanderungen der arabischen Stämme, sowie über die Herausbildung neuer Stämme und Stammesgruppen, und jeder kritisch blickende Mann wird ihm darin nur beistimmen können, daß er sich auch in der Erörterung dieser Dinge nicht von den Dichtungen der arabischen Genealogen, sondern nur von den realen geographischen Verhältnissen und den beglaubigten geschichtlichen Angaben leiten ließ. Aber bei aller Anerkennung der Verdienste dieses Werkes des Verf. darf nicht verschwiegen werden, daß auch eine Menge höchst bedenklicher und unhaltbarer Dinge darin vorkommt. Dahin gehören z. B. viele seiner höchst verwegenen etymologischen Combinationen, wie S. 205 die Gleichung *Μνασαιμανεις* und Banu Schaibân, S. 262 *Βλιουλατοι* und Banu Wâjil; von dem hbr. Ausdruck für Cassia, קציעה, meint er S. 263 f., daß er von قَصَاعَة abgeleitet sei, weil die Hebräer die Cassia für ein Product des Kottabanenlandes (قصاصَة), aus dem sie sie bezogen, gehalten haben; die *Σαρακηνοί* des Ptolemäus und die Saraceni der späteren Schriftsteller will er (S. 199 ff. 303) mit شُرَكَاء d. h. Bundesgenossen zusammenbringen, und meint ursprüng-



lich seien mit diesem Namen nur die als Söldner (Bundesgenossen) der Römer fechtenden Stämme des nördlichsten Arabiens und der syrischen Wüste benannt worden. Seine gering-schätzigen Urtheile über die künstlichen Theorien der Grammatiker, die gemachte Sprache mancher Dichter und die Unwissenschaftlichkeit der Lexicographen bei den Arabern (S. 278—282), denen etwas Richtiges zu Grunde liegt, gehen doch in der schroffen Form, in der er sie ausspricht, über die Wahrheit hinaus. Am schwächsten zeigt sich der Verf. überall, wo er auf biblische Dinge zu reden kommt. Den Pischon der Paradiessage der Genesis will er S. 32. 47 f. als den W. Baisch, der ungefähr mit der Grenze zwischen Jemen und Higâz zusammenfällt, erweisen: Ophir leitet er von einem südarabischen Participialwort *âfir* d. h. roth ab, woraus dann die Classiker ihr *ἄπυρον*, *apyron* gemacht haben; es sei (Ij. 22, 24) ursprünglich Name des geschätztesten »rothen Goldes« gewesen und dann von den Hebräern auf das Goldland übertragen worden; das Goldland Ophir setzt er an die Küste der Ghassân oder des *litus Hammaeum* des Plinius, am rothen Meer, und was in den Angaben der Bibel dazu nicht stimmt, wirft er als unächte Zuthat über Bord (S. 49—63. 105). Parvaim (2. Chron. 3, 6) sucht er in dem Orte Farwa im Land der Chaulân in Jemen, unter 16° 30' Breite (S. 54 f.). Die מִצְרַיִם im nördlichen Ostjordanland hält er für verwandt mit den Maken an der Küste von 'Omân (S. 125), מִצְרַיִם mit 'Omân selbst (S. 296) u. s. w. Auch über Kadytis des Herodot und den Araber Gashmu des B. Nehemia (S. 231 f.) und das Land Hadrakh (290) bringt er höchst eigenthümliche Dinge vor, ohne zu wissen, daß

die Erwähnung des letzteren schon in das 8te Jahrhundert fällt und jetzt auch in den assyrischen Inschriften nachgewiesen ist. Die hebr. Schriften und Alterthümer erfordern eben auch ihr eigenes Studium, und daß der Verf. in diesem wenig zu Hause ist, zeigen auch seine Bemerkungen über Gen. 10 (S. 294 f.). Ausdrücke aber wie »die Propheten, die theokratischen Flucher, die nur mit hohlen Phrasen um sich werfen« (S. 27) oder »ein Lästermaul« des ältesten Genealogen der Völkertafel Gen. 10, sollte schon das gewöhnliche Anstandsgefühl dem Verf. widerrathen haben. — Die beigegegebene lithographirte Karte leidet, wenigstens in unserem Abdruck, an Undeutlichkeit vieler Schriftzüge.

A. D.

---

Die Familie Rambach. Aus handschriftlichen und gedruckten Quellen dargestellt von Dr. Theodor Hansen. Gotha, Friedr. Andreas Perthes 1875. VIII. und 250 S. Oktav.

Es ist sehr zu beklagen und bei dem im deutschen Volke herrschenden Familiensinn höchst verwunderlich, daß man die sorgfältige Führung der Stammbäume fast nur bei adligen Geschlechtern findet; in bürgerlichen Familien weiß in der Regel kaum noch der Enkel etwas über seines Großvaters Herkunft, Geburt und Lebensverhältnisse, selbst wenn er dessen Gestalt aus früher Jugend her sich noch vor die Seele rufen kann. Dies ist sittlich sicherlich nicht ohne Nachtheil, und jeder Familienvater sollte, so weit er könnte, auf seine Vorfahren zurückblicken, um diese Kenntniß der Familienglieder und Fa-

milienschicksale auf Kinder und Enkel zu weiterer Fortführung zu vererben.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,  
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe,  
Die Hörer unterhält, und still sich freuend  
Ans Ende dieser schönen Reihe sich  
Geschlossen sieht. Goethe. Iphig. I. 3.

Es giebt denn doch wahrlich auch denkwürdige Thaten, die nicht auf Schlachtfeldern oder am fürstlichen Hofe vollbracht sind, sondern in der Studierstube, in der Werkstatt, im treuen Amtsleben; es giebt eine Größe, die nicht mit äußerem Maaße gemessen werden kann. Referent freut sich daher immer, wenn der Verfasser einer Biographie zunächst auf die Vorfahren und Familienverhältnisse seines Helden zurückgegangen ist, wie z. B. neuerlich Bachmann in der Lebensbeschreibung Hengstenbergs. Das ist nicht bloß wichtig für den genealogischen Notizensammler, es dient sicherlich auch zum Verständniß und zur rechten Beurtheilung seines Helden. So kann der Versuch unseres Verfassers, die Geschichte und Entwicklung einer einfachen bürgerlichen Familie, die sich seit Jahrhunderten durch mehrere ausgezeichnete Mitglieder einen ehrenvollen Namen erworben, nur höchst gebilligt werden, und wer an der Väter Sitte, ihren Anschauungen, Bestrebungen und an dem allmählichen Wechsel derselben im Laufe der Jahrhunderte, wie das Alles sich in einer und derselben Familie bethätigt, aus Culturinteressen und Humanitätsrücksichten Antheil nimmt, wird mit Vergnügen nach einem Buche greifen wie das obengenannte, das sich solch ein Ziel gestellt hat. Dem Referenten war dasselbe insbesondere interessant. Ich erinnere mich, daß ich als achtjähriger Knabe einmal in der Kinder-

schule bei der Schulinspection ein kleines Gedicht declamiren mußte. Die Inspectoren aber waren der Herr Hauptpastor Klefeker zu St. Jacobi, und sein College, der junge Pastor A. J. Rambach, der mir freundlich die Hand bot und dann im Gespräch mit meiner ihm schon bekannten Mutter den ersten Grundgedanken an das Studium der Theologie in meine Seele warf. Es war der spätere Senior, der 1851 starb und mit dem mein Beruf und sein Wohlwollen mich späterhin in mannigfache erfreuliche Beziehung gebracht hat. Es mag bald nach 1812 bei dem plötzlichen Tode seines Bruders des Dr. Med. Joh. Jac. Rambach gewesen sein, daß ich vernahm, die altberühmte Theologenfamilie Rambach sei nun in Gefahr auszusterben. Die vorliegende Schrift bezeugt nun freilich das Gegentheil, dessen wir uns freuen, aber das kann ich constatiren, daß man in Hamburg in Zeiten meiner Jugend, da Kirche und kirchliche Angelegenheiten noch viel mehr, als leider jetzt, das allgemeine Interesse in Anspruch nahmen, gerade für die »Familie Rambach« als solche sich lebendig interessierte. Wenn man nun selbst ein Buch mit Freuden gelesen, möchte man gern auch Anderen zu gleichem Genusse Anlaß geben, daher möge ein kurzer Bericht, über das, was der Leser in dieser Schrift zu erwarten hat, hier Platz finden.

Es ist nicht bloß eine Theologenfamilie, deren Verzweigung mit Hervorhebung der bedeutenderen Mitglieder der Verfasser uns vorführt; es gehören zu derselben auch Handwerker, Juristen, Mediciner, insbesondere Schulmänner, die sich ausgezeichnet haben, und in einem Tischler, Johann Georg Rambach zu Haysal in Esthland, wird uns die Gestalt eines kräftigen Bürger-

meisters vorgeführt, an dessen, ich möchte sagen staatsmännischer Bedeutung man sich erfreuen kann. Allerdings beruht die Bekanntschaft mit dem Namen Rambach vornehmlich auf dem Halle-Gießener Theologen und Liederdichter Johann Jacob, auf dem Breslauer Theologen Friedrich Eberhard R. und dessen Sohn und Enkel, Johann Jacob II und August Jacob, Hauptpastoren zu Michaelis und Senioren des Ministerii zu Hamburg. Der Grad der Verwandtschaft, in welchem die hamburgische Linie zu dem Gießener Rambach stand, war im Laufe der Zeit unklar geworden, der Verf. hat durch sorgfältige Forschung, die bis auf das Jahr 1600 zurückgeht, den Zusammenhang beider Familien nachgewiesen, und wenn dabei dann auch eine Aufzählung und Anführung gar vieler an sich gleichgültiger Namen und Zahlen mit in den Kauf genommen werden muß, so ist es doch im Ganzen nicht ohne Interesse, die Entwicklung und Ausbreitung so vieler Generationen meistens tüchtiger und ehrsamer Menschen zu verfolgen. — Goedeke führt die Genealogie der väterlichen Vorfahren Goethes, von denen der Dichter wohl absichtlich fast ganz schweigt, bis auf seinen Urgroßvater, einen Hufschmied zu Artern in Thüringen in der Mitte des 17ten Jahrhunderts zurück, noch etwas weiter zurück führt Hansen die Genealogie der Familie Rambach auf einen ehrsamen Tischlermeister Leonhard R., der zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu Arnstadt, also ebenfalls in Thüringen, Haus hielt mit seinem Weibe Katharina, geb. Jacob. Und da nun Kinder und Enkel dieses Ehepaars nach Halle übersiedelt, da in Halle der Familienname Jacob ein sehr häufig vorkommender ist, da der Taufname Jacob in der Rambachschen

Familie ganz besonders vorherrscht, so mag die Stammutter, wie der Verf. muthmaßt, von Geburt eine Hallenserin gewesen sein. Mindestens ist von Halle der Ruhm der Namen Rambach ausgegangen. Leonhard Rambach hatte zwei Söhne, Matthäus Andreas und Johann Christoph, und von diesen beiden stammen die zwei Linien, die wir kurz als die Gießensche und die Hamburgische unterscheiden. Zu der Gießenschen gehören vor allem der berühmte Theologe und Liederdichter Johann Jacob I. und sein Sohn geb. 1733, der als hochgeachteter Schulmann in Frankfurt erst 1808 gestorbene Prof. Jacob Rambach. Außerdem aber findet der jüngere Bruder dieses Gießener Theologen, der schon angeführte Tischler in Haysel in Esthland in unserem Buche eine interessante Lebensbeschreibung. Zu der zweiten Linie gehört ein Pastor Georg Heinrich R. in Phulendorf bei Gotha, geb. 1670, gest. 1731 und dessen drei namhaft gewordene Nachkommen, der Sohn Friedr. Eberhard, Consistorialrath in Breslau, † 1775, der Enkel, Joh. Jac. II, † 1818 und der Urenkel Aug. Jacob, † 1851 in Hamburg, nebst seinen Brüdern Joh. Jacob III., Physicus in Hamburg und Friedr. Eberhard, Prof. in Dorpat.

Die Einrichtung der Hansenschen Schrift besteht nun darin, daß über die ausgezeichnetsten Glieder der Rambachschen Familie, soweit die oft sparsam fließenden Quellen reichen, ausführlichere und allerdings nicht selten höchst interessante Excurse geliefert werden, wobei wir allerdings nicht leugnen wollen, daß eine größere Conformität hätte erstrebt werden sollen, und wenn wir eine Andeutung in der Vorrede recht verstehen, sind äußere Umstände daran schuld,

daß besonders der letzte hamb. Senior Aug. Jacob, der doch wohl gerechten Anspruch darauf hatte, der Vater der neuen Hymnologie genannt zu werden, ein wenig zu kurz gekommen ist. — Nach summarischer Anführung der Genealogien der ältesten Rambache, soweit des Verfassers Forschungen geführt haben, beginnt er mit der ausgeführteren Biographie der beiden ausgezeichneten Brüder Johann Jacob I. und Johann Georg. Wahrscheinlich um hernach die Reihe der gelehrten Rambache nicht wesentlich unterbrechen zu müssen, stellt er die Biographie Joh. Georg's vor die seines berühmten älteren Bruders Joh. Jacob. Da wollen wir nun gestehen, es hat uns ungemeines Interesse gewährt, was uns von diesem ehrsamem Tischlermeister erzählt wird, der geb. 1700 in Halle, etwa 1730 nach Esthland ausgewandert, in einem dortigen Städtchen Haysal Grundbesitz, Vermögen, Ansehen und endlich die Bürgermeisterwürde erwirbt und bis zu seinem am 7. April 1767 erfolgten Tode mit großer Energie und noch größerem Erfolge die Interessen der kleinen Stadt vertritt. Der Verf. sucht nachzuweisen, daß durch den Ruhm und die Werke Johann Jacobs dem Bruder in Haysal der förderliche Beistand des Grafen von Bestuschew zu Theil geworden, der von 1740—53 unter Elisabeth die Regierung von Rußland führte, denn Bestuschew, und seine aus Hamburg stammende Gemahlin Anna Katharina geb. von Böttiger gehörten aufrichtig der frommen Richtung Rambachs an. Von dem Bürgermeister Rambach in Haysal findet sich nun noch eine zahlreiche Nachkommenschaft in Rußland, zu welcher dann noch der Bruder unseres letzten Hamb. Seniors mit seiner Abstammung hinzu-

gekommen, so daß dort der Name Rambach ein weitverbreiteter geworden ist.

Nun erst geht der Verf. auf die Biographie Johann Jacobs I., geb. in Halle 1697, gest. in Gießen 1737 ein, des unbedingt berühmtesten und ersten unter allen Mitgliedern der Familie. Ihm ist denn auch bei Weitem die größte Hälfte der ganzen Schrift gewidmet; aber durch die Art, wie dies geschehen, scheint uns Herr Hansen einen Mißgriff gethan zu haben. Die relative Ausführlichkeit des rein Biographischen über Joh. Jac. I. ließen wir uns wohl gefallen, denn dieser älteste Rambach ist hinlänglich bedeutend in der Gesch. der ev. Kirche. Neu war uns die Mittheilung, daß dieser Rambach einen Sohn hinterlassen, welcher bis 1808 als ausgezeichneter und hochgeachteter Gymnasiallehrer in Frankfurt am Main gelebt hat. Den beim Tode des Vaters als ein geistl. Lied singenden kleinen Johann Jacob, der fast in allen Biographien desselben erwähnt wird, hatten wir früher fälschlich auf unseren späteren ersten Senior als Neffen des Gießener's bezogen. Dieser Frankfurter Professor, der auch als Förderer guter Lectüre unter seinen Schülern geschildert wird, mag denn auch Herausgeber einer vortrefflichen Gedichtsammlung in 2 ziemlich starken Octavbänden sein, Rambachs Odeum, das uns in unserer Jugend sehr heilsam in die neuere Litteratur eingeführt hat, und über deren Verfasser ich mir oft den Kopf zerbrochen, weil ich immer vom Aussterben der Familie Rambach gehört hatte, was sich doch nur auf die Hamburger Linie bezog, und auch nicht mit Recht.

Nun aber schiebt Hansen, ehe er zur zweiten Linie der Rambache übergeht, hier noch



einen Excurs über die schriftstellerische Thätigkeit des alten Joh. Jacob I. ein, welcher als selbstständiges Werk für Theologen und Hymnologen lange nicht ausreichend und genügend wäre, an dieser Stelle aber für ein gewaltiges hors d'oeuvre erklärt werden muß. Und dieses Einschiesel geht von Seite 65—184 eines Buchs von im Ganzen 250 Seiten. Wenn es etwa die Absicht des Verf. gewesen sein sollte, die Theologie und die Schriften sämtlicher Rambache der jüngeren Linie eben so zu bearbeiten, so hätte sein Buch eine Art Sammelwerk von mehreren starken Bänden werden müssen; wozu dann aber auch die Genealogien der ehrsamten Tischlermeister Rambach? War das aber nicht seine Absicht, wollte er wirklich die Familie Rambach im Ganzen als ein interessantes Beispiel deutschen Familienwesens und Familienentwicklung schildern, dann gehörte der ganze Excurs nicht in sein Werk; ohne denselben wäre es ein ziemlich in sich einiges und harmonisches Ganzes geworden, in welchem höchstens Aug. Jacob, der letzte Hamburger Senior im Verhältniß zu den andern etwas zu kurz gekommen ist. Vorläufig werden auch wahrscheinlich die meisten Leser, wenn sie nicht Kirchenhistoriker oder Hymnologen sind, jenen langen Excurs überschlagen haben und dann im zweiten Theil des Buches einen interessanten Bericht über die vier theologischen Rambache jüngerer Linie und den Hamb. Physicus als Bruder des letztern mit Vergnügen lesen. Der Stammvater ist ein armer thüringischer Pastor Georg Heinrich R., geb. 1670 in Arnstadt, gest. 1731 in Pfullendorf bei Gotha. Das Wenige was uns von ihm berichtet wird, seine Armuth, seine Gelehrsamkeit, sein Stundengeben, seine unglück-

liche Ehe, erregt in uns den Wunsch Näheres zu erfahren. Dessen Sohn ist dann Friedr. Eberhard Rambach, dessen Name 1755 in Hamburg auf dem engen Aufsatz zur Wahl eines Hauptpastor zu St. Katharinen stand, als Joh. Melchior Goeze gewählt wurde. Für die Mittheilungen, die wir dem Verfasser über diesen Friedr. Eberhard und seinen Sohn, unseren älteren Senior Joh. Jacob verdanken, müssen wir von Herzen dankbar sein. Wir lernen in ihnen Männer kennen von ausgezeichneter Tüchtigkeit, Thätigkeit und einer mit Milde gepaarten Festigkeit, mindestens in treuem Anhalten am damals schon oft sehr angefochtenen Glauben der Kirche. Beide waren auch fruchtbare Schriftsteller, besonders Fr. Eberhard, und ausgezeichnete Schulmänner. Was uns Hansen über die Lehrersamkeit Johann Jacobs II. in Quedlinburg erzählt und seine in Restitution einer ganz zerütteten Schule bewiesene Energie, war uns, wir wollen es gestehen, überraschend und neu. Allerdings haben wir den Mann auch nur als 80jährigen Greis gekannt. Was sonst über Joh. Jacob und seines Sohnes August Jacob Wirksamkeit in Hamburg und über den früh verstorbenen Physikus Dr. Joh. Jac. R. III erzählt wird, mag der jetzigen Generation genügen, interessant ist's uns Hamburgern jedenfalls; die aus jenen Zeiten noch übrig gebliebenen Aeltern hätten wohl gerne das alles etwas eingehender behandelt gesehen.

Hamburg.

R.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 28.

11. Juli 1876.

The Chaldean account of Genesis, containing the description of the Creation, the fall of Man, the times of the Patriarchs and Nimrod; babylonian fables, and legends of the Gôts, from the cuneiform inscriptions by George Smith. London. Williams and Norgate. 1876. 320 S. 8°.

Seitdem Herr George Smith sich durch die Entdeckung der Sintfluthtafeln auch in andern als wissenschaftlichen Kreisen bekannt gemacht hat, ist die unermüdliche Thätigkeit dieses jungen Forschers nicht ermattet. Nach der Bekanntmachung der die Sintfluth betreffenden Tafeln ist derselbe zwei Mal nach den Ruinen Nivehs gezogen, zuerst auf Kosten des weitverbreiteten »Daily Telegraph«, dann auf Befehl der englischen Regierung, und von beiden Reisen hat er reiche Ausbeute nach Hause gebracht. Jetzt hat er zum dritten Male Haus und Hof verlassen, um von Neuem für seine Fachgenossen Material zur Forschung zu sammeln. Er hat in dem obigen Werke den ersten dankenswerthen Versuch gemacht, die Inschriften, die man zum Theil seiner

Thätigkeit schuldet, in einem eigenen Werke vorzulegen. Sei der wissenschaftliche Werth des Buches wie er wolle, immerhin wird man in gerechter Beachtung desselben gelten lassen müssen, daß die Besprechung dadurch möglich ist, weil Hr. Smith selbst auf diese Inschriften hingewiesen; und daß er das Verdienst hat, wenigstens dem allgemeinen Inhalt nach, sie richtig erkannt zu haben.

Hr. Smith ist unbestreitbar ein Mann von Talent und von einer seltenen Tüchtigkeit, die paläographischen Schwierigkeiten, die die Keilschriftforschung darbietet, siegreich zu bekämpfen. Dieses ist sein Hauptverdienst und diese Anerkennung muß ihm werden. Früher Kupferstecher, begeisterte er sich für das Studium der Keilschrift, und diese plötzliche Zuneigung ist um so höher anzuschlagen, als sie durch keinerlei Schulstudien bedingt und begründet war. Aus sich allein heraus, als eine Art Autodidact, hat Hr. Smith sich seinen Stand und seine Stellung erworben. Aber, die genialen Selbstbelehrten innewohnende Einsicht, sich das was sie als sich abgehend betrachten, auch durch anderer Hülfe anzueignen: die diesen Hochbegabten mitgegebene angeborne Kenntniß dessen, was ihnen mangelt, dieser scheint unser Autor vollständig zu entbehren. Es ist ihm nicht beschieden worden, in weitschauender, unselbstischer Weise sich über seine eigne Stellung und Zukunft klar zu werden, die Mangelhaftigkeit seiner Vorbildung einzusehn, und deshalb sind seine Bücher damit bedroht, selbst bald von andern Besseren überholt und der Vergessenheit übergeben zu werden.

Durch die Aufnahme seiner ersten Entdeckung betäubt, hat Hr. Smith das wissenschaftliche Unglück gehabt, sogleich seine Hand

für eine Unternehmung leihen zu müssen, die lediglich in dem Interesse des Daily Telegraph, eines Tagesblatts, lag, das durch bei dem englischen Publikum erzeugte Sensation einen größeren Absatz erzielen wollte. Die große und verdiente Publicität, die seiner Entdeckung gegeben wurde, hat ihm keine Zeit gelassen, sich über die Mängel derselben Rechenschaft zu geben, und so that er nicht allein nichts, um denselben abzuhelpen, sondern glaubte und suchte dem englischen Publicum glauben zu machen, die ganze Keilschriftenforschung datire erst von ihm her. Vergebens rief ihm schon Rawlinson im Orientalistencongresse von London das warnende Wort zu, ernster zu arbeiten, und es nicht allein auf »sensationelle« (sensational) Entdeckungen abzusehen; der englische Gelehrte hatte den Muth, dem jungen Schüler diese Ermahnung anzuempfehlen, obgleich er ahnen durfte, wie diese, in Gegenwart von Fremden ausgesprochene Wahrheit in England aufgenommen werden mußte, und wirklich aufgenommen ward. Doch vergebens verhallte das Wort der Mahnung, das erste, welches dem angehenden und verwöhnten Keilschriftforscher nicht behagte. Und so arbeitete Hr. Smith fort und hat auch in diesem Werke, trotz dessen mannichfachen Interesses, den Beweis geliefert, daß seine eigene Personalität und die Unkunde seiner selbst ihn verhindert, mit dem wahren Fortschritte der Wissenschaften Schritt zu halten.

Wissenschaftlich ist eben der Werth des Buches ein geringer. Der Inhalt ist in dem Titel fast ganz gegeben. Das Buch besteht aus sogenannten Uebersetzungen, von Fragmenten der Inschriften, deren Werth Hr. Smith im Ganzen und Großen erkannt hat. Wir betonen absicht-

lich: Im Ganzen und Großen. Was das Detail belangt, so wird man bedauern müssen, daß das gerade Gegentheil wahr ist.

Wir werden nun nach einander die Capitel des Buches betrachten, was uns einige Mühe verursacht, da die Abschnitte keineswegs systematisch folgen.

Die beiden ersten Capitel sind einsichtlich für ein großes, und selbst das größtmögliche Publikum geschrieben. Es wird ziemlich ausführlich von der Entdeckung der Keilschriften gesprochen, natürlich ohne dem englischen Publikum irgend einen der ersten englischen oder ausländischen Forscher namentlich vorzuführen. Hr. Smith erzählt seine Expedition auf Kosten des Daily Telegraph, und seine Entdeckung der Sintfluttafeln. Im zweiten Capitel giebt Hr. Smith einzelne, mehr als angreifbare, chronologisch-historische Angaben über verschiedene Könige, dagegen eine werthvolle Aufzählung der thönerenen Bibliotheken, die in Ninive und Babylon von den verschiedenen Herrschern gegründet waren.

Das dritte Capitel behandelt die Cosmogonie des Berosus und ist angefüllt von Abdrücken publicirter englischer Uebersetzungen aus Berosus, Eusebius und Danascius.

Hierauf folgt im vierten Capitel eine kurze Auseinandersetzung der babylonischen Mythologie nach Rawlinson, Hincks und anderen Männern, deren Uebersetzung Hr. Smith sich natürlich zu eigen macht. Namentlich hatte Hincks sich viel mit diesem Gegenstande beschäftigt, und wenn es vielleicht nicht die Pflicht des Autors war, des irländischen Forschers zu gedenken, so ist es die des Ref. hierauf hinzudeuten.

Mit dem fünften Capitel beginnt p. 61 das

eigentliche Buch. Der Abschnitt handelt von der Schöpfung. Herr Smith giebt die Uebersetzung von höchst wichtigen Fragmenten über die Schöpfung, das Chaos, die Entstehung der Götter, den Anfang der Himmelskörper, die Erschaffung der Geschöpfe. Die fünfte Tafel der Reihe enuma\*) oder der Schöpfungsgeschichte enthielt dieses Alles. Schon vor langen Jahren hatte Ref. erkannt, daß die Tafeln nach Reihen geordnet waren, die wie die päpstlichen Bullen von dem Anfang der ersten, benannt waren. Das Hauptverdienst des Smithschen Buches soll in den Uebersetzungen der Texte bestehen: wir geben nun einige Proben, denen wir den wirklichen Sinn, nach unserer Ansicht, folgen lassen. Der Anfang der Tafel lautet so nach Smith p. 62:

- 1 Als oben sich nicht erhoben die Himmel,
- 2 Und unten auf der Erde eine Pflanze nicht  
aufgewachsen war,
- 3 Hatte der Abgrund seine Gränzen nicht  
aufgebrochen,
- 4 War das Chaos (oder Wasser) Tiamat (die  
See) die erzeugende Mutter des Ganzen  
von ihnen.
- 5 Diese Wasser im Beginn wurden ge-  
geordnet; aber
- 6 Ein Baum war nicht aufgewachsen, eine  
Blume war nicht entsprossen.
- 7 Als die Götter noch nicht geschaffen, nie-  
mand von ihnen,
- 8 War eine Pflanze nicht entsprossen, und  
Ordnung bestand nicht.
- 9 Also wurden erschaffen die großen Götter,
- 10 Der Gott Lahmu und Lahama, sie verur-  
sachten .....

\*) Enuma, zuerst, was Hr. S. durch »Als« übersetzt.

11 Sie wurden geschaffen, wuchsen .....

12 Der Gott Sar und der Gott Kisor wurden geschaffen .....

13 Eine Reihe von Tagen, eine lange Zeit verfloß,

14 Gott Anu .....

15 Gott Sar und .....

Der Sinn des Originals (s. Delitzsch, Assyrische Lesestücke p. 40) ist aber folgender, und ich glaube, daß kein Assyriologe wenigstens im Allgemeinen etwas anders finden wird:

1 Vor Alters hieß oben nicht Himmel,

2 Und was unten auf der Erde, hatte keinen Namen.

3 Denn ein leerer Abgrund öffnete sich, das war ihr Ursprung.

4 Ein Chaos war das Meer, das ihr All erzeugte.

5 Die Wasser flossen zusammen in Eins,

6 Es war eine Finsterniß ohne Lichtspalt, ein Sturmwind ohne Ruhe.

7 Vor Alters waren die Götter ohne alles Dasein,

8 Ein Name wurde nicht genannt, ein Geschick nicht bestimmt.

9 Und es wurden erzeugt die Götter ....

10 Gott Luhmu, Gott Lahamu bestanden (allein)

11 Bis daß sich mehrte (deren Zahl).

12 Gott Assor und Kissor wurden dann geschaffen;

13 Und lange Tage verstrichen .....

14 Gott Anu .....

15 Gott Assur

Das assyrische lautet so:

Enuma elis la nabū samamu

Saplis ina iršitiv suma la zakrat



Apsū va [ip] patū zarusun  
 Mummu tisallat muallidat gimrisun  
 Mēsunu istenis ibiqūva  
 Gipara la kiššura susā la se'.

Delitsch ergänzt irrthümlich la patū l. 2. susa ist زعرع; das Wort kommt auch sonst mit der Bedeutung Sturm vor.

Man begreift hier, wie fast überall, nicht recht, wie Hr. Smith zu den Erklärungen der Einzelheiten gekommen ist; suma heißt nicht Baum und zakrat heißt nicht Blume. Mit ein wenig mehr Mühe, mit etwas mehr Nachsuchen in irgend einem »Lexicon der hebräischen und chaldäischen Sprache« wäre doch der Sinn nicht schwer zu ergründen gewesen.

Es folgt die Uebersetzung einer neuen Nachversion der Unterschrift Sardanapals, die sich schon in des Ref. Expedition en Mésopotamie findet (Tome II p. 360), und später von Hrn. Schrader beleuchtet ist; die Smithsche Uebersetzung steht beiden bedeutend nach, wird aber als original hingestellt.

Verschiedene andere Fragmente der Reihe enuma »vor Alters« werden mitgetheilt: doch auch diese sind sehr mangelhaft übersetzt. Manches darin erinnert an die classische Cosmogonie, namentlich an Ovid, den aber der Verf. nicht anführt.

Die Kapitel, in denen Hr. Smith von der babylonischen Schöpfungsgeschichte spricht, sind interessant; ebenso dasjenige, welches von der Sünde des Gottes Zu handelt. Im achten Abschnitt bespricht er die Sagen eines Gottes, den er Lubara nennt, dem Ninip gleichstellt und in Betreff dessen er eine große, leider vom Ref. nicht zu controlierende Uebersetzung liefert.

Was nun den Namen anbelangt, so mußte

Hr. Smith wissen, daß dies die Gottheit ist, die dem Dienstag vorsteht, also den Planeten Mars, dem Nergál gleich zu setzen ist\*). Was Hr. Schrader und Ref. selbst über diesen Gegenstand, und sogar ausführlicher und wohl auch wissenschaftlicher gesagt, wird ignorirt, da namentlich Hr. Schrader für Hrn. Smith in die Reihe der legendenhaften Personen gehört. Dem Gotte Ninip kann dieser Gott nicht gleich geachtet werden, da er gerade in der vom Verf. (p. 124) citirten Sintfluthinschrift (col. II, l. 45) als von Ninip verschieden dargestellt wird. Auch ist Ref. unklar, warum dieser Gott der Dämon der Pestilenz sein soll; ein Unheilsgott mag er gewesen sein. Die Lesung Lubara ist aber gänzlich zu verwerfen. Gerade die von Smith citirte Stelle (II, 25, 13) macht dieses unmöglich. Die angezogene Inschrift ist eine assyrische Synonymentafel, die das Wort lubaru das libsu, Kleidung, erklärt. Das Wort kommt auch sonst unter dieser Bedeutung vor, so namentlich in den Flüchen der Michautafeln, wo dem Verletzer des verkauften Ackers damit gedroht wird, daß »Sin ihn mit Aussatz, wie mit einem lubar kleiden würde«. (Kima lubaru lilabbissu). Hr. Smith liest dibbar, schlägt im Gesenius רבר nach und findet »Pest«. Nachdem in den Zeilen vom Kleide des Halses oder der Weste (ibidem) dem rothen Kleid geredet ist, steht *An. Nit. za palil lubar zalluti*, das Kleid der zallut, vielleicht der Trauer. Daß man aber einen concreten, profanen Gegenstand mit einem Ideogramme ausdrückte, welches zugleich einen Gott bedeutete; das ist eine sehr häufige Erscheinung. So drückt der »Gott Ninip« das Eisen, »Gott

\*) Und Nergal übersetzt Hr. Smith auch wirklich S. 268.

Anu« das Blei, »Gott des großen Berges« den Raum Licht (ausbricht Licht) aus.

Ob dieser Gott Nergal sich mit diesem Monogram *adaru Adar* aussprach, lasse ich noch unerwiesen. Er findet sich auch W. A. I. II, 54, 67, als Aequivalent einer Gottheit, die phonetisch *naïbu* und *ēmu* gelesen wurde. Es geht indessen aus der sehr langen, eben durch ihre Verstümmelung fast unverständlichen, von Herrn Smith uns in seiner Uebersetzung mitgetheilten Inschrift hervor, daß der sogenannte Lubara in Kutha verehrt wurde (S. p. 136, l. 9 35). Kutha ist aber der Sitz der Verehrung Nergals\*). Diese Andeutung führte schon vor 23 Jahren den Referenten zur Entdeckung des Ziegels des babylonischen Königs Neriglissor.

Der Name des Gottes Lubara, der in populären Schriften seinen Weg zu machen droht, muß also ausgemerzt werden.

Wir sagen auch nicht viel von den im Abschnitt mitgetheilten »Fabeln«, da von den mehreren hundert dort citirten Versen vielleicht nur zehn ganz erhalten sind.

Das zehnte Capitel bringt unter andern wenig bedeutenden Belehrungen ein höchst wichtiges Fragment des babylonischen Thurmbaues; obgleich die Andeutung sich nur auf zwei Linien erstreckt, ist sie doch sehr wichtig, und es wäre zu wünschen, daß dieser Text bald in besserem Zustande auf einem andern Exemplare wiedergefunden werden möge. Die Auffindung und Bezeichnung dieses Fragmentes ist eine der Hauptdeckungen des Buches.

Herr Smith giebt für die *lecteurs du monde*

\*) Dieses geht auch aus einer wichtigen Inschrift hervor, die schon 1855 in London vom Ref. copirt wurde, aber bis jetzt nicht veröffentlicht ist.

auch Holzschnitte der beiden Ruinen Babil und Birs-Nimrud; wir verweisen ihn für Berichtigung mehrerer Fehler auf die Expedition en Mésopotamie tom. II des Referenten, ein dem Herrn Smith noch vollständig unbekanntes Buch, und können demselben auch mittheilen, daß die Arbeit nach zweijährigem Aufenthalt auf diesen Ruinen abgefaßt wurde\*).

Mit dem achten Capitel, das wie die folgenden von der Legende des sogenannten Istubar handelt, beginnt eine Auseinandersetzung von Factem und die Beleuchtung von Documenten, die schon länger dem gelehrten Publikum bekannt, jetzt nun für eine wahrhaft wissenschaftliche Untersuchung reif sind. Einige der Texte sind im Original veröffentlicht, und die Fachgelehrten haben Zeit gehabt, sich selbst darüber ein unabhängiges Urtheil zu bilden.

Wer ist nun eigentlich dieser Istubar, der den Mittelpunkt so vieler Legenden bildet, die ihn theils persönlich betreffen, theils an seine Individualität episodisch angeknüpft werden? Auf jeden Fall eine göttliche und keine Menschengestalt, wie Ref. einst (Journal asiatique Febr. 1873) behauptete, ein Genius des Feuers. Diese Ansicht scheint auch Herr Smith »angenommen« zu haben. Die Erklärung genügt indessen nicht ganz, um alle mit dem mythischen Heros eng verbundenen Thatsachen zu erläutern. Die Figur erscheint als ein wandernder Held,

\*) Ein Hr. Referent des »Literarischen Centralblattes« glaubt aus einem für mich nicht unschmeichelhaften Grunde, ich brauchte nicht darauf zu bestehen, daß von mir gemachte Bemerkungen auf meinen, und nicht auf Anderer Namen, citirt werden. Wie Jemand sein literarisches Eigenthum wahren will, darüber ist doch er alleiniger Richter.

von noch unbekannter Abkunft, der mit dem König Humbaba in Streit geräth, ihn besiegt, von einem Weisen Heabani(?) belehrt wird, um die Göttin Istar freit, mit dem babylonischen Noah, dem Xisuthrus zusammentrifft, und sich von ihm die Kunde von der Sintfluth geben läßt. Er erscheint als Jäger, doch nicht ausschließlich als solcher.

Herr Smith hat die Fragmente der zwölf Tafeln der Istubarlegenden gesammelt, und sich dadurch ein bleibendes Verdienst erworben. Wenn er nun aber an dieselbe exegetische und historische Anknüpfungen macht, so zeigt er, daß er hier eine Aufgabe unternimmt, der er nicht gewachsen ist.

Hr. Smith hat sich darauf gelegt, in dem Istubar den biblischen Nimrod zu erkennen. Es wäre ja möglich, daß in der babylonischen Sage Istubar und vielleicht auch Nimrod dieselbe Rolle gespielt, wie Assur in Assyrien, daß der Namengebende ethnische Begriff schließlich als Gottheit verehrt wurde. Aber gar nichts beweist, bis jetzt wenigstens, diese Identification eines mythenhaften Heroen mit dem geographischen ethnischen Begriff, der in Nimrod verkörpert ist.

Das einzige Mal, wo Ref. die Ehre hat, nicht, gleich Hrn. Schrader, als mythische Person angesehen zu werden, ist eine Stelle, die auch von Nimrod handelt. Der Verf. weist als »untenable« zurück, daß irgend wie Nimrod eine geographisch-ethnologische Bedeutung habe, dieses sei den »Traditionen« über Nimrod entgegen, da ja doch in der Bibel Assyrien »das Land des Nimrod« genannt sei!!

Wir können entgegen, daß in der Genesis von Tradition hinsichtlich Nimrods absolut nichts

zu finden ist, was eine Individualität vermuthen ließe. Nimrod unterscheidet sich durch gar nichts von den anderen 73 Namen, die im 10ten Capitel der Genesis aufgezählt sind. Nimrod wird nicht mehr und nicht weniger als Individualität aufgefaßt, als alle andern Figuren, die ihn umgeben. Er ist nicht mehr persönlich als sein Vater Cusch, sein Onkel Mizraim und sein Cousin Zidon. Mit Nimrod beschäftigt sich der Bibeltext etwas eingehender, das ist der ganze Unterschied. Es liegt also ganz und gar nichts »unhaltbares«, in der von uns ausgesprochenen Bitte, sich doch mit dem Suchen eines babylonischen Königs Nimrod nicht aufzuhalten, da man ihn doch nicht finden werde. Nimrod ist einfach eine Personification des untern Euphratgebiets, Elam mit einbegriffen. Und deshalb findet man den Namen Nimrod im ganzen Alterthum nur unter den Königen der 22sten ägyptischen Dynastie, die alle echte susianische geographische Namen tragen, wie Sesonchis (susianisch Susunqu), Takellothis (susianisch Tiklat der Tigris).

Von Biblischen »Traditionen« hinsichtlich Nimrod wissen wir auch nichts; wir kennen aber genug spätere Ueberlieferungen, die allerdings, wie Hr. Smith richtig urtheilt, einem geographischen Begriff widersprechen. So haben wir selbst in Babylon, auf dem Ibrahim el Halil die Stelle gesehen, wo einst der gewiß nicht »geographische Begriff« Nimrod, den Abraham in den Feuerofen warf. Da nun dieses Factum wahr ist, weil wir die Stelle doch selbst besucht haben, so muß ja unsere Auffassung unrichtig sein.

Wir fänden es auch sehr zweckmäßig, wenn Hr. Smith uns die Bibelstelle citirte, wo Assyrien als »Land des Nimrod« figurirt.

Wir bedauern dieselbe nicht zu kennen. Von Nimrod spricht außer der Genesis, unseres Wissens nur noch Micha V, 5, und hier wird das Land Assyrien אֲשׁוּר dem »Land Nimrod« נִמְרוֹד entgegengesetzt. Es scheint doch nicht so »unhaltbar« zu sein, das Wort Assur hier als einen geographischen Begriff zu nehmen. Und wenn Assur einen geographischen Begriff ausdrückt, läßt sich dasselbe ohne Kühnheit auch von den parallelen Nimrod behaupten\*).

Hr. Smith macht auch ein weitgreifendes Argument aus einer vermeintlichen Ueberlieferung, die er bei seiner Unkenntniß des Urtextes selbst als eine abgemachte Thatsache auffaßt. Es ist keineswegs gesagt, daß Nimrod nach Assyrien gezogen sei und daß derselbe Ninive, Resen und Calah gegründet habe. Auch hierin soll Nimrod dem stubar gleichen. Nun steht dieses aber gar nicht so sicher da, wie Hr. Smith glaubt und wir neigen aus höchst triftigen grammatischen Gründen, der von »allen Traditionen« vertretenen Ansicht hin, daß dieses sehr sicher nicht dasteht. Wir glauben, daß nur eben X, 7, 8, 9, 10 sich auf Nimrod beziehen, und daß V. 11 nicht von Nimrod, sondern von Assur, als dem Erbauer Niniveh's spricht\*\*)

\*) Es scheint uns überhaupt schwierig, eine Bibelstelle anzuziehn, wo ein Eigennamen mit dem Wort אֲשׁוּר nicht ein Land bedeutet.

\*\*) Die bekannten Worte וּמִן־הָאָרֶץ הָיָא אֲשׁוּר können sich nur auf Assur beziehen. Denn spräche man von Nimrod, so müßte es heißen: וַיֵּצֵא מִן־הָאָרֶץ הָיָא. Gegen diesen Grund kann der Einwand, daß die neue Uebersetzung durch den »Anfang der Herrschaft« bedingt sei, nicht aufkommen. Denn das Nimrodvolk muß sich auch nach einer andern Seite,

ses ist auch mit der Deification Assurs durch die Niniviten zu vereinigen. Nach der Bibel ist Nimrod nur die Personification eines alten erobernden Jägervolkes, welches sich zuerst von Babylon, Erech, Akkad und Chalneb im Lande Sinear ausbreitete.

Von Eroberungen ist aber in der Istubar-legende nicht die Rede; auch ist keinesweges so gewiß, daß die bildlichen Darstellungen von dem Riesen, der einen Löwen unter dem Arme hält, sich auf Istubar beziehen, wie Hr. Smith dieses als unbestritten darstellt.

Was noch die Identification des Istubar mit Nimrod zweifelhaft macht, ist daß letzterer in der Genesis und wahrscheinlich doch auch in der analogen chaldäischen Legende, als nachsintfluthlich erscheinen wird. Dagegen ist Istubar ganz entschieden ein Wesen, dessen sagenhafte Existenz in die Zeit vor dem großen Kataklysmus zu setzen ist\*). Kennen wir den Heros also schon durch die griechischen Ueberlieferungen unter anderen Namen, so kann dieses, in diesem Fall, schwerlich ein anderer sein, als der erste Mensch der babylonischen Sagen, Alorus.

Wir folgen also nicht dem Hrn. Smith in seinen chronologischen Elucubrationen\*\*) und setzen

nach Süden und Osten ausgedehnt haben, und es ist doch mindestens auffallend, daß Assyrien genannt werden soll, und nicht Elam, Kossäa, wo sich noch sichere Spuren von Nimrod finden. Das ראשית ממלכתו hat weiter keine Folge.

\*) Wir sehen nirgends, daß Istubar, wie Hr. Smith S. 810 versichert, ein Nachkomme des Adrahasis (Xisuthrus) sei.

\*\*) Hr. Smith scheint sich gar nicht um die durch Anderer Forschung gemachten Fortschritte zu kümmern.



nicht mit ihm Istubar gegen 2250 v. Chr.; es scheint uns vollständig unhistorisch, einen so mythenhaften Heros in eine Zeit zu versetzen, aus der wir Wechsel und Contracte haben. Die von Hrn. Smith bezeichnete Epoche ist die der Elamitischen Herrschaft (2283—2059) wie ja aus einer von Hrn. Smith selbst entdeckten Zeitangabe zu ersehn ist. Auf den Alorus, der 470,000 Jahr früher lebte, passen manche andere der dem Istubar zugeschriebenen Eigenschaften, und auch er war aus Babylon, wie die Bero-sianischen Fragmente versichern.

Die ersten Tafeln handeln, wie gesagt, von den Beziehungen Istubars zu einem Wesen, das Hr. Smith und seine Nachbeter Hea-bani nennen und als einen menschlichen Weisen hinstellen. Er schreibt sich indessen An. En. Ki. Kak, ohne durch den Personen vorgesetzten senkrechten Namenskeil angeführt zu sein. Nun weiß ich freilich, daß WAI. II, 59, 51 An. En. Ki als eine Lesart des Gottes Hea figurirt; aber in II, 44, 75 steht auch Ki. Kak. birutav die Tiefe. Die Göttin von der Tiefe wird Allat genannt, hier scheinen wir den »Herrn der Tiefe« zu haben, und wir lesen deshalb Bel-birut, und sehen ihn nicht als eine menschliche Person an. Wie gesagt, die Bildung Hea-bani würde den senkrechten Keil verlangen, und das Individuum scheint wie Istubar, eine göttliche, wenn gleich sterbliche Figur zu sein.

So citirt er noch als Angabe des Simplicius, daß man von Alexander hinauf bis Semiramis 1903 Jahre rechne, nachdem Brandis und Martin nachgewiesen, daß nicht 1903, sondern 31,000 Jahre im Texte stehen und Ref. bewiesen hat, woher diese Fälschung kam. Cephalion und Ctesias, welchen letzteren Hr. S. Ktesius nennt, können hier nichts nützen.

In der Legende der sechsten Tafel verschmäht Istubar die Göttin Ister, die nach dem Tode des An-tur-zi, des Gottes Liblib (nach Hr. Smith Du-va-zu, was nicht möglich ist), Wittwe ihn verliebt ist. Die Göttin zornig über diese Verschmähung, läßt durch ihren Vater Anu ein Ungeheuer erschaffen, das aber Istubar und Belbirut erlegen. Nun fährt Istar zur Hölle, und diese Legende ist in der Höllenfahrt der Ister niedergelegt.

Hr. Smith hat das Verdienst, diese Sagen in den ganzen Fabelkreis des Istubar eingereiht zu haben; er giebt aber auch seine Uebersetzung, und hier glauben wir es dem gelehrten Publikum, wie der weiteren Leserwelt, schuldig zu sein, die Art zu beleuchten, in der Hr. Smith mit seinen Fachgenossen und den Leuten, für die er Bücher schreibt, fertig wird.

Seitdem Hr. Smith die erste höchst mangelhafte Uebersetzung gegeben, hat Hr. Fox Talbot eine andere geschrieben, von der aber philologisch gar nicht zu reden ist. Ferner hat Lenormann die seinige vorgeschlagen, auch Menant sich versucht, Schrader sein gewissenhaft sprachliches Buch veröffentlicht; und auch Ref. hat manche Unvollkommenheiten seiner verehrten Vorgänger berichtigen können. Wird man nun glauben, daß Alles dieses für den Verf. der Chaldean genesis gar nicht existirt! Er setzt den Lesern seine erste vollständig verfehlte Uebersetzung vor, und hat die Naivität zu glauben, daß das englische Publikum von Anderer Forschungen weder Notiz genommen hat noch nehmen wird. In seiner vollständigen Unkenntniß dessen, was der Leser und der Mitarbeiter verlangen kann, läßt er deren Arbeiten vollständig unberücksichtigt, namentlich um nur nicht

zu sagen, daß er Anderen auch einmal eine Ansicht entlehnen müsse\*).

Da den Lesern der G. G. A. die Höllenfahrt Isters zum Theil bekannt sein wird (s. 1874 Stück 30) ist es unnöthig, die ganze Smith'sche Uebersetzung, wie sie in diesem seinem Buche vorliegt, zu geben. Doch nehmen wir das schöne Zwiegespräch zwischen Allat und Istar heraus, und wir lassen den Leser über die, in dem populären Buche »begangene« Uebersetzung, selbst urtheilen. Die bessere Uebertragung war dem Hrn. Smith bekannt.

25 Der Wächter ging hinein und rief zu  
Ninkigal:\*\*) .

26 Dieses Wasser deine Schwester Istar ....

27 ..... Der großen Gewölbe .....

28 Ninkigal, als sie dieses hörte .....

29 Gleich dem Abschneider .....

30 Gleich dem Bisse eines Insektes .....

31 Wird ihr Herz es ertragen, will ihr Geist  
es ertragen .....

32 Dieses Wasser ich mit .....

33 Gleich Speise gegessen, gleich Krüge von  
Wasser getrunken .....

34 Laß sie trauern über die Gatten, die ihre  
Weiber verließen

35 Laß sie trauern über die Weiber, welche  
von dem Busen ihrer Gatten scheiden.

36 Laß sie trauern über die Kinder, die miß-  
rathen, die nicht zur Zeit geboren sind.

37 Geh Wächter, öffne ihm deine Pforte,

\*) Indessen vor einigen Jahren noch dankte Hr. S. dem Hrn. Birch öffentlich, daß er diesem die Kenntniß verdanke, daß der Genitiv im Gr. u sei, und daß οἶκος (sic) Haus heiße.

\*\*) Ninkigal wird durch ein Glossar (II, 59) durch Allat erklärt.

38 Und schließe sie ein, wie die früheren Besucher.

Es ist aber folgendes der Sinn:

25 Der Wächter ging und sprach zu Allat:

26 »Herrin von hier, Deine Schwester Istar  
(will eindringen).

27 »Sie achtet nicht die großen Verbote (der Unterwelt).

28 Allat, als sie dieses hörte, sprach:

29 »Wir sind gleich dem gemähten Gras, sie  
sind wie Erz;\*)

30 »Wir sind gleich dem verwelkten Kraut\*\*),  
sie sind wie der blühende Baum.

31 Sie bringt mir ja nur den Grimm ihres  
Herzens, bringt mir den Grimm ihrer Leber!«

32 — (Istar) »Herrin von hier, ich komme  
nicht um mit Dir (zu hadern)

33 »Wie Speise möchte ich mich selbst fressen (vor Kummer), wie Bäche Wassers  
mein (eigen Blut) trinken.

34 »Laß mich weinen\*\*\*) um die Helden,  
deren Festen ich verrieth,

35 »Laß mich weinen um die Weiber, die  
ihr Gatte verließ,

36 »Laß mich weinen um den Säugling (lakē),  
der vor der Zeit starb«.

37 — (Allat) »Geh Wächter, öffne ihr Deine  
Pforte,

38 »Und entkleide sie nackt, wie es die alten  
Gebräuche wollen†).

\*) Dort auf der Oberwelt.

\*\*) Kima sapat dasnini.

\*\*\*) Daß lubki die erste, und nicht die dritte Person ist, das weiß Hr. Smith so gut wie der Ref.

†) Kima billudē labiruti. Warum einschließen? Ein gesperrt wird Istra ja erst nachher durch Namtar.

(Hierauf folgt die allmähliche Entkleidung in den sieben Thoren).

Mit solchen vollends sinnlosen Uebertragungen und Versfragmenten ist das ganze Buch angefüllt.

Wir übergehen die allerdings auch nicht sehr klare Folge der Abenteuer des Gottes Istubar, um uns direkt mit dem Theil zu beschäftigen, der den Gipfelpunkt der großen Sage bildet, und auch die bedeutendste Tragweite hat, nämlich der Auseinandersetzung der Sintfluth-episode.

Herr Smith hat das bleibende Verdienst, den Helden dieser letzteren, Adrahasis mit dem Xisuthros des Berosus identifiziert zu haben. Er hat mit richtigem Blick die Elemente des phonetisch geschriebenen Namens Adra und hasis umgedreht, und gezeigt, wie aus dem so sich ergebenden Hasisadra *Ἡσσοῦθρος* hat werden können. Auffällig bleibt dennoch diese immer noch so sichere Metathese der Elemente des Wortes.

Wir müssen daher auch vergessen, daß der gewöhnlich ideographische Name von Hrn. Smith zuerst als Sisit gedeutet wurde. Die Deutung des Namens hat Hr. Smith jedoch nicht erkannt. Er liest sich UT. ZI, zuweilen UT. ZI (tim). Nun heißt UT auf ewig *matema* und ZI, ZI. *tiv* *napastiv* das Leben; das Ideogramm bedeutet also nur »ewig lebend«. Es ist dieses ein Eigenschaftsideogramm, keine Zusammensetzung, die den Sinn des Adrahasis wiedergibt.

Der Vater des Adrahasis ist auch durch ein Eigenschaftsideogramm repräsentiert; die phonetische Aussprache kennen wir nicht. Er beginnt mit einem sehr complicirten Zeichen, der Kidinu Gesetz bedeutet, und dann folgen drei Zeichen AN. TU. TU, der durchdringende Gott, der in einem Text »als Erzeuger der Götter, und Er-

neuerer der Götter« bezeichnet wird. Der Name heißt also: »Verbreiter des Gesetzes dieses Gottes« der vielleicht das Chaos ist, vielleicht Ap'su der Abgrund, die Leere. Vielleicht bedeutet das Ideogramm auch nur »Erneuerer des Gesetzes« oder Einführer des Gesetzes. Man hat den von Berossus, dem Vater des Xisuthrus gegebene Namen Otiartes hierin erkennen wollen, man hat Ubara an tutu gelesen, und vorausgesetzt, daß *OTIAP-THΣ* aus *OTIAPTHΣ* entstanden sei. Der Name kommt aber auch mit der Variante Ardates vor, und im Armenischen Eusebius steht Otirta. Es ist gar nicht abzusehn, aus welcher Urform der Name Otiartes entstanden ist, es ist ein unintegrierbares Differential.

Wir geben nun den Anfang der Smith'schen Uebersetzung der elften Istubartafel auf Englisch, da wir letzteres nicht übersetzen können, weil wir es nicht verstehen.

Sündfluthinschrift nach Smith.

1. Isdubar after this manner also said to  
Hasisadra the remote:
2. I consider the matter,
3. Why thou repeatest not from me to thee,
4. And thou repeatest not from me to thee\*),
5. The ceasing my heart to make war
6. presses (?) from thee, I come up after thee
7. ... how thou hast done and in the assembly  
of the gods alive thou art placed.

\*) Der Text ist so klar wie die Uebersetzung ohne Sinn ist. Wie kann Hr. Smith so etwas seinem Publicum bieten! Es heißt:

minatuka ul sanā kī yā tiva atta  
aetas tua non mutatur, sicut ego tu (es)  
au atta ul sanata kī yativa atta  
et tu non mutaris, sicut ego tu (es)

- 8 Hasisadra after this manner also said to  
Istubar;  
9 Be revealed\*) to thee Isdubar the covered  
story,  
10 And the judgement of the Gods be related  
to thee.  
11 The city Sarippak where thou standest not  
... placed,  
12 That city is ancient ... the gods within it  
13 ..... their servant, the great god  
14 ..... the god Anu,  
15 ..... the god Bel  
16 ..... the god Ninip  
17 and the god ..... lord of Hades  
18 Their will be revealed in the midst ....  
19 I his will was hearing and the spake to me:  
20 Surippakite, son of Ubaratutu  
21 ..... make a ship after this .....  
22 ..... I destroy (?) the sinner and life  
23 ..... Cause to go in it (?) the seed of  
life all of it to the midst of the ship  
24 ..... the ship which thou shall make,  
25 600 (?) cubits shall be the measure of its  
length and  
26 .. 60 (?) cubits the amount of its  
breadth and its height.  
27 ..... In to the deep launch it,  
28 ..... I perceived and said to Hea, my lord  
29 ..... The ship making which thou com-  
mandest me,

- 30 When I shall have made,  
31 young and old will deride me. (Sonderbar!)

Diese von uns abgeschriebene Uebersetzung  
ist aber nicht etwa eine interlineare; sie findet

\*) Luptēka ist die erste Person; es steht nicht lip-  
pateka.

sich wörtlich so in der Chaldean Genesis p. 263. Es ist unglaublich, was Hr. Smith dem Publicum zu bieten wagt, und was das Publicum so gut ist, für baare Münze anzunehmen.

Die Inschrift lautet nach uns so:

- 1 Istubar sprach hierauf zu Adrahasis, dem  
immerlebenden:
- 2 »Ich muß dich befragen Adrahasis \*)
- 3 »Deiner Jahre Zahl ändert sich nicht;  
hierin gleichest du mir,
- 4 »und du selbst änderst dich nicht; hierin  
gleichest du mir.
- 5 »Dein fester Entschluß ist dir gleich zu  
bleiben,
- 6 »(und du häufest nicht Altersschwächen \*\*)  
auf deinen Rücken.
- 7 »(Sage mir) wie du thatest, daß du in  
der Versammlung der Götter dein Leben  
verlängerst«.
- 8 Adrahasis sprach hierauf zu Istubar:
- 9 »Ich will dir eröffnen, o Istubar, das Ge-  
heimniß der Errettung,
- 10 »Und das Verhängniß \*\*\*) der Götter will  
ich dir verkünden.
- 11 »Es ist eine Stadt Surippak, die du kennst  
und deren Fürst (ich war),
- 12 »Diese Stadt ist alt, und kein Dienst der  
Götter war in ihr.
- 13 »(Doch war ich) der Verehrer der großen  
Götter.
- 14 »(Und es zürnte \*\*) Anu
- 15 »(Und es wollte ausrotten die Menschen \*\*) El

\*) Anaddalakumma.

\*\*) Natürlich conjectural, der Anfang mangelt.

\*\*\*) Hr. S. liest pisakti statt piristi.



- 16 »(Und es wollte vernichten)\*), Ben, Nirgal  
Ninip.  
17 »Doch (es erbarmte sich meiner) Hea, der  
Herr des Nichtseins,  
18 »Und diese Absicht verkündete er mir mit-  
ten (in der Nacht im Traume):  
19 »Er brachte Nachricht von der Vergeltung,  
und sprach zu mir:  
20 »»O Surippakite, Sohn des Otiartes,  
21 »»Du, mache ein Schiff, und vollende es  
(baldigst).  
22 »»Und wähle aus die Erstlinge des Samens,  
und rette das Lebende.  
23 »»Und bringe auf das Schiff den Samen  
des Lebendigen.  
24 »»Das Schiff, welches du bauen wirst,  
25 »»Ein Sar Spannen (3600 Spannen)\*\*) soll  
sein das Maß seiner Länge,  
26 »»(24) Soss Spannen (1440)\*\*\*) die Zahl  
seiner Höhe und Breite†).  
27 »»Dann lasse es treiben mitten im Ocean«.  
28 »Ich hörte dieses und sprach so zum Hea,  
meinem Herrn:  
29 »»Das Schiff, dessen Erbauung du mir so  
erklärt hast,  
30 »(Eilig nach deiner Vorschrift) will ich es  
bauen ††)  
31 »(Und es sollen mir helfen) die mannes-  
kräftigen und die Greise«.   
Man bemerkt überhaupt in dem ganzen Buch

\*) Natürlich conjectural, der Anfang mangelt.

\*\*) 3600 Spannen, 5 Stadien.

\*\*\*) Zwei Stadien, zweifelhaft.

†) Hr. Smith liest musalsa anstatt muraksa.

††) Es muß im Texte stehen anaku lubus, und nicht  
ibbus, wie Hr. Smith schreibt und übersetzt, ohne con-  
struiren zu können.

eine große Eile; Hr. S. würde die Unvollkommenheiten derselben mit ein wenig Ueberlegung selbst gefühlt haben. Ein Wort ist neben das andere gesetzt, gleichviel ob die Nachbarn zusammen passen. Z. B. er liest II, 25.

All I possessed the strength of it Silver; Es steht  
Mala isū esinsi kaspa

Quidquid in possessione fuit collegi id in argento,  
Und jede Seite wimmelt von Fehlern dieser Art,  
wie z. B. esinsi einfach durch das Aufsuchen von  
𐎧𐎶𐎵 im Lexikon erklärt ist, ohne zu bedenken,  
daß es ein Verbum ist. So ist l. 30

adanna su iqrida  
diluvium istud grave erit

übersetzt mit:

That flood of which; l. 36, bulukhta isi  
»laß fahren die Furcht« in der Anrede durch:  
fear I had.

Hier ist die Beschreibung der Sintfluth  
selbst nach Smith:

37 Ich trat ein in das Schiff und schloß meine  
Thüren

38 Um zu schließen das Schiff, dem Buzur-  
sadi-rabi\*) dem Bootsmann,

39 Gab ich den Palast mit seinen Gütern.

40 Ragmu — seri — ina — namari

41 erhob sich nun, von dem Horizont des  
Himmels ausgedehnt und weit.

42 Vul in dessen Mitte donnerte,

43 Nebo und Saru gingen voran,

44 Die Thronträger gingen über Berg und  
Ebene\*\*).

\*) So macht hier Hr. Smith aus einem Infinitiv puzur, dessen erste Person upazzir l. 14 vorkommt, den Eigennamen. Auch die Worte Ragmu (lese salmu) seri ina namari macht Hr. S. zum Eigennamen.

\*\*) Was heißt das? Das Wort heißt auch sonst erschüttern.

45 Der Zerstörer Neogal stürzte (overturned)  
(was ?)

46 Ninip ging voran und warf nieder,

47 Die Geister brachten Zerstörung,

48 In ihrer Glorie fegten sie die Erde.

49 Vuls Fluth reichte zum Himmel

50 Die glänzende Erde zu einer weiten Wüste  
war verändert.

Hier ist unsere Uebersetzung der übrigen  
schwierigen Stelle:

37 Ich trat ein in das Schiff, und verschloß  
die Thür,

38 Um das Schiff zu schließen, und den Raum  
zu vertheilen unter das Schiffsvolk.

39 Den Palast aber gab ich Preis, sammt  
seinen Schätzen.

40 Windstille war am Morgen,

41 Aber es erhob sich aus dem Grunde des  
Himmels eine schwarze Wolke.

42 In ihrer Mitte schwebte Ben (der Blitzgott)

43 Nebu und Bel schritten voran,

44 Sie schritten einher, erbeben machend  
Berge und Thäler.

45 Orkan schleppte Nergal nach sich,

46 Ninip kam und verbreitete Gewitterschwüle,

47 Die Annunaki (Geister der Unterwelt) ver-  
scheuchten die Lichthelle.

48 Mit ihren Fluthen bedeckten sie das Land,

49 Auf dessen Spitzen Ben den Himmel suchte,

50 Doch wie eine helle Wolke kehrte er nach  
unten zurück.

Die letzten Zeilen sind schwierig und unge-  
wiß, aber es ist zum Beispiel unbegreiflich, wie  
Hr. Smith nicht urpatu salimtiv, eine  
schwarze Wolke hat erkennen können.

Alle Uebersetzungen des Hrn. Smith haben  
denselben Character der äußersten Schwäche,

überall da wo nicht, wie in historischen Inschriften, eine Menge merkwürdiger Eigennamen seinen Funden Wichtigkeit verleihen. Kein Mann von Fach wird dieses Urtheil zu scharf finden. Es würde aber angesichts der finderischen (wir sagen nicht erfinderischen) Verdienste des Hrn. S. um die Assyriologie, bedeutend gemildert werden müssen, wenn er die jedem strebenden Manne gebührende Nachsicht durch die, unter Gelehrten übliche Achtung seiner Vorgänger und seiner Fachgenossen, seiner Meister und seiner Mitarbeiter, erkaufte hätte. Aber mit dem einmal gegebenen Verfahren hat der Verfasser auf diese Milde verzichtet, und hat nur Gerechtigkeit zu fordern.

Mit seinem unermüdlichen Fleiß, seiner bedeutenden Ausdauer, seinen ungewöhnlichen paläographischen Anlagen, namentlich aber wegen seiner bevorzugten Stellung im britischen Museum, wird die Assyrische Forschung hoffentlich noch oft dem Verfasser des Chaldean Account of Genesis verpflichtet sein.

Will er aber eine dauernde Stelle in der Wissenschaft einnehmen, und nicht nur als glücklicher Finder genannt werden, der dann bald andern ebenso begünstigten Suchern Platz machen wird, so möge er seines größeren Landsmanns Rawlinson Worte beherzigen, der vollständig dazu berechtigt, ihn »ernstlich ermahnte, seinen Fleiß künftig mehr den Anfangsgründen der Wissenschaft als deren höheren Zweigen zu widmen«, damit »Englands Antheil an den Fortschritten der Wissenschaft Schritt halten möge, mit dem was es einst versprochen«.

Paris, März 1876.

J. Oppert.

---

Hans Salat ein Schweizerischer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften. Herausgegeben von Dr. Jacob Baechtold. Basel. Bahnmaier's Verlag (C. Detloff) 1876. XII. 308 S.

Die vorliegende Schrift liefert einen höchst erwünschten Beitrag zu der Reihe von Special-Arbeiten über die Historiker des Reformations-Zeitalters, welche nothwendig jedem Versuch die Deutsche Geschichtschreibung jener Epoche im Zusammenhang zu behandeln vorausgehn müssen. Allerdings hat sich der durch mehrfache literar-historische Arbeiten bereits bekannte Herausgeber nicht sowohl die Aufgabe gestellt Salat's Hauptwerk, die Reformations-Chronik, kritisch zu beleuchten, als vielmehr eine möglichst vollständige Biographie des Luzerner Chronisten zu geben und seine kleinen prosaischen und poetischen Schriften, welche zum Theil nur in der Form von Mss. oder alten Drucken existirten, zu sammeln. Bei diesem Vorhaben ist der Herausgeber sehr wesentlich durch eigenes Finder-Glück und durch die Gefälligkeit eines anderen Schweizer Gelehrten unterstützt worden. Ihm selbst spielte ein glücklicher Zufall in der Nationalbibliothek zu Paris ein Ms. in die Hände, das sich als ein interessantes Tagebuch Hans Salat's erwies. Nächst dem stellte ihm H. v. Liebenau, Staatsarchivar in Luzern, das ganze reiche Material zur Verfügung, welches er seinerseits für eine Arbeit gesammelt hatte, die durchaus den gleichen Zweck wie die vorliegende erstrebt haben würde.

In dieser Weise sorgsam vorbereitet und durch die Theilnahme hülfreicher Fachgenossen begün-

stigt konnte das Werk eine Gestalt gewinnen, die allen Anforderungen billiger Kritik genügen wird. Das Leben, das Tagebuch und die Briefe Salat's, mit denen das Buch beginnt, gehören naturgemäß zusammen. Nach den neu eröffneten Aktenstücken wäre es noch viel schwieriger gewesen, die Biographie Salat's zu einer »Rettung« zu machen, als es schon früher der Fall war. Geboren 1498 in dem Luzerner Städtchen Sursee, vermuthlich der jüngste von vier Brüdern, deren zwei die Italiänischen Feldzüge mitmachten, erlernte Salat das Seiler-Handwerk, und daher kommt es, daß ihn die Akten nicht selten schlechtweg Hans Seiler nennen. Bald nach seiner zweiten Verheirathung siedelte er nach Luzern über, 1521 wohnte er schon daselbst, und es darf kaum bezweifelt werden, daß er schon damals das liederliche Leben geführt hat, das ihm, nach den naiven Selbst-Bekenntnissen seines Tagebuches zur anderen Natur wurde. Er folgte der eigenen Neigung und den Traditionen seiner Familie, indem er Handgeld als Reisläufer nahm und von 1522—27 sechs Feldzüge mitmachte, die ihn in die Lombardei, in's Engadin und Veltlin führten. Er erscheint im Amte eines Feldschreibers, wie ihn denn das Maß von Bildung, das er sich zu eigen gemacht hatte, zur Ausfüllung eines solchen Postens besonders befähigte. Auch in der Heimat, die ihn sofort unter den Gegnern der Reformation erblickte, erlangte er nach seiner Rückkehr solche Stellen, die eine gewisse Feder-Gewandtheit und Gelehrsamkeit in ihrem Inhaber voraussetzten. Man beschäftigte ihn in der Staatskanzlei, übertrug ihm das Amt eines Gerichtschreibers, bewog ihn zur Abfassung seines großen Geschichtswerks, das immerhin einen halb officiellen Charakter trägt. Seine literarische

Thätigkeit breitete sich überhaupt um so mehr aus, je größeren Antheil er selbst an den allgemeinen Angelegenheiten zu nehmen veranlaßt wurde. Den Hasle-Zug von 1528, den ersten und den zweiten Kappeler-Krieg machte er mit, den letzten als Schreiber des Luzernischen Schultheissen Hug, der die Expedition in's Freiamt befehligte.

Das leidenschaftliche, satirische Gedicht »Der Tanngrotz«, das nebst zwei Liedern »vom Krieg« und »vom Zwingli« 1531 erschien, trug ihm auf die Klagen der Berner und Züricher hin kurze Verhaftung ein und provocirte Bullinger 1532 zu einer prosaischen Entgegnung dem »Salz zum Salat«, die indessen damals nicht gedruckt wurde. Salat seinerseits legte seinen ganzen Ingrimm 1532 in den unglaublich rohen Deutschen Knittelversen seines ebenfalls damals, wie es scheint, nicht veröffentlichten »Triumphus Herculis Helvetici« nieder, versuchte sich in der beliebten Manier tendenziöser Gebets-Parodien und widmete sich daneben seinem Geschäft als Staatsbeamter und Historiograph. Eine Kopie des Luzerner Stadtrechts, der eidgenössischen Bundesbriefe u. a. m. verdankte man seiner Hand, seine Beschreibung des Zuges über den Brünig ward 1534 vollendet, seine Chronik 1536, wie er selbst in seinem Tagebuch (S. 52) bezeugt. Ein Jahr darauf erschien sein Volksbuch über »Niklaus von der Flüe«, dem er eine lateinische Arbeit des Lupulus zu Grunde legte und das »Biechlin in Warnung Wüss an die XIII Ort etc.«, eine poetische Mahnung, »Eid und Pünd« zu halten. Dabei betrieb der gewandte Mann gelegentlich auch wundärztliche Praxis, die er erlernt hatte und bemühte sich dramatische Auführungen zu veranstalten, die freilich keine lite-

rarischen Spuren hinterlassen zu haben scheinen. »Paris Traum« hatte er, seinem Tagebuch zufolge schon 1530 »gespielt«. »Historiam Judit« verwehrte man ihm Ostern 1534 »zu spielen«, dagegen konnte er zu 1538 bemerken: »Am ostermittwochen und donstag regiert ich den passion, ward fast wol gespilt mit wenig fäler« etc. Auch eine Reise nach Lyon 1539 (nicht 1538, wie B. in der Biographie sagt) wird von ihm erwähnt.

Allein andere Lebens-Ereignisse, deren er gedenkt, sind nicht so harmloser Natur. In Folge seines wüsten Lebens tief verschuldet, des Betrugs überführt, mit Haft bestraft, wurde Salat Ende 1540 seines Amtes schimpflich entsetzt und trieb sich, von den Seinigen verlassen, oft durch Krankheit geplagt, seitdem von Ort zu Ort umher. Man findet ihn 1542 als Französischen Söldner vor Perpignan, 1543 nacheinander als Lehrer zu Sursee, dann in Sempach, darauf wieder gelockt durch Französisches Gold als Kriegermann in der Picardie. Nur kurze Zeit hielt er es in der Heimat aus, wo ihn der Freiburger Rath durch Einräumung einer Schulstelle zu fesseln suchte. Schon im Juli 1544 zog er als Feldschreiber Niklaus Fleckenstein's von Luzern vor Calais, das letzte Mal, daß er das Soldaten-Leben mitmachte. Aus dieser späteren Periode seiner abenteuerlichen Wanderjahre sind leider zwei Lieder, die er seinem Tagebuch zufolge gedichtet hat, bisher nicht wieder aufgefunden worden. Nur das Lied vom »Zug in's Picardy« ist bekannt. Um so erwünschter ist es, daß sich im Luzerner Archiv ein Brief Salat's, während des Feldzugs von 1544 an Schultheiß und Rath der Stadt Luzern abgesandt, erhalten hat. Durch diese Relation über die bisherigen Erlebnisse der Söldnerschaar suchte Salat mit seinen alten Herren wie-



der anzuknüpfen. Auch nach Freiburg zurückgekehrt, ließ er nicht ab in mehreren Briefen zu bitten ihm wieder »ein kleinfüg örtli und stand« unter den Dienern der Stadt zu geben. Er hatte sogar die Keckheit zu drohen, daß er andernfalls den lockenden Anerbietungen »der widerpart unsers glaubens« folgen müsse, obwohl er in demselben Athem hinzufügte, er wolle »ein warer crist und Lucerner (mit gotz hilff) sin, blyben und sterben«, wenngleich ihn »der Türgk gfangen hiellte«. Indessen der Lucerner Rath wollte mit dem lockeren Gesellen nichts zu thun haben. Aber auch in Freiburg erregte er durch Aufführung eines »üppigen und unlydenlichen spils«, bei dem seine Schüler mitzuwirken hatten, großen Anstoß und wurde seiner Lehrer-Stelle enthoben. Seitdem ernährte er sich als Arzt, bis sich ihm 1551 die Möglichkeit eröffnete in's Luzerner Gebiet zurückzukehren. Eine pikante Correspondenz giebt uns noch von einem ärgerlichen Handel Kunde, der ihm aus der Ansprache um eine rückständige Kopir-Schuld erwuchs. Ueber den 28. Januar 1552 hinaus läßt sich nichts von dem leichtlebigen Literaten berichten, Ort und Zeit seines Todes sind uns gleich unbekannt. — Es wäre erfreulich gewesen, wenn der Herausgeber sich hätte entschließen können die interessante Biographie Salats, deren Hauptpunkte im Gesagten hervorgehoben worden sind, durch eine eingehende Würdigung seines literarischen Charakters zu beschließen. Dem Historiker vor allem hätte durch eine genauere Kritik der Chronik ein großer Dienst geleistet werden können, und diese Arbeit bleibt noch immer zu machen. Daß nächst dem Tagebuch auch die gesammte erhaltene Salat'sche Correspondenz zum Abdruck gekommen ist, wollen

wir dem Herausgeber nicht verübeln, indessen wird man für die Erklärung schwer verständlicher geographischer Bezeichnungen in den Briefen einige Erläuterungen vermissen.

Es folgen demnächst kritisch bearbeitete Abdrücke der genannten kleineren poetischen und prosaischen Erzeugnisse der Salat'schen Feder, ausgenommen das Memorial über den Haslizug. H. Bächtold hat sich keine Mühe verdrießen lassen die zerstreuten Stücke zusammenzubringen, mit einem Varianten-Apparat, sprachlichen und sachlichen Noten zu versehen und gelegentliche Verbesserungen gegenüber den Behauptungen anderer Forscher anzubringen. Er konnte nicht vermeiden sich mit v. Liliencron: Die historischen Volkslieder der Deutschen No. 429, 430, 502 zu berühren und er führt S. 120 gegen ihn den Beweis, daß auch das »Lied vom Krieg« entschieden von Salat herstamme. Im Anhang wird uns zum ersten Male Bullinger's Schrift »Salz zum Salat« geboten nach einem Ms. der Zürcher Stadtbibliothek. Die Genauigkeit der Beschreibung der Schlacht von Kappel verleiht dem Schriftchen, das von Bullinger in seiner Chronik stark benutzt wurde, einen speciellen Werth. Hieran reißen sich bisher übersehene Vorworte zu Salat's Chronik aus einem Codex im Besitze des H. Prof. Segesser zu Luzern, wie denn überhaupt S. 36, 93, 95, 120 etc. gelegentlich diese und jene Notiz das Salat'sche Hauptwerk besonders trifft. Von den Aufzeichnungen des Zürcherischen Stadtschreibers Werner Biel (Archiv f. d. Schweiz. Ref. Gesch. 1876 III. 676) auf die noch bei Gelegenheit des »Salz zum Salat« hätte verwiesen werden mögen, konnte der Herausgeber noch keinen Gebrauch machen. Zu der Wortklärung von »Frigheitsbub« (S. 228 Anm.) s. man noch Basler Chroniken I. 62. — H. Bächtold stellt im Vorwort eine Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz vorläufig bis zum 18 Jahrhundert in Aussicht. Wir wollen hoffen, daß er diesen schönen Plan verwirkliche und bezweifeln nicht, daß die Aufnahme seiner jüngsten Leistung ihn dazu ermuthigen werde.

Bern, 13. Mai 1876.

Alfred Stern.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 29.

19. Juli 1876.

Nach den Victoriafällen des Zambesi von Eduard Mohr. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt und Chromolithographie und einer Karte, die Reiseroute angehend, nebst einem astronomischen, einem commerciellen Anhang vom Verfasser und einem geognostischen von Adolf Hübner: die südafrikanischen Diamantenfelder. Leipzig, Verlag von Ferdinand Hirt und Sohn. 1875. XVI, 330 S. und VIII, 214 S. gr. Oktav.

Die unter Leitung des viel verdienten Dr. Breusing stehende Steuermannsschule in Bremen darf wohl stolz sein, einem Manne wie Eduard Mohr seine fachmäßige Ausbildung gegeben zu haben. Aber es ist überhaupt ein freudiges Zeichen der Zeit, daß sich der Deutsche nicht mehr mag bloß in fremdem Sold auf Entdeckungsreisen schicken lassen, daß er, etwa von der Lust am Leben in der ungebrochenen Freiheit der Wildniß in die Ferne gerissen, dort nicht nur in jeder Beziehung auf eigenen Füßen steht und durch Muth und ausdauernde Thatkraft sein Anrecht beweist, ein Abenteurer im

altgermanischen Sinne zu heißen, sondern mitten unter selbstgewollten Gefahren — der Wissenschaft gedenkt.

Als einen solchen Kühnen und Getreuen müssen wir den Verfasser der vorliegenden Bände rühmen. Er war kein Neuling im Reisen, als er die darin geschilderte Expedition 1869 antrat; auf den Wogen der Weltmeere hatte er bereits manches Mal seinen Mann gestanden, und südafrikanischer Sport hatte ihn schon 1866 ins Zululand gelockt. Ein südafrikanischer Heuglin, hatte er nach der Heimkehr ins Vaterland keine Ruhe. »Ich hatte — so sagt er von sich selbst — aus jenem verhängnißvollen Zauberbecher getrunken, den die Circe kredenzt, die über ein wechselvolles und phantastisches Wanderleben wacht, ein Dasein, welches meinen Neigungen so sehr entspricht«. Mächtig regte sich alsbald in ihm wieder die Sehnsucht nach den wildreichen Ebenen zur Seite der Kalambas, nach der Romantik des Lagerlebens, »wo Nachts der donnernde Ruf des Löwen zu uns herüberdringt, wenn des Südens Sterne flimmern«.

Bei dieser zweiten Ausfahrt ins südliche Afrika trieb ihn aber auch ein wissenschaftliches Streben, »den Geographen meines Vaterlandes für ihre Karten gutes Material zu liefern«, wie er es in seiner bescheiden anspruchlosen und, wie man überall durchfühlt, unerheuchelt patriotischen Sinnesart nennt.

Er hat das Erstrebte vollauf erreicht; aber mehr als das: er hat uns in Vorliegendem ein der besten Gemälde von Land und Leuten Südostafrikas entworfen. Wahr und klar hat er seine Erlebnisse und Eindrücke im Anschluß an ein ausführlich und gewissenhaft unterwegs ge-

führtes Tagebuch geschildert; vortreffliche Bilder erhöhen die Anschaulichkeit seiner Schilderungen, die vier Chromolithographien sind werthvolle Nachbildungen von Skizzen des bekannten englischen Malers Thomas Baines, den Mohr im Transvaal traf.

Das Anfangskapitel bietet allerdings zu ausschließlich Erzählungen persönlicher und dabei nicht weiter interessanter Erlebnisse von der Einschiffung in Bremerhaven bis zur Ankunft in Kapstadt. Man weiß nicht, wozu die Schulbuchsbemerkung, daß Kap Agulhas die Südspitze Afrikas sei, nicht das Kap der guten Hoffnung, oder wozu die Angabe von der phönizischen Umfahrt unter Necho, die Herodot selbst zu bezweifeln scheine (?).

Gleich das nächstfolgende Kapitel kommt aber zur Sache. Wir erhalten darin eine kurze, jedoch sehr gut orientirende Landeskunde von Natal in seinen klimatologisch so auffallend contrastirenden drei Stufen, von dem Küstengürtel, wo es noch kurzstämmige Palmen gibt, bis zu den im Winter bereiften Schaftriftflächen entlang den Drakenbergen.

Vom dritten Kapitel ab beginnt der eigentliche Reisebericht. Hier soll nicht auszugsweise nacherzählt werden, was derselbe enthält über das farbenreich beschriebene, an spannenden Begegnissen reiche Wanderleben in den Steppen der Boeren dies- wie jenseit des Vaal, in den streckenweise noch nie von einem Europäer vorher betretenen Urwäldern bis zu dem majestätischen Wassersturz des Zambesi, endlich wieder zurück aus dem wilden Land zu den Stätten der Ansiedler, wo unseren Reisenden die Freudenbotschaften der deutschen Siege von 1870 empfangen als herrlichster Heimathsgruß. Kurz

soll nur umschrieben werden, was die Wissenschaft hierbei bereichert.

Eduard Mohr hat zunächst mit rühmenswürdiger Sorgfalt Längen- und Breitenbestimmungen in Gegenden Südostafrikas vorgenommen, wo es uns zwischen der Grenze von Natal und dem Zambesi entweder noch ganz fehlte an solchen, oder wo doch die Fixirung des Kartenbildes nur auf Beobachtungen zweifelhafter Sicherheit beruhte. Selbst Mauch's Längenbestimmungen gehören in Folge der Mangelhaftigkeit seines Beobachtungswerkzeugs, wie man ja nunmehr weiß, zu den letzteren. Der Physik der Erde werden auch Mohrs genaue Berechnungen von Beobachtungen magnetischer Misweisung an 15 Orten des durchreisten Länderraums durch einen, Ablesungen bis auf halbe Grade zulassenden, Azimuth-Compaß zu gute kommen. Vorzugsweise liegen aber die Verdienste des wackeren Reisenden auf dem, wie bereits erwähnt, von vorn herein hauptsächlich von ihm ins Auge gefaßten Gebiet exacter Grundlegung der Karte Südostafrikas. Hierhin gehören auch die durchweg klar gehaltenen topographischen Darstellungen seines Berichts und die Höhenbestimmungen, von denen nur gleich im Eingang hätte gesagt sein sollen, daß sie sämmtlich nach englischem Fußmaß gemacht sind. Bei Vergleichen der neusten Spezialkarten, auch der kürzlich erst erschienenen »Original map of the Transvaal or South-African Republic by Merensky« im 5. Heft des 1875er Jahrgangs der Berliner Zeitschrift für Erdkunde, die sich gerade mit auf die astronomischen Bestimmungen Mohrs beruft, fiel dem Referenten z. B. die Nichtbeachtung der Mohr'schen Angabe über den 4 Meilen langen unterirdischen Lau

des Mooi-River auf, der immer noch so gezeichnet erscheint, als zöge er im Norden von Wonderfontein vorüber, während Mohr keinen Zweifel daran läßt, daß das unheimlich düster die feenhaften Tropfsteingrotten des »Wunderborns« durchfließende Wasser kein anderes als das des Mooi-River selbst ist, der bei Hole Fontein bereits in die Kalkschluft versinkt.

Die vorzüglichsten Stellen des Reiseberichts sind natürlich diejenigen, wo uns der Verf. das Thierleben Südostafrika's schildert. Bei ihnen fühlt man sein eigenes Interesse am regsten, und sie entbehren nie des Stempels zoologischer Sachkunde, waidmännischer Belauschungsschärfe, glücklicher Weise auch nie den der vollsten Wahrheit. Aus Natal sind Löwe und Elephant verschwunden, auch Strauße machen nur selten und nur ganz vereinzelt Streifzüge über die Drakenberge. Hinter diesen jedoch bot sich unserem Nimrod ein unendliches Revier für die Jagd: in den Steppen auf die vielgestaltigen Antilopen und Quaggas, im Schilfsaum der Flüsse und im Walde, soweit nicht Elephantenheerden durch krachendes Niederbrechen des Gehölzes alles andre Wild verscheucht hatten, auf Panther, Löwe, Kafferbüffel und Nashorn. Die arge Gefahr, die auch in südafrikanischen Flüssen von Krokodilen droht, erhalten wir insbesondere beim Limpopo bestätigt, der also mit Grund seinen Namen führt. Von dem jetzt schon in schnellem Aussterben begriffenen Flußpferd bringt eine hübsche Einlage Darstellung seines täglichen Treibens. Bis an den Zambesi kommt ab und zu Gelegenheit Heerden der schwarzen Baboon-Affen zu belauschen, die den Maisfeldern der Transvaal-Bauern so gern über Nacht die Ernte rauben. Seltner wird über Or-

nithologisches gehandelt, z. B. über den merkwürdigen Textor erythrorhynchus, der, von den Insecten auf dem Rücken des Büffels lebend, letzteren durch Schrei und Flügelschlag vor Gefahr warnt, und selbstverständlich über den Strauß, dessen Jagd wie die auf den Elephanten in den dortigen Kafferstaaten Regal ist. Schlangen- und Insektenkunde findet nur so weit Berücksichtigung, als hervorstechende Charakterzüge des Landes darauf führen. Interessant ist die Angabe, daß am Umchlali in Natal riesengroße Pythonschlangen auf den Zuckerplantagen gehalten werden gegen Ratten und Mäuse. Auf Beachtung der wichtigen Verbreitungsgrenze der Tsetse-Fliege in der Nähe des Zambesi wurde Mohr nachdrücklichst hingewiesen, da er seine Ochsen gespanne vor Erreichen dieser Grenze ( $19^{\circ} 11'$  s. Br. stehen lassen mußte. Dem gut deutschen Wort Kerbthiere wünschte man wohl gern den Sieg über das unnütze Fremdwort Insekten; beide Ausdrücke als begriffsverschieden zu gebrauchen (wie hier I, S. 51 geschieht) ist indessen unstatthaft.

Botaniker von Fach ist E. Mohr nicht; aber seine landschaftlichen Schilderungen zusammen mit seinen meteorologischen Bemerkungen aus einem noch so wenig untersuchten Gebiet sind der Pflanzengeographie gewiß willkommen.

Ueberall, vom Renanpaß bis zum Zambesi, traf unser Reisender scharfe Trennung des Jahres in eine trockne und in eine Regenzeit und, zumal während der ersteren, auf den steten Plateauhöhen von über 3000 bis über 400 heftige Schwankungen der täglichen Temperatur zwischen echt tropischer Hitze (trotz verminderter Mittagshöhe des Sonnenstandes) und eisbender Kälte während der nächtlichen Au



strahlung bei so dünner, dunstfreier Luft; selbst unter  $19^{\circ} 20'$  d. Br. erlebte er in der Nacht vom 22. zum 23. Juli Reif. In dieser trocknen Zeit wehten anhaltende Südostwinde, ohne Zweifel der südhemisphärischen Passatströmung zugehörig. Gegen Ende September begannen unter dröhnenden Wirbelstürmen nordwestliche und westliche Winde jene südöstlichen abzulösen, und gleichzeitig befeuchteten die ersten Regenschauer die dürstende Flur. Genau mit der Annäherung der Sonne an den Zenithstand erfolgten dann, Nachmittags oder um Sonnenuntergang, die eigentlichen Tropenregen unter den großartigsten elektrischen Entladungen. Wenige Breitengrade nördlich des Wendekreises beobachtete übrigens Mohr doch bereits eine deutliche Scheidung in zwei Hauptregenzeiten, entsprechend dem zweimaligen Eintritt der Sonne ins Zenith. Im April scheinen die letzten Güsse zu geschehen.

Demgemäß zeigt denn auch die Landschaft in dem ganzen durchwanderten Gebiet vorwiegend Savannencharakter und große Eintönigkeit. Auch da, wo Holzwuchs keineswegs fehlt, ist immer das Flußufer allein ausgezeichnet durch zusammenhängenden und hochstämmigen Wald, so gut am Zambesi wie am Limpopo und Vaal. Im Oranje-Freistaat und im südlichen Transvaal verkünden über unabsehbare Grasflächen hinweg künstlich erzeugte Baumwuchsoasen die weithin zerstreuten Ansiedelungen der Boeren. Um die strohgedeckte Behausung spenden Bäume aus drei fernen Welttheilen Frucht und Schatten: Pfirsiche, Mandeln, Granaten, Orangen und Citronen reifen neben hochragenden australischen Gummibäumen und neben nicht näher bezeichneten Baumarten der südöstlichen Vereinsstaaten

von Nordamerika; dabei blühen am Hause Bohnen und Erbsen, und der Weiterausdehnung des jetzt hier noch eng umgrenzten Weizenbaus verspricht unser Verfasser auch in diesen außertropischen Landen eine schöne Zukunft, da die Regenfülle durchaus für den Feldbau genüge, nur eine künstliche Berieselung dem zu raschen Ablauf des Regenwassers in die tief einschneidenden Bach- und Flußrinnen entgegen zu arbeiten habe.

Bereits am 26. Parallelkreis läßt die westöstlich streichende Kette der Magalis-Berge in Folge des Schutzes, den sie gegen die rauheren Süd- oder Südostlüfte leistet, tropische Vegetationsformen anfangen. In paradiesischem Pflanzenschmuck prangt schon die Umgebung des kleinen Rustenburg; in der harzreichen Rinde der zu mäßigen Waldungen vereinigten Mimosen wachsen, von den Vögeln dahin verschleppt, oft 2—3 andre Baumarten. Weiterhin begegnen zwar noch oft weite Striche höchstens mit dornigem Gesträuch bewachsen, so am Sirorume, wo, genau unter dem südlichen Wendekreis, die Regenzeit nur 6—8 Wochen dauert. Werthvoll ist Mohrs Nachweis über die weite Verbreitung der endlosen Mopani-Wälder in den Gegenden zwischen dem Limpopo und dem großen Wasserfall des Zambesi. Denn in dieser trocknen Jahreszeit, wo hier bisweilen Tagereisen weit kein Wasser zu finden, die Flüsse zu australischen Creeks werden, erinnert die Landschaft an die Dürre Australiens, und kein Baum Afrikas ist diesen Zuständen einer heißen und trocknen, also durch Steigerung der Verdunstung den Pflanzen furchtbar das Wasser entziehenden Luft australischer angepaßt als jene seit Livingstone aus der benachbarten Kalahari uns bekannte

Bauhinie mit ihren dunkelrothen, die Ränder, nicht die Oberfläche, nach oben und unten kehrenden Doppelblättern.

In der von Mosilikatse im Norden seines Reichs gegen den Zambesi hin geschaffenen Wildniß überraschte »eine Art wilder Wein«, der mit armdicken Reben und blauen Beerenbüscheln den Boden überzog. Ebenda werden auch die Baobab erwähnt; wir erfahren zwar nicht genauer, wo ihre (an der Küste unter 25° gelegene) Südgrenze hier zieht, hören jedoch, daß sie erst da am Guay häufiger werden, wo dieser sich (nahe dem 18. Parallelkreis) durch die nach ihm genannten Berge zum Zambesi Bahn bricht. Als Mohr diese Gegend im Juni besuchte, boten die Baobab wie viele andere Holzgewächse einen ganz winterlichen Anblick: sie waren entblättert, während wieder andere Bäume und Sträucher ihr Laub herbstlich verfärbt hatten, selbst die Aloe bräunlich verschrumpfte. Nur eine Stelle bildet auch in dieser Zeit eine frischgrüne Insel in fahlfarbner Flur: der »Regenwald« in unmittelbarer Umgebung der Victoriafälle, wie in unberechtigter Mehrzahl der 400' tiefe Sturz des Zambesi genannt wird. Ohne mannigfaltig zu sein, prangt hier, unabhängig von dem Stande des Tagesgestirns, in indischer Tropenfülle, weil ununterbrochen von den zerstiebenden Schaummassen des  $\frac{1}{4}$  Meile breiten Sturzes befeuchtet ein immergrüner Hain von Baumfarnen, Bambusen und Palmen, durchflochten von Lianen. Das Verbrennen des dünnen Grases ist in den tropischen Savannen wie in der Grassteppe jenseit der Kalambas Sitte, und auch hier weckt schon der erste Frühlingsregen labendes Grün, in dem alsbald Lilien- und Amaryllisblüthen auftauchen,

an feuchterem Gelände die schlanke Calla sich erhebt.

Die Völkerkunde wird in dem vorliegenden Werk nicht gerade mit neuen Thatsachen bereichert, empfängt aber bei mehrfacher Gelegenheit schätzbare Gaben in treffenden Schilderungen, bisweilen auch in kurzen beiläufigen Vermerken. Die laut gewordene Ansicht, daß der Niederländer in der südafrikanischen Sonne hellhäutig bleibe, überhaupt kaum sich verändere, wird von Mohr anscheinend absichtslos, aber gründlich widerlegt. Von den drei Söhnen eines Boeren »reiner Abstammung« in dem Oranje-Freistaat heißt es (I, 98): ihre Augen waren schwarz und die Gesichtsfarbe durch die Strahlen der südlichen Sonne stark gebräunt. Als neugierig und phlegmatisch werden sie uns geschildert diese südafrikanischen Abkömmlinge unserer Holländer, wie sie im breitrempigen Hut, in plump zugeschnittner Weste und Hose, absatzlosen selbstgefertigten Lederschuh hinter dem Pflug gehen oder beim lieben Kaffee sitzen; aber dennoch sind sie in diesem Lande reich lohnender Jagdbeute äußerst gewandte und höchst passionirte Jäger geworden, »weiße Indianer«, wie Mohr sagt.

Aehnlich treffend ist der Ausdruck für die Buschmänner als »die Zigeuner Südafrikas«. Denn was uns hier berichtet wird von dem versprengten Vorkommen dieses unstäten uralten Jägervolkes in dem Grenzstreifen zwischen dem kleinen Reich des 1873 gestürzten Matscheen und dem größeren Matebele-Reich, dann wieder in dem schon erwähnten Wüstengürtel, mit dem sich letzteres im Norden umgeben, erinnert bestätigend an die bekannten Erörterungen in Schweinfurth's Reisewerk. Die Matebele sind

tapfre, kriegslustige Zulu geblieben, während die in der alten Küstenheimath verharrenden Zulu in der langen Friedenszeit aus Kriegern Hirten wurden. Mohr hatte Schwierigkeit, Eintritt ins Matebele-Land zu erlangen, denn eben war Mosilikatse gestorben, und ehe die Induna sich zur Einsetzung seines Sohnes Lumpengula verstanden, wagte man überhaupt nichts zu erlauben, ja die Unterthanen trauen sich in solchem Interregnum kaum dem Fremden eine Ziege zu verkaufen, weil ohne Gutheißen des Fürsten selbst eine derartige Veräußerung der eigenen Habe nicht verstattet ist. Ein recht hübsches Bild zeigt uns das Aussehen der Matebele »wenn sie die Federn angelegt«, wie diese mit Straußenfedern Haupt und Brust schmückenden Kriegsmänner das Rüsten nennen. Mit voller Anerkennung ihres unverdrossenen Fleißes verweilt unser Verfasser aber auch bei den durch den Einbruch dieser Zulu-Matebele-Kaffern so hart betroffenen beiden Völkerschaften, den Machona und Makalakka (oder Marririmo). Jene wurden gen Norden verdrängt, haben jedoch im Süden des heutigen Gebietes der Matebele durch tiefe in den Granit geschlagene Gruben und massive Mauerlinien dauerndes Andenken ihres Schaffens hinterlassen; sie zeichnen sich wie die Makalakka, die zinsenden Kornbauern der Matebele-Herrn, durch fleißige Feldbestellung und besonders durch Herstellung eines trefflichen Eisens aus. Beide werden wir wohl Bechuanastämme nennen dürfen; von den Makalakka wenigstens versichert Mohr, ihre Sprache unterscheide sich nur dialektisch von der eigentlichen Bechuansprache. Unsere Karten verlegen die Wohnsitze der Makalakka regelmäßig nordöstlich vom

Tatfluß; sie sind dagegen von Mohr vielmehr nordwestlich desselben gefunden worden.

Auch von den Basutos theilt uns unser Verf. erfreuliche Beweise des Erblühens friedlicher Beschäftigung und höherer Gesittung mit; seitdem ihr Krieg mit den Boeren durch Englands Vermittlung beigelegt und das Land darauf größtentheils unter das Kapgouvernement gestellt worden ist, weiden wieder Schafe und Rinder auf den grasreichen Hügeln, der Pflug tritt an Stelle der primitiven Hacke wie massiver Hausbau die bisherige Strohütte verdrängt, denn ähnlich wie Californiens Gold Chiles Weizenbau wachrief, hat die Nachfrage der Diamantenwäscher am Vaal den Getreidebau der Basutos emporgebracht, und Hunderte von klobigen Ochsenwagen kommen nun herein, um Korn einzuhandeln.

Die Freiheit der beiden sogenannten Republiken secessionistischer Boeren würdigt der Verf. gewiß richtig, wenn er sie als eine sehr papierene betrachtet, da die Waffeneinfuhr dahin nur durch natalische oder Kaplandhäfen vermittelt wird, und einheitliche Schritte durch das arge Zerstreutwohnen der Boeren kaum zu ermöglichen wären. Bei mangelnden Zählungen ist unsre Kenntniß der dortigen Bevölkerungsmenge zwar sehr ungenügend, wenn indessen die von Mohr mitgetheilte Schätzung der Familienzahl im Transvaal auf 4500, wie anzunehmen sein möchte, annähernd das Richtige trifft, so kommt noch nicht einmal auf jede Quadratmeile daselbst ein Boeren-Gehöft. Gleichwohl dürfte die bei Behm-Wagner (»Bevölkerung der Erde« II, 58) nach Jeppe wiederholte Zahl von 25 bis 30,000 weißen Bewohnern nicht zu hoch gegriffen sein, denn Mohr erzählt uns, daß 10 und

mehr Kinder in einer Boerenfamilie zu finden gar keine Seltenheit sei.

Angehängt ist dem zweiten Bande des Mohr'schen Werkes außer einigen Ein- und Ausfuhrlisten, betreffend Port Durban, Kapstadt und das die Kapstadt so rüstig in seiner Handelsbewegung überflügelnde Port Elizabeth, jene geologische Abhandlung seines Reisegefährten Adolf Hübner aus Freiberg über die südafrikanischen Diamantenfelder, welche Petermanns Geographische Mittheilungen bereits (im Jahrgang 1871) gebracht haben.

Hinter all den trefflichen Schilderungen dieses Werks in Wort und Bild bleibt nur die beigelegte Karte weit zurück. Sie ist technisch untadelhaft ausgeführt in der neuen und doch schon um die Kartographie wohlverdienten Geographischen Anstalt von Wagner und Debes in Leipzig; indessen nur um so mehr muß man bedauern, daß der doch ohne Zweifel vom Verf. mindestens gebilligte Inhalt der Karte gar nicht zum näheren Verständniß der dargestellten Reise verhilft. Wie ihr Titel sagt, gibt die Karte eine Uebersicht »der hauptsächlichsten Entdeckungsreisen in Süd-Afrika«, wobei Mohrs Route in dem überhaupt sehr beengten Rahmen noch nicht fingerlang wiedergegeben ist. Was diese Karte für die zu illustrirende Route bringt, findet man daher in jedem besseren Schulatlas. Hingegen liest man eine Menge Ortsbezeichnungen in Mohr's Reisebeschreibung, welche man auch auf den neusten Specialkarten, z. B. denjenigen, die unser Stieler'scher Handatlas über Südafrika enthält, vergebens sucht. Es wäre besonders darum wünschenswerth, in der gewiß zu erhoffenden neuen Auflage des Buches eine gute Wegkarte in größerem Maß-

stabe (ohne die völlig unnützen Zuthaten des westlichen und nördlichen Südafrika) zu empfangen, weil der Verf. doch hoffentlich Aufnahmen von Situationsskizzen wichtigerer Punkte nicht ganz unterlassen haben wird, und weil auch seine Nomenclatur öfters erheblich von der auf unseren Karten üblichen abweicht.

In letzterer Beziehung möchten wir den Hrn. Verf. für die zweite Auflage um möglichste Genauigkeit und um Angabe davon bitten, ob er der gehörten Aussprache gemäß geschrieben hat. Es wäre wahrlich an der Zeit in nicht englischen Gebieten, wie doch dasjenige nördlich des Limpopo eins ist, auf deutschen Karten und in deutschen Büchern die Namen auch nicht englisch zu schreiben; anderen Falls machen wir ja unsere entschiedene Tugend des Strebens nach lautlicher Bewahrung fremder Namensklänge in unserer Schrift wie Sprache unbegreiflicher Weise eben deshalb uns selbst nicht zu nutze, weil — unsere britischen Verwandten die entgegengesetzte Untugend haben. Wozu sollen wir Shoshong und Matcheen schreiben, wenn es Schoschong und Matscheen heißt? (Mohr zieht die Form Sochong vor). Rustenburg zu schreiben, wie hier auf der Karte steht, halten wir trotzdem für richtiger als Rüstenburg, wie Mohr selbst schreibt, denn sonst müßte auch die Schreibung Uetrecht die allein zu billigende Utrecht verdrängen. Bündige Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage seitens des Verf.'s würde bei thunlichster Akribie in der Feststellung der Namensschreibung viele Fragen entscheiden, die uns und wahrscheinlich mit uns viele Leser bei der Lectüre des anziehenden Buches behelligt haben. Heißt z. B. der den Tati aufnehmende Fluß wirklich Sacha? Bei Stieler



liest man Schascha und gar Schasche. Als Bezeichnung für den südwestlichen Grenzfluß des Matebele-Reiches finden wir bei Stieler Motloutse und Modlutse, auf der früher citirten Merensky'schen Karte Motlotsi, bei Mohr Maklontsi (in dem überhaupt nicht zur Genüge vollständigen alphabetischen Register fehlt das Wort). Verschrieben oder verhöhrt ist von Mohr jedenfalls der Name Bagmanwato (I, 159), der sicher Bamangwato lautet.

Alfred Kirchhoff.

Journal des Museum Godeffroy. Geographische, ethnographische und naturwissenschaftliche Mittheilungen. Heft VII—IX. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1874—75. Gr. 4. Preis: Heft VII und IX à 60 Mk., VIII 36 Mk.

Seitdem wir im 46. Stück 1874 d. Bl. vorliegendes Journal zum ersten Male anzeigten, ist dasselbe seinem Umfange nach zwar wenig, seinem Inhalte nach aber um so bedeutender vorwärts geschritten. Nicht nur hat es, unter der ausgezeichneten Redaction von L. Friederichsen, I. Secretär der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg, in dem 8. Hefte einen neuen äußerst werthvollen Beitrag zur Kenntniß der Südsee-Natur gebracht, sondern es hat auch im 7. und 9. Hefte den ersten Band von Andrew Garrott's »Fischen der Südsee« (beschrieben und redigirt von Albert C. L. G. Günther, Assistent Keeper des Zoologischen Departements des Britischen Museums) glücklich vollendet. Es wird zweckmäßig sein, beide

Serien auseinander zu halten und jede für sich zu betrachten.

Wie schon aus dem Vorigen erhält, bildet das 8. Heft den fortlaufenden Theil des Journals. Von diesem erschienen im Jahre 1873 drei Hefte (1, 2, 4), 1874 ein Heft (6) und 1875 ein Heft (8), während die Hefte 3, 5, 7 und 9 das Fischwerk betrafen. Im Jahre 1875 erschienen mithin 2 neue Hefte (8, 9), die wir zu betrachten haben, im Jahre 1874 noch ein drittes (7), das hier noch nicht angezeigt ist.

Betrachten wir nun zunächst das 8. Heft, so bringt uns dasselbe in acht besonderen Abhandlungen, zu denen 18 Quarttafeln und 5 Holzschnitte gehören, Mittheilungen über die Fauna der Südseeinseln (3 Abhandlungen) über die Flora von Queensland (1. Abhandlung), über die Geologie und Geognosie der Südseeinseln (zwei Abhandlungen), über die Ethnographie der Carolinen-Insel Ponapé (1 Abhandlung) über die Reisenden des Museum Godeffroy (1 Abhandlung).

Den Anfang des Ganzen macht eine Abhandlung (S. 1—51) von Dr. Otto Finsch in Bremen über die Vögel der Palau-Inseln, welche sich überhaupt als die erste Arbeit über die Vögel der Südseeinseln selbst bezeichnet. Diese werthvolle Abhandlung zählt 56 Arten auf. Von diesen gehören 1 zu den Falken, 1 zu den Eulen, 2 zu den Eisvögeln, 2 zu den Kuckuken, 1 zu den Ziegenmelkern, 1 zu den Seglern, 1 zu den Honigsaugern, 2 zu den Kolibri's, 2 zu den Fliegenschneppern, 1 zu den Drosseln, 1 zu den Drosseln, 1 zu den Sängern, 1 zu den Staaren, 4 zu den Tauben, 2 zu den Würgern, 1 zu den Campephagiden, 2 zu den Hühnern, 4 zu den Regenpfeifern, 4 zu den Reiher, 6 zu den Schnepfen, 4 zu den Wasser-

läufern, 2 zu den Enten, 6 zu den Möven, 1 zu den Sturmvögeln und 4 zu den Pelekanen. Finken und Papageien, welche letztere doch auf den östlichen Carolinen vorkommen, fehlen den Palau-Inseln ebenso, wie Brachypodiden und Honigsauger, welche der Verf., gleich den Möven, aus anderen Theilen der Südsee aufzählt.

Vorwiegend trägt die Ornis Palau's ein indomalayisches Gepräge; namentlich hat sie solche Formen aufzuweisen, welche von Südindien über die Sundainseln und Molukken bis in die westliche polynesische Fauna hineinreichen. Hr. Kubary, der im Auftrage des Hrn. Cesar Godeffroy Palau lange Zeit durchforschte, sammelte dort 47 Arten; diese und einige andere von Andern gesammelte Arten bilden wahrscheinlich den vollen Bestand der Ornis jener merkwürdigen Inselgruppe, welche aus 7 größeren und einigen zwanzig kleineren Inseln besteht, bis 2000 Fuß hohe Berge und über einem dichten Manglegebüsche der Küste eine reiche Vegetation, theilweis auch großbäumige Wälder besitzt, obgleich ihr außer der Areka und der Cocos, welche gepflegt werden, Palmen sehr fehlen. Sonderbarerweise haben sich die Insulaner der Palau's bis heute der dortigen Vögel nur wenig bedient. Gespeist wird nur eine Taube (*Carpophaga oceanica*) und ein Sturmvogel (*Puffinus dichrous*), ausnahmsweise auch ein Pelekan (*Phaëton candidus*), eine Möve (*Anous stolidus*), eine Ente (*Anas Pelewensis*) und noch ein pelekanartiger Vogel (*Graculus melanoleucus*). Dagegen bilden die Eier eines Scharrhuhnes (*Megapodius senex*) eine über Alles hochgeschätzte Nahrung, weshalb der wunderbare Vogel auch geschätzt wird, während man

das eingeborene Huhn (*Gallus Bankiva*) wenig beachtet und es lieber den Europäern überläßt. Das erstere, zuerst von Capt. Tetens entdeckt, ist ganz auf die Palau's beschränkt und zeigt hier ganz dieselbe Lebensweise, die man an seinen übrigen Verwandten kennt. Es baut nämlich, im Verein mit mehreren Individuen, zusammengescharrte Sandhügel, deren Umfang oft über 100 Fuß bei 10 Fuß Höhe beträgt; in dieselben legen sie ihre Eier gemeinschaftlich und lassen sie von der Sonnenwärme ausbrüten. Wunderbar genug, findet man nun in diesen Hügeln das ganze Jahr über Eier, am zahlreichsten zur Zeit des Südwestpassates. Die Eier selbst sind unverhältnißmäßig groß und äußerst dotterreich. Jedenfalls dürfte das Dasein dieses Vogels, der auch vortrefflich chromolithisch abgebildet ist, für die Palau's um so bedeutsamer sein, als er einer Vogelgruppe angehört, welche eigentlich Australien angehört, womit die Ausstrahlung der australischen Fauna bis hierher sich höchst auffallend zeigt. Die neuen Arten sind zwar schon von dem Verf. und Hartlaub in den *Proceed. Z. S. Lond.* beschrieben worden, erhalten aber an diesem Orte genaue deutsche Beschreibungen. Es sind: 1 *Noctua*, 1 *Halcyon*, 1 *Caprimulgus*, 2 *Zosterops*, 1 *Rectes*, 1 *Volvocivora*, 1 *Mycagra*, 1 *Rhipidura*, 1 *Psamthia*, 1 *Calornis*, 1 *Ptilinopus*, 1 *Phlegoenas*, 1 *Megapodius*, 1 *Porphyrio*, 1 *Anas*, 1 *Puffinus*. Auf 5 Tafeln finden sich die Bilder von *Noctua podagrina*, *Caprimulgus phalaena*, *Rectes tenebrosus*, *Volvocivora monacha*, *Zosterops Semperi*, *Rhipidura lepida*, *Phlegoenas canifrons* und *Megapodius senex*, und zwar in höchst vortrefflicher chromolithischer Ausführung.

Die zweite Abhandlung betrifft einen Delphin (*Feresa attenuata*), von welchem das Museum Godeffroy einen Schädel von den Südseeinseln an Dr. J. E. Gray gab, der darüber nur eine Seite Text lieferte und dann starb. Tafel 6 bildet den Schädel zweifach ab.

Die dritte Abhandlung (S. 53—100) beschreibt (Dr. R. Bergh in Kopenhagen) neue Nacktschnecken der Südsee auf 48 Seiten und bildet eine um so wichtigere Arbeit, als in derselben auch synoptische Uebersichten der Gattungen *Chromodoris* (mit 73 Arten) und *Doriopsis* (mit 44 Arten) gegeben werden und die Beschreibungen der einzelnen Arten geradezu vollständige anatomische Darstellungen derselben sind. Sie betreffen *Miamira* n. gen., *Notodoris* n. gen., *Orodoris* n. gen., *Chromodoris* mit 3 neuen Arten, *Doriopsis* mit 2 neuen Arten. Die Tafeln 7—11 bringen die Abbildungen von 8 Arten *Doriopsis*, *Miamira nobilis*, 5 Arten *Chromodoris*, *Notodoris citrina*, *Orodoris miamira* und *Phyllidia varicosa*.

Die vierte Abhandlung (S. 101—22) bringt eine Fortsetzung aus Heft VI über die Flora von Queensland, und zwar ein Verzeichniß der von Frau Amalie Dietrich in den Jahren 1863—73 an der Nordostküste von Neuhoiland gesammelten Pflanzen, von Dr. Chr. Luerssen. Es betrifft die Farrnkräuter von No. 130—153, nämlich die *Marattiaceen*, *Lycopodiaceen*, *Ophioglosseae*, *Marsiliaceen*, *Salviniaceen*, *Isoëteen* und *Salaginellen*, mit durchweg bekannten Arten. Der wichtigste Theil der Arbeit ist eine genaue und höchst ausführliche Untersuchung der Gattung *Ophioglossum*. Der Verf. hat monographisch sämmtliche bekannte Arten anatomisch,

auswärtig auf ihre Nervatur und Sporengröße, ~~was uns aber in der Bestimmung~~ ~~der Formen viel zu zusammenziehend zu ver-~~ ~~fahren~~ ~~mag~~ ~~er~~ ~~auch~~ ~~die~~ ~~Natur~~ ~~der~~ ~~Epider-~~ ~~miden~~ ~~berücksichtigte~~ ~~und~~ ~~seine~~ ~~Resultate~~ ~~auf~~ ~~7~~ ~~Tafeln~~ ~~nämlich~~ ~~in~~ ~~zahlreichen~~ ~~Umrissen~~ ~~versetzte~~. Doch behält er sich eine eigene Monographie der interessanten Gattung vor.

Die fünfte Abhandlung von Dr. Arthur W. Schumann in Leipzig beschäftigt sich mit den Carminen der Palauinseln, welche J. Kuhn 1877 an das Museum Godeffroy von dort einbrachte. Die sechste von dem gleichen Verfasser mit dem Namen der Insel Ponapé (Ascension) der Carmininseln, beides auf 6 Seiten und morphologisch-petrographisch.

Die vierte Abhandlung (S. 129—135) von Kubary gibt Nachricht über die Staatseinrichtungen und Sitten der Ponapé-Insulaner, ihren Häuptling Nankin und die Tatuierung der Bewohner, welche durch Holzschnitte sehr anschaulich veranschaulicht wird.

Die achte Abhandlung (S. 136—9) gibt kleine Mittheilungen über *Choriaster granulatus*, einen orangerothen Seestern, der, zuerst an den Tonga- und Viti-Inseln beobachtet, nun auch von den Palauinseln bekannt wird und daher einen großen Verbreitungsbezirk offenbart; ferner Nachrichten über Kubary, welche dadurch überhöht sind, daß K. selbst im vorigen Sommer in Hamburg eintraf; über die Sendungen des Reisenden E. Dämel, der unterdeß gleichfalls zurückkehrte; über *Ceratodus Forsteri*, einen merkwürdigen Fisch, den Dämel in Queensland für das Museum Godeffroy sammelte; ferner Nachrichten über den obengenannten Reisenden des

Museums A. Garrett; endlich über den neu ausgesendeten Reisenden Franz Hübner, welcher nach der Südsee ging. Alle diese Nachrichten sind von dem kenntnißreichen Custos des Museums, Hrn. J. D. E. Schmeltz gegeben.

Indem wir uns nun zu der zweiten Serie des Journales wenden, müssen wir zuvor unsere ganz besondere Freude über die Vollendung des ersten Bandes von Andrew Garrett's Südseefischen ausdrücken. Man erinnert sich vielleicht noch unsres ersten Berichtes a. a. O., wo wir mittheilten, daß Hr. Cesar Godeffroy gegen Ende des Jahres 1872 von jenem seiner Reisenden eine Sammlung von etwa 470 Abbildungen nach dem Leben gemalter Fische der Südsee erhielt. Dieselben waren so außerordentlich schön und bestechend, daß Hr. Godeffroy augenblicklich beschloß, sie der Wissenschaft zugänglich zu machen, sofern sie sich als zuverlässig erweisen sollten. Dieses bestätigte sich nach genauer Prüfung in London von Seiten des nunmehrigen Verf., Albert Günther, und so säumte auch Hr. Godeffroy nicht, seinen Wunsch zu erfüllen. Freilich war das Unternehmen wegen der Kostbarkeit und Schwierigkeit in der Ausführung der Tafeln ein höchst gewagtes; dennoch sind alle Widerwärtigkeiten glänzend überwunden, und so liegt uns denn nun ein Werk im ersten Theile vor, das sowohl nach außen, wie nach innen geradezu einzig dasteht und einen classischen Werth beanspruchen darf. Dieser erste Band gibt uns auf 83 brillant in Lithographien oder meist in Chromolithographien hergestellter Manier die Abbildungen von 136 Fischen der Südsee, also etwa den vierten Theil des Ganzen; und zwar bearbeitet mit den besten Hilfsmitteln des Brittischen Museums von

dem besten Kenner jener Thierklasse, in durchaus systematischer logischer Form. Zunächst begegnen wir den Knochenfischen (Teleostei) und zwar der großen, an ausgezeichneten Formen und Farbenmischungen reichen Ordnung der Stachelflosser (Acanthopterygii), welche den ersten Band einnehmen. Sie treten zuerst als Abtheilung Acanthopterygii serraniformes auf und beginnen mit der Familie der Serraniden. Sie ist vertreten von der Gattung Serranus mit 13 Arten (3 neu), Plectropoma mit 1 Art, Grammistes mit 3 Arten, Mesoprion mit 10 Arten (1 neu), Aprion mit 1 Art, Aphareus mit 1 Art, Priacanthus mit 1 Art, Ambassis (1), Apogon (11, 2 neu), Chilodipterus (1), Dules (2), Therapon (2), Diagramma (5), Gerres (1), Scolopsis (3), Heterognathodon (1), Pentapus (1), Caesio (2). — Nun folgt die Familie der Schuppenflosser (Squamipennes), zunächst mit den wunderbar und abenteuerlich geformten Arten von Chaetodon (28 Arten, 3 neu), dann von Chelmo (1), Heniochus (3), Holacanthus (9, 1 neu) und Drepane (1). — Die Familie der Seebarben (Mullidae) ist vertreten von Upeneoides (1), Mulloides (3), Upeneus (7). — Als Anhang zu den Serraniden beschreibt Günther seine schon 1872 aufgestellte Gattung Symphorus mit einer neuen Art näher. — Die Familie der Meerbrassen (Sparidae) enthält: Lethrinus (6, 1 neu), Sphaerodon (1), Pimelepterus (2). — Die Familie der Cirrhitiden wird vertreten von: Cirrhites (8, 3 neu), Chilodactylus (1 und neu), Scorpaena (12, 5 neu), Pterois (4), Taenianotus (2, 1 neu), Synanceia (1), Micropus (2). — Die Familie der Nandiden liefert: Plesiops mit 2 Arten, die Familie der Theuthididen: Teuthis mit 12 Arten. —



Nun folgen die *Acanthopterygii beryciformes*, mit der Familie der Beryciden, vertreten von: *Myripristis* (3, 1 neu) und *Holocentrum* (12, 1 neu). — Die *Acanthopterygii kurtiformes* enthalten nur die Familie der Kurtiden mit *Pempheris* (1), die *Acanth. polynemiformes* die Familie der Polyne-  
miden mit *Polynemus* (2); die *Acanth. sciaeniformes* mit der Familie der Sciäniden sind unvertreten; die *Acanth. xiphiformes* mit der Familie der Xiphiden oder Schwertfische sind ebenfalls aus der Südsee noch unbekannt; die *Acanth. trichiuriformes* enthalten die Familie der Trichiuriden mit *Gempylus* (1) und *Thyrsites* (1); die *Acanth. Cotto-Scombriformes* lieferten die Familie der Acronuriden mit *Acanthurus* (21, 1 neu) und *Naseus* (6), womit der erste Band schließt, dem nun ein ausführliches Register und Schema der behandelten Fische folgt. Möge das Geschick es wollen, daß dieses einzige Werk ebenso glücklich vollendet werde, wie wir begierig auf die Fortsetzung des Journales überhaupt sind, für das bereits das 10. Heft angekündigt ist.

K. M.

---

Haurvatât et Ameretât. Essai sur la mythologie de l'Avesta par James Darmesteter, élève de l'école pratique des hautes études. Paris. Librairie A. Franck, F. Vieweg, propriétaire. 67, rue Richelieu 1875 (23<sup>me</sup> fascicule de la »Bibliothèque de l'École des hautes

études, publiée sous les auspices du ministère de l'instruction publique.) 92 S. in 8°.

Die Mythologie des Avesta ist in ihren Umrissen bekannt genug, jedoch erschwert die Beschaffenheit der göttlichen Wesen, welche bei dem Abscheu der Perser vor Bilderdienst nur theilweise sich zu greifbaren Gestalten gleichsam verdichtet haben, die Untersuchung über ihre nähere Beschaffenheit, ihre Geschichte und ihren Wirkungskreis; dazu kommt, daß unsere Informationen, die wir theils aus der Ueberlieferung der Parsi, theils aus dem Avesta, welches selbst aus zeitlich auseinanderliegenden Bestandtheilen zusammengesetzt ist, schöpfen, viele scheinbare Differenzen aufzeigen, welche allem Anschein nach durch eine genaue Forschung ausgeglichen werden. Einer der sieben Amschaspand oder Erzengel heißt Ascha vahista (die beste Reinheit); er ist Vorstand des Feuers, des reinsten Elementes. Ein andrer, Vohu mano (der gute Sinn) ist Herr des Vieh's, warum? ist nicht deutlich. Haurvat (Ganzheit) und Ameretat (Unsterblichkeit) ist ein Paar Amschaspand, welches dem Wasser und den Pflanzen vorsteht. Den Grund dieses Verhältnisses untersucht die Schrift des Herrn J. Darmesteter, den Lesern der *Mémoires de la Société de linguistique* durch Arbeiten über verschiedene Ausdrücke des Avesta vortheilhaft bekannt, und er gibt eine Geschichte dieser beiden Genien mit sorgfältiger Erwägung sämtlicher Textstellen und der Angaben der Parsitradeition. Seine Untersuchung ist scharfsinnig und überzeugend, und wird nicht durch voreiligen Umblick nach verwandten Gestalten fremder Götterlehren verwirrt. Das Resultat ist in kurzem folgendes.

Beide Engel, als Paar verbunden, sind die Gesundheit und das Nichtsterben (lange Lebensdauer), und sie herrschen über das ebenfalls zusammengehörige Paar Wasser und Pflanzen (im Avesta *âpa-urvairē*), weil in diesen die Hauptmittel zur Entfernung der Krankheit und Kräftigung des Körpers gesehen wurden, besonders in Iran, wo der Mensch wegen der dem Kulturboden an vielen Stellen drohenden Wüste auf Bewässerung und Bepflanzung mehr als anderswo Werth legt. Nach Ansicht des Verf. darf man nicht beide Wesen als Fetische ansehen, d. h. die Vorstellung der Gesundheit und des langen Lebens nicht von der Identität der Genien mit Wasser und Pflanzen ausgehn lassen; wohl aber fließen dieselben später mit diesen Naturdingen zusammen, z. B. wenn im jüngeren Jasna zusammen angerufen werden die Barsomzweige, das Weihwasser, das heilige Fleisch, Haurvat und Ameretat (Wasser und Pflanzen, wie Nériosengh ausdrücklich erklärt). Aus der abstracten Bedeutung Gesundheit und langes Leben entwickelt sich die abgeleitete abstracte Bedeutung Fülle, und beide Bedeutungen, sowie auch die Vertheilung des Wassers an Haurvat und der Pflanzen an Ameretat (ursprünglich beherrschten sie beides gemeinschaftlich) finden sich bereits in den ältesten Theilen des Avesta. Die letzte dieser drei Entwicklungen war an die Hand gegeben durch den Umstand, daß die weiße Homfpflanze zur Bereitung der Unsterblichkeit im Jenseits dient, und daß sie naturgemäß unter den Schutz des Engels gestellt wurde, dessen Name Unsterblichkeit bedeutet; das Wasser fiel dadurch von selbst dem andern zu. Wie die guten Genien, so haben auch ihre dämonischen Gegner Taritsch und

Zaritsch ursprünglich die abstracte Bedeutung Krankheit und Tod gehabt, sie repräsentiren aber in der Folge den Durst und Hunger, der durch Wasser und vegetabilische Nahrung gestillt wird.

Der Verf. verfolgt den Glauben an diese Genien bis auf unsere Tage herab, und constatirt das merkwürdige Factum, daß ein Wort oder vielmehr die falsche Auffassung eines Wortes eine Vorstellung umgestaltet: *haurva* (all, ganz) ist das persische *har*, aber *haurvatād* lautet pers. *χordād*, als ob es von *χorden*, *χarden* (essen) käme; wahrscheinlich verband man mit dem Wesen, welches die Gesundheit beschützt, die Vorstellung von Ernährung des Körpers; andererseits aber hat man *χordād* als *ἡλιόδοτος* aufgefaßt (*χor* Sonne, *dād* gegeben), und ein heiliges Feuer aus ihm gemacht. Der Baumkultus des Ameretat dauert bis heute fort: man hängt Lappen an Sträucher und Bäume (z. B. beim Grab des Cyrus), um Fieber und andere Krankheitssymptome abzuhalten; man verbindet aber mit diesem Gebrauch nicht mehr den Namen Ameretat; dieser ist vielmehr in der Gestalt *murdad* mit verlornem *a* privativum zu einem Namen des Todesengels des Islam geworden (synonym mit عزرائیل).

Ein letzter Abschnitt der Schrift beschäftigt sich mit verwandten Vorstellungen der vedischen Inder, welche nicht nur, wie viele andere Völker, in den Pflanzen und dem Wasser heilkräftige Dinge sehen, sondern auch beide paarweise verbinden wie die Perser.

Der Verf. hat im Laufe seiner Untersuchung eine Anzahl von baktrischen Wörtern glücklich erklärt, worunter wir besonders hervorheben die Uebersetzung von *afrātākūšis* durch *nor*

procurrentes (von tač) p. 13 und von f'ė-ratu durch Oberherrschaft (aus va'ė-ratu) p. 29. Auch ist die Zusammenstellung des dunklen taožya mit dem Diw Tusūs im Afrin der Am-schaspand höchst scharfsinnig und führt vielleicht zur Aufklärung jenes Wortes, welches de Lagarde mit dem armenischen toiž verglichen hat; die Bedeutung dieses Wortes, Strafe, scheint erst secundär zu sein, und vielleicht leitet das kurdische تۆژ (schneidend, streng), تۆژی (Gewalt, Strenge) zur richtigen Erklärung von taožya. Das kurdische Wort kann nicht mit pers. تیز (scharf, spitz) identisch sein, da dieses sich gleichfalls im Kurdischen findet. Die Annahme einer Wurzel b'is, wovon sanskrit b'iśag und baktr. baēšaza abstammen sollen (p. 54) dürfte nicht haltbar sein; das bis in viśpō-bis ist bloße Abkürzung. Ehe man gleiche Denominativa von sanskrit d'ṛśag, pārag, pṛtak nachweist, erkennen wir auch in b'iśakti nicht ein Denominativum von b'iśag, sondern eine Form der Wurzel saṅg mit dem verkürzten ab'i.

Marburg.

F. Justi.

Le mythe de la femme et du serpent, étude sur les origines d'une évolution psychologique primordiale par Charles Schöbel. Paris, Maisonneuve et C<sup>ie</sup> 1876. 8°. 109 pp.

Herr Ch. Schöbel hat bisher im archäologischen und mythologischen Gebiet nicht unrühm-

lich gearbeitet; seine *Recherches sur la religion première de la race indo-iranienne* haben die zweite Auflage erlebt, und von seiner ausgedehnten Belesenheit in der Literatur der alten und modernen Völker gibt auch die hier zur Anzeige gebrachte Schrift Zeugniß. Von ihm konnte man, wenn er über die wunderbar tief-sinnige Erzählung Gen. 2 f. schreiben wollte, wenigstens nützliche und belehrende Beiträge zur Erläuterung derselben erwarten. Aber diese Erwartung täuscht hier völlig; wir bedauern sagen zu müssen, in dieser »Studie« auch gar nichts brauchbares und zur Sache gehöriges gefunden zu haben.

Gleich sein Anfang ist gänzlich verfehlt. Jedermann weiß, daß in Gen. 2 f. der Ursprung der Sünde und des Uebels in der Menschheit erklärt werden soll; der Verf. aber hält sich nur an Kap. 2, 25 und 3, 7 und beschränkt ganz willkürlich das Problem auf die Erklärung des Schamgefühls. Selbst diese Beschränkung möchte noch ertragen werden. Aber statt nun vom Wesen und der Bedeutung der Scham psychologisch und ethisch sich genaue Rechenschaft zu geben, ergeht er sich in geistreich sein sollenden, in der That aber sehr leichtfertigen und Alles verwirrenden Reflexionen darüber. Er sucht mit vielen literarischen und ethnographischen Nachweisungen darzuthun, daß Keuschheit und Scham (*la chasteté* und *la pudeur*) einander ausschließen: wer sich schäme, könne unmöglich mehr keusch sein, keusch sei nur wer das Gefühl der Scham noch gar nicht kenne wie das Kind und der Naturmensch; man könne schamhaft sein und doch nicht keusch, selbst Hetären und Courtisanen seien schamhaft u. s. w. Er substituiert hier den allgemein gültigen Be-

griff der Keuschheit d. h. der Beherrschung und Reinhaltung des geschlechtlichen Triebes die Unbewußtheit des geschlechtlichen Unterschieds, und bedenkt nicht, daß ohne Scham d. h. ohne Gefühl der Unreinheit des Triebes und der Empfindung auch keine Beherrschung und Reinhaltung derselben möglich ist. Er beruft sich dann weiter auf Berichte der Reisenden, um zu constatieren, daß es Völker (Neger, Negritos) gebe, welche ganz nackt gehen, ganz offen geschlechtlich verkehren, also die Scham gar nicht kennen, und zieht hieraus den erstaunlichen Schluß *qu'une moitié de l'humanité, celle dont les races inférieures font partie, connaît et pratique la chasteté (!) mais non pas la pudeur, tandis que l'inverse a lieu dans l'autre, qui est celle des races blanches*, und daß also die Scham, ein ausschließliches Erbtheil der weißen Racen, in einem Urfaktum ihrer Geschichte begründet sein müsse, durch welches dem so natürlichen und nothwendigen Act der Zeugung und dem ganzen geschlechtlichen Leben der Stempel der Schande und damit der Scham aufgedrückt worden sei. Auch hier ist wieder alles verkehrt. Bei den Völkern, wo die Scham noch nicht oder kaum erwacht ist, gibt es auch keine Keuschheit; sie sind eben moralisch unentwickelt, im Zustand thierischer Rohheit; überall, wo sittliche Bildung angefangen hat, ist auch Scham; Unterschied der schwarzen und weißen Menschen macht hier nichts zur Sache, sonst müßten die Schwarzen keine Menschen, sondern bloß Thiere sein. Aber selbst wenn das richtig wäre, daß Scham nur bei den weißen Menschen sich finde, würde der Schluß unberechtigt sein, daß diese ihre Scham sich von einem Ereigniß (*evènement*) in den Urzeiten



ihrer Entwicklung ableite, qui a fait naître la honte, la mère de la pudeur.

Auf solchem Grund kann sich selbstverständlich nichts Haltbares aufbauen. In Gen. 2 f., meint der Verf., soll erklärt werden, warum der Zeugungsact und das Geschlechtsleben mit einer Schande behaftet und darum Gegenstand der Scham geworden sei. Um das nachzuweisen, geht er von dem Phallusdienst als dem ältesten und verbreitetsten Cult der Menschheit aus (wobei er in der bekannten Weise der Liebhaber der Phallushypothese alles Mögliche hieherzieht, sogar die buddhistischen Stupa's), und schließt daraus auf den ungeheuern Eindruck, den der geschlechtliche Proceß auf die ältesten Menschen gemacht habe, und den auch noch die biblische Mythe widerspiegle. Nach dieser Mythe sei der erste Mensch androgyn gewesen, später sei er geschlechtlich differenziert, in Mann und Weib geschieden worden, aber sowohl für den androgynen als den differenzierten sei ursprünglich eine andersartige Fortpflanzungsart als die durch den jetzt üblichen Act vom Schöpfer in Aussicht genommen gewesen. Das Paradies nämlich, in dem der Mensch war, sei selbst wieder das Bild des Menschen (welche Verwirrung!), es stelle den Urmenschen in seiner reinen unbewußten Natürlichkeit dar, die 4 Ströme seien die 4 Hauptglieder, die von Menschen ausgehen (Hände und Füße), aber auch die Bäume des Paradieses symbolisiren Glieder des Menschen, der Lebensbaum den Nabel (der beim Embryo Mittel des Athmungs- und Ernährungprocesses sei), der Erkenntnißbaum das Geschlechtsglied, der Gebrauch von diesem sei ihm verboten gewesen. Nun sei aber durch die Erhebung der Schlange d. h. des Phallus (f



daß also Erkenntnißbaum und Schlange (daselbe darstellen) die Katastrophe eingetreten. Diese sich erhebende Schlange habe der Frau gefallen, sie sei vor Entzücken in Hallucinationen gerathen, in welchen sie den Gedanken, Gott gleich werden d. h. dem Demiurgen in seine Domäne einfallen zu wollen, faßte. Indem nun mit solchen Gedanken oder solcher Absicht die Menschen vom verbotenen Erkenntnißbaum Gebrauch machten d. h. auf die jetzt übliche Weise sich begatteten, aber nichts weiter zu Stande brachten als ein Wesen ihres gleichen, also der Versuch, selbst Demiurg oder Schöpfer sein zu wollen, in Wahrheit zur honte oder Beschämung ausfiel, sei der Zeugungsact für sie fortan dem Gefühl der Scham anheimgefallen, und sei der Mensch rettungslos in die Selbstüberhebung, Selbstsucht und Menschenvergötterung (auch Frauenvergötterung, setzt er ächt französisch hinzu) versunken; auch die Religion und die Religionen seien davon vergiftet, indem man nirgends mehr Gott, das reine und einfache Wesen, sondern eine vermenschlichte, menschenähnlich gedachte Gottheit anbetete. Also aus dem sexuellen Leben komme die Selbstvergötterung, die nie aufhören werde (S. 120 ff.), und das Christenthum habe diese so wenig beseitigt, daß es vielmehr dieselbe erst recht befestigt habe: Christus habe sein menschliches Ich und Gott für eins erklärt, und die Menschen haben es ihm so gerne geglaubt, weil jeder Mensch diesen Hang habe; das sei der Grund, warum das Christenthum sich so schnell und weit verbreitet habe; die wahre Formel des Christenthums sei »homo sibi Deus«. Den sublimen Gedanken, den er so als den eigentlichen Gehalt der Paradieserzählung gefunden, sucht

er S. 78 ff. auch als den wesentlichen Gedanken der griechischen Mysterien (Phallus-Mysterien) zu erweisen. — Ich glaube, hieran haben unsere Leser genug. Der Hr. Verf. sieht in der Vorrede voraus, daß man sein Buch frivol finden werde. »Mais peu m'importe. La science ne connait ni le pur ni l'impur, elle est toute observation méditation et étude, et ne voit que son object«. Wir finden es weniger frivol als schmutzig, geschmacklos, unklar und verworren, und müssen trotz seiner großen Worte von der Wissenschaft dafür halten, daß er kein Mann der Wissenschaft und auch kein großer Denker ist. Herr Schöbel pocht darauf, daß er bei der Erklärung des Mythos nicht bloß historisch-philologisch, sondern psychologisch-physiologisch zu Werk gegangen sei. Wir bezweifeln sehr, daß nach der von ihm mit der Erklärung des Ursprungs der Scham abgelegten Probe die Psychologen und Physiologen ihn als einen der ihrigen anerkennen werden.

A. D.

---

Berichtigungen.

S. 858 Z. 2 v. u., S. 860 Z. 16 v. o. und S. 861 Z. 19, 26 u. 34 v. o. ist statt *Haysal* zu lesen: *Hapsal* und S. 861 Z. 10 v. u. statt 1740—53 1740—58.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 30.

26. Juli 1876.

**Die Obligation.** Untersuchungen über ihren Zweck und Bau. Von Dr. Gustav Hartmann, Professor der Rechte zu Freiburg im Breisgau. Erlangen, Verlag von Andreas Deichert. 1875. VIII. und 277 S. 8°.

Das Buch Hartmanns zerfällt in zwei äußerlich getrennte Untersuchungen. Die eine geht aus von der Lehre vom concursus duarum causarum lucratarum, gelangt von dieser Frage aus zu allgemeinen Untersuchungen über das Wesen der Obligation, deren Resultate wieder für die erwähnte Einzellehre verwendet werden. Der zweite Theil geht von principiellen Untersuchungen aus, die nach Hartmanns bildlicher Bezeichnung den Bau der Obligation betreffen; die hier gewonnenen Resultate werden zu einer Neugestaltung der Lehre verwendet, die gewöhnlich als die Lehre von der Unmöglichkeit der Leistung bezeichnet wird.

Da der Gang der Untersuchung hier nicht im Einzelnen wiedergegeben werden kann, da ferner die beiden Untersuchungen sich vielfach

berühren und ergänzen, so sollen die Resultate in systematischem Zusammenhang angeführt werden.

Bei den Untersuchungen nach Begriff und Wesen der Obligation ist nicht auszugehen von der Frage nach dem Objekt derselben, die Obligation ist nicht aufzufassen als ein Recht an einem bestimmten Objekt als solchem und etwa als ein Recht auf oder an einer Handlung zu bezeichnen. Denn wenn auch bei jeder Obligation ein Objekt angenommen werden muß, so bezeichnet Objekt doch nur die Gesamtheit alles dessen, was dem Subjekt äußerlich entgegentritt und es kann deshalb der Schuldner, sein Wille, sein Vermögen, seine Handlung, der Inhalt der Handlung, die Sache, worauf die Handlung sich bezieht, als Objekt der Obligation bezeichnet werden. Der Begriff des Objekts erweist sich als zu allgemein und zu dehnbar, um zur Konstruktion verwendet zu werden (S. 160).

Es muß deshalb eine neue Grundlage für diese Untersuchung gesucht werden und diese ist nach Hartmann darin zu finden, daß sich der Begriff der Obligation aus zwei Momenten zusammensetzt. In der Obligation ist einmal eine Norm, ein Soll enthalten, gerichtet auf die Herstellung eines bestimmten Erfolgs. Dieses Soll kehrt sich gegen eine fremde Person, beziehentlich deren Vermögenskreis und gestaltet sich in dieser Person zu einer Verpflichtung, indem es sich an den Willen und die Selbstbestimmung des Schuldners wendet. Wie aber die Norm des Strafrechts als nothwendiges Correlat die Sanktion des Strafgesetzes fordert, so bedarf das Soll der Obligation, der in dieser enthaltene Imperativ eines Mittels, das die Durchführung

dieses Solls gegen widerstrebenden Willen irgend wie sichert. Dem Soll entspricht als nothwendiges Gegenstück eine rechtliche Macht des Gläubigers, ein Zwangsapparat, der das Soll, den Kern der Obligation, in seine schützende Schaafe hüllt. (S. 31. 117. 161. 272).

Das Soll der Obligation ist gerichtet auf Erreichung eines Zwecks, der als die Stillung eines bestimmt begränzten, durch den Entstehungsgrund individualisirten privaten Interesses einer Person zu bezeichnen ist (S. 37). Das Soll, der Zweck, das Interesse, der äußere Zwangsapparat — das sind die wesentlichen Elemente der Obligation und die weiteren Untersuchungen Hartmanns knüpfen sich an diese einzelnen Elemente an.

Faßt man zunächst die zwei Elemente, das Soll und den äußeren Zwangsapparat in's Auge, so zeigt sich, daß dieselben in verschiedenen Modificationen auftreten.

Bei dem Soll ergibt sich, daß es in verschiedenen Stärkegraden vorkommen kann (S. 162), daß es Hindernissen der Erfüllung gegenüber bald deren Ueberwindung verlangt, bald an ihrem Widerstand erlahmt. Die Stärke des Solls läßt sich nur aus dem Entstehungsgrund der einzelnen Obligation entnehmen und es sind deshalb die Obligationen in dieser Richtung einzeln zu untersuchen. Diese Untersuchung führt zu einer Beantwortung der Fragen, die die herrschende Theorie in der Lehre von der Unmöglichkeit der Leistung zusammenfaßt.

Auch der äußere Zwangsapparat der Obligation kann verschiedenartig gestaltet sein (S. 119).

Die älteste Art der Sanktion ist die Selbsthülfe des Gläubigers auf Kosten der Person des Schuldners und seines Vermögens, die als er-

laubtes Mittel zur Sicherstellung des Obligationszwecks erscheint. Diese Selbsthülfe wird aber in Bälde durch Eingreifen des Staats eingeschränkt und es entsteht dadurch eine mit dem *jus distrahendi* verbundene pfandähnliche Haftung der Person des Schuldners. Später richten sich die Sanktionsmittel der Obligation statt gegen die Person gegen das Vermögen des Schuldners; aber auch bei der Execution in die *bona debitoris* wird die Person des Schuldners durch die eintretende *infamia* noch mit ergriffen. Als Sanktionsmittel der Obligation erscheint hier ein sofort zu realisirendes Pfandrecht an einzelnen Theilen oder am ganzen Vermögen des Schuldners, das nicht als äußerlich zur Obligation hinzutretend, sondern im innigsten Zusammenhang mit dem Begriff der Obligation stehend gedacht werden muß.

Daß die Obligation selbst nichts anderes als Pfandhaft sein soll, widerlegt sich aus dem Vorstehenden. Daß die Pfandhaft nicht das einzige Sanktionsmittel der Obligation bildet, erhellt aus dem Folgenden.

Von Pfandhaft kann man zunächst da nicht sprechen, wo mittelst obrigkeitlicher Wegnahme der geschuldeten individuellen Sache selbst die Obligation unter Umgehung des schuldnerischen Willens unmittelbar erfüllt wird.

Das Sanktionsmittel der Obligation schwächt sich in den Fällen der *naturalis obligatio* so ab, daß von einer Pfandhaftung des Vermögens nicht mehr die Rede sein kann, während in andern Fällen die Sanktion der Obligation eine wesentlich intensivere wird. So ist es wenigstens denkbar, daß als Sanktionsmittel der Obligation öffentliche Strafen verwendet werden. Es kommt vor, daß die Obligation geradezu mit dem äußern

ren Apparat der Dinglichkeit arbeitet: so in den Fällen, wo die Eigenthumsklage mit dem Namen rei vindicatio utilis als Dienerin einer Obligation auftritt, namentlich aber bei der modernen Grundschuld, die bei äußerer Sanktion durch dingliche Haftung als wahre Obligation aufzufassen ist, als ein Formalrecht auf die Leistung einer Summe, welche dem Eigenthümer desjenigen Grundstücks obliegt, dessen Werth zur Sicherung der Leistung eingesetzt wird (S. 141).

Wenn man nur die rechtliche Gebundenheit und den hiezu führenden Zwangsapparat als Merkmale der Obligation aufstellt, so hat damit der Begriff der Obligation noch nicht die nöthige Bestimmtheit und Deutlichkeit erlangt (S. 38). Eine derartige Gebundenheit kann in sehr verschiedenem Sinn bestehen. Es bedarf noch der Individualisirung.

Diese kann nicht auf dem Entstehungsgrunde, sondern nur auf dem Zweckmoment beruhen. Die Obligation ist ein Recht, welches auf etwas zielt, die rechtliche Abhängigkeit ist nur als Mittel zur Erreichung eines Zweckes gewollt und gedacht, eines Zweckes, welcher nicht unmittelbar in ihr selbst liegt, aber in innigster Verbindung mit ihr steht (S. 28).

Es gibt auch bei andern Rechten Zwecke, aber diese liegen nicht im Begriff des Rechts selbst, bei der Obligation bricht dagegen das Zweckmoment in den Begriff selbst ein, wird geradezu juristischer Natur: namentlich im Gegensatz zu dem dinglichen Rechte will und erstrebt die Obligation stets einen Zweck, etwas in der Zukunft liegendes. Das Zweckmoment muß wie bei der Begriffsbestimmung der Obligation, so auch bei den Einzellehren des Obligationenrechts Berücksichtigung finden.

Das Zweckmoment dient zwar dazu, die Obligation von andern Rechtsverhältnissen, namentlich vom dinglichen Recht abzugrenzen, aber trotzdem ist es bei den ganz allmählichen Uebergängen, die hier hervortreten, nicht möglich, von vorn herein begriffsmäßig eine absolut feste Scheidelinie zu ziehen (S. 146). Es gibt eine Reihe von Rechtsverhältnissen, die sich der Obligation nähern und die nur durch positive Bestimmung vom Obligationsgebiet auszuschließen sind. So scheiden aus die Fälle, bei denen das öffentliche Interesse in erster Linie steht, (Verbindlichkeit des gewählten Schiedsrichters, des zur Vormundschaft Berufenen), ferner die Fälle, wo ein Akt, der wesentlich dem Personen- oder Familienrecht angehört, erzwungen werden soll. Nicht in das Obligationsgebiet gehören die Verbindlichkeit aus dem S. C. Pegasianum, die Erbschaft anzutreten und die Verbindlichkeit des Miteigenthümers, sich die Auseinandersetzung gefallen zu lassen.

Das Zweckmoment gehört zu den Individualitätsmerkmalen der Obligation, d. h. es ist bei der Beantwortung der Frage zu berücksichtigen, wann Eine, wann mehrere Obligationen anzunehmen sind (S. 147), denn wo verschiedene Zwecke vorliegen, da müssen auch verschiedene Obligationen angenommen werden. Allerdings bietet der Zweck kein sicheres Mittel zur Beantwortung dieser Frage, denn es läßt sich in vielen Fällen ein Zweck, der zunächst als ein einheitlicher erscheint, in eine Mehrheit von Sonderzwecken auflösen. Es muß deshalb außer auf die Einheit des Zwecks auf den Entstehungsgrund der Obligation Rücksicht genommen werden; wo verschiedene Entstehungsgründe, sind stets auch verschiedene Obligationen anzunehmen.



Deshalb ist in der Lehre von der Correalobligation nur die Mehrheitstheorie richtig, weil eine Correalobligation nur durch verschiedene Entstehungsgründe zur Existenz kommen kann, während es sonst wohl möglich ist, daß Eine Obligation sich auf mehrere Subjekte bezieht, wie z. B. in den Fällen der *actiones adjecticiae qualitatis*. Das Verhältniß ist hier das, daß Eine Obligation einen mehrfachen Zwangsapparat in ihrem Dienst verwendet.

Besonders ist der Begriff des Zwecks und des Interesses von Bedeutung in der Lehre von der Beendigung der Obligationen. Entsprechend den zwei Hauptbestandtheilen der Obligation, dem Soll und dem äußeren Sicherungsapparat ergeben sich zwei Hauptbeendigungsarten derselben, die eine durch Beseitigung des Solls, Erfüllung des Zwecks, Befriedigung des Vermögensinteresses, die andere dadurch, daß der juristische Sicherungsapparat wegfällt (S. 62).

Die Beendigung der Obligation durch Zweck-erfüllung ist zwar im ältesten Recht, das eine Aufhebung der Obligation durch einen Formalakt fordert, noch nicht anerkannt, die Obligation erscheint hier als die rechtliche Macht einer Person über die andere Person, welche vom Recht dazu angelegt ist, durch einen die Befriedigung des Gläubigers darstellenden Formalakt unterzugehen. Später aber erhielt die Zweckrücksicht bestimmende Kraft über die Substanz der Obligation, über ihr Sein und Nichtsein, so daß mit der Erfüllung des Zwecks stets der Untergang der Obligation verbunden ist. In der Regel wird der Zweck der Obligation durch eine Handlung des Schuldners erreicht werden, aber dies ist nicht immer und nicht nothwendig der Fall: auch deshalb darf die

Obligation nicht als ein Recht auf eine Handlung bezeichnet werden: denn die Obligation erlischt durch Befriedigung des ihr zu Grunde liegenden Interesses und die Erreichung ihres Zweckes selbst dann, wenn dieser Erfolg nicht aus ihr und auf sie selbst hin eintrat, sondern aus anderem selbstständigen Rechtsgrund (S. 69).

Der Zweckbegriff zeigt sich als unentbehrlich in der Lehre von der Zahlung, denn die Zahlung führt nicht unbedingt zur Tilgung der Obligation, sondern nur, wenn und soweit durch dieselbe der Zweck der Obligation erreicht ist. Dies erhellt aus folgender Thatsache. Wenn der Bürge an den Gläubiger zahlt, so kann er Cession der Klage gegen den Schuldner verlangen; würde die Zahlung die Obligation ohne weiteres aufheben, so könnte keine zu cedirende Klage mehr vorhanden sein: eine solche existirt aber noch, die Obligation ist nicht aufgehoben, weil der Zweck derselben noch nicht vollständig erreicht ist.

Eine Aufhebung der Obligation durch Zweckerfüllung und Beseitigung des Interesses tritt in den Fällen ein, in denen man von bloß solidarischen Obligationen spricht, bei denen bekanntlich die Zahlung eines Schuldners die andern liberirt (S. 57).

Unter die Aufhebung der Obligation durch Zweckerfüllung fällt ferner der Fall des concursus duarum causarum lucratarum (S. 63). Wenn eine Sache, die aus einer causa lucrativa geschuldet wird, dem Gläubiger aus einer andern causa lucrativa geleistet wird, so ist damit der Zweck der beiden Obligationen vollständig erfüllt und es sind deshalb die beiden Obligationen als erloschen zu betrachten.

Im einzelnen werden für diese Lehre noch

folgende Sätze aufgestellt. Damit Aufhebung der Obligation eintrete, ist Identität des Zwecks erforderlich. Diese setzt voraus Identität in der Person des Gläubigers; wird in der Person eines von mehreren Correalgläubigern die Obligation durch Erwerb *ex alia lucrativa causa* aufgehoben, so ist die ganze Correalobligation als getilgt zu betrachten, da der Zweck der mehreren Einzelobligationen hier als ein gleich geltender gesetzt ist.

Es ist ferner erforderlich Identität des Leistungsgegenstandes, indem entweder dieselbe Species aus den beiden Obligationen geschuldet wird oder indem der Zweck der beiden Obligationen der ist, daß dieselbe Quantität einmal dem Gläubiger geliefert werde.

Die Aufhebung der Obligation durch Zweck-erfüllung erfolgt nur dann, wenn es sich bei beiden Obligationen um eine *causa lucrativa* handelt. Ist die *ex causa lucrativa* geschuldete Sache vom Gläubiger *ex causa onerosa* erworben, so kann derselbe *id quod ei abest* verlangen, da als Zweck der ersteren Obligation auch die Bereicherung des Gläubigers erscheint. Bei der Schwierigkeit, *causae onerosae* und *lucrativae* principiell scharf zu sondern, wird die Regel am richtigsten folgender Maaßen gefaßt: eine lucrative Obligation besteht, wenn für den Gläubiger sonstwie deren nächster specifischer Erfolg erreicht ist, höchstens noch auf *id quod creditori abest* fort, d. h. innerhalb der Grenzen des Sachwerths, nie über den Betrag dessen hinaus, was der Gläubiger im concreten Fall für den Erwerb aufzuopfern hatte (S. 101).

Treffen zwei *causae onerosae* zusammen, — den Hauptfall bildet natürlich das Zusammentreffen zweier Kaufgeschäfte — so muß wenn in

natura nicht geleistet werden kann, zweimal die Differenz zwischen Preis und Werth der Waare gezahlt werden: ist dagegen die geschuldete Species aus einem Kaufgeschäft geliefert, so kann aus dem andern nicht mehr auf diese Preisdifferenz geklagt werden und es kann auch nicht, wenn die gelieferte Species kraft des andern Contrakts für einen niedrigeren Preis hätte gefordert werden können, noch die Differenz zwischen den beiden Preisen verlangt werden.

Da der Zweck oder das Interesse als ein objektiv schutzwürdiges erscheinen muß, so kann die Obligation endlich auch in der Weise endigen, daß sich die Umstände der Art ändern, daß der Zweck aufhört, ein schutzwürdiger zu sein (S. 54).

Im Vorhergehenden ist der wesentliche Inhalt der Hartmann'schen Schrift dargelegt worden. Wenn es sich nun um eine kritische Besprechung derselben handelt, so muß ich mich mit den grundlegenden Ausführungen Hartmanns über das Wesen und den Bau der Obligation vollständig einverstanden erklären. Die Unterscheidung der Norm oder des Solls einerseits und des äußeren Sicherungsapparats andererseits ist nicht nur unbedingt richtig, sondern läßt sich auch, wie Hartmann gezeigt hat, glücklich verwerthen, wenn es auch zweifelhaft bleibt, ob die Lehre dadurch noch weiter gefördert wird, daß das Soll als die innere Substanz (S. 161), der Zwangsapparat als der substantielle Körper der Obligation bezeichnet wird (S. 44). Wenn es gestattet ist, einmal von dem rein sachlichen Ton, den ich im Folgenden inne haben werde, abzuweichen, so möchte ich eben diese Unterscheidung des Solls und des Zwangsapparats und deren Verwendung, die Gruppierung

der verschiedenen Obligationen, insbesondere der *naturalis obligatio* nach der Art ihres Sicherungsapparats, die Widerlegung der Brinz'schen Theorie und die Verwendung der in derselben enthaltenen Wahrheit als eine hervorragende Leistung bezeichnen.

Auch das, was H. gegen die übliche Begriffsbestimmung der Obligation bemerkt, halte ich für richtig und zutreffend. Nur scheint es mir, als ob die Verschiedenheiten der Ansichten zum Theil darin ihren Grund hätte, daß eben die Frage, was der Begriff, das Wesen der Obligation sei, verschieden aufgefaßt wird und daß einer definitiven Lösung noch eine genauere Fragestellung vorherzugehen hat. Ein Eingehen auf diesen Punkt ist hier nicht möglich und es mag nur zur Begründung der Annahme, daß eine verschiedene Auffassung der Frage möglich ist, auf die Bemerkungen Lotzes über die relative Bedeutung der Begriffe (Logik S. 45. 46) verwiesen werden.

Dagegen kann ich mich mit der Verwendung des Zweckbegriffs im Allgemeinen und im Besondern in der Lehre vom *concursus duarum causarum lucrativarum*, ferner mit den Angriffen Hartmanns gegen die herrschende Lehre von der Unmöglichkeit der Leistung nicht einverstanden erklären.

Was den ersten Punkt betrifft, so soll nicht in Abrede gestellt werden, daß sich bei jeder Obligation ein Zweck annehmen, daß sich bei der Unterscheidung von Soll und Zwangsapparat der Inhalt des ersteren als der Zweck, der letztere als das Mittel betrachten läßt. Ich möchte aber bezweifeln, ob es sich in dieser Beziehung bei den Obligationen anders als bei andern Rechten, namentlich bei den dinglichen

Rechten verhält. Es ist kein Grund einzusehen, warum nicht bei jedem Recht ein Zweck, dem es dient, angenommen, ein Zwangsapparat ausgeschieden werden kann, der als Mittel für einen zu realisirenden Zweck erscheint. In gewissem Sinn gehört mithin ein Zweck stets zum Begriff eines Rechts. Wenn es aber ein charakteristisches Merkmal der Obligation sein soll, daß bei ihr der Zweck in den Begriff eindringt, so kann dies nur den Sinn haben, daß der Zweck von Einfluß auf die Gestaltung der einzelnen Rechtsätze sei. Bei den dinglichen Rechten lassen sich ebenfalls Zwecke des Gesetzgebers, der Parteien, die solche Rechte haben oder constituiren, annehmen und daß diese Zwecke ebenfalls von Einfluß auf die Gestaltung der dinglichen Rechte sind, wird nicht schwer zu erweisen sein.

Die Stellen, an denen H. die Obligation den dinglichen Rechten gegenüberstellt, legen die Vermuthung nahe, daß er bei seinen Untersuchungen nur eine Art der Obligationen, wenn auch die wichtigste, im Auge gehabt habe. Er bemerkt, daß der Zweck der Obligation als erfüllter gedacht, jenseits der Obligation und ihres Lebens liege (S. 45), daß die Obligation auf einen erst herzustellenden Erfolg gerichtet sei, während das Sachenrecht als direkte rechtliche Zugehörigkeit gedacht werde (S. 127): die Obligation sei nur Spannung auf einen bestimmten Endzweck, auf solutio, sie könne deshalb erfüllt werden, während dies bei dinglichen Rechten nicht möglich sei (S. 139). Für die meisten Forderungsrechte trifft diese Unterscheidung von den dinglichen Rechten zu: sie bestehen in einer Spannung auf einen Erfolg, sie verlangen eine Veränderung der bestehenden Verhältnisse ein positives Geschehen, und sind dazu bestimmt

mit der Erreichung dieses Erfolgs unterzugehen. Ob die Erreichung dieses Erfolgs längere Zeit in Anspruch nimmt oder nicht, ob in Einer Obligation eine Mehrzahl von derartigen Erfolgen zusammengefaßt ist, ist irrelevant. Miethe, Societät und ähnliche Verhältnisse bilden kein Argument gegen Hartmann's Theorie. Das Sachenrecht dagegen strebt nicht auf einen bestimmten Erfolg, es setzt einen Zustand als den normalen voraus und knüpft an dessen Störung Ersatzpflichten. Es ist richtig, wo es sich um Herbeiführung eines bestimmten Erfolgs, einer Veränderung handelt, da liegt kein dingliches Recht, sondern Obligation vor, und Hartmann hat deshalb z. B. vollständig Recht, wenn er die Grundschild in das Obligationenrecht stellt. Aber ist denn die Obligation nothwendig auf Erreichung eines Ziels, auf Herstellung eines Erfolgs gerichtet, sind nicht die Obligationen auf ein non facere ebenso wie die dinglichen Rechte auf Erhaltung eines bestehenden Zustandes angelegt? Wohl läßt sich das non facere ebenfalls als Zweck der Obligation bezeichnen, aber ein derartiger Zweck ist ganz ebenso bei dinglichen Rechten vorhanden. Wenn ich mir von einem Nachbar eine servitus altius non tollendi bestellen, von einem andern das altius non tolli obligatorisch versprechen lasse, so kann ich nicht einsehen, warum nicht bei beiden Rechten ein Zweck vorhanden und warum bei dem einen dem Zweck eine andere Bedeutung zukommen soll als bei dem andern.

Es mag richtig sein, daß bei den Obligationen, die auf ein facere, ein Geschehen hinstreben, das zu erreichende Ziel, der Zweck, von größerer Bedeutung ist als der Zweck bei andern Rechtsinstituten: aber einerseits gilt dies nicht



für alle Obligationen und andererseits wird das Wort Zweck hier in einem ganz bestimmten Sinn genommen, der ihm an sich nicht zukommt.

Ich muß überhaupt gestehen, daß ich mich mit der Art und Weise, in der der Zweckbegriff bei Hartmann hervorgehoben und betont wird, nicht einverstanden erklären kann. Wenn es sich um die Einführung und Verwendung eines neuen Begriffs — und als solcher kann der Zweckbegriff in der Jurisprudenz wohl bezeichnet werden — handelt, so kann und muß dies so lange bekämpft und zurückgewiesen werden, bis durch die That, d. h. durch glückliche und erfolgreiche Verwendung der Nachweis geliefert ist, daß sich der Begriff als fruchtbar und förderlich erweist. In den Ausführungen Hartmanns kann ich einen derartigen Beweis nicht erblicken, ich kann mich nicht überzeugen, daß die Fragen, in denen Hartmann mit dem Zweckbegriff operirt, eben dadurch gefördert und der Lösung näher gebracht worden sind. Zur Begründung des Gesagten habe ich die mir richtig erscheinende Auffassung des Zweckbegriffs etwas näher darzulegen.

Das Wort Zweck bedeutet nach der übereinstimmenden Annahme der Philologen ursprünglich einen spitzig abgezwickten Pflock, Holznagel, dann den die Scheibe festhaltenden Nagel, den Mittelpunkt der Scheibe, das Ziel. Der Zweck ist etwas Gewolltes, Beabsichtigtes: aber wie der Schütze sein Ziel nicht unmittelbar durch seinen Willen erreichen kann, sondern sich dazu seiner Schußwaffe bedienen muß, so muß sich auch der Wille zur Erreichung seines Zweckes eines Mittels bedienen: das Gewollte wird als Zweck nur dann bezeichnet, wenn es im Gegensatz zu den Mitteln, durch die es realisirt wer-



den soll, gedacht wird; wo der Gedanke rein schöpferisch aufträte, wäre er kein Zweck, der des Mittels zu seiner Verwirklichung bedarf, sondern reine Ursache. Der Zweck ist das Gewollte, dessen Realisirung durch Vermittlung bestimmter Ursachen erfolgen soll (Sigwart, Logik S. 217. Lotze, Mikrokosmos B. II, S. 10). Der Zweck ist in erster Linie etwas Vorgestelltes. Wenn aber eine Sache unter dem Einfluß eines zwecksetzenden Willens entstanden und geformt ist, so daß sie als passendes Mittel zur Erreichung des Zweckes erscheint, so reden wir in abgeleiteter Weise von einem der Sache innewohnenden Zweck und zwar selbst dann, wenn wir diesen Willen nicht kennen, sondern nur aus der Beschaffenheit der Sache auf einen derartigen Willen zurückschließen. So wird von dem Zweck einer Maschine gesprochen; so benutzen die Trendelenburg'schen Untersuchungen als Hauptbeispiel den dem Auge innewohnenden Zweck des Sehens. Man hat demnach den vorgestellten und den im geschaffenen Mittel objektivierten Zweck zu unterscheiden. (Ähnlich, jedoch nicht genau richtig, Kirchmann, Lehre vom Vorstellen S. 221).

Der objektivirte Zweck läßt sich ohne einen vorgestellten Zweck nicht denken; die Zweckbeziehung geht deshalb stets von einem Wollen und Begehren aus und ist deshalb ohne eine Seele oder ein Wesen, das zum Wollen oder Begehren fähig ist, nicht zu denken. Dieses Wesen braucht aber nicht stets genannt zu werden, wo von Zwecken die Rede ist. Mit dem Versuche der Erklärung der in der Natur sich manifestirenden Zwecke, mit der Frage nach dem diese Zwecke wollenden Wesen ist man an der Grenze menschlicher Erkenntniß angelangt und

so lange es sich nur darum handelt, das Vorhandensein dieser Zwecke zu constatiren, wird diese Frage in der Regel offen gelassen. In der Jurisprudenz dagegen, die ausschließlich auf den menschlichen Willen zurückzuführen ist, kann und braucht die Frage, wer der den Zweck Wollende ist, nicht offen gelassen zu werden. Wenn sich in Rechtsinstituten Zwecke objektivirt finden, so wird die Bezeichnung des den Zweck wollenden Subjekts keine Schwierigkeit bereiten. Wenn die Frage aufgeworfen wird, welche Zwecke im Recht verfolgt werden, so wird sich diese Frage gar nicht ohne Bezugnahme auf den den Zweck setzenden Willen beantworten lassen. Dieser Wille kann entweder der des Gesetzgebers oder der von einem Rechtsinstitut betroffenen Personen, d. h. der Parteien sein. Unter dem Parteiwillen kann man sich wieder den Willen concreter Parteien oder idealer, normaler, das Vernünftige, Sittliche, Angemessene wollender Parteien denken.

Aus dem Bisherigen scheint sich aber ein Doppeltes zu ergeben. Erstens daß der Ausdruck Zweck, wenn er in der Jurisprudenz angewandt wird, stets Zweifel über den genauen Sinn des Worts offen läßt, ob es sich um nur gewollte, vorgestellte oder in den Rechtssätzen und Rechtsgeschäften objektivirte Zwecke, um Zwecke des Gesetzgebers, concreter Personen oder idealer, nur vorgestellter Parteien handelt. Zweitens daß sich der Ausdruck stets durch einen andern, meist präciseren Ausdruck ersetzen läßt: denn der Ausdruck wird doch offenbar präciser und deutlicher, wenn man statt von einem Zweck schlechtweg von einem vom Gesetzgeber verfolgten, von den Parteien gewollten Zweck oder noch einfacher von dem Wille

der Absicht des Gesetzgebers oder der Parteien redet.

Aber eben bei dieser Eigenschaft des Zweckbegriffs, in verschiedenem Sinn verwendet werden und verschiedenen Anschauungen zum Ausdruck dienen zu können, ergibt sich auf der andern Seite wieder, daß sich mit demselben viele richtige Gedanken verbinden lassen. So vor allem der Jhering'sche Gedanke, daß die Rechtssätze und Rechtsinstitute nur als Mittel zu betrachten sind, die der Verwirklichung höher stehender Zwecke zu dienen haben (Geist d. R. R. §. 41). Wenn es sich ferner nicht um die Zwecke des Gesetzgebers, sondern um die Zwecke der Parteien handelt und diese als in den Rechtsinstituten objektiviert gedacht werden, so kann hier unter dem Parteiwillen nur der Wille idealer normaler Parteien verstanden werden und es scheint sich deshalb mit dem Zweckbegriff der richtige und wichtige, auch von Hartmann anerkannte Satz zu verbinden, daß der Parteiwille im Zweifel in dieser Weise aufzufassen sei.

So richtig aber diese und ähnliche Gedanken sein mögen, so finden sie doch in dem Wort Zweck nicht ihren nothwendigen, nicht immer ihren präzisesten Ausdruck. Der Zweck ist nur ein Holznagel, der für sich allein einen festen Stützpunkt nicht bilden kann.

Auch in der Hartmann'schen Lehre von der Beendigung der Obligation durch Zweckerfüllung scheint mir ein richtiger Gedanke enthalten zu sein. Gewöhnlich stellt man nur den Satz auf, daß die Obligation durch Erfüllung untergeht. Erfüllt wird natürlich auch hier der Zweck der Obligation, aber als nächstes Objekt der Erfüllung wird die Obligation selbst gedacht, so daß die Erfüllung eben nur die Fälle umfaßt,

wo die Erreichung des Zwecks in Bezug auf die Obligation erfolgt. Der Hartmann'sche Satz: die Obligation geht unter durch Zweckerfüllung ist also insofern weiter, als er auch die Fälle mitumfaßt, wo der erzielte Erfolg aus anderem selbstständigem Grund eintritt. Die Richtigkeit des Hartmann'schen Satzes, daß in diesen Fällen die Obligation als erloschen zu betrachten sei, soll nicht bestritten werden. Daß dieser Satz in der Lehre von der Zweckerfüllung keinen besonders deutlichen Ausdruck gefunden hat, wird kaum bestritten werden können.

Wenn nun aber H. diese Lehre von der Zweckerfüllung auf den concursus duarum causarum lucratarum anwendet, so ist damit das Hauptproblem dieser Lehre nicht gelöst. Wenn er sagt, die Obligation fällt weg, wenn der Gläubiger die Sache erhalten hat, weil damit der Zweck der Obligation erfüllt ist, so ist dies richtig, aber richtig doch nur unter der Voraussetzung, daß nicht irgend ein anderer noch unerfüllter Zweck vorhanden sein oder an die Stelle des ursprünglichen Zwecks treten sollte. Der Satz H.'s setzt namentlich voraus, daß die Obligation nicht den Zweck hat, dem Gläubiger statt und neben der Sache eventuell auch deren Werth zuzuwenden. Daß dies nicht der Fall ist, bestimmen die Quellen ausdrücklich: die Erklärung dieser Entscheidung ist das Problem, um das es sich in der Lehre handelt. Mommson führt die Erscheinung, daß die Werthleistung nicht an Stelle der Sachleistung tritt, auf die Unmöglichkeit der Erfüllung, Arndts auf d. Parteiwillen zurück. Wenn Hartmann davon ausgeht, daß der Zweck der Obligation nur a Zuwendung der Sache nicht ihres Werthes g richtet sei, so hat er damit den zu erklärend

Satz nur neu formulirt, aber die Frage der Lösung nicht näher gebracht, jedenfalls keine neue Lösung der Frage gegeben. Wenn man den Satz aufstellt, der Zweck einer Schenkung sei nur der, dem Beschenkten die Sache selbst, nicht auch eventuell neben der Sache den Werth derselben zuzuwenden, so kann dies nach dem eben bemerkten einen doppelten Sinn haben. Es kann heißen, der Gesetzgeber habe bei der Regulirung der Schenkung eben den Zweck im Auge gehabt, daß der Beschenkte nur die Sache erhalten solle, daß mithin die Bestimmung auf den Willen des Gesetzgebers zurückzuführen sei oder daß die Parteien diesen Zweck im Auge haben. In dem ersten Fall ist aber die Bestimmung nur wiederholt, nicht erklärt, im zweiten Fall stimmt die Erklärung mit der von Arndts überein.

Und ganz ebenso löst sich die Erklärung, die Hartmann für die bei der Bürgschaft geltenden Bestimmungen unter Verwendung des Zweckbegriffs giebt, dahin auf, daß dieselben als Consequenzen des vom Gesetzgeber oder den Parteien festgesetzten Inhalts der betreffenden Rechtsgeschäfte erscheinen.

Bevor auf die Lehre von der Unmöglichkeit der Leistung eingegangen wird, sind die Hauptsätze der Hartmann'schen Lehre anzuführen, da oben, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, nur der Grundgedanke derselben angeführt wurde.

Bei jedem obligatorischen Rechtsgeschäft muß ein vernünftiger, rechtlich gebilligter Obligationzweck gesetzt sein. Ist die Erreichung des gesetzten Zweckes unmöglich, so folgt aus der natürlichen Logik, daß die Erzielung des Unmöglichen nicht vom Recht gefordert werden kann (S. 175). Sofern nicht ein anderer Inhalt

der Obligation an Stelle des Unmöglichen tritt, ergibt sich aus dem Elementarsatz: kein Rechtsgeschäft ohne tauglichen Inhalt die Ungültigkeit der Obligation.

In allen Fällen, wo der Wortlaut des Geschäfts auf etwas Unmögliches geht, ist jedoch zuzusehen, ob nicht der offenbare Gedanke des concreten Geschäfts auf eine mögliche Leistung hinzielt (S. 179—188).

Eine gültige Obligation, bei der die Erreichung des gesetzten Zwecks möglich ist, vorausgesetzt, erhebt sich die weitere Frage, inwieweit der Schuldner einzustehen habe für die Ueberwindung von Hindernissen, die sich der Erfüllung der Obligation entgegensetzen.

Auf diese Frage läßt sich eine allgemeine Antwort nicht geben. Es muß vielmehr bei jeder einzelnen Obligationsart durch Untersuchung der die Obligation begründenden Thatsache, insbesondere kraft Willensinterpretation festgestellt werden, welche Stärke und Spannkraft dem Soll der Obligation Hindernissen der Erfüllung gegenüber zukommt. Dabei ist zwischen anfänglich vorhandenen und nachträglich auftretenden, rechtlichen und faktischen Hindernissen der Leistung zu unterscheiden.

Wenn bei Obligationen, die auf Sachleistung, also auf Verschaffung einer Sache zu Detention, juristischem Besitz oder Eigenthum gerichtet ist, das Hinderniß der Leistung darin besteht, daß dem Schuldner das zur Leistung nöthige Recht fehlt, so ist zwischen den *obligationes stricti juris* — *stipulatio*, *Damnationslegat* und d. entgeltlichen Obligationen einerseits, der Vermächtnißobligation des späteren Rechts und d. Schenkung andererseits zu unterscheiden. Für den ersteren ist die Spannkraft der Obligation

eine solche, daß unbedingt Ueberwindung des Hindernisses, eventuell Leistung des Erfüllungsinteresses gefordert wird. Bei den andern Obligationen wird im Zweifel nur gefordert, daß der Verpflichtete die Sache, so wie er sie hat, übergebe: das Soll dieser Obligationen erlahmt mithin an dem Hinderniß des fehlenden Rechts (S. 195 ff.).

Ebenso ist zu unterscheiden, wenn dem Schuldner die faktische Verfügungsgewalt über die Sache fehlt (S. 203 ff.).

Bei Obligationen auf Dienstleistung haftet der Schuldner bei obligationes stricti juris und bei entgeltlichen Obligationen unbedingt auf Ueberwindung der Hindernisse und auf das Erfüllungsinteresse: das spätere Recht hat auch hier bei Vermächtnissen, übrigens auch bei Stipulationen mittelst exceptio doli, Milderungen eingeführt. Besonders schwach ist die Spannkraft der Obligation beim Mandat, indem dem Schuldner sogar einseitiger Rücktritt gestattet ist (S. 212 ff.).

Im Bisherigen wurde vorausgesetzt, daß es sich um ein von Anfang an vorhandenes Hinderniß handelt. Tritt das Hinderniß erst nachträglich ein, so ist zwischen stricti juris und bonae fidei obligationes zu unterscheiden. Ist bei den ersteren das nachträglich eintretende Hinderniß der Art, daß bei gleich anfänglichem Dasein desselben die Obligation gar nicht hätte entstehen können, so erlischt dieselbe. Innerhalb dieser Gränze ist das Soll der Obligation ein unbedingtes, eine Befreiung des Schuldners durch eintretende Hindernisse unmöglich. Bei bonae fidei obligationes dagegen erscheint es als mit der guten Treue nicht vereinbar, daß der Schuldner einzustehen habe für alle möglichen Wechsel-

fälle der Zukunft: der Schuldner hat sich nur mit den Anforderungen der bona fides in Einklang zu setzen, wobei das Maaß der Anforderung bei den einzelnen Obligationen auch wieder ein verschiedenes sein kann, je nachdem der Schuldner nur für dolus oder omnis culpa haftet. Hat sich aber der Schuldner der bona fides entsprechend verhalten, so ist er befreit, wobei es gleichgültig ist, ob der Zweck der Obligation erreicht ist oder nicht (S. 222 ff.).

Die Frage, wie sich Obligationen aus grundloser Bereicherung gegenüber von nachträglich eintretenden Hindernissen der Erfüllung, namentlich bei nachträglichem Wegfall der Bereicherung verhalten, löst sich leicht, wenn man berücksichtigt, daß die Spannung dieser Obligation nur auf Rückverschaffung dessen geht, was man sine causa erhalten hat, soweit sich dasselbe noch in Natur oder im Geldwerth im Vermögen des Empfängers befindet (S. 259).

Die herrschende, an Mommsens Beiträge zum Obligationenrecht sich anschließende Lehre, die Hartmann bekämpft, geht aus von der Unterscheidung objektiver und subjektiver, anfänglicher und nachfolgender Unmöglichkeit und gelangt zu folgenden für alle Obligationsarten gleichmäßig geltenden Sätzen: die von Anfang an vorhandene objektive Unmöglichkeit der Leistung befreit den Schuldner von der Leistungspflicht, während er bei subjektiver Unmöglichkeit für das Erfüllungsinteresse einzustehen hat: die nachträglich eintretende casuelle, dem Schuldner nicht zur Schuld zuzurechnende Unmöglichkeit befreit den Schuldner, mag dieselbe ein objektive oder eine subjektive sein.

Diese Theorie wie die Hartmann'sche Lehre gehen beide von dem nicht zu bezweifelnde



Satz aus, daß eine Verpflichtung zur Vornahme der unmöglichen Leistung nicht vorhanden sein kann. Abgesehen davon, daß Hartmann noch weitere Fälle in den Kreis der Betrachtung zieht, ergibt sich auf beiden Seiten als Aufgabe der Untersuchung die Lösung der folgenden Frage. Wenn die Leistung, auf die die Obligation in erster Linie gerichtet ist, nicht erfolgen kann, inwiefern ist dann eine Pflicht zum Entstehen mit einem möglichen Surrogat, eine Prästationspflicht für die Unmöglichkeit vorhanden? Die Frage läßt sich mithin als eine Frage nach dem Inhalt der Obligation für den Fall der Unmöglichkeit oder, nach der Hartmann'schen Ausdehnung der Frage, der Schwierigkeit der Leistung bezeichnen. Es muß deshalb als zweifelhaft erscheinen, ob das Bild, dessen H. sich bei der ganzen Untersuchung bedient, indem er von einer verschiedenen Stärke, Spannkraft der Obligation spricht, besonders zutreffend ist. Denn die Obligationen, denen eine größere Spannkraft zugeschrieben wird, sind in Wirklichkeit solche, die einen umfangreicheren Inhalt haben, bei denen neben der Hauptleistung eine eventuelle Prästationspflicht vorhanden ist oder bei denen der Schuldner z. B. zur Verschaffung von Eigentum nicht bloß zur Uebertragung der Sache, wie sie sich bei ihm befindet, verpflichtet ist. Passender würde es erscheinen, da von einer größeren Intensität der Obligation zu sprechen, wo der Sicherungsapparat dem Gläubiger eine größere Macht in die Hand gibt und so zum Beispiel der civilis obligatio eine größere Spannkraft im Gegensatz zur naturalis obligatio zuzuschreiben.

Die herrschende Lehre geht aus von dem Satz: *impossibilium nulla obligatio*, dem der

Sinn gegeben wird, daß bei Unmöglichkeit der Leistung im Zweifel keinerlei Verbindlichkeit, auch keine Prästationspflicht anzunehmen sei. Wenn Hartmann (S. 173) behauptet, daß der Satz diesen Sinn gar nicht haben könne, so muß dies entschieden bestritten und die angeführte Auffassung wenigstens als eine mögliche behauptet werden. Daß übrigens bei Unmöglichkeit der Leistung eine Prästationspflicht nicht eintrete, wird von H. selbst (S. 175 ff.) angenommen und es kann deshalb die Frage, ob sich dieser Sinn mit den Worten: *impossibilium nulla obligatio* verbinden läßt, ob er von Celsus mit ihnen verbunden wurde, dahin gestellt bleiben. Daß keine Prästationspflicht eintritt, will Mommsen auf den Parteiwillen, nämlich darauf zurückführen, daß die Parteien, wenn sie die Unmöglichkeit gekannt hätten, den Vertrag nicht abgeschlossen haben würden. Die Einwendungen, die H. (S. 176) hiegegen erhebt, sind vollständig richtig. Wenn aber Hartmann gegenüber Mommsen behauptet, der Satz bedürfe gar keiner Begründung, sondern beruhe auf dem logischen Satz vom Widerspruch, daß auf Unmögliches keine Obligation sich richten kann, so erscheint dies nicht als zutreffend, denn die Mommsen'sche Begründung bezieht sich nur auf das Fehlen einer Prästationspflicht, während die Bemerkung H. nur auf den Satz paßt, daß auf die unmögliche Leistung selbst eine Verpflichtung nicht gerichtet sein könne.

Für den angeführten Satz möchte ich folgende Erklärung, die mir zugleich die Grundlage der ganzen Lehre zu bilden scheint, aufstellen. Wenn die Obligation selbst auf einen bestimmten Entstehungsgrund zurückgeführt werden muß, muß auch für den Inhalt der Obligation

Grund angeführt werden: wenn neben dem Inhalt A auch der Inhalt B behauptet wird, so bedarf dies besonderer Begründung. Wenn deshalb der bei Entstehung der Obligation bezeichnete Inhalt wegen Unmöglichkeit der Ausführung wegfällt, so kann an Stelle des ursprünglichen Inhalts ein anderer nur dann treten, wenn hierfür ein Grund vorhanden ist. Man darf deshalb nicht fragen, warum tritt keine Prästationspflicht ein, sondern man muß sagen, eine Prästationspflicht tritt nur ein, wenn ein Grund für dieselbe vorhanden ist. Ein solcher Grund wird entweder in dem Willen der Parteien oder in dem schuldhaften Verhalten derselben liegen müssen. Die Begründung des Satzes hat nur in dem Nachweis zu bestehen, daß er keiner solchen bedarf. Es ist deshalb nicht genau, die Fälle, wo keine Prästationspflicht vorhanden, als die der Regel entsprechenden, die andern als Ausnahmen zu bezeichnen, unrichtig, bei den letztern von unächter Unmöglichkeit zu reden: es ist vielmehr nur von dem einfachen Satz auszugehen, daß die Prästationspflicht eines besondern rechtfertigenden Grundes bedarf; wo ein derartiger Grund nicht vorhanden ist, führt der Satz: kein Rechtsgeschäft ohne tauglichen Inhalt zur Beseitigung der ganzen Obligation.

Die Untersuchungen H. weichen im Weiteren in dreifacher Richtung von der Mommsen's ab. Zunächst kommt er bei verschiedenen Einzelfragen zu andern Entscheidungen. Dann ist die Eintheilung des Stoffs bei ihm eine andere als bei Mommsen: denn während dieser zwischen subjectiver und objektiver Unmöglichkeit unterscheidet, stellt Hartmann der Unmöglichkeit der Leistung die Fälle entgegen, in denen sich der Leistung Hindernisse entgegensetzen und endlich

gelangt Hartmann im Gegensatz zur herrschenden Lehre zu dem Resultat, daß sich eine gemeinschaftliche, allgemein gültige Regel nicht aufstellen lasse.

Die Einzelentscheidungen, in denen H. von Mommsen abweicht, sind folgende: nach H. ist der Schuldner zur Interesseleistung verpflichtet, wenn er bei Sachleistungen nicht erfüllen kann, weil er von Anfang an nicht in dem nöthigen faktischen Verhältniß zur Sache steht, wenn er bei Dienstleistungen nicht erfüllen kann, weil er von Anfang an nicht die nöthige Fähigkeit zur Leistung besitzt (S. 204. 214). In beiden Beziehungen hat H. Mommsen gegenüber, der das Gegentheil behauptet, ohne Zweifel Recht. Im erstern Fall muß die Analogie der Fälle durchschlagen, in denen dem Schuldner das zur Leistung nöthige Recht fehlt, im zweiten Fall scheint mir die Unrichtigkeit der Mommsen'schen Lehre darin zu liegen, daß sie eine objektive statt einer subjektiven Unmöglichkeit annimmt (Mommsen, Beiträge I, S. 65). Dagegen kann ich der Ausführung Hartmann's nicht beistimmen, wonach bei *verborum obligationes* eine nachträgliche Unmöglichkeit der Leistung nur dann eine Befreiung herbeiführen soll, wenn das eintretende Hinderniß der Art ist, daß dasselbe als von Anfang an vorhanden die Obligation nicht hätte entstehen lassen (S. 227): hienach würde eine nachträglich eintretende subjektive Unmöglichkeit, die nach Mommsen befreiend wirkt, eine Befreiung nicht herbeiführen. H. beruft sich auf eine Stelle, die von der Aufhebung der Obligation durch derartige Hindernisse spricht die die Obligation von Anfang an nicht hätte entstehen lassen. Aber darauf kann doch nicht der Satz gegründet werden, daß die Obligation

nur durch derartige Hindernisse aufgehoben wird. Ich möchte den Satz, daß bei jeder nachträglichen Unmöglichkeit eine Prästationspflicht nur bei dolus und culpa des Schuldners eintreten kann, den obigen Ausführungen entsprechend, darauf gründen, daß keinerlei Grund für eine derartige Prästationspflicht vorliegt.

Seine abweichende Eintheilung gründet H. auf Angriffe gegen den Begriff der subjektiven Unmöglichkeit. Er bezeichnet diesen Begriff zu wiederholten Malen als einen schiefen: was er aber (S. 196) gegen denselben bemerkt, läuft doch schließlich darauf hinaus, daß die subjektive Unmöglichkeit gegenüber der bloßen Schwierigkeit der Ausführung schwer abzugränzen sei. Ein im einzelnen schwer abzugränzender Begriff ist aber deshalb weder als ein schiefer noch als ein unbrauchbarer zu bezeichnen. Die Unterscheidung von objektiver und subjektiver Unmöglichkeit erscheint vielmehr als eine ganz sachgemäße: die Frage nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Handlung kann entweder ganz im Allgemeinen oder unter Bezugnahme auf bestimmte Vorbedingungen aufgeworfen werden: bilden nun die Verhältnisse einer Person die Vorbedingungen, von denen aus die Frage der Möglichkeit beantwortet werden soll, so spricht man von subjektiver Möglichkeit oder Unmöglichkeit. An der Unterscheidung ist höchstens die Bezeichnung ungenau, da der Unterschied natürlich nicht in der Unmöglichkeit selbst, bei der sich verschiedene Arten nicht denken lassen, sondern nur in dem Grund der Unmöglichkeit liegt.

Wie die herrschende Auffassungsweise gegen H. vertheidigt werden muß, so kann auch dessen Eintheilungs- und Betrachtungsart nicht als zweckdienlich anerkannt werden.

H. stellt der Unmöglichkeit der Leistung die Hindernisse der Ausführung gegenüber: obgleich er sich nicht darüber ausspricht, wird doch angenommen werden können, daß seine Unmöglichkeit dem entspricht, was sonst als objektive Unmöglichkeit bezeichnet wird.

Das Hinderniß, das H. der Unmöglichkeit gegenüber stellt, kann dreifacher Art sein: es kann so sein, daß es überhaupt nicht, daß es von der Lage des Schuldners aus nicht, daß es, wenn auch mit Mühe, beseitigt werden kann. Der Ausdruck Hinderniß umfaßt also zunächst die Fälle der objektiven und subjektiven Unmöglichkeit und der Schwierigkeit der Ausführung. Da aber das Hinderniß der objektiven Unmöglichkeit gegenübergestellt wird, so hat diese aus dem Begriff des Hindernisses auszuschneiden. Hartmann behandelt mithin die Fälle der subjektiven Unmöglichkeit und der Schwierigkeit der Ausführung zusammen und gelangt für diese Gruppe von Fällen zu dem Resultat, daß sich eine gemeinschaftliche Regel nicht aufstellen lasse. Damit stimmt nun die herrschende Theorie insofern überein, als auch sie nie versucht hat, auf die Frage, welche Schwierigkeiten der Schuldner zu überwinden habe, eine gemeinschaftliche Antwort zu geben. Fragen wie die folgenden, ob der Onerirte und der Schenker zu Verschaffung des Eigenthums oder nur zur Uebertragung der beim Obligirten vorhandenen Befugnisse verpflichtet, wie die Obliegenheit des Mandatars, wie der Leistungsgegenstand bei den Bereicherungsklagen aufzufassen sei, wurden von jeher im speciellen Theil des Obligationenrechts aufgeworfen und beantwortet. Da gegen glaubt die herrschende Theorie auf die Frage nach dem Einfluß subjektiver Unmöglich

keit eine allgemein gültige Antwort geben zu können. Sie stellt den Satz auf, daß, den Inhalt der Verpflichtung als feststehend gedacht, die bloß subjektive Unmöglichkeit, sofern sie von Anfang an vorhanden ist, nicht zur Befreiung des Schuldners führt, mit andern Worten, daß derselbe dafür einzustehen hat, daß die rechtlichen und faktischen Verhältnisse der Art sind, daß die für andere mögliche Leistung auch von ihm vorgenommen werden kann. Untersucht man die Ausführungen H.'s auf diese Frage, so ergibt sich, daß er von diesem Resultat in keiner Weise abweicht, vielmehr einige Ausnahmen, die Mommsen angenommen hat, beseitigt. Eine Verschiedenheit zwischen der einzelnen Obligation gegenüber der subjektiven Unmöglichkeit nimmt H. nur bei nachfolgender Unmöglichkeit an, eine Annahme, deren Widerlegung oben versucht wurde. Sonst beziehen sich die Verschiedenheiten, die H. zwischen den einzelnen Obligationen annimmt, nur auf das Verhalten derselben gegenüber von überwindbaren Schwierigkeiten. Diese Verschiedenheiten sind nicht zu läugnen, aber wohl auch noch nie geläugnet worden. Daß H. auf die Frage, die er aufwirft, nicht Eine, allgemein gültige Antwort geben kann, beruht ausschließlich auf der weiteren, von der bisherigen abweichenden Fragestellung. Darin, daß sich für die Fälle subjektiver Unmöglichkeit eine gleichmäßig geltende Regel aufstellen läßt, liegt die Rechtfertigung der Trennung dieser Fälle von denen der bloßen Schwierigkeit der Ausführung.

Es muß die Richtigkeit der herrschenden Theorie gegenüber den H.'schen Ausführungen vertheidigt werden. Trotzdem scheinen mir diese einen vollständig richtigen Gedanken zu enthal-

ten, der zwar mit der herrschenden Theorie nicht im Widerspruch steht, aber doch bei derselben mehr in den Hintergrund tritt.

Wenn gesagt wird, die anfängliche subjektive Unmöglichkeit der Leistung befreit den Schuldner nicht, so ist dies unbedingt richtig, aber es liegt zugleich auch auf der Hand, daß sich an die subjektive Unmöglichkeit keinerlei rechtliche Folgen knüpfen. Zu untersuchen ist nur, wozu der Schuldner verpflichtet ist, die subjektive Unmöglichkeit kann hieran nichts ändern. Juristische Consequenzen knüpfen sich nur an die Gränzlinie zwischen objektiver und subjektiver Unmöglichkeit, nicht an diejenige, die die subjektive Unmöglichkeit von der Schwierigkeit der Ausführung trennt und es ist deshalb irrelevant, daß die letztere Linie nicht genau gezogen werden kann; die genaue Feststellung der ersteren, auf die es allein ankommt, ist leicht möglich.

Wenn gesagt wird, daß die nachträglich eintretende Unmöglichkeit den Schuldner befreie, so ist damit nicht gesagt, daß nur die Unmöglichkeit den Schuldner befreie: es ist nie geläugnet worden, daß der Schuldner auch befreit werden kann, wenn sein dem Vertrag entsprechendes Verhalten nicht zur Erfüllung führt, auch wenn keine Unmöglichkeit der Leistung vorhanden ist. Es kommt mithin nur darauf an, ob der Schuldner sich seiner Verpflichtung entsprechend verhalten hat, an die Unmöglichkeit der Leistung als solche knüpft sich keinerlei rechtliche Consequenz.

Die Sätze: die anfängliche subjektive Unmöglichkeit befreit den Schuldner nicht, die nachträgliche unverschuldete Unmöglichkeit befreit den Schuldner sind in keiner Weise unrichtig, aber darin hat H. vollkommen rech



daß nicht in all den Fällen, in denen sie anwendbar erscheinen, sich rechtliche Folgen an die Unmöglichkeit als solche knüpfen und daß sich deshalb die Untersuchung nicht auf sie zu richten hat. Trotzdem möchte ich die angeführten Sätze, wenigstens was den ersten betrifft, nicht als überflüssig bezeichnen. Wenn man die Frage dahin stellt, welchen Einfluß die Unmöglichkeit der Leistung auf die Obligation ausübe, so muß der Satz aufgestellt werden, daß objektive Unmöglichkeit den Schuldner befreit; und dieser fordert dann als Gegenstück den andern, daß dies bei subjektiver Unmöglichkeit nicht der Fall ist. Und dann erscheint es wenigstens als nahe liegend, neben die Bestimmungen über anfängliche Unmöglichkeit die über später eintretende zu setzen. Wenn man, was das richtigere ist, die Frage so stellt, in wiefern bei unmöglicher Leistung, auf die eine Obligation nicht gerichtet sein kann, eine Prästationspflicht eintrete, so bedarf es jeden Fall der Hervorhebung, daß eine solche bei anfänglicher subjektiver Unmöglichkeit Platz greife.

Die Erklärung der für den concursus duarum causarum lucratarum geltenden Bestimmung scheint nun keine Schwierigkeiten mehr zu bereiten. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß die Erklärung aus der Unmöglichkeit der Leistung und die aus dem Parteiwillen keinen unbedingten Gegensatz bilden; denn die Lehre von der Unmöglichkeit der Leistung beschäftigt sich eben mit dem Parteiwillen im Fall unmöglicher Leistung. H. hat allerdings unbedingt Recht mit der Behauptung, daß die betreffende Bestimmung nicht ohne weiteres auf die Unmöglichkeit der Leistung zurückgeführt werden kann: denn eine solche ist bei Fehlen des zur Leistung erforderlichen Rechts auf Seite des Schuldners doch nur dann vorhanden sein, wenn der Berechtigte zur Abtretung des Rechts nicht zu bewegen ist: bei der Aussicht des Berechtigten die Sache sofort wieder zu erlangen, wird diese Eventualität wohl selten eintreten. Das, daß der Schuldner nicht verpflichtet ist, dem Gläubiger die Sache abzukaufen, um sie ihm sofort wieder zu geben, läßt sich nur aus dem Parteiwillen erklären: es sprechen nahe liegende Gründe dafür, daß dies wirklich dem normalen

Parteiwillen entspricht. Nachdem aber so die einzige Art, wie die Leistung effectuirt werden konnte, durch den Parteiwillen angeschlossen ist, gestaltet sich die Leistung zu einer unmöglichen und es fragt sich nun, ob eine Interesseleistung an Stelle der unmöglichen Leistung tritt. Diese Frage ist nach den angeführten Regeln zu verneinen, da ein Grund für eine derartige Prästationspflicht nicht vorliegt, während beim Erwerb der Sache ex causa onerosa die Verpflichtung zu leisten, quod creditori abest, in dem vermuthlichen Willen des Zuwendenden eine nahe liegende Begründung findet. Bei den duae causae lucrativae ergiebt sich aus den angeführten Gründen, daß es der Obligation an jedem tauglichen Inhalt fehlt und daraus folgt unter Anwendung des von H. mit vollstem Recht hervorgehobenen Satz: kein Rechtsgeschäft ohne tauglichen Inhalt die Wirkungslosigkeit der Obligation.

Daß kein Inhalt da ist, erklärt sich nur aus einer Reihe von Gründen. Wenn man aber, um zu einer kurzen, einfachen Erklärung zu gelangen, die Frage aufwerfen will, worin der Hauptgrund dafür liege, daß kein tauglicher Inhalt da sei, so kann man antworten, weil der Zweck der Obligation erreicht ist: man kann das Fehlen des Inhalts aber auch auf die Unmöglichkeit der Leistung zurückführen. Ob der Frage selbst sowie der Verschiedenheit der Beantwortung eine große Bedeutung zukommt, ist mir zweifelhaft, wenn auch nicht bestritten werden soll, daß die H.'sche Wendung als die passendere erscheint.

Die H.'schen Untersuchungen beschäftigen sich mit den wichtigsten und allgemeinsten Fragen des Obligationenrechts. Die Theorie muß ihrem Ziel ziemlich nahe gerückt sein, wenn sie eine unzweifelhafte Antwort auf die von H. aufgeworfenen Fragen, eine sichere Entscheidung über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Antworten soll geben können. Eine definitive Lösung dieser Fragen konnte natürlich auch in den vorstehenden Ausführungen nicht angestrebt werden; ich hoffe jedoch durch dieselben jeden Falls so viel dargethan zu haben, daß die H.'schen Untersuchungen überall richtige Gedanken enthalten und daß es sich für die folgenden Untersuchungen höchstens darum handeln kann, in denselben Richtiges von Unrichtigem zu sondern.

Göttingen.

Gustav Rümelin.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 31.

2. August 1876.

Bernhard Riemann's gesammelte mathematische Werke und wissenschaftlicher Nachlaß. Herausgegeben unter Mitwirkung von R. Dedekind von H. Weber. Leipzig. B. G. Teubner. 1876. 526 S. Oktav.

Wenn ich in Folge einer an mich gerichteten Aufforderung mir erlaube, das Erscheinen dieses Werkes in diesen Blättern anzuzeigen, so geschieht dies nicht in der Absicht, auf den Inhalt desselben näher einzugehen; denn eine solche Anzeige ist schon in vollkommenerer Weise, als es mir gelingen könnte, von dem eigentlichen Herausgeber, meinem hochverehrten Freunde Heinrich Weber in Königsberg, verfaßt und wird demnächst an einem anderen Orte (Repertorium von L. Königsberger und G. Zeuner) veröffentlicht werden. Der Zweck der folgenden Zeilen besteht vielmehr nur darin, einige Mittheilungen über die Entstehung der Herausgabe zu machen, die für die Leser der G. G. A. vielleicht von einigem Interesse sein möchten.

Bald nach dem Tode Riemann's erhielt ich

von Frau Prof. Riemann den ehrenvollen Auftrag, den wissenschaftlichen Nachlaß einer Durchsicht zu unterziehen und das zur Publication Geeignete herauszugeben. Drei Abhandlungen, nämlich die über die trigonometrischen Reihen, über die Hypothesen der Geometrie, und den Beitrag zur Electrodynamik, fand ich in der saubersten Handschrift fertig vor, und ich beeilte mich dieselben zu veröffentlichen. Das Uebrige befand sich mit wenigen Ausnahmen in einem gänzlich ungeordneten Zustande, welcher aus den vielfachen Reisen Riemann's leicht erklärlich war, und es kam vor allen Dingen darauf an, die außerordentliche Menge von einzelnen Blättern, die sich seit Riemann's Studienzeit angesammelt hatten, ihrem Inhalte nach zu prüfen, Zusammengehöriges zu erkennen und zu ordnen. Von der Beschaffenheit dieser vorbereitenden Thätigkeit kann nur der sich eine deutliche Vorstellung machen, der einen Blick in diese Papiere gethan hat. Der Mehrzahl nach enthalten sie in vielfachen Wiederholungen die Entwürfe zu den von Riemann selbst publicierten Abhandlungen und Vorbereitungen zu seinen Vorlesungen; außerdem finden sich Excerpte aus den verschiedensten Werken, Abschriften von solchen Stellen, welche Riemann's Interesse vorzugsweise erregt hatten, ferner Entwürfe zu Briefen; viele Blätter sind mit Formeln ohne jeden erklärenden Text bedeckt, und alle diese Dinge finden sich bisweilen auf einem und demselben Foliobogen vereinigt, der theils von oben nach unten, theils in der entgegengesetzten Richtung beschrieben ist. Unter diesen Umständen waren meine Bemühungen, die Papiere zu ordnen, nur von einem mangelhaften Erfolge begleitet, und obwohl ich Riemann'

Werke immer wieder eifrig durchgearbeitet hatte, so konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß ich für die Entzifferung des Inhalts mancher Papiere nicht die volle erforderliche Detailkenntniß besaß, da meine eigenen Studien im Ganzen einem anderen Gebiete der Mathematik zugewandt waren. Ich begnügte mich daher zunächst, das mir Verständliche in Reinschriften zusammenzustellen, und wollte dazu übergehen, Einiges davon, namentlich die Pariser Preisschrift nebst einem Commentar über die Beziehungen derselben zu der Abhandlung über die Hypothesen der Geometrie, zu veröffentlichen, als ich durch die nothwendigen Vorarbeiten für eine zweite Auflage von Dirichlet's Zahlentheorie für mehrere Jahre in meinem Vorhaben gestört wurde. Bald nachdem ich mich demselben wieder zugewandt hatte, entstand in Göttingen der neue Gedanke, Riemann's Werke vollständig gesammelt herauszugeben; Clebsch, der Nachfolger Riemann's, hatte, wahrscheinlich durch Wilhelm Weber angeregt, diesen Gedanken mit seiner ganzen Lebhaftigkeit im Frühjahr 1872 erfaßt, und gern ging ich, als er mich Pfingsten besuchte, auf seinen Plan ein, dieser Herausgabe auch den Nachlaß einzuverleiben. Clebsch übernahm auf meinen Wunsch die Hauptleitung des Unternehmens und erhielt alle Papiere nach Göttingen zugeschickt, um sie einer nochmaligen Durchsicht und Prüfung zu unterziehen, die ich aus den obigen Gründen für dringend nothwendig hielt; ich selbst konnte mich, da mir bald darauf ein sorgenvolles und meine Kräfte ganz absorbierendes Nebenamt für drei Jahre übertragen wurde, nur noch in geringem Grade an der beabsichtigten Herausgabe betheiligen. Dieselbe versprach rasch von Statten zu gehen, und



der Druck sollte bald begonnen werden, als durch das plötzliche, höchst beklagenswerthe Hinscheiden von Clebsch im November 1872 das Unternehmen gänzlich in's Stocken gerieth. Nachdem ich eine Zeit lang gar keine Kunde von dem Fortgange desselben erhalten hatte, versuchte ich, einen ausgezeichneten Mathematiker und Freund von Clebsch zu bewegen, an dessen Stelle zu treten; leider war derselbe durch die triftigsten Gründe verhindert, meine Bitte zu erfüllen. So blieb die Sache abermals liegen, da ich selbst in Folge meiner Geschäfte außer Stande war, die Herausgabe in Angriff zu nehmen. Unter Zustimmung der Frau Prof. Riemann entschloß ich mich endlich im November 1874, Herrn Prof. H. Weber in Zürich, der durch seine Arbeiten sich als einen der tiefsten Kenner der Riemann'schen Schöpfungen bewährt hatte, zu bitten, das große Werk ganz allein in seine Hände zu nehmen, und je geringer meine Hoffnung gewesen war, meine Bitte erfüllt zu sehen, um so größer war meine Freude, als derselbe trotz schwerer Bedenken sich bedingungslos bereit erklärte, seine Kräfte ganz diesem Unternehmen zu widmen. Von diesem Augenblicke ab nahm die Angelegenheit den erfreulichsten und raschesten Fortgang. Es handelte sich neben der sorgfältigen Revision der schon publicierten Abhandlungen um eine nochmalige, genaue Prüfung des gesammten Nachlasses; diese mühsame Arbeit ergab außer anderen Erfolgen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, das höchst glückliche Resultat, daß mehrere Bestandtheile des Nachlasses, deren Bedeutung mir entgangen oder deren Werth nicht vollständig von mir gewürdigt war, in die Herausgabe aufgenommen oder doch für dieselbe ver-

werthet werden konnten. Es ist daher lediglich das Verdienst des Herrn Prof. Weber, daß das Werk so bald und in solcher Vollständigkeit dem mathematischen Publicum hat übergeben werden können. Meine eigene Mitwirkung hat sich dabei, abgesehen von einigen Kleinigkeiten, nur noch auf die Theilnahme an der Revision der Druckbogen erstreckt.

Braunschweig.

R. Dedekind.

---

Svenskt Diplomatarium från och med år 1401 utgifvet af riks-archivet genom Carl Silfverstolpe. Första delen, första häftet. Stockholm 1875, P. A. Norstedt och Söner. V und 240 SS. in 4<sup>o</sup>.

Die neuere historische Litteratur des skandinavischen Nordens ist von der deutschen Geschichtsforschung nur in wenigen einzelnen Erscheinungen berücksichtigt worden. Dem südlichen und westlichen Auslande bringt sie ihre volle Aufmerksamkeit entgegen, die wissenschaftliche Arbeit der Skandinaven findet bei ihr nur in seltenen Fällen Beachtung. Die größeren urkundlichen Publicationen aus Dänemark, Norwegen und Schweden zur Geschichte des 16. Jahrhunderts sind seit »Jürgen Wullenwever« von Waitz kaum eines Blicks gewürdigt worden; der Werke, welche eine frühere Zeit behandeln, hat sich erst neuerdings die hansische Forschung angenommen. Daß hier wie dort viel nachzuholen, ist den Kundigen nicht fremd. Es gilt die oft werthvollen Beiträge zur allgemeinen Geschichte in Zukunft nicht in der bisherigen Weise

zu übersehen. Unsre Umschau beginnen wir mit dem neuen schwedischen Urkundenbuch vom Jahre 1401 ff., das in jeder Hinsicht genauer Berücksichtigung werth ist.

Seit dem ersten Bande von Liljegrens Svenskt Diplomatarium, der im Jahre 1829 erschienen, hat sich die neuere Methode der Urkundenedition erst gebildet. Der Herausgeber selbst, welcher nach Veröffentlichung zweier Bände (817—1310) i. J. 1837 starb, dann sein Nachfolger Bror Emil Hildebrand, der das Werk in den Bänden 3—5 bis zum Jahre 1347 herabführte, haben ihr Rechnung getragen, so weit es die ursprüngliche Anlage gestattete. So gewannen Anfang und Schluß ein durchaus verschiedenes Aussehen. Dennoch blieb auch der letzte Band noch weit entfernt von dem Standpunkt, den jedes neuere Urkundenwerk in Bezug auf die Sammlung des Stoffs und dessen Bearbeitung anzustreben hat. Von Ergänzungen des Materials aus außerschwedischen Archiven, von einer Abgrenzung des allgemein wichtigen gegen das locale und nebensächliche, von der Anwendung der heutigen Editionsregeln wurde fast vollständig abgesehen. Dies bedauernswerthe Verfahren erklärt sich zum Theil aus dem durchaus privaten Charakter des Unternehmens, der ihm auf der andern Seite freilich hohe Anerkennung eintragen muß. Eine Fortsetzung hat das Werk nicht erfahren und nur in beschränktem Sinne kann das in den Jahren 1866—1872 herausgegebene Regestenwerk: Svenska riks-archivets pergamentsbref från och med år 1351, 3 Bde. bis 1400, als solche gelten. Die verdienstvollen Beiträge G. Styffes zur schwedischen Geschichte aus ausländischen Archiven (4 Bde, 1859—1875) berücksichtigen nur die Beziehungen des Land



zu Dänemark und den deutschen Ostseestaaten besonders während des 15. Jahrhunderts. Es ist darum von hohem Werth, daß das Reichsarchiv zu Stockholm, das den größten Urkundenvorrath des Landes in sich birgt, die Fortführung des allgemeinen Diplomatars für Schweden übernommen hat, unterstützt durch eine ansehnliche Summe aus dem Vermächtniß des Grafen Karl Erich Posse. Gleichzeitig hat man das Urkundenbuch vom Jahre 1348 ab begonnen und eine zweite Reihe, die mit 1401 anhebt und in dem vorliegenden ersten Heft den Stoff bloß bis zum Jahre 1403 April 22 bewältigt.

Der Herausgeber Kammerherr C. Silfverstolpe ist offenbar nach langen und gewissenhaften Vorstudien an die Veröffentlichung seiner Arbeit gegangen. Alle urkundlichen Nachrichten über die Vorzeit des heutigen Schweden seit 1401 wollte er in seinem Werk vereinigen und überall, so weit ausführbar, sollten die Originale den Abdrücken zu Grunde gelegt werden. Daß die schwedischen Archive und Bibliotheken zu diesem Zwecke durchforscht werden mußten, ist selbstverständlich: der Herausgeber berichtet in seinem Vorwort ferner über die eigenen Studien in Dänemark, Norddeutschland, Estland und Finnland, die ihm besonders in Königsberg und in Reval reiche und werthvolle Beiträge geliefert haben. Dort waren die Registranten aus der Zeit des Hochmeisters Konrad von Jungingen für ihn von unschätzbarem Werth, hier die zahlreichen meist wohl erhaltenen Originalurkunden des Stadtarchivs über livländisch-gotländisch-schwedische Verhältnisse. Das Streben nach Vollständigkeit und das Zurückgehen auf die originale Ueberlieferung bestimmen uns zu ungetheiltem Beifall, die Anlage des Urkunden-

buchs ruft aber unsern lebhaften Widerspruch wach. Es ist doch Thatsache, daß schon mit der Mitte des 14. Jahrh., besonders aber im 15. Jahrh. die Neigung zur Breite und Weitschweifigkeit in Urkunden und Acten in stetem Steigen begriffen ist und daß dadurch die Art der Urkunden-Mittheilung bedingt wird. Soll die geschichtliche Forschung beginnen auch über das letzte Jahrhundert des Mittelalters und über die Anfänge der neueren Zeit endlich volles Licht zu verbreiten, so muß ihr vor allem das urkundliche Material dargeboten werden: die größte Zahl der neueren Publicationen beschränkt sich aber auf frühere Perioden, in der Regel finden sie beim Jahre 1300 ihre Grenze. Der Uebelstand geht zumeist aus dem Widerwillen der Herausgeber gegen eine Kürzung des reichlich zuströmenden Stoffs hervor und doch sollten diese rein subjektiven Erwägungen dem rein sachlichen Interesse weichen, das über ihnen steht. Wir bedürfen der weitesten Kenntniß der Urkunden, ihren vollen Wortlaut können wir für die späteren Zeiten des Mittelalters häufig entbehren. Referent äußert sein lebhaftes Bedenken gegen die Ausführbarkeit des von Hrn. Silfverstolpe befolgten Plans. Ihm scheint, daß es hier wie in jedem Urkundenwerk, welches dem 15. Jahrhundert gewidmet ist, zunächst darauf ankäme die wichtigeren geschichtlichen Zeugnisse, welche die allgemeinen Verhältnisse beleuchten, unverkürzt zu veröffentlichen, die übrigen nur in Auszügen wieder zu geben. Die zahlreichen Dokumente über Gütertheilungen, Käufe, Verkäufe, Schenkungen, Verpfändungen, Stiftungen, Urfehden, Ablässe u. s. w., die im ersten Hefte des neuen Diplomatars einen weiten Raum füllen, wären doch nur in Regesten-

form mit Angabe der ursprünglichen Namen und Daten und der Zeugen mitzutheilen gewesen. Die Zubereitung von Regesten erfordert mindestens eine gleiche wissenschaftliche Thätigkeit wie der Abdruck unverkürzter Urkundentexte und sie empfiehlt sich, da sie einen schnelleren Fortgang der Publication, damit aber auch eine größere Anregung auf unsre Forschung bewirkt. Gegenwärtig hat man die Aussicht in frühestens  $1\frac{1}{2}$  Jahren den ersten über 900 Seiten starken Band des Diplomatars ungefähr bis zum Jahre 1408 oder 1409 benutzen zu können: da ist die Frage am Platze, wann ein Ueberblick über einen längeren Zeitraum, etwa bis zum Ausgange des Königs Erich aus Pommern, möglich sein wird. Es gilt weniger jedes geschriebene Wort zu erhalten als vielmehr die Mittel zur Anschauung des geschichtlichen Entwicklungsganges zu gewinnen. Wenn nicht mehr im ersten Bande, so jedenfalls in den späteren Lieferungen des Werks wäre eine Aenderung des Verfahrens vorzunehmen: ganze Urkundentexte der Documente ersten Ranges, knappe Regesten der übrigen brächten uns um ein erhebliches Stück weiter.

Die Zahl der Urkunden des ersten Hefts beläuft sich auf 319 Nummern, darunter, wie angedeutet, ein großer Theil privaten und localen Charakters. Ein anderer betrifft das Kloster Wadstena, welches durch seine Erinnerungen an die hl. Birgitta frühzeitig eine europäische Bedeutung gewonnen hat. Die Curie wendet ihm Vorrechte und Freiheiten zu, einmal 1401 Juni 2 (n. 62) nach dem Muster der Klöster zu Danzig, was als ein Beweis für den engen Zusammenhang zwischen dem Lande des Deutschordens und Schweden anzusehen ist; sie schreibt



den mußte. — Die deutsche Gemeinde zu Stockholm steht im Verkehr mit den dortigen Kirchen (n. 64), Bürger von Stralsund und Westfalen schließen Handelsgeschäfte mit Schweden ab (n. 72, 217), besonders begegnen Lübecker zu Wasser und zu Lande (n. 208, 174, 194). In den Vordergrund des Interesses treten für uns die Spuren der deutsch-skandinavischen Verhandlungen in den hansischen Dingen. Hier handelt es sich einmal um den thatsächlichen Besitz von Schonen und Falsterbo, das 1401 von königlicher Seite dem Bisthum Roeskilde auf 8 Jahre verpfändet wird (n. 122, 123), dann um die Herrschaft über Gotland, die seit dem Beginn der skandinavischen Union eine Hauptfrage der Ostseepolitik geworden. Vor wenigen Jahren als Pfand dem Deutschorden übertragen blieb die Insel ein Zankapfel zwischen den skandinavischen Reichen und dem Hochmeister nebst den Herzogen von Mecklenburg, den Städten Wismar und Rostock und den gemeinen Städten, die sich ihm für die gesicherte Herrschaft über Gotland und Wisby verbürgt hatten. Seine Macht konnte Konrad von Jungingen dort nur in geringem Maße zur Geltung bringen: er erklärt der Insel nicht in dem Umfange mächtig zu sein, daß er sie gegen rechtlich begründete Ansprüche zu behaupten im Stande sei, daß er vielmehr gegen billigen Ersatz zur Wiederabtretung neige (n. 40, 1401 März 22); er vermag auch nicht durch seinen Hauptmann zu Wisby den erforderlichen Unterhalt für die bewaffnete deutsche Mannschaft von den Stadt- und Inselbewohnern zu erlangen (n. 41). Die Auseinandersetzung mit der Königin Margarethe, die wiederum die Herrin der wichtigen Hafenstadt zu sein wünschte, zieht sich unter Ver-

sicherungen der Freundschaft, unter Mahnungen in Geldangelegenheiten und trotz der lebhaften Einsprüche von Fürsten und Städten (n. 61 A. 1. 71. 93. 93. 109. 119) in die Länge; auf dänischer Seite ist wie von der andern Partei ausgesprochen wird, bereits von Kriegsrüstung zu hören, der Hochmeister nicht gewillt wegen Gotlands einen Kampf zu beginnen beruft sich auf die Garantienmächte des Pfandvertrags von 1399 (n. 117—119). Die hansischen Städte werden als Mittler erbeten, aber auch sie, die über die Handhabung des Strandrechts in Dänemark sich beschweren, vermögen die Erledigung der Sache nicht zu beschleunigen (n. 167, 178, 224). Ein Vertrag der pommerschen Herzoge mit ihrem Blutsverwandten, dem jungen Unionskönig Erich, und dessen Mutter, der sie zu Schutz und Trutz an einander knüpft, deutet die Aussichten für die Zukunft an (n. 250, 1402 Novbr. 21) und das Zugeständniß des Hochmeisters an den Rath von Wisby die deutsche Söldnerschaar daselbst um der hohen Unkosten willen zu vermindern (n. 311, 1403 April 8) kennzeichnet die Lage der Dinge. In dem Zeitraum, den das vorliegende Heft behandelt, werden die schwebenden Fragen noch nicht ausgetragen: wir werden sie bei andrer Gelegenheit weiter verfolgen. — Daneben werden die Beziehungen zwischen Wisby, den livländischen Städten und dem deutschen Hofe zu Nowgorod berührt (n. 156, 195, 196, 243).

Nach kurzer Beleuchtung des Inhalts, so weit er für uns hier im wesentlichen in Betracht kommt, haben wir noch die Behandlung der Urkundentexte zu prüfen, die einen Maßstab für die Beurtheilung der Arbeit abgiebt. Sie ist ursprünglich von der Grundlage ausgegangen,

welche die Wissenschaft seit einem halben Jahrhundert vorbereitet hat; sie schlägt dann aber eine Richtung ein, die kaum zu billigen ist. Abkürzungen sind aufgelöst, große Anfangsbuchstaben nur den Namen und dem ersten Worte eines neuen Satzes gegeben; den einzelnen Stücken sind Inhaltsanzeigen nebst dem Ausstellungsort und Datum in heutiger Fassung voraus gesandt; im übrigen aber macht der Herausgeber die treue Wiedergabe der Texte sich so weit zur Pflicht, daß ihm die »Wahrung des alten Gepräges« fast zur Hauptsache wird. So behält er den gemischten Gebrauch des »u« und »v«, »i« und »j« bei, so wagt er nicht das Verständniß durch eine häufigere Trennung der Sätze, überhaupt durch eine Interpunction und durch Uebertragung der gelegentlich erwähnten Daten in die heutige Rechnung (s. bes. n. 109, 117, 167) zu erleichtern, so wiederholt er die römischen Zahlzeichen selbst in einer Zusammenstellung wie: mcdprimo (n. 85) und deutet er sämtliche aufgelöste Abkürzungen durch kursiven Druck an: wir lesen also *archiepiscopus*, *Domini*, *medher*, *thet* u. s. w., ferner »for:do« für *fornempdo* u. a. Hier ist doch in der That der Zweck der Sammlung vergessen und die Stellung unterschätzt, welche jeder Herausgeber einzunehmen hat. Weder diplomatischen Studien noch sprachgeschichtlichen Forschungen soll ein Werk wie das besprochene an erster Stelle dienen. Es hat vor allem die Quellen zur Erkenntniß der Landes- und Volksgeschichte zu liefern und so viel Sorgfalt auch der äußeren Erscheinung der Urkunden zu widmen ist: nicht sie bildet die Hauptsache, sondern die von ihr umgebene Ueberlieferung des thatsächlichen. Da wird dem Verständniß der Urkunden durch Ent-

fernung der Wunderlichkeiten, durch eine behutsame Annäherung der Schreibarten an den heutigen Gebrauch, durch eine maßvolle und zugleich durchgreifende Interpunction vorzuarbeiten sein, selbstverständlich unter Wahrung der echten Originalität der Texte. Der Herausgeber hat ferner einen Anspruch darauf, daß man sich seiner Führung von vorn herein überlasse, besonders wenn er wie hier nach gründlicher Vorbereitung festen und sicheren Schritts an die Lösung seiner Aufgabe gegangen ist; er ist nicht verpflichtet sich sklavisch an das Gegebene zu binden, sondern berechtigt durch Uebernahme der Verantwortung dem Benutzer seines Werks selbständig entgegen zu treten. Nur so gewinnt er einen Ersatz für die Lasten der Editionsarbeit, die in allen Fällen Entsagung und Selbstbeschränkung fordert. Die wissenschaftliche Welt gesteht ihm dies zu und verlangt dafür nur, daß er die Regeln befolge, die sie nach langer Prüfung und wiederholter Erörterung dem allgemeinen Gebrauch empfohlen hat. Freilich ist manche unter ihnen bis zum Augenblick noch nicht endgültig festgestellt, die meisten sind aber doch nach dem Vorgange der *Monumenta Germaniae* und der *Städtechroniken*, der *Deutschen Reichstagsacten* und der *Hanserecesse* im wesentlichen gesichert. Ihnen sollte überall Raum gewährt werden und einem Werke wie dem schwedischen *Diplomatar* dürfte ihre Anwendung nur zur Ehre gereichen. Gegenüber den Eigenthümlichkeiten des Verfahrens, die sich fast jeder *Urkundeneditor* mit Hinweis auf seinen eigenartigen Stoff gestattet, möchte Referent die Frage aufwerfen: ist es nicht an der Zeit, daß die *Direction der Monumenta Germaniae* und die *historische Commission zu München* zu



allgemeinen Beobachtung ihres Verfahrens neue und nachdrückliche Anregung geben, daß ferner bei den historischen Studien auf den Universitäten auch auf diese Seite wissenschaftlicher Thätigkeit Rücksicht genommen werde, damit endlich das bunte Gemisch älterer und neuerer »Grundsätze« der Edition schwinde? Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß das Ausland dem empfohlenen Muster sich anschließen werde. Referent ist dessen gewiß, daß besonders der gelehrte Herausgeber des neuen schwedischen Urkundenbuchs in den späteren Bänden sich nach ihm richten wird. Der von ihm mitgetheilte Stoff kann zwar schon jetzt für eine fruchtbringende Forschung daheim und draußen verwandt werden, er muß ihr aber in noch viel höherem Grade zugute kommen, wenn seine Fassung den Blick des Benutzers nicht mehr in ungebührlicher Weise auf sich zieht.

Die Wiedergabe der Texte darf korrekt genannt werden; die Fehler in den Urkunden niederdeutscher Sprache fallen weniger schwer ins Gewicht. Zu n. 72, wo nebenbei Z. 12 *namanynghe unde tosprake* zu lesen ist, sei die Verbesserung *hovetstole* Z. 3 v. u. notirt, zu n. 93 Z.: nicht für: *myt*, zu n. 109 Z. 6 v. u.: einer endhaftigen antwert und S. 76 Z. 15 v. o.: *latet*, zu n. 117 S. 81 Z. 5 v. u.: *vortretet*, zu n. 118 S. 82 Z. 5 v. o.: *enterben*, Z. 10: *ouch* geschrieben, Z. 3 v. u.: *an czu heben*, zu n. 119 Z. 15 v. o.: *geschehen für: gesthogen*; zu n. 156 ist zu bemerken, daß der aus v. Bunes Livländ. U. B. wiederholte Text durchaus modernisiert ist; in n. 167 giebt der »Jacobi tag im Awste« zu keinen Zweifeln Anlaß: gemeint ist der auf Aug. 6 fallende Tag des Eremiten Jakob; daselbst S. 119 Z. 3 v. o. ist: *deses briffis* zu

lesen; n. 178 S. 129 Z. 11 v. o. l.: privilegien; in n. 196, dessen Vorlage übrigens nicht, wie die Bemerkung über das Fehlen des Siegels annehmen ließ, Original, sondern gleichzeitige Abschrift auf Papier ist, hat für »z« überall »cz«, ferner S. 144 Z. 12 v. o.: pagimentes, Z. 18: vorbenomte, Z. 24: kwemen zu stehen; n. 243 Z. 4 v. u. l.: unse; n. 250 Z. 12 v. u. l.: doch sundergher, Z. 7: wy des, S. 184 Z. 16 v. o.: ghehenghen; n. 311 S. 234 Z. 1 l.: möchtet; bei n. 93 war anzuführen, daß v. Bunge den Hansereceß von 1401 Sept. 8 nach einer andern Handschrift abgedruckt hat. Die lateinischen Texte sind fast tadellos und in gleicher Weise die in der Landessprache geschriebenen.

Die Bedeutung des schwedischen Diplomatars mag die Länge dieser Anzeige entschuldigen. Die Beurtheilung des Werks wird nicht durch die größere oder geringere Zahl von Nachträgen und Berichtigungen bestimmt. Der Geschichtsforschung ist schon durch den Beginn des großartigen Unternehmens ein wesentlicher Dienst geleistet und Herrn Silfverstolpe gebührt der Dank für den rastlosen Eifer, mit dem er die zahlreichen bisher unbekannten Zeugnisse für die Geschichte seines Landes zu Tage förderte und für die Sorgfalt, mit der er sich der Lösung seiner Aufgabe widmete. Die Einwendungen, die im vorhergehenden erhoben sind, zielen auf die zukünftige Vervollkommnung des Werks und finden, wie wir hoffen, vom zweiten Bande ab Berücksichtigung. Das schwedische Reichsarchiv hat sich durch die Fortführung des allgemeiner Landes-Diplomatars ein glänzendes Zeugniß für seinen wissenschaftlichen und nationalen Sinn ausgestellt.

Konst. Höhlbaum.

Sul Jaborandi. Lezione clinica sperimentale del Prof. Arnaldo Cantani. Napoli. Ufficio della redazione e amministrazione del giornale Il Morgagni. 1875. 29 Seiten in groß Octav.

Contribution à l'étude du Jaborandi, médicament sudorifique et sialagogue, par H. Pili-cier, d'Yverdon, interne à l'Hôpital cantonal de Genève. Lausanne S. Corbaz et Comp. 1876. 22 Seiten in groß Octav.

Daß nicht allein die Abtheilung der organischen Artefacte den Kreis der Medicamente zu erweitern berufen ist, sondern daß auch das Pflanzenreich noch manchen pharmakodynamisch interessanten und therapeutisch in manchen Beziehungen werthvollen Arzneikörper einschließt, beweist die zuerst von dem brasilianischen Arzt Coutinho im Jahre 1873 nach Europa gebrachte brasilianische Droge Jaborandi, welche den Gegenstand der beiden in der Ueberschrift genannten kleinen Schriften bildet und durch ihre auffallende Wirkung auf die Schweiß- und Speichelabsonderung, welche sie über jedes bisher medicinisch benutzte Diaphoreticum und Sialagogum zu stellen scheint, unstreitig ein Anrecht auf besondere Berücksichtigung seitens der Kliniker verdient. So kann es uns nicht wundern, wenn der durch seinen Trattato di Materia medica bekannte neapolitanische Kliniker Cantani das in Rede stehende Medicament zum Gegenstande einer experimentellen klinischen Vorlesung macht. In der That ist der rasch eintretende Effect der Jaborandi auf Schweiß- und Speicheldrüsen so augenfällig, daß wohl kaum ein zweites Medicament zur Demonstration einer Arzneiwirkung in der Klinik in ähnlicher Weise verwendbar erscheinen möchte.

Cantani's klinischer Versuch fällt in die ersten Zeiten des Bekanntwerdens der Jaborandi-blätter in Europa, wo nur die ersten Pariser Beobachtungen von Gubler, Robin und Rabuteau in die Oeffentlichkeit gedrungen waren, und datiert etwa aus der nämlichen Periode, wo Riegel in Cöln die ersten deutschen Jaborandiversuche anstellte. In Italien sind sie ziemlich gleichzeitig mit den ersten klinischen Experimenten von Carlo Ambrosoli in Mailand, welche freilich ein etwas abweichendes Resultat ergaben, da das von Letzterem benutzte Präparat, obschon angeblich aus der Pariser Pharmacie centrale stammend, offenbar von schlechter Qualität war und in ähnlicher Weise wie die Präparate mancher deutscher Beobachter nur eine sehr wenig ausgesprochene Action auf die Haut und eine noch viel geringere auf die Speicheldrüsen hatte. Anders das Cantani'sche Präparat, welches direct aus Rio de Janeiro von der dortigen Universität bezogen worden war und gewiß wohl das darstellt, was man in Brasilien im Allgemeinen als heilkräftigsten Jaborandi ansieht. Schon Coutinho hat die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß diese Bezeichnung eine in Brasilien für eine Anzahl von Pflanzen gebräuchliche ist, welche den verschiedensten Familien angehören. Cantani schließt sich denjenigen an, welche die ächten Jaborandi-blätter mit dem französischen Botaniker Baillou von *Pilocarpus pinnatifolius* ableiten, eine Ansicht, welche freilich nach den Angaben von Sidney Ringer und Gould, daß die getrockneten Blätter dieser Pflanze aus dem botanischen Garten zu Kew selbst in außerordentlich starken Aufgüssen nicht diaphoretisch wirken, auch in getrocknetem Zustande nicht de

den importierten Jaborandiblättern zukommenden starken Geruch besäßen, mindestens dubiös wird. Das von Cantani angeführte Factum, daß ein ihm übersendeter Zweig das Vorhandensein gefiederter Blätter zeige, genügt allerdings bei der großen Verbreitung von gefiederten Blättern in der Abtheilung der Pilocarpeen nicht, um mit Cantani die Abstammung der Jaborandiblätter von der obengenannten Species sicher zu stellen.

Was den näheren Inhalt des Cantani'schen Vortrags anlangt, so gibt der Verf. zunächst eine kurze Andeutung über die ersten Arbeiten französischer Aerzte in Bezug auf Jaborandi und hebt dann hervor, worin die Verschiedenartigkeit der Wirkung des neuen Diaphoreticums von derjenigen älterer europäischer Diaphoretica sich bekunde, insofern ersteres die gleichzeitige Einführung einer größeren Menge erwärmter Flüssigkeit nicht zur nothwendigen Vorbedingung habe und auch unter Umständen schweißtreibend wirke, welche für die Erzeugung der Diaphorese nicht besonders günstig sind. Er bespricht hierauf zwei Reihen von Experimenten, in welchen die Jaborandiblätter (und zwar mit den Blattstielen zugleich) im Aufguß von 8 Gm. resp. 10 Gm. bei Kranken verschiedener Art, theilweise auch bei Gesunden in Anwendung gebracht wurden. Die ausführliche Mittheilung der einzelnen Versuche gibt ein bededtes Zeugniß von der Accuratesse, mit welcher der berühmte Neapolitaner Kliniker bei der Untersuchung der Kranken zu Werke geht; genaue Messungen der Temperatur, Zählungen der Respiration und des Pulses, Wägungen u. s. w. werden selbstverständlich nicht vermißt. Die Resultate der Versuche entsprechen im We-

sentlichen den von Gubler und Robin bei ihren Experimenten erhaltenen und zeigen im Gegensatze zu den oben erwähnten Studien von Ambrosoli, welcher bei Anwendung schlechter Jaborandiblätter eine Vermehrung der Speichelsecretion nicht erhielt, durchgängig eine Prävalenz der sialagogen über die diaphoretische Wirkung, so daß die Speichelabsonderung meist nahezu das Doppelte, bei einem an Diabetes leidenden Individuum über das Doppelte des Schweißes betrug; auch begann der Speichelfluß stets vor dem Eintritte der Diaphorese und endete später als diese. In Bezug auf den Schweiß hebt Cantani die Regelmäßigkeit der Reihenfolge des Auftretens desselben an bestimmten Körperstellen hervor, indem zuerst die Stirn, dann die Brust und die oberen Extremitäten, hierauf der Rumpf und schließlich die unteren Extremitäten betroffen werden. Eigenthümlich ist Cantani die Auffassung, daß Jaborandi neben der Bethätigung der Schweiß- und Speichelsecretion auch noch eine Vermehrung der Diurese bedinge und es läßt sich auch auf Grundlage seiner Versuche nicht leugnen, daß während der Zeit der Jaborandiwirkung die Nierenthätigkeit persistiert und selbst größer als unter normalen Verhältnissen ist, doch fehlen bei diesen Versuchen vergleichende Wägungen aus entsprechenden früheren und späteren Zeitperioden und namentlich hätten in dieser Beziehung Bestimmungen über die Zeit der Jaborandiwirkung hinaus fortgesetzt werden müssen. Daß dies nicht geschah ist offenbar darin begründet, daß das Phänomen ein durchaus unerwartetes war und den Beobachter überrascht so daß es ihm nicht in den Sinn kommen konnte dasselbe so exact zu studieren. In der Th

sollte man eher eine starke Verminderung als selbst ein Gleichbleiben oder eine geringe Vermehrung der Diurese erwarten. Gestützt auf diese dreifache Wirkung erklärt nun Cantani die Jaborandiblätter für ein Hydragogum par excellence und belegt seine Angabe, daß das Mittel wirklich Wasser aus dem Körper entferne, indem er auf das spec. Gew. der secernirten Flüssigkeiten hinweist, von denen der Speichel stets unter 1004 blieb.

Im weiteren Verlauf der Arbeit macht Cantani auf einen Unterschied aufmerksam, welchen seine Versuche gegenüber denen von Gubler und Coutinho in Bezug auf das Verhalten der Bronchien unter dem Einflusse des Jaborandi ergaben. Eine Vermehrung des Bronchialsecrets wurde von Cantani in keinem Falle wahrgenommen, während nur in einem Falle Coryza serosa auftrat. Der Verf. betrachtet diesen Umstand als wichtig, weil, wenn das Mittel eine beträchtliche Vermehrung von Flüssigkeit in den Respirationswegen bedingte, das Bestehen von Oedem oder starken Katarrh die Anwendung des neuen Heilmittels offenbar contraindicieren würde. Ein Einfluß auf die Respiration war dagegen in einem Falle von diffussem chronischem Bronchialkatarrh mit habitueller Schwellung der Schleimhaut unverkennbar, indem die Zahl der Athemzüge von 54 auf 38—42 sank, so lange die Jaborandiwirkung anhielt. Cantani leitet diese Abnahme von einer Verminderung der Hyperämie der Bronchopulmönarschleimhaut, bedingt durch Verstärkung der Blutzufuhr, nach der Peripherie, ab; ob übrigens nicht dabei ein directer Einfluß auf das respiratorische Centrum bestanden hat, muß dahin gestellt bleiben. Ein Einfluß auf die Excre-



tion wird von Cantani in Abrede gestellt oder als ganz unbedeutend bezeichnet, und das bei einem Versuche beobachtete Erbrechen als rein zufällig betrachtet. Die Verhältnisse der Temperatur fand Cantani bei Messungen in der Achselhöhle schwankend; aus dem Gleichbleiben oder selbst geringem Ansteigen in den meisten Fällen folgert er eine erhöhte Wärmeproduction unter dem Einflusse des Jaborandi, zumal in Hinblick auf die beträchtlichen Ausgaben von Schweiß, welche das Mittel verursacht. Der Puls fand sich in den meisten Fällen ziemlich erheblich gesteigert, ein Umstand, welcher den Verf. unter Hinzunahme der Verhältnisse der Temperatur zu der Ansicht führt, daß im Jaborandi ein den Stoffwechsel stark beeinflussendes Mittel gegeben sei. Nebenerscheinungen seitens des Nervensystems kamen bei den 8 Versuchspersonen der Neapolitaner Klinik nicht vor.

Nach der Darlegung seiner Versuchsergebnisse unternimmt es Cantani, genauere Indicationen für die Anwendung des neuen Medicaments festzustellen. Wie die Darstellung der klinischen Versuche und Versuchsergebnisse Cantani's klar, einfach und nüchtern ist, ohne daß wie wir es in italiänischen Publicationen so häufig finden, das Wort den Gedanken überwuchert: so sind auch seine Deductionen verstandesgerecht und nicht die Ausgeburt einer ungezügelter Phantasie und kühner Voraussetzungen, wie wir sie ebenfalls auch in der medicinischen Literatur Italiens noch gegenwärtig außerordentlich häufig antreffen. *Exempla sunt odiosa*, aber wir müssen es unsere feste Ueberzeugung aussprechen, daß wenn auf Italiens Hochschulen überall die klinischen Vorträge in der von Cantani befolgte Manier gehalten werden, die künftige Generati



italiänischer Aerzte das Factum über die Phrase stellen wird. Die therapeutischen Erfahrungen des Verfassers waren allerdings beschränkte, da die Quantität Jaborandi, welche Cantani zur Verfügung stand, eine verhältnißmäßig geringe war, und wie es Seite 6 heißt, die beklagenswerthen finanziellen Zustände des Ospedale clinico von Neapel die Anschaffung größerer Mengen des theueren Mittels nicht gestatteten. Insofern sind Cantani's Deductionen über die Verwendbarkeit des Jaborandi in verschiedenen Krankheitsformen, welche unter 8 Kategorien gebracht werden, zum Theil ohne den Prüfstein des klinischen Experiments, und nur bei Hydrops in Folge von chronischer Nephritis, und in einem Falle von pleuritischen Exsudat war das Vorhandensein reeller therapeutischer Effecte durch die von Cantani selbst unternommenen Versuche durch die physikalische Untersuchung festgestellt. Für die Benutzung der hydragogen Wirkung der Folia Jaborandi bei Hydrämie mit oder ohne gleichzeitigem Torpor renalis, der diaphoretischen Action bei den verschiedenen Erkältungskrankheiten von frischem Datum und insbesondere gewisser katarrhalischer Zustände des Tractus, in denen schweißtreibende Mittel sich in ausgezeichnete Weise zu bewähren pflegen, der sialagogen Wirkung bei chronischem Mercurialismus und Jodismus, bei welchen Affectio- nen Cantani die Speicheldrüsen als die vorzüglichsten eliminatorischen Organe betrachtet, endlich der durch Jaborandi bewirkten Steigerung des Stoffumsatzes in allen Krankheiten mit theilweiser oder allgemeiner Retardation des Stoffwechsels (Polypiosis, Arthritis, Rheumatismus chronicus, Oxalurie, Lithiasis, torpide Scrophulose) und bei Lues als Ersatzmittel des Decoc-

tum Zittmanni und Pollini, fehlt die klinische Erfahrung gänzlich. Als wohl zu beherzigende Erscheinung hebt Cantani die Beobachtung hervor, daß bei einem Diabetiker während der Jaborandiwirkung die Zuckerausscheidung völlig sistiert wurde. Schließlich erörtert Cantani die Contraindicationen des Jaborandi, wohin er heftiges Fieber, acute Nephritis und Herzkrankheiten rechnet.

Im Gegensatz zu der Schrift des ausgezeichneten italiänischen Kliniker, dessen Versuche in die erste Zeit unserer Kenntniß der Jaborandiwirkungen fallen, datiert die Arbeit von H. Pilicier bereits aus einer späteren Periode der Jaborandiexperimente, wo an die Stelle des Staunens und Bewunderns der höchst auffälligen Action des neuen Mittels und der darauf basierten glänzenden Hoffnungen für die Therapie der verschiedensten Krankheiten eine genauere Analyse der Jaborandiwirkungen vom physiologischen Gesichtspunkte einerseits und eine ziemlich auffällige Ernüchterung bezüglich der an das brasilianische Hydragogum geknüpften therapeutischen Erwartungen andererseits getreten war. Was in den ersten Publicationen, und zwar nicht allein in denen der Pariser Aerzte und Cantanis, sondern auch z. B. in der ersten Arbeit von Riegel (Berliner klin. Wochenschr. 1875. 6 und 7) auffällt, ist die Nichtbeachtung unangenehmer Nebenwirkungen, welche in den späteren Publicationen immer prägnanter hervortreten und das dem Jaborandi anfangs gestellte günstige Prognostikon in auffallendem Maße abschwächen, so daß von einzelnen Autoren geradezu die Bedeutung des neuen Medicamen als eine sehr geringe hingestellt wird. Immerhin müssen wir aber, wenn der Gewinn d

Materia medica auch nicht so bedeutend ist als man allgemein im Anfange annahm, obschon sich in der That in manchen Krankengeschichten das theilweise Schwinden von hydropischen Ergüssen unter dem Einflusse der hydragogen Wirkung der Folia Jaborandi ergibt, vom pharmakodynamischen Standpunkte aus dem Mittel eine um so größere Aufmerksamkeit schenken, als die chemischen Untersuchungen verschiedener französischer und englischer Experimentatoren den Nachweis geliefert haben, daß nicht, wie bei *Sambucus* und *Tilia*, ein ätherisches Oel der schweißtreibenden Action der Jaborandiblätter zu Grunde liegt, sondern ein veritables Alkaloid, dem vorläufig der Name *Pilocarpin* gegeben werden muß, und daß dieses *Pilocarpin*, wie *Vulpian* zuerst nachwies, in seiner physiologischen Wirkung dem aus dem Fliegenpilz gewonnenen Alkaloid *Muscarin* in seiner Wirkung entspricht und insbesondere die auffallenden diastolischen Stillstände am Froschherzen erzeugt, welche durch *Atropin* wieder aufgehoben werden können. Die Untersuchungen von *Pilicier*, zu deren Anstellung Professor *Quincke* zuerst die Veranlassung gegeben, erstrecken sich sowohl auf die physiologische Prüfung des Jaborandi an verschiedenen Thierspecies, als auf die Verwendung des Mittels bei Kranken, wodurch sich die Arbeit vortheilhaft von kleinen Schriften ähnlicher Art über denselben Gegenstand auszeichnet. Gerade in dieser Beziehung dürfte das Buch denjenigen Aerzten zu empfehlen sein, welche sich genau über den gegenwärtigen Stand der Jaborandifrage informieren wollen.

Theod. Husemann.

---

Preußische Regesten bis zum Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts von Dr. M. Perl bach. Königsberg i. Pr., Ferd. Beyer, 1876. XIII und 400 SS. in gr. 8<sup>o</sup>.

Dem ersten Hefte der preußischen Regesten, das in diesen Blättern 1875 Stück 21 angezeigt wurde, ist der Schluß des Werks bald gefolgt. In mehr als 1300 Nummern ist hier der gesammte chronikalische und urkundliche Stoff zusammen gestellt, aus dem sich eine Ansicht der preußischen Geschichte während des 13. Jahrhunderts aufbaut. Eine Vollständigkeit, wie sie hier erstrebt und erreicht worden, wurde bisher noch für keinen Theil der Geschichte der deutschen Colonisation während des Mittelalters erzielt. Wie mannigfaltige Verhältnisse und Beziehungen sich in dem preußischen Lande zwischen Weichsel und Memel begegnen, ergab sich schon früher aus den Urkundenbüchern Preußens und Ermlands wie aus den Darstellungen von Voigt und Ewald; die ganze Eigenthümlichkeit einer von Ansiedlern aus allen deutschen Gauen bestimmten Geschichte leuchtet aber erst aus diesen Regesten hervor. Sie verleiht der Sammlung einen besondern Reiz, sie mußte aber auch der Arbeit von vorn herein manche Schwierigkeiten bereiten. Denn in Preußen mündeten nicht nur die Züge deutscher Einwanderer: Geistliche, Ritter, Kaufleute nahmen bald von dort ihren Weg nach Osten und Westen und breiteten so die ohne dies flüssigen Grenzen in ununterbrochener Thätigkeit und stetem Fortschritte aus. Bei seinem Streben nach Vollständigkeit scheint der Herausgeber in dieser Hinsicht die Pflicht der Beschränkung nie verkannt zu haben. Nur wenige kurze Regest

scheinen in den Rahmen der Sammlung in keiner Weise zu passen: ich hebe die nn. 875 und 1099 heraus, deren Beziehung auf Preußen sich allein in einem bedeutungslosen Zunamen »von Memel« ausspricht. Sonst dürfte sich gegen die Gesichtspunkte, welche die Aufnahme der Urkundenauszüge entschieden, nichts erhebliches einwenden lassen. Die Berücksichtigung der chronikalischen Berichte in einem Regestenwerk hat den Widerspruch des Referenten schon früher wach gerufen und auch jetzt muß er sich gegen sie erklären. Sie stützt sich freilich auf den Vorgang Böhmers und findet hier in dem geringen Maße echter Ueberlieferung eine gewisse Rechtfertigung. Letzteres ist jedoch mehr Fügung eines Zufalls und dürfte nach dem Dafürhalten des Recensenten die Grenzen nicht verwischen, die sich zwischen Urkunden und Chroniken seit dem Anfang schriftlicher Aufzeichnungen gebildet haben und von der kritischen Geschichtsforschung unsrer Tage mit ganzer Strenge gewahrt werden. Freilich spricht für das Verfahren des Herausgebers die Bedeutung der Chronik Peters von Dusburg und die bis dahin unzureichende Prüfung ihrer Berichte für das 13. Jahrhundert. Doch wird, wie ich meine, auch diesen Umständen gegenüber die Frage zu wiederholen sein, ob die getrennte Publication einer vollständigen Untersuchung des *Chronicon terrae Prussiae* in jeder Hinsicht nicht mehr Berechtigung und Werth hätte. In den Regesten konnte Perlbach doch nur die kurzen Ergebnisse seiner eingehenden und sorgfältigen Forschungen bieten: ihre Entwicklung entzieht sich unserm Blick und ebenso bleibt der Zusammenhang der Chronik mit den übrigen historischen Aufzeichnungen des Deutschordensstaats unent-

hüllt. Vor allem ist ihr Verhältniß zu den Berichten Hermanns von Salza über die Erwerbung Preußens und Hartmanns von Heldringen über die Vereinigung des livländischen Ordens der Gottesritter mit dem Deutschorden fraglich: die Annahmen des Herausgebers im 5. Bande der SS. rer. Prussic. in Bezug auf die Erzählung Heldringens können nicht auf Beifall rechnen, da sie ebenso unklar wie unkritisch sind. So wird in Bezug auf diesen Punkt eine neue Untersuchung erforderlich und an die Stelle einer erschöpfenden Arbeit treten Bruchstücke, deren Verwerthung immerdar mit Schwierigkeiten verbunden ist. Dieser Uebelstand gesellt sich zu dem oben berührten und läßt den Werth des vom Herausgeber beliebten Verfahrens als durchaus fraglich erscheinen. — Hierbei ist ferner zu tadeln, daß Perlbach bei der Anführung der Schlacht an der Durbe von 1260 (S. 174 oben) nicht zunächst auf den älteren Bericht der ersten livländischen Reimchronik und für die Schlacht bei Neuermühlen 1298 Juni 29 (S. 324 unten) auf die Schilderung eines Augenzeugen verwiesen hat, die in dem Bardewikschen Copiar zu Lübeck (Grautoff, Lübeck. Chroniken I, S. 427) erhalten und von Koppmann in den Hansischen Geschichtsblättern 1871 S. 74 in scharfsinniger Weise dem lübischen Rathskaplan Luder von Ramesloh zugeschrieben ist; blos zur Ergänzung dienen an beiden Orten die betreffenden Capitel aus Dusburgs Chronik.

Die Fassung der Regesten ist knapp, scharf und sachlich. Nur an wenigen Stellen hätte sie durch einen glücklicheren Ausdruck gewonnen wie in n. 949, wo die »Vereinigung« Herzog Mestwins von Pommern mit dem deutschen Orden Mißverständnisse erwecken

könnte, oder in n. 970, wo bei der Bezeichnung »Heinrich von Tremon« die Herkunft des beregten Rathmanns von Königsberg aus Dortmund (Tremonia) verdeckt ist. Ein Regest wie n. 628, das nur die Namen des Ausstellers und des Empfängers einer Bulle nennt, den Inhalt aber nicht einmal andeutet, steht zum Glück ganz vereinzelt da: die Unzugänglichkeit des Staatsarchivs zu Königsberg wird die seltsame Kürze dieses Regests erläutern. — Die unverkürzte Aufführung der Urkundenzeugen ist bei jeder Sammlung provincialgeschichtlichen Gepräges unbedingtes Erforderniß; sie ist hier mit Sorgfalt begonnen und beendet. Bei allen Namen waren die Siglen aufzulösen, die in den Originalen begegnen. Schon im ersten Hefte hatte sich der Herausgeber nicht überall dazu verstanden, auch hier kehren sie wieder (wie n. 641, 645, 648, 651, 793 u. s. f.), um gegen den Schluß des Werks allerdings seltener aufzutreten. — Für die Erläuterung der fremden Ortsnamen ist sehr viel geschehen, ihr liegen oft ohne Zweifel schwierige und umfangreiche Studien zu Grunde, deren Ergebnisse volles Vertrauen beanspruchen dürfen. Die Deutung technischer Ausdrücke für Maß, Gewicht, Münze u. s. w., welche die Originale in slavischer Sprache überliefern, wäre auszudehnen gewesen: der Benutzer der Regesten wird weniger als der des Polnischen offenbar mächtige Herausgeber den »poclon« n. 850, »Alsak« und »Niewat« n. 917 und 941 u. a. verstehen. Er hätte ebenso gern eine nähere Bezeichnung der Orte im Register entgegengenommen, zumal da das Werk Töppens über die preußische Geographie durch das Fehlen eines Registers die Orientierung in hohem Grade erschwert. — Mit Umsicht hat Perlbach undatierte

Stücke chronologisch zu bestimmen gesucht; man mag manchmal zu andern Resultaten gelangen, seiner Begründung wird man aber immer ihre Berechtigung zuerkennen. Auffallend ist mir nur, daß hin und wieder eine widerspruchsvolle Angabe erfolgte wie in n. 634: »1260 (o. J. u. T.)« und daß bei n. 1245 die Bemerkungen im U. B. d. Stadt Lübeck 2, S. 1086 Sp. 2, 3 n. 702 und Hanserecesse 1, n. 509, 495 § 7 übersehen wurden, wo die notirte Beraubung einiger Schiffe von Harderwijk durch Bürger von Lübeck und aus Preußen mit Recht in das Jahr 1369 (st. 1300) verwiesen ist. Auch wäre bei n. 1146 das Regest der Hanserecesse 1, 68, 13 zu citiren gewesen, und bei allen Urkunden, welche die Stadt Elbing betreffen, vermisste ich die Anführung des Elbinger Gymnasialprogramms von 1875 Ostern, wo Volckmann die Originalurkunden des Stadtarchivs verzeichnet und beschrieben hat. Endlich sehe ich mich nach einer Erklärung des Jahres 1284 für die Bewidmung Braunsbergs mit lübischem Recht vergeblich um, indem ich an der früheren Datirung: 1280 quarto Calendas Aprilis gegenüber der neueren: 1284 cal. Apr. festhalte. — Das Register, dessen Güte den Werth einer Sammlung wie der vorliegenden wesentlich bedingt, zeichnet sich durch Vollständigkeit aus, läßt aber in Bezug auf Uebersichtlichkeit noch manche Wünsche zu, deren Erfüllung jedoch wohl äußerliche Gründe von vorn herein widerstrebten.

In der Masse des verzeichneten Stoffs bilden einen bedeutenden Theil die Urkunden, welche hier überhaupt zum ersten Mal oder wenigstens zuerst in wissenschaftlich brauchbarer Form mitgetheilt sind. Sie werden mit dem übrigen Material den Arbeiten Ewalds über die Eroberung Preußens durch die Deutschen und der ganzen



späteren Forschung trefflich zugute kommen und böten auch hier Gelegenheit zu neuen Erörterungen. Ich beschränke mich darauf n. 1189 als ein sehr lehrreiches Zeugniß für die holländische Ansiedlung in Preußen anzuführen. Der auf S. 344—345 versuchte Nachweis, daß die Dotation der Redener Kirchen von 1285 März 6 eine auf Grund der städtischen Handfeste von 1285 März 2 gefertigte Fälschung sei, entbehrt einer wirklich ausreichenden Begründung: der gleiche Ausstellungsort, der sich das zweite Mal nicht mit dem Itinerar des Landmeisters Konrad von Thierberg verträgt, der Gebrauch einzelner Wendungen, die zwar weniger häufig, aber doch nicht »ungewöhnlich« sind, die Verwandtschaft der Einleitungen in beiden Urkunden genügen noch nicht der Dotation die Echtheit abzuspochen. Die Unzuverlässigkeit des Fröhlichschen Abdrucks hätte den Herausgeber vor allzu kühner Schlußfolgerung warnen sollen: die »sachlich unmöglichen« scoti erklären sich, ich glaube, wie manche andre Eigenthümlichkeit des Dokuments aus der ungenauen Wiedergabe des Textes durch Fröhlich (für scoti also solidi zu lesen), die auch Perlbach im übrigen anerkennt. Die Abweichung von dem Styl andrer preußischer Urkunden ist nur scheinbar, denn die auffallende Uebereinstimmung beider Texte erstreckt sich bloß auf die formelhaften Einleitungen und berührt den Inhalt des Dotationsinstruments keineswegs. Von allen gegen die Echtheit erhobenen Bedenken fällt allein der merkwürdige Bezug auf das kulmische Recht ins Gewicht, jedoch auch nicht mit solchem Nachdruck, daß wir die Urkunde deshalb für eine Fälschung ausgeben dürfen. Ihr Nachweis kann erst geführt werden, wenn der richtige Wortlaut nach der scheinbar verlorenen Vorlage Fröhlichs hergestellt ist. — Unter n. 1119 ist ein Schreiben von hoher Bedeutung registriert, das uns, wie Töppen in den Acten der Ständetage Ost- und Westpreußens 1, 1, n. 10 mit Recht bemerkt, die erste sichere Kunde von einer Tagfahrt preußischer Städte im 13. Jahr-

hundert bringt. Perlbach hat die Andeutung Töppens übersehen und hat sich daher von ihm nicht verleiten lassen den Städtetag nach Marienburg zu verlegen; er giebt dem Schreiben den dort genannten Ausstellungsort und läßt somit die Versammlung zu Elbing stattfinden. Es ist gewiß, daß der Brief des Landmeisters an die wendischen Städte den Beschluß der Versammlung ungesäumt kund giebt und daß er, wie es stets Sitte war, an dem Orte derselben und unter dem Siegel seines Raths abgefaßt worden. Daß die Tagfahrt jedoch nicht in den Jahren 1292—1294, wie bei Töppen, oder 1294 April 18, wie bei Perlbach, gehalten wurde, sondern erst 1295 April 3, habe ich an einem andern Orte bewiesen.

Was der Anfang des Unternehmens versprach hat die Fortsetzung erfüllt. Die »Preußischen Regesten« sind des allgemeinen Beifalls sicher und werden sich unter den neueren historischen Stoffsammlungen einen hervorragenden Platz erringen, ob die Kritik und die weitere Forschung auch im einzelnen Ausstellungen und Bedenken geltend machen. Von neuem drängt sich der Wunsch auf, daß der Herausgeber seine gründliche Kenntniß preußischer Geschichte und seinen Fleiß nun auch dem urkundlichen Material des 14. Jahrhunderts widme, durch dessen Registrierung er sich noch größere Verdienste um seine heimische Geschichtsforschung erwerben muß. Sie hat sich, wenn wir von dem älteren Werke Voigts absehen, bisher vorwiegend dem Jahrhundert der deutschen Eroberung zugewandt, der reiche Quellenstoff, der in den SS. rer. Pruss. veröffentlicht ist, hat bis jetzt nur ungenügende Verwendung gefunden, da die Grundlage aller Untersuchungen, die Kenntniß des gesammten Urkundenvorraths, fehlte. Er ist weit zerstreut und in den Anmerkungen der SS. rer. Pruss. gewiß an unrechtem Orte zu suchen. Der Herausgeber der Regesten ist zu seiner Sichtung an erster Stelle berufen und wird, wie wir hoffen, der Wissenschaft den Dienst leisten, zu dem er sich durch seine vorgelegte Arbeit gewissermaßen schon selbst verpflichtet hat.

Konst. Höhlbaum.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 32.

9. August 1876.

Die Anfänge der deutschen Geschichte von Rudolf Usinger. Hannover Hahnsche Hofbuchhandlung 1875. IX. 285.

Das Werk ist ein Bruchstück aus einer umfassenden Arbeit, welche Usinger seit Jahren im Sinne trug und an deren Vollendung ihn der Tod gehindert hat.

Anfangs war es eine Geschichte der Sachsen — aber indem er die älteste Zeit durchzuarbeiten unternahm erweiterte sich der Plan zu einer Geschichte der deutschen Stämme. Das altberühmte Buch von Zeuss »Die Deutschen und die Nachbarstämme München 1837 genügte ihm nicht — er hoffte wenigstens für das Gebiet, das er untersuchen wollte, zuverlässigere Ergebnisse gewinnen zu können.

Diese Gedanken haben ihre volle Berechtigung. Auf Schritt und Tritt bedarf man der Hülfe von Zeuss, aber man muß ihn auch prüfen und ergänzen.

Nun ging aber Usinger doch nicht darauf aus, ein Buch nach Art des Zeuss zu liefern —

sondern auf Grund selbständiger Bearbeitung des von Zeuss bisher am besten gesichteten Materials wollte er eine zusammenhängende Darstellung geben. In seinem Nachlaß fand sich diese vollendet bis zum Aufstand des Civilis S. 1—185. Waitz hat dies so herausgegeben, wie es sich vorfand, nur den allgemeinen Titel gewählt und Herr Doctor Holder-Egger hat hie und da ein Citat nachgetragen.

Das Buch ist von F. Dahn, Jenaer Literaturzeitung 1876 p. 221 sehr hart beurtheilt: man sollte meinen, Usinger habe keine Ahnung von historischer Methode gehabt. Es ist das nicht gerecht. Das Buch hat freilich große Schwächen. Einmal ist Usinger von der unglücklichen Idee beherrscht, die Namen der Chauken, Cimbren, Bataver, Sigambren etc. auf keltische Stämme zurückzuführen, welche früher in jenen Landen gesessen und als sie von den nachrückenden Germanen verdrängt wurden, dem Lande ihren Namen gelassen haben sollen. Von dem Lande sei dann der keltische Name auf die germanischen Stämme übergegangen.

Dergleichen ist vorgekommen — aber Usinger hat hier unendliche Mühe und viel Scharfsinn ganz nutzlos aufgewendet. Sodann will Usinger mehr wissen als wir wissen können und scheut nicht vor gewaltsamen Behauptungen zurück. Bei einer solchen Gelegenheit hat sich auch der unglückliche Satz eingeschlichen über die Scheu, welche die Germanen hinderte in dem Hercynischen Walde zu roden. Im Ganzen mag Usinger hier ja Recht haben. Wenn die Anwohner des Waldes nicht Raum genug hatten, so wird ein Theil des Volkes eher in der Ferne neue Sitze gesucht haben als daß sie den Urwald mühevoll rodeten. *Nec enim cum ubertate et amplitudine*

solī labore contendunt. Aehnlich urtheilt auch Arnold Ansiedelungen und Wanderungen S. 59. Aber die Formulirung, die Usinger seinem Gedanken gegeben hat, fordert die Kritik heraus. Wer Usinger kannte, weiß daß er für die Erforschung der älteren Geschichte nicht so geeignet war wie für die spätere Zeit. Gewöhnt, alles klar vor sich zu sehen, nichts vereinzelt stehen zu lassen, erlag er oft der Gefahr die dürftigen Nachrichten in einen künstlichen Zusammenhang zu zwingen. Es entschuldigt ihn nicht, daß es die meisten Bearbeiter dieser Periode nicht anders machen: aber wenn man das tadelt, so muß man doch anerkennen, daß er das ganze Material selbständig und unermüdlich durchforscht hat und zwar nach den Regeln und mit umsichtiger Benutzung der Hülfsmittel der Kritik. Als Beleg verweise ich auf die zahlreichen Noten, in denen bald die Lesart geprüft wird und der Werth einer Nachricht, bald die Art der Benutzung gerechtfertigt. Man vergleiche z. B. die Bemerkung über die Lager des Varus S. 149, über den Rückzug des Germanicus 151 und 52, wo jedoch der Druckfehler Hunte statt Hunse stehen geblieben ist, S. 27 über Strabo 4, 3 und Caesar 4, 10, wo die Behauptung von Zeuss, daß Strabo nicht als Zeuge gelten könne, sondern nur Caesar wiederhole, wenn nicht widerlegt so doch erschüttert ist, die Noten S. 88 u. s. f.

Anerkennen muß man ferner, daß er bei aller Kühnheit der Combinationen doch auch vorsichtig ist, so weit ihn nicht seine Theorien über den Ursprung der Namen und den Gegensatz von Sueben und Nichtsueben beherrschen. In seiner Schilderung von Marbods Herrschaft und Germanicus Feldzügen wird nicht alles gut-

geheißen werden, aber die angestrengten Bemühungen Usingers, eine lebhafte, greifbare Vorstellung von den Dingen zu gewinnen, werden für den nicht verloren sein, der ihm mit Urtheil folgt. Dahn hat in seiner Recension von dieser großen und ausgedehnten Forschung geschwiegen und zu dem gerechten noch ungerechten Tadel gehäuft.

Unberechtigt ist schon der Tadel des Stils: »die Undurchsichtigkeit der Darlegung ist so hemmend, daß Referent eine sehr große Zahl der Sätze 4 oder 5 mal zerlegt und doch in vielen Fällen den vom Verfasser hineingelegten Sinn nicht gefunden hat«. Dies Urtheil ist mir unbegreiflich. Ich könnte nur einen Satz auf der Wende der Beiden ersten Seiten anführen, wo das »Dann« einen ganzen Satz vertritt. Es ist müßig darüber zu streiten, ob das von dem Verfasser bei der letzten Revision nicht gestrichen wäre. Sonst aber ist mir wohl hier und da eine Härte aufgestoßen — aber daran leidet ja selbst der Satz, in welchem Dahn seinen Tadel ausspricht, und gleich darauf hat er das Wort »Geschehnisse« — im Ganzen konnte ich jedoch Usingers Buch leicht lesen und Waitz rühmt ebenfalls die Darstellung als gewandt und warm. Der Haupttadel Dahn's betrifft Usingers Methode und gipfelt in dem Vorwurf, daß Usinger den Procop citire für ein Ereignis aus der Zeit des Augustus. Gemeint ist offenbar S. 67 Note 1. Freilich ist die Stelle nicht geeignet, das zu beweisen, was Usinger beweisen will. Sie lautet: *μετὰ δὲ αὐτοὺς (die Franken) εἰς τὰ πρὸς ἀνίσχοντι ἥλιον Θόριγγοι βαρβαροὶ δόκιμος Ἀδγούσιον πρῶτον βασιλεύσας ἰδρύσαντο*. Usinger stellt sie zusammen mit der Angabe des Sueton Augustus »Suebos dedentes se in Galliam traduxit und

meint: hier sei ein Zeugnis für die Einwanderung eines suebischen Stammes auf die Insel der Bataver, der dann von der Insel den Namen Bataver angenommen habe. Ich halte die Combination für falsch, bin auch nicht sicher, ob diese Nachricht des Procop auf echter Kunde beruht: aber darum handelt es sich nicht. Dahn bezeichnet es als einen unverantwortlichen Verstoß gegen die Grundregeln aller Kritik, daß ein so später Schriftsteller für diese Zeit benutzt werde. Wie?

Haben nicht späte Schriftsteller oft sehr viel bessere Nachrichten benutzt, als uns in gleichzeitigen Quellen erhalten sind? Und für welche Arten von Nachrichten benutzen wir solche späte Schriftsteller vorzugsweise gern? Doch wohl für solche Nachrichten, die eine bestimmte Thatsache enthalten, also für Nachrichten wie die vorliegende. Es ist ein Grundsatz der Kritik, sie nur dann zu verwerfen, wenn gegründete Bedenken vorliegen. In diesem Fall hat man also zu prüfen, ob die Angabe unseren sonstigen Nachrichten entspricht und ob sie richtig gedeutet ist: aber die Benutzung des Procop für das erste Jahrhundert ist so wenig verboten wie die des Orosius, des Cassiodor u. s. f. für noch frühere Zeiten.

Dahn hatte um so weniger Ursache, jenen Grundsatz zum Ausgangspunkt des gehässigen Tadels zu machen — als er ihn sonst selbst nicht anerkennt. Es ist nur ein Einfall, ein unglücklicher Einfall. In den Königen der Germanen benutzt er 2, 104 f. den Jordanis, also einen Zeitgenossen Procop's, für die gothische Urgeschichte. Er benutzt ihn aber nicht bloß für solche thatsächlichen Angaben, sondern wägt sogar die Ausdrücke desselben ab, um das Recht

des sagengrauen Königs Filimer und des noch älteren Berig seinem Volke gegenüber zu bestimmen. Zunächst soll hier allerdings nur die Meinung des Jordanis festgestellt werden, aber zugleich werden diese Stellen doch als Zeugnis für den wirklichen Zustand benutzt. Der Abschnitt ist freilich so unklar geschrieben, daß man nicht recht weiß, was eigentlich gesagt wird. Dahn führt an, daß Cassiodor und Jordanis erfüllt seien von den Ideen des byzantinischen Kaiserthums und deshalb dazu neigten, auch die Könige der Vorzeit im Besitze einer sehr gesteigerten Macht zu sehen. Eben dahin führe auch die Heldensage, welche ihnen vorzugsweise als Quelle diene. Denn die Sage stellt die Persönlichkeit in den Vordergrund, läßt die Thaten des Volkes vom Könige ausgehen. Man sollte erwarten, daß Dahn daraus den Schluß zöge: die Darstellung des Cassiodor-Jordanis kann in keiner Weise benutzt werden, wo sie den Königen eine höhere Macht leiht, während jedes Wort Beachtung verdient, in welchem sich trotz jener Gesamtauffassung die Freiheit und selbständige Thätigkeit des Volkes zeigt.

Statt dessen werden die Geschichten, daß König Filimer »allein handelnd« die Zauberweiber verbannt und daß Ermanrich die Swanhilde von Pferden zerreißen läßt als Belege für den Satz angeführt: »daß der König im Strafrecht bei den Gothen, wie es scheint, eine sehr unbeschränkte starke Gewalt hatte, mindestens »in den Verbrechen gegen König und Staat«. Die Unklarheit wird nur schlimmer dadurch, daß Dahn bei der ersten Erzählung hinzufügt »König Filimer verbannt, wie es dargestellt wird, allein handelnd«. 2, 106.



Der Zusatz hebt die Beweiskraft des Beispiels auf. Es gilt nur für die Auffassung des Jordanis und mußte wegbleiben. Bei dem zweiten Beispiel ist ein solcher Zusatz weggelassen. Es ist aber ganz unbrauchbar. Es ist eine Sage von einem Racheact und in keiner Weise eine brauchbare Erzählung von dem Verfahren bei einem Rechtsfall. Dahn aber behandelt sie ganz so: »Von einer Mitwirkung der urtheilenden Menge erscheint dabei keine Spur: Der König allein ist Richter«. Die Behauptung Dahns, die Könige der Gothen hatten im Strafrecht eine sehr unbeschränkte, starke Gewalt, ist durch diese Beispiele in keiner Weise begründet, ist nur in einen gewissen Nebel gehüllt, der bei ungenauem Lesen einen Beweis zu bergen scheint. Damit sind dann einige andere Sätze verbunden, die nicht weniger in der Luft stehen. »Der Satz des Tacitus, daß sich hier (bei den Gothen) früh eine straffere Gewalt als bei anderen Germanen ausgebildet wird durch manchen geschichtlichen Zug bestätigt«. Wo sind diese Züge? Dahn führt keine anderen an als jene Erzählungen aus Jordanis, die doch scheinbar nur des Jordanis Ansicht characterisiren sollen. Und nicht besser ist auf derselben Seite 103 die Versicherung: Jordanis »sieht und freilich nicht ohne Grund die Geschichte der Gothen in der ihrer Herrscher«. Wie kann Dahn diese Behauptung so ohne weiteres an jene Ausführung anschließen, in welcher er gezeigt hat, daß Jordanis eine ganz übertriebene Vorstellung von der Macht der Könige habe?

Die Unklarheit des Gedankens spiegelt sich wieder in dem nachlässigen Ausdruck: »Der König hat eine sehr unbeschränkte Gewalt«,

denn Dahn will sagen eine starke, fast unbeschränkte Gewalt.

Dieselbe falsche Benutzung des Jordanis zeigt die Untersuchung über die Macht des Königs als Heerführer. S. 107 bietet nichts als Behauptungen, wie sie der herrschenden Gesamtauffassung des urdeutschen Staats entsprechen, verbrämt mit einigen Geschichten aus Jordanis. Dahn verweist außerdem auf Abtheilung I, S. 213, wo entwickelt sein soll, wie das Königthum bei den Vandalen der Volksversammlung sehr früh und sehr leicht das Recht der ausschließlichen Leitung der Verhältnisse zu anderen Staaten abgewann. Aber auch hier finden sich nur Behauptungen, die so aneinandergereiht sind, daß sie den Schein einer Beweisführung erwecken. Es mußte gesagt werden, daß es an Beweisen fehlt oder es mußten diejenigen Fälle, welche dazu geeignet schienen, untersucht werden, um genau zu sagen, wie weit sie einen Schluß gestatten. S. 108 wird dann ein bestimmter Beweis gebracht und zwar ein Ausdruck des Jordanis. »Schon von König Geberich heißt es (c. 22) kurzweg, daß er den Vandalenkrieg beginnt, um die Anfänge seiner Herrschaft zu verherrlichen«. Dies soll beweisen, daß die Befugnis des Königs über Krieg und Frieden zu bestimmen, nicht erst wie Sybel behaupte, aus dem römischen foedus herrühre. S. 108 n. 1. Also eine Wendung des Jordanis dient als Quelle für das größere oder geringere Recht des Königs Berig, unter dem die Gothen in unbekannter Vorzeit aus Scandinavien gezogen sein sollen. Und dabei verwirft Dahn die ganze Wanderung aus Scandinavien! S. 52.

So benutzt Dahn den Jordanis und dann spricht er Usinger jede historische Methode ab,

schilt ihn, daß er, trotz Waitz vortrefflicher Schule so wenig gelernt, weil derselbe den Procop für eine Landanweisung unter Augustus citirt. Nicht energisch genug glaubt er hier einschreiten zu können: Da muß er Waitz rühmen, um seinen Stein noch einmal schleudern zu können. Der Todte kann sich nicht vertheidigen, sonst würde er vielleicht den Nachweis vervollständigen, der hier für einen Abschnitt von Dahns Werk geführt ist, daß der schwerste Vorwurf, den er gegen Usinger erhebt, vielmehr auf Dahn selbst Anwendung findet. Wer Dahns Schriften nicht kennt, kann dies schon aus der Art und Weise entnehmen, wie er Usinger hier citirt. Er schreibt: »Was soll man aber dazu sagen, wenn für Vorgänge zur Zeit des Augustus ein Schriftsteller »aus bedeutend jüngerer Zeit« mit »einer ziemlich offen ausgesprochenen Ansicht« zur Bestätigung angerufen wird«. — Hier nach hätte also Usinger den Procop bei dieser Stelle so charakterisirt: er sei nicht nur bedeutend jünger, sondern auch von »einer ziemlich offen ausgesprochenen Ansicht« und der Vorwurf, der ihm wegen der Benutzung zu machen ist, soll dadurch erschwert werden, daß er ihn benutzte, obwohl er ihn so kannte. Usinger hat aber in Wahrheit geschrieben: »Das nun (die von Tacitus gemeldete Auswanderung der Chatten) scheint zur Zeit des Augustus geschehen zu sein. Ein Historiker, freilich bedeutend jüngerer Zeit, spricht es ziemlich offen aus und mag so zur Bestätigung einer älteren Notiz dienen (Sueton s. o.), die an und für sich durch ihre Kürze dunkel und vieldeutig ist«. Usinger schwankt also, ob die Worte Procop's von ihm richtig gedeutet sind, er drückt diesen Zweifel aus durch den Satz, »er spricht es ziemlich offen aus«.

Daraus macht Dahn: ein Schriftsteller von »einer ziemlich offenen ausgesprochenen Ansicht«. Das ist eine Verdrehung der Worte Usingers und weiter, was soll das hier überhaupt heißen? Hat Procop etwa über die Sitze der Völker am Niederrhein eine bestimmte Ansicht, verfolgt er in seinen Angaben hierüber eine bestimmte Tendenz, die uns zur Vorsicht mahnt, seine etwai- gen Angaben zu benutzen?

Es ist eine sinnlose Bemerkung, aber den Tadel schärft sie vortrefflich. — Das Schlimmste an dieser Recension aber ist, daß Dahn die Fehler dieses Buchs mißbraucht, den ganzen wissenschaftlichen Character Usingers herabzuziehen. Er versucht den Nachweis, daß die Krankheit Usingers nicht zur Entschuldigung dienen könne und daß das Buch nicht besser geworden wäre, wenn es Usinger noch selbst herausgegeben hätte, denn er habe schon seit 1870 daran gearbeitet, und die Schrift über die Lex Saxonum, welche Usinger noch selbst veröffentlicht, leide an denselben Fehlern: d. h. also sie sei »der Methode nach völlig verfehlt und der Darstellung nach sehr unklar«. Das ist denn doch zu arg. Die Ansicht, welche Usinger als das Hauptergebnis jener Untersuchung betrachtete, daß die Lex Saxonum kein Gesetz, sondern eine Privatarbeit sei, ist gleich darauf von Richthofen zur Lex Saxo- num 1868 angegriffen und ist wohl unrichtig; daß aber die Arbeit Usingers das Verständnis der Lex gefördert hat und in klarer Sprache gründliche Forschung bietet, kann Niemand bestreiten, der das Buch gelesen. Ich verweise auf die rühmliche Anerkennung, welche sie in der Besprechung von R(ichard)S(chroeder) in der historischen Zeitschrift von H. v. Sybel 17, 404 gefunden hat. Und hat denn Usinger weiter nichts geleistet? In allen

Perioden der deutschen Geschichte — in den Freiheitskriegen, wie im Mittelalter und in der Urzeit arbeitete er gleich unermüdlich. Beim Erscheinen seiner ersten Schrift hat ihn H. v. Sybel auf das freudigste begrüßt. Histor. Zeitschr. 12, 1 ff. in einem Essay, zu dem er durch Usingers Schrift angeregt war. Und am Ende der Vorrede dieses opus postumum preist ihn Waitz als einen der treuesten und eifrigsten Forscher auf dem Gebiete der deutschen Geschichte von reicher Kraft und Begabung, der unablässig nach den höchsten Zielen rang. Reich gesegnet waren auch diese letzten Kieler Jahre. Usinger wandte sich hier mit Eifer den Arbeiten des Vereins für vaterländische Geschichte zu, und einer der anerkanntesten Vertreter geschichtlicher Forschung an unserer Nordküste sagte mir: Usinger hat wieder Leben in diese Studien gebracht. Usinger wirkte nicht bloß als Schriftsteller und Lehrer, sondern auch als belebender Freund und Genosse. Ein langes Leiden raubte ihm die Jahre der Jugend, in denen wir andern uns vorbereiten. Er holte es nach und hat mit fieberhafter Thätigkeit gewirkt. Wenn ihn eine unglückliche Verirrung zuletzt Gegenstände wählen ließ, für die er nicht geeignet war, bei denen mehr die schwachen als die starken Seiten seiner Begabung Spielraum fanden: so darf man doch nicht gleich das ganze Buch und weiter den ganzen Mann verwerfen. Auch die größten Forscher auf diesem Gebiet haben sich nicht selten zu Willkür und argen Fehlgriffen fortreisen lassen. Ich erinnere an Jacob Grimms Gothen-Geten, an die Keltomanie, an den Streit um die Principien der altdutschen Verfassung, an die Irrgänge patriotischer Begeisterung unter Chatten und Cheruskern. Solche

Irrthümer deckt man auf und sieht was die Forschung sonst noch bietet. Wer das thut, wird auch dies Buch trotz seiner starken Irrungen nicht vergebens benutzen, denn Usinger hat gründlich gearbeitet. Dahn ist demnach weder dem Buche noch dem Manne gerecht geworden. Und dabei sagt er noch: »Aus Pietät gegen den sehr hoch verehrten Herausgeber wird Referent sein Urtheil mildern«. Das ist ein Compliment an Waitz, weiter nichts. Denn Dahn hat nicht nur den schärfsten Tadel gebraucht, wo zu tadeln war, er hat auch da getadelt, wo kein Grund vorlag und hat nicht anerkannt, was anzuerkennen war.

G. Kaufmann.

---

De Nederlanders en de Noordpoolexpeditiën. Voordracht, gehouden te Amsterdam in de algemeene vergadering van het Aardrijkskundig Genootschap, den 10. April 1875 door N. W. Posthumus. Amsterdam, G. L. Brinkman 1875. 36 S. 8°.

De Reis der Pandora naar de Noordpoolgewesten in den zomer van 1875, door L. R. Koolemans Beynen. (Uitgegeven vanwege het Aardrijkskundig Genootschap). Amsterdam. C. F. Stemler 1876. II und 36 S. Quart mit einer Karte in gr. Fol.

Es konnte wohl auffallen, daß als nach endlicher Lösung des großen Problems der sogenannten Nordwestlichen Durchfahrt, welches mehrere Jahrhunderte lang die ersten seefahrenden Na-

tionen periodenweise so eifrig beschäftigt hatte, die Nationen, welche an dieser Aufgabe nicht besonders theilgenommen, nämlich Schweden, Norweger, Deutsche und Oesterreicher nun mit großem Eifer die auf die Erreichung des Nordpols gerichteten Nordpolexpeditionen im Osten von Grönland wieder aufnehmen, die Niederländer, welche in früheren Zeiten einen so erfolg- und ruhmreichen Antheil an den maritimen Entdeckungsreisen genommen und auch in der Polarzone, nach welcher die Unternehmungen der genannten Nationen sich richten, am meisten heimisch gewesen, sich ganz passiv verhielten. Wir werden wohl nicht irren, wenn wir dies vornehmlich aus dem vorwiegend praktischen Sinne dieses Volks erklären, der sie bald erkennen ließ, daß die bezeichneten als Hauptziel die Erreichung des Nordpols erstrebenden Nordpolarfahrten wissenschaftlich wie praktisch verhältnißmäßig wenig Erfolge gewähren könnten und daß für die Niederlande gerathener sei, Mittel und Kräfte für geographische Erforschungen auf ihre Besitzungen in Indien und die ihnen benachbarte Region zu concentrirten. Daß aber die Niederländer die Thaten ihrer Vorfahren in der arktischen Zone nicht vergessen haben, zeigen die in der Ueberschrift genannten Schriften, von welchen die zweite von uns schon in unserer Anzeige der Hauptschriften über die englische Arktische Expedition von 1875 erwähnt worden, aber auch noch eine besondere Beachtung verdient, weil sie uns den ersten vollständigeren Bericht über eine Nordpolexpedition giebt, welche durch das so allgemein und mit Recht der Ausrüstung der großen englischen gouvernementalen Nordpolexpedition von 1875 zugewendete Interesse ganz in den Hindergrund gedrängt worden

und doch, obgleich sie allerdings ihr eigentliches Ziel, nämlich die genaue Untersuchung von King William's Island behufs Entdeckung von weiteren Reliquien der Expedition Sir John Franklin's, nicht erreicht hat, wegen ihrer vorzüglichen Führung und auch in geographischer Beziehung sehr interessant ist. Das Verdienst in den Niederlanden auch wieder zur praktischen Theilnahme an den Nordpolexpeditionen angeregt zu haben, gebührt einem eifrigen Mitgliede der niederländischen geographischen Gesellschaft Baron Groeninx van Zoelen, der diese Gesellschaft für die Theilnahme an der großen englischen Nordpolexpedition zu interessiren wußte, und derselben für die Ausrüstung eines niederländischen Seeofficiers zur Begleitung dieser Expedition eine bedeutende Summe zur Verfügung stellte. Die Gesellschaft wendete sich deshalb an den Secretär der Londoner Geographischen Gesellschaft, Hrn. Clements R. Markham, um durch dessen Vermittelung bei der Admiralty Arctic Committee für einen niederländischen Seeoffizier einen Platz auf einem der beiden Schiffe zu erwirken. Dies Gesuch wurde aber mit Bedauern abgelehnt, da bereits auf beiden Schiffen alle Stellen besetzt waren. Inzwischen meinte der Vorstand der geographischen Gesellschaft, daß es doch wünschenswerth sei, auch in den Niederlanden wieder allgemein den Sinn für Nordpolexpeditionen zu erwecken und zu dem Ende hielt ihr Secretair in der allgemeinen Versammlung der Gesellschaft im April 1875 den oben genannten Vortrag, um auf Grund einer kurzen Darlegung der neueren arktischen Unternehmungen und des ausgezeichneten Antheils den in frühern Zeiten die Niederländer an den Entdeckungen in der Polarzone genom-



men, zur neuen Theilnahme daran aufzumuntern und dazu vorzuschlagen 1) die Theilnahme eines niederländischen Seeoffiziers an einer fremden Nordpolexpedition, 2) die Wiederaufnahme der niederländischen nordischen Fischerei, 3) die Ausrüstung von Regierungsschiffen nach der See von Spitzbergen zur Eröffnung solcher Fahrten.

Der erste dieser Vorschläge hat nun bereits dadurch zur Ausführung kommen können, daß in England gleichzeitig mit der großen durch die Regierung ins Werk gesetzte Nordpolexpedition eine kleine von uns S. 586 d. Bl. bereits erwähnte Privat-Expedition ausgerüstet und bei dieser der niederländischen geographischen Gesellschaft ein Platz für einen niederländischen Seeoffizier zugestanden wurde, wofür dann die Gesellschaft auf Anrathen des niederländischen Marineministers, dessen kräftiger Beistand in dieser Angelegenheit überhaupt nicht hoch genug zu schätzen gewesen, den Herrn L. R. Koolemans Beynen wählte. Daß die Wahl dieses Seeoffiziers eine glückliche gewesen, zeigt der von ihm über seine Reise erstattete Bericht. Es geht daraus hervor, wie der Vorbericht mit Recht sagt, daß der als ausgezeichnete Lehrmeister bekannte Führer der Expedition Capt. Allen Young an Hrn. Koolemans Beynen einen nicht minder ausgezeichneten Schüler gefunden hat. Seine Reisebeschreibung stellt sich, obgleich der Bericht an den Minister nur sehr kurz gehalten, den interessanten Relationen über die früheren zur Aufsuchung Franklin's ausgesendeten Polarexpeditionen nicht unwürdig an die Seite, und muß auch von dem Publikum mit aufrichtigem Dank entgegengenommen werden, obgleich es wohl wünschenswerth gewesen wäre,

daß Hr. K. B. für die Publication seine Erzählung noch etwas weiter ausgeführt und auch noch mehr wissenschaftlich zu verwerthende Beobachtungen aufgenommen hätte. Der Bericht, der über diese Reise durch die Gefälligkeit des Hrn. James Bennett, Eigenthümers des *New-York Herald* den *London Illustrated News* zugegangen und in einem Supplement vom 23. und 30. October 1875 veröffentlicht worden, bietet in wissenschaftlicher Beziehung noch weniger und hat nur den zweifelhaften Vorzug der Ausstattung mit großen Illustrationen voraus, welche nach der Zeichnung des die Expedition begleitenden Artisten de Wilde angefertigt sind. Doch kann auch dieser kurze Bericht, so wie auch der im *Geographical Magazine* Novbr. 1875 in einigen Punkten zur wünschenswerthen Ergänzung desjenigen unsers Verf. dienen. Ob im *New-York Herald*, dessen Besitzer zu den Kosten dieser Expedition wesentlich beigetragen und dieselbe durch einen eigenen Berichterstatte hat begleiten lassen, ein wissenschaftlich werthvollerer Bericht erschienen, ist uns freilich nicht bekannt geworden. Als Reisebeschreibung wird er wahrscheinlich anziehender sein als der vorliegende, wie das schon aus dem daraus durch Hrn. Bennett den *Illustrated London News* mitgetheilten Auszug hervorgeht\*).

Eröffnet wird der Bericht des Herrn Beynen

\*) Inzwischen haben wir über diese Expedition einen von dem Commandeur veröffentlichten Auszug aus seinem Privatjournal, eine Reisebeschreibung des zweiten Offiziers, Lieut. F. G. Innes-Lillingston. R. N. und auch den jetzt als besonderes Buch erschienenen Bericht des Specialcorrespondenten des *New-York Herald* empfangen welche wir demnächst auch kurz in d. Bll. anzeige werden.

durch eine kurze historische Uebersicht der seit d. J. 1818 von Parry, John Ross und Sir John Franklin und der neueren zur Entdeckung der sogen. Nordwestlichen Durchfahrt unternommenen Expeditionen so wie derjenigen nicht minder bewunderungswerthen Polarfahrten, welche zur Aufsuchung Franklin's und zur Aufklärung des Schicksals seiner unglücklichen Expedition ausgeführt worden und an welchen auch der Befehlshaber der Pandora schon Antheil genommen hatte auf der von Lady Franklin ausgesandten kleinen nur 177 Tons großen Yacht »Fox« unter dem Capt. McClintock (und zwar als Volontair, indem er nicht nur die ihm lucrative Anstellungen darbietende Handelsmarine verließ und 500 Pfd. St. für die Expedition subscribirte, sondern auch einen untergeordneten Posten auf der »Fox« annahm), durch welche constatirt worden, daß Franklin die erste Entdeckung der North-West Passage in der That ausgeführt hatte, und welche viele Reliquien von der Franklin'schen Expedition und auch das merkwürdige Document über das Schicksal derselben aufgefunden und nach England gebracht hat, welches von den i. J. 1848 noch lebenden Offizieren der Expedition zu Victory Point auf der NW-Küste von King William's Land (69° 38' N. 98° 36' W.) unter einem von James Ross i. J. 1830 errichteten Cairn deponiert worden war\*).

\*) S. den interessanten Bericht über die Auffindung dieses Documents, welches in wenigen Zeilen die Geschichte einer langen Leidenszeit in ergreifendster Weise erzählt, und ein vortreffliches Facsimile desselben in: The Voyage of the »Fox« in the Arctic Sea by Capt. McClintock. London 1859. S. 282 und Journal of the Royal Geographical Society Vol. 61. S. 8. — In diesem Document wird die Errichtung des Cairns von James

Hierauf folgt der über die Reise dem Minister erstattete Bericht. Dem besonderen Zweck der Mission des Verf. entsprechend giebt derselbe zunächst genauere Auskunft über die Einrichtung und Ausrüstung des Schiffes mit besonderer Berücksichtigung der Verproviantierung und der für die Mannschaft genau geregelten Verpflegung, wofür in freigelegter Weise Fürsorge getroffen war, obgleich die ganze Unternehmung auf Kosten von Privaten ausgeführt wurde, nämlich der Lady Franklin (welche, ohne auch nur die Kunde von dem glücklichen Abgange ihrer Expedition erfahren zu haben, gestorben) des Capt. Allen Young, des Lieutenant Lillingston und des Hrn. James Bennett, Eigenthümers des *New-York Herald*. Aus diesem für den praktischen Seemann sehr interessanten Abschnitt wollen wir nur hervorheben, daß die Pandora ein für die britische Marine i. J. 1864 erbautes Kanonenboot war, welches von der Admiralität angekauft und nach Anweisung des als Polarfahrer sehr erfahrenen Capt. Allen Young für die Eisfahrt eingerichtet wurde. Das Schiff war ungefähr  $2\frac{1}{2}$  mal so groß als die Yacht Fox, auf welcher der Capitän i. d. J. 1857—59 die erwähnte so erfolgreiche Arktische Entdeckungsreise gemacht hatte\*). Ueber die

Ross irrthümlich ins Jahr 1831 gesetzt, dieselbe hat 29. Mai 1830 stattgefunden. S. darüber die interessante Erzählung in: *Narrative of a Second Voyage in search of a North-West Passage etc. by Sir John Ross und Commander James Ross. London 1835. S. 419.*

\*) Der Verf. giebt die Größe zu 689,980 Kubik-Meter an, was trotz der drei Decimalstellen gewiß nicht das Resultat einer wirklich ausgeführten Messung ist und sich auch nicht wohl vereinigen läßt mit der doch wohl zuverlässigen Angabe von 430 Tons im *Geogr. Magazine* 1875 p. 382. Auch sonst werden von dem Verf., ob-

Hälfte des Raums wurde aber von der Dampfmaschine (von 80 Pferdekraft mit einer aufzuhebenden Schraube) und Zubehör eingenommen. Die Besatzung bestand aus 31 Mann mit Inbegriff des Befehlshabers Allen Young (der trotz seiner Berühmtheit nur noch den Rang eines Lieutenants der Naval-Reserve hat) und 6 Offizieren, nämlich dem Lieutenant Frederik G. J. Lillingston, der erst kürzlich die englische Marine verlassen hatte, dem Unterlieutenant George Pirie, unserem Verf., der vor Kurzem von dem Sumatra-Geschwader zurückgekehrt war, auf welchem er zwei Jahre Dienste auch an der Küste von Achin geleistet hatte, dem Doctor Horner

gleich er richtig Distanzen in Seemeilen und Tiefmessungen in Faden angiebt, verschiedene Dimensionen wie auch Land- und Berghöhen in Meter, Deci- und Centimeter ausgedrückt. Das ist für den Leser sehr störend, und unserer Ueberzeugung nach auch eben so ungehörig, wie z. B. die auch in deutschen nautischen Schriften schon mehr und mehr auftretende Angabe von Tiefseemessungen in Metermaß, obgleich die Messungen mit einer in Faden u. s. w. eingetheilten Lothleine ausgeführt worden und sicherlich auch der praktische Seemann noch lange fortfahren wird, nach Kabellängen, Faden und Fuß zu messen und darnach sich seine Vorstellungen zu machen, wie denn schwerlich je auch das Metermaß in der Schifffahrt durchgeführt werden wird, weil eben das metrische System, was jeder halbwegs wissenschaftlich Gebildete wissen sollte und was zum Ueberfluß auch wiederholt in d. Bll. (insbesondere Jhrg. 1861 S. 1201 ff.) nachgewiesen ist, durch die damit in Frankreich vorgenommene Verstümmelung den Charakter eines einheitlichen Maßsystems und damit jeden Anspruch auf allgemeine Anerkennung und Annahme durchaus verloren hat; nicht zu gedenken, daß auch schon die ursprüngliche Idee eines neuen sogenannten Naturmasses eine verfehlte und nur aus der damaligen Tendenz in allen Dingen mit der Vergangenheit zu brechen hervorgegangen war.

als Arzt, dem Artisten Hr. de Wilde und Herrn Mac Gahan, dem schon durch sein Werk »Compaigning on the Oxus« bekannten Correspondenten des *New-York Herald*, dessen Eigenthümer ebenso wie der Capt. Lillingston zu der Expedition 2000 Pf. St. beigesteuert hatte. Die übrige Mannschaft bestand größtentheils aus früheren Matrosen der Marine und unter ihnen befanden sich sechs (nach dem Geogr. Magaz. sogar 17), welche schon unter Capt. Allen Young auf der »Fox« gedient hatten. Außerdem kam von New-York der Eskimo Joe, der treue Begleiter des Capt. Hall auf der Polaris, um die Reise mitzumachen.

Erst am 25. Juni war die Ausrüstung der Pandora so weit beendigt, daß sie von der Rhede von Southampton in See gehen konnte. Am 29. verließ sie Plymouth, wo sie um die letzten Kohlen einzunehmen eingelaufen war, und kam am 30. Juli, nach einer sehr schlechten Reise, auf welcher sie in einem heftigen Sturme auch ihren Klüverbaum verlor in Ivitot, dem durch seine bedeutende Ausfuhr von Kryolith (1874  $13\frac{1}{8}$  Millionen Centner, davon 2 Mill. nach Deutschland und  $7\frac{1}{2}$  Mill. nach England) wichtig gewordenen Hafen von Süd-Grönland an, wo sie eine dänische Bark und 3 englische Schiffe um Kryolith zu laden fanden und darunter die »Fox«, auf welcher Capt. Allen Young 1857—59 zwei lange Polarnächte verlebt und welche er später behufs der Untersuchungen für das Nordatlantische Kabel befehligt hatte. Am 7. Aug. erreichten sie Lievely-haven oder Godhavn (Godthaab) den Hauptort des dänischen Inspectorats von Süd-Grönland an der Waaigat-Straße zwischen der Insel Disko und der festen Küste, welche ihren Namen von den

alten holländischen Seefahrern erhalten hat. Der Verf. theilt über diesen Hafen ziemlich ausführliche, besonders für den Seefahrer interessante Nachrichten mit; von allgemeinerem Interesse sind aber seine hier eingeflochtenen Mittheilungen über die merkwürdige südgrönländische Strömung, den sogen. Spitzbergen-Eis-Strom, wonach es wohl feststeht, daß diese Strömung an der S.W-Küste von Grönland bis 64° N. Br. und zuweilen sogar bis nach Holsteinborg unter 67° N. hinaufgeht. Weiter nordwärts merkt man von den von ihr mitgeführten großen Massen von Eis nichts mehr. (S. 13). Da die Zeit kostbar war, so verließ das Schiff schon am 8. Aug. Godhavn um durch die Waagatstraße nach den Kohlenminen von Kudlisaet (Rittenbenk Kulbrud) an der Nordspitze der Disko-Insel, unter 70° 4' 54" N. Br. und 52° 59' W. Br., nach den Beobachtungen des Verf., zu gehen und dort Kohlen (d. h. Braunkohlen) einzunehmen. Ueber das Vorkommen dieser Kohlen so wie über ihre Beschaffenheit werden eingehende Mittheilungen gemacht. Am 11. Aug. ging die Pandora wieder unter Segel und verfolgte nun die Küste Grönlands wieder bis nach den Cary-Inseln am Eingange des Smith-Sundes, unterwegs in Upernavik binnenlaufend, wo noch Hunde für Schlitten an Bord genommen wurden, und wo man von dem Gouverneur erfuhr, daß die Gouvernmentsschiffe Alert und Discovery diesen Hafen am 27. Juli verlassen hätten und daß die Aussichten in diesem Jahre in der Polarregion offenes Wasser zu finden sehr günstig seien. Die Melville-Bai, der Schrecken der Walfischfahrer, weil in dieser im N. durch die vorspringende Halbinsel geschützt und dadurch

von der Strömung ausgeschlossenen Bai das Eis sich in ungeheuren Massen anzusammeln pflegt, wurde ohne Schwierigkeit durchfahren und zeigte sich hier wieder die Unsicherheit der Schifffahrt in der Arktischen Region. Dort, wo Capt. Allen Young i. J. 1857 mit der Fox, ebenfalls im August, von Eis gehindert und schließlich ganz eingeschlossen wurde, so daß man während 14 Tage in Gefahr war, dort überwintern zu müssen und wo auch fast alle Nordpolexpeditionen längere Zeit aufgehalten waren, traf man diesmal bis zum Cap York eine ganz freie See. Auf der nordwestlichsten der Cary-Inseln, die mit Mühe gegen einen heftigen Weststurm erreicht wurde, ward gelandet, um nach Nachrichten von der Nordpolexpedition zu suchen, die Capt. Nares dort verabredetermaßen hatte deponieren wollen. Es wurden drei Cairns gefunden, aber keine Spur davon, daß Cap. Nares dort gewesen und wurde nun nachdem ein Cairn errichtet und darunter ein Bericht und die für die Nordpolexpedition mitgebrachte starke Post (2 Tonnen voll Briefe) deponiert worden, der Cours nach dem Lancaster-Sund genommen, welchen die Pandora am 21. August erreichte und nun an der Nordküste zu verfolgen strebte, an welcher das Wasser in dieser Jahreszeit sonst immer offen gefunden worden. Der Capitän war deshalb sehr bestürzt, diese Küste bald ganz von Eis besetzt zu finden, so daß er zwei bis dreimal vor dem Sund hin und her kreuzen mußte, bis er an der Südküste (der Nordküste von Cockburn Land) einen Eingang fand, durch welchen es gelang an dieser Küste vorzudringen und von da später auch die Nordküste d. Straße wieder zu gewinnen und nun an d. Südküste von North Devon mit stürmischen O-



winden bis nach Beechey-Island am Eingang des Wellington-Canals vorzudringen. Dieselbe kam am 25. Aug. in Sicht zugleich mit der dort i. J. 1850 von Sir John Ross zurückgelassenen und auf den Strand gezogenen Yacht Mary, deren Mast noch aufrecht stand, und dem »*Northumberland House*« einem von dem *North-Star* (Capt. Saunders) 1850 aus Holz erbauten und mit Provisionen aller Art zur Unterstützung späterer Besucher ausgestatteten Magazin. Die Pandora ging hier um Mitternacht bei einem stürmischen Nordwestwinde, der eine heftige Brandung verursachte zu Anker. Beim Landen am nächsten Morgen bot sich aber ein trauriger Anblick dar. Man fand *Northumberland House*, wo noch bei dem Besuche des Capt. Allen Young vor 18 Jahren sich Alles im besten Zustande gefunden hatte, erbrochen und alle darin von früheren Expeditionen zurückgelassenen Vorräthe, wie es schien gänzlich zerstört. Bei näherer Untersuchung ergab sich jedoch, daß noch vieles davon unversehrt war und auch daß diese Zerstörung nicht durch Menschen, sondern wohl ohne Zweifel durch Eisbären angerichtet worden. Der Boden um das Gebäude herum war mit blechernen Fleisch-, Pemmikan- und Gemüse-Büchsen bedeckt; Ballen von Tuch, Bündel von Flanell, Haufen von Kleidungsstücken und Hunderte von wollenen Socken und Fausthandschuhen lagen in wildester Confusion zerstreut. Die schönen blauen Tuche, die feinen weichen, weißen Decken, die Flanelle und Kleidungsstücke waren in Fetzen zerrissen, die blechernen Büchsen durchlöchert und einige Fässer Salzfleisch durchnagt und ihres Inhalts entleert, während ein im Eingang gelegenes Faß Rum unversehrt war. Man sah überall die Spuren der Taten der Bestien, die

wie es schien sich damit amüsiert hatten, mit Allem, was sie nicht in Fetzen hatten zerreißen können Ball zu spielen. Nachdem Capt. Young ein Inventar für einen Bericht an die Admiralität aufgenommen, wurde Alles wieder in Ordnung gebracht und in der Absicht für den Fall, daß die Pandora verlassen werden mußte, an der Peel-Straße ein Depot zu errichten, von den Provisionen eine Quantität von Zucker, Chocolate, Pemmikan, Mehl und diverse andre Artikel an Bord genommen. Das Grab des verdienstvollen französischen Seeoffiziers Joseph René Bellot, der als Volontair die Nordpolexpedition von 1851—52 auf dem Prince Albert unter Capt. Kennedy mitgemacht und auf seiner zweiten Polarfahrt mit dem Regierungsschiff North Star, Commander Pullen, am 17. Aug. 1853 auf einer Schlittenexpedition zur Ueberbringung von Admiraltäts-Depeschen an Sir Edward Belcher im Wellington-Canal ertrank\*), dessen Name aber in der Benennung der wichtigen Straße zwischen Boothia und North-Somerset durch den Capt. Kennedy (als a juste tribute to the important services rendered to our Expedition) aufbewahrt worden, wurde durch das Wetter etwas beschä-

\*) S. über Bellot die biographische Notiz von Julien Lemer zu Bellot's Journal d'un Voyage aux Mers Polaires exécuté à la recherche de Sir John Franklin en 1851 et 1852. Paris 1854 und William Kennedy, a short narative of the second Voyage of the *Prince Albert*. London 1853, und über seinen Tod die Erzählung von Comm. Pullen in dem für die Geschichte der Nordpolexpeditionen so wichtigen Blue Book: Further papers relative to the recent Arctic Expeditions in search of Sir John Franklin and the crews of H. M. S. »*Erebus*« and »*Terror*« presented to both Houses of Parliament by Command of Her Majesty January 1855. London 1855 fol. p. 780 und 786.

dig, dagegen der zum Andenken an Sir Franklin und seine Begleiter errichtete Marmor-Denkstein wie neu und mit völlig unversehrter (von dem Verf. auch vollständig mitgetheilten) Inschrift gefunden.

Am Abend des folgenden Tags wurden die Anker gelichtet und nun mit einem günstigen Winde durch die Barrow-Straße dem Peel-Sund zugesteuert oder richtiger der Straße zwischen North-Somerset und Prince of Wales Land, welche durch McClintock als eine solche nachgewiesen ist und den Namen Franklin-Channel erhalten hat, da es durch diese Reise ausgemacht worden, daß Franklin diese Straße durchfahren hat. Damit wurde nun der schwierigste Theil der Aufgabe angefangen. Frühere englische Entdeckungsschiffe hatten diese Straße immer durch Eis verschlossen gefunden und es war die Frage, ob Capt. Young glücklicher sein und King William Island im Süden dieser Straße, das eigentliche Ziel der Expedition erreichen würde. Auch diesmal fand man zuerst die Peel-Straße verstopft, doch eröffnete ein günstiger Wind eine Bahn im Eise. Um sich über die Eisverhältnisse eine Uebersicht zu verschaffen und auch einem Depot von Lebensmitteln nachzuforschen, welches die Offiziere der Expedition des Sir Edward Belcher i. J. 1854 auf Limestone Island an der N.W-Ecke von North-Somerset zurückgelassen hatten, ging der Captain auf dieser Insel ans Land. Das Depot wurde nicht gefunden, dagegen stieß man bei der Durchsuchung der Insel auf Reste einer alten Eskimo-Niederlassung, welche dem Verf. Veranlassung geben, über die Herkunft der Eskimos dieses Arktischen Archipels seine Vermuthungen auszusprechen, wonach dieselben aus der Alten Welt entweder über Spitzbergen und

Island oder Jan Mayen, oder vom östlichen Asien eingewandert seien, was schwerlich so viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, als die neulich von uns in diesen Bll. (S. 596) erwähnte Meinung Rink's, selbst wenn man der Hypothese des Admirals Sherard Osborn beipflichten könnte, daß die Parry-Inseln westwärts bis nach Wrangell-Land sich erstreckten. — Mühselig dringt nun die Pandora vor in Gewässern, welche bisher noch niemals, ausgenommen durch die unglücklichen Kiele des Erebus und des Terror durchfurcht worden, bis nach den La Roquette-Inseln in der Nähe der Südwest-Spitze von North-Somerset und der westlichen Mündung der Bellot-Straße. Capt. Young geht (25. August) ans Land um hier einen Bericht in einem Cairn zu deponieren und von der Spitze der Insel aus womöglich einen Ausweg durch die Eismassen zu entdecken, die hier die Straße zu verschließen schienen. Deutlich übersieht er von hier 'in südöstlicher Richtung die Küste von North-Somerset bis zu dem steilen auf der Reise der Fox i. J. 1859 von dem Golf von Boothia aus, aber auf einer Schlittenexpedition, besuchten Cap Bird, in südwestlicher Richtung sieht er die Südostspitze von Prince of Wales Land; zwischen beiden aber, in der Richtung nach dem ersehnten King William Island erblickt man nichts als eine ununterbrochene mit Hügeln bedeckte Eismasse (S. 22). Die Aussichten weiter vorzudringen waren also sehr trübe und da es auch während der nächsten Tage nicht gelang bis zur Bellot-Straße vorzudringen, um dort vielleicht auf eine günstigere Gelegenheit zu warten, so blieb nur noch die Frage übrig, ob man hier überwintern oder dahin streben solle, aus dem Peel-Sund wieder herauszukommen, .

und dazu mußte rasch ein Entschluß gefaßt werden, da schon neues Eis sich zu bilden anfang und sehr bald ein Rückzug unmöglich sein würde, da das Schiff schon jetzt fast ganz der Bewegung des Eises hingegeben war. In Erwägung, daß bei einer Ueberwinterung durch Schlittenreisen wenig mehr als was Capt. Mc Clintock ausgeführt hat, zu erreichen und diese deshalb zwecklos sein würde, und daß, wenn die Pandora, wie leicht möglich, in dem folgenden Sommer nicht wieder frei werden sollte, die Expedition wahrscheinlich das Schicksal derjenigen Franklin's haben würde, da die Pandora für eine zweite Ueberwinterung nicht ausgerüstet war, mußte man, wenn auch mit schweren Herzen, 50 Seemeilen von dem Orte, wo der Erebus und der Terror nach zweijähriger Blokade durch Eis verlassen worden, und fast in Sicht von King William Island, sich entschließen, nach England zurückzukehren. — Man mußte sich damit trösten in einer Saison viel weiter gegen Süden und Westen vorgedrungen zu sein als früher irgend ein anderes Schiff. Nachdem man mit Mühe einen Ausweg aus dem umgebenden Eise gefunden (3. Septbr.) gelang es bei meist schrecklichem, stürmischen Wetter aus dem Peel-Sund wieder herauszukommen, und unter doppelt gereeften Marssegeln durchlief das Schiff die Barrow-Straße und Lancaster Sund, ohne dort Eis zu sehen. Am 7. Sept. traf die Pandora in das offene North-Water ein und steuerte nun, da Capt. Young beschlossen hatte auf den Cary-Inseln nochmals nach Nachrichten von der Nares-Expedition nachzuforschen nach diesen Inseln, obgleich noch niemals frühere Entdeckungsschiffe dies Meer in diesen hohen Breiten in so später Jahreszeit befahren hatten. Am

10. Sept. erreichte die Pandora die südöstlichste der Inseln und drehete bei, nachdem auf der ganz mit Schnee bedeckten Insel auf einer Spitze von 700—800 Fuß ein Cairn entdeckt worden. Die Lieutenants Lillingston und Beynen gingen ans Land, erreichten mit großen Anstrengungen den Cairn und kehrten mit einer zinnernen Büchse zurück, in welcher sich die schon früher (S. 586) erwähnten Berichte von Capt. Nares befanden. Nun heimwärts steuernd erreichte die Pandora ohne durch Eis in der Melville-Bai gehindert zu werden, am 20. Sept. Godthab, wo sie um Erfrischungen einzunehmen bis zum 24. blieb. Darauf war die Passage durch die Davis-Straße eine günstige, im Atlantischen Ocean traf man aber furchtbare Stürme, während welcher das Schiff fünf Tage lang beilegen mußte; am 16. October jedoch lief die Pandora glücklich wieder in Southampton ein.

Von den beiden Beilagen handelt die erste (S. 26—34) auf Grund eigener Beobachtungen und der Erfahrungen der vorzüglichsten neueren englischen Nordpolarfahrer eingehend über das Eis der Nordpolarzone nach seiner Bildung, Gestalt und Verbreitung und über die Schifffahrt in dem nördlichen Eismeere, welche als die vorzüglichste Schule für den praktischen Seefahrer angesehen wird, während die zweite (S. 34 und 35) ein Verzeichniß der auf der Reise von dem Verf. gesammelten und von dem Prof. Behrens in Delft bestimmten Gebirgsarten bringt. Eine sehr dankenswerthe Beigabe bietet auch die lithographirte Karte, auf welcher die Reiserouten von Franklin, McClintock und die Hin- und Rückreise der Pandora eingetragen sind.

Ueber die im Eingange dieser Anzeige schon

erwähnte Schrift des Hrn. Posthumus fügen wir nur noch hinzu, daß dieselbe nicht allein, wie der Titel vermuthen lassen könnte, von den früheren Nordpolarfahrten der Niederländer handelt, sondern auch eine allgemeine Uebersicht der zur Entdeckung der Nord-West- und Nord-Ost-Durchfahrt gemachten Untersuchungen und der neueren Polarfahrten giebt. Ohne Ansprüche etwas Neues zu bringen, ist sie doch auch von wissenschaftlichem Werth durch die eingehenderen Nachrichten über die früheren nordischen Entdeckungsreisen der Niederländer und insbesondere die kühnen Unternehmungen eines Heemskerk und Barendsz, deren Namen in der Geschichte der Nordpolexpeditionen auch dadurch hervorrangen, daß sie die ersten waren, die (1596/97) eine Ueberwinterung in der Polar-Region ausführten (s. darüber die anziehenden Nachrichten von Petermann in den Geograph. Mittheilungen 1870. S. 179 f.), und da auch die historische Uebersicht der Nordpolexpeditionen überhaupt trotz des manchmal etwas in das Rhetorische fallende Tons sehr fleißig abgefaßt und auch die Betrachtungen über den Nutzen der Polarexpeditionen ganz zutreffend sind, so verdient diese kleine Schrift auch in Deutschland bekannter zu werden, wie wir denn bei dieser Gelegenheit auch nicht unterlassen können unseren Landsleuten überhaupt die bei uns jetzt fast gänzlich unbeachtet bleibende Literatur dieses uns so nahe verwandten, thatkräftigen und unsere Literatur so aufmerksam verfolgenden Nachbarvolkes, welches in vielen volkswirtschaftlichen Dingen und ganz vorzüglich in der Seefahrt unser Lehrmeister gewesen und von dem wir noch Manches lernen können, zur wohlverdienten größeren Beachtung zu empfehlen.

Wappäus.

The Indian Song of Songs. From the Sanskrit of the Gita Govinda of Jayadeva. With other oriental poems. By Edwin Arnold, M. A., F. R. G. S. London, Trübner & Co. 1875. XVI, 144. 8°. 5 Mark.

Herr Arnold ist noch der von Lassen vertheidigten Ansicht, daß in dem Gîtâgovinda unter dem Bilde der Liebe von Kṛṣṇa zu Râdhâ »die menschliche Seele in ihren wechselseitigen Beziehungen zu irdischer und himmlischer Schönheit« dargestellt werden soll. Nach Herrn Arnold's Meinung soll das Gedicht schildern, wie sich Kṛṣṇa allmählich von den sinnlichen Zerstreuungen frei macht und ein Bild geben von seiner Vereinigung mit Râdhâ »in a high and spiritualised happiness«. So sind es denn diese »profound and earnest meanings« des Gîtâgovinda gewesen, die Herrn Arnold zu einer neuen Uebersetzung veranlaßt haben, nicht etwa die »ardent love-pictures«, derentwegen man noch heut in Indien das Gedicht so hoch hält (p. XII). Der Gîtâgovinda ist für Herrn Arnold ein »musical mystery-play« und er hat durch seine ganze Uebersetzung hindurch diesen Gedanken festgehalten und zum Ausdruck gebracht. Die erste Strophe des Gedichtes lautet in wörtlicher Uebersetzung: »Der Himmel ist erfüllt mit Wolken; dunkel sind die Waldgegenden durch Tamâlabäume; in der Nacht ist dieser furchtsam; deshalb bringe Du, o Râdhâ, ihn nach dem Hause«.

Dies giebt Herr Arnold so wieder:

»The sky is clouded: and the wood resembles  
The sky, thick arched with black Tamâla  
boughs;



O Radha, Radha! take this Soul, that trembles  
 In life's deep midnight, to thy golden house«. Strophe 25 lautet wörtlich: »Die Brust des Madhusûdana, die gezeichnet ist mit dem Safran, der an ihr haftet in Folge der Umarmung der Brüste der Padmâ und die (dadurch) gleichsam seine Leidenschaft an den Tag legt und voll ist von dem Schweiß der (entstanden ist) durch die Ermüdung in Folge der heftigen Liebe, — die erfülle euch liebes«. Herr Arnold übersetzt das mystisch so: »And unto whoso hears it — Do thou a blessing bring — Whose neck is gilt with yellow dust — From lilies\*) that did cling — Beneath the breasts of Lakshmi, — A girdle soft and sweet, — When in divine embracing — The lips of Gods did meet; — And the beating heart above — Of thee — Dread Lord of Heaven! — She left that stamp of love — By such deep sign be given — Prays Jayadev, the glory — And the secret and the spells — Which close — hid in this story — Unto wise ears he tells«. Wer das aus dem Texte herauslesen kann, hat entschieden Anlage zum Mystiker. Von diesem Geiste ist die ganze Uebersetzung erfüllt und es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man auf p. 82 die Anmerkung findet: »the text here is not closely followed«, da dies im ganzen Gedichte der Fall ist. Herr Arnold weiß offenbar nicht, daß Jayadeva seinen Gîtagovinda unzweifelhaft nach einer Prâkritvorlage gedichtet hat und daß er daher von mystischen Gedanken keine Spur enthält, sondern rein sinnlich ist, wie das hohe Lied der Bibel. Herr Arnold hat das

\*) Herr A. hat hier wohl padmâ mit padma verwechselt!

schöne Gedicht auch noch dadurch verunstaltet, daß er es zugestutzt hat »in order to comply with the canons of Western propriety«. Für Kinder werden doch solche Uebersetzungen nicht gemacht und wer an sinnlichen Darstellungen Anstoß nimmt, muß eben Indische Gedichte nicht lesen. Herr Arnold sagt selbst von seiner Uebersetzung, daß sie »extremely imperfect« sei und für »exact Sanskrit scholars of no account at all« (p. XIII). Es wäre Unrecht ihm zu widersprechen.

Kiel.

R. Pischel.

### Berichtigung.

S. 870 Zeile 3 der Schöpfungsdichtung ist so zu berichtigen, daß die von Herrn Delitzsch vorgeschlagene Ergänzung mir die richtige zu sein scheint, allerdings nicht mit der von ihm gegebenen Wortabtheilung und Erklärung. Die Zeile muß lauten:

Aps'ū mala patū zarusun

Abyssus ubique patens (fuit) origo eorum.  
(genitor eorum).

Die unendliche Leere war ihr Ursprung.

J. O.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 33.

16. August 1876.

The story of the Ashantee campaign by Winwood Reade, the »Times« special correspondent. London, Smith Elder and Comp. 1874. VIII, 433 S. kl. Oktav.

Der treffliche Verfasser des »Savage Africa«, der leider schon nicht mehr zu den Lebenden gehört, erzählt uns in vorliegendem Werk Veranlassung und Verlauf des seiner Zeit in der Tagespresse von ganz Europa so viel behandelten westafrikanischen Gegenstücks zum abessinischen Feldzug der Engländer von 1868.

Im kurzen Vorwort findet er die Berechtigung, neben anderen Schriftstellern seiner Nation, welche den Zug nach Kumassi unmittelbar nach dessen glücklicher Beendigung zum Gegenstand literarischer Erzeugnisse gemacht hatten, seinerseits mit einer solchen Darstellung aufzutreten, darin, daß er den Feldzug auch in seinen Nebenactionen vollständiger mitgesehen hat als irgend einer der anderen militärischen oder nichtmilitärischen Schriftsteller, ja, die Waffe oft genug selbst in die Hand nehmend, »mehr

in diesem Feldzug fechten sah als irgend einer, ausgenommen wenige Offiziere der Eingeborenen-Regimenter«. Wir aber müssen Winwood Reade als Verfasser einer Geschichte jener Expedition vor allem deshalb willkommen heißen, weil er bei seiner auf früheren Reisen erworbenen Kenntniß von Land und Leuten in Westafrika, bei seiner englisch freimüthigen Wahrhaftigkeit und seiner Gabe so schlicht wie anschaulich lebendig zu schildern ganz vorzüglich berufen war, die ihm als Special-Correspondenten der Times vergönnt gewesene Fülle der Eindrücke und Erfahrungen der Mit- und Nachwelt zu überliefern.

Ein Satz wie »people who eat no salt sick« and die« zeigt uns zwar den Verf. als einen nicht immer genügend besonnenen Folgerer (Buschmänner und Australier, die das häufige und an der Oberfläche lagernde Salz ihrer Heimath durchaus verschmähen, sterben offenbar nicht deshalb aus, sonst müßten auch die Papuas des inneren Neuguinea vor unseren Augen ihre Stätte räumen); aber das nämliche Einleitungskapitel, welches jenen bestechenden Satz hinwirft, zeichnet uns in einigen markigen Zügen eine ganz geniale Skizze von der Beeinflussung der Völkerzustände durch die Natur Hochsudans. Wir blicken in eine frühe Epoche der Geschichte des Alterthums, um das Gold der Goldküste auch hier als ein Lockmittel des Völkerverkehrs zu würdigen, dem die Cultursegnungen des Handels nicht fehlen konnten, während sonst der ganze Länderstrich von Cap Palmas bis an das unbekannte Innere des centralafrikanischen Westens weit hinter dem nördlich angrenzenden offneren Savannenland in der Cultur zurückblieb, gerade wegen seiner so ganz ausschließlichen Waldbedeckung, wie aus Reade's

Schlüssen hervorleuchtet: der Islam drang mit seinen für die ewig unmündige Negerrace unschätzbaren Geschenken der Lehre des Glaubens an Einen Gott, friedlicher Vereinigung vorher sich zerfleischender oder einander nicht kennender Stämme auf städtischen Märkten, ja der Schrift und somit der elementaren Hebung wirtschaftlichen und geistigen Lebens überhaupt nicht in jenen Waldgürtel, wo vielsprachige Heidenstämme nur durch zufällige Vermittelung weiter Hand von jenen Spenden Nutzen ziehen konnten, — »denn die Moslim waren nie zu Eroberungen befähigt, wo keine Reiterei anwendbar war«.

Die im Titel nicht mit aufgeführte beigegebene Karte orientirt uns trotz ihrer fast gänzlichen Auslassung von Terrainangaben eben darum in ihrer nur den Inhalt des Buches ins Auge fassenden Sparsamkeit der Angaben so vortrefflich, weil sie dem Ganzen zwei verschieden grüne Farbentöne ertheilt, einen für den Waldgürtel, der von Westen an die Goldküste vordringt, aber noch vor Erreichen der Voltamündung ins Innere zurückweicht, und einen anderen für das »offene Land«, das im Norden und Südosten jenen umschließt; jedenfalls eine viel geeignetere Darstellung als die auf deutschen Specialkarten derselben Gegenden übliche, bei welcher die fast nirgends genauer bestimmbaren Grenzen der »Staaten« die Energie des Farbensausdrucks für sich in Anspruch zu nehmen pflegen.

Die folgenden Abschnitte geben uns an der Hand der neueren Geschichte seit Heinrich dem Seefahrer ein recht gutes Bild, wie die Machtvertheilung unter den Völkern hinter der goldenen Küste (die den Guineen den Namen gab, das Gold indessen aus den der Küste benach-

barten Binnenlandstrichen bezieht) von der Sucht der seefahrenden Nationen Europas nach zweierlei Waare abhing: Gold und Menschen. Die Küstenstämme, wie die Fantis, bezogen beiderlei Waare aus dem Inneren: tief in dasselbe hinein reizte daher der Gewinn von Branntwein, Schießgewehr und Munition, europäischen Fabrikaten in bunter Fülle, da er eben zumeist am Angebot von Sklaven hing (seitdem amerikanische Pflanzer Schwarze brauchten), zum immer tolleren Betrieb des Handwerks, das die Sklaven lieferte, des Kriegs. So kamen zunächst die Binnenstämme der Denkera und Akkim, dann, beide bezwingend, das Volk der Aschantis, oder, wie sie sich nach dem hier S. 343 mitgetheilten Ausruf selbst zu nennen scheinen, der »Schanti«, zur Macht; wer Siege über die Nachbarn zu erkämpfen verstand, erlangte in reißendem Zuwachs die Mittel zu immer weiterer Machtvergrößerung. Es ist völkerpsychologisch von Werth die prägnante Schilderung unseres Verf. von dem Aufkommen der Aschantis seit dem 17. Jahrhundert unter diesem Gesichtspunkt einer Art Schicksalsauslese der Rauflustigsten unter sonst Friedensamen, ja Feigen zu betrachten. Denn das Aussehen wie die allgemein geredete Odschisprache zwingt uns alle Völker von Assinie bis Volta bloß als Stämme einer einzigen Nation anzusehen, in deren Bereich sich die furchtbar tyrannisch durch Jahrhunderte geübte Uebermacht zuletzt auf die durch jene Auslese erst zu ihrer modernen Volkseigenthümlichkeit gelangten Aschantis übertrug.

Mehr als für den Abdruck der etwas langathmigen Schilderung aus Bowdichs allerdings heute sehr seltnem Buch über die barbarisch überschwengliche Schaustellung, die der briti-

schen Gesandtschaft 1817 in Kumassi geboten wurde, fesseln uns daher die im schnell vorüberauschenden Redefluß mannigfach begegnenden kurzen Schlagwörter zur Illustrierung des Charakters dieses seltsamen Kriegervolks. Es vermag zu erobern, nicht zu beherrschen oder gar staatlich zu organisieren. Die Grenze des sogenannten Aschantistaates ging stets nur so weit als die Furcht vor ihren mörderischen Waffen; war der Schrecken vor diesen in der Erinnerung verblaßt, drängte die kurzsichtig und herzlos immer von neuem gewagte Zwingherrschaft über unterworfenen Brüder die letzteren endlich zur Empörung, so mußte der bald, wie es scheint, gewonnene Ruhm der Unüberwindlichkeit seine blutigen Wunder wieder verrichten, und so lief die unselige Kette von Krieg und Empörung durch alle Zeiten.

Nur geringzählig dürfen wir uns dieses schwarze Spartanervolk denken; erfahren wir doch (S. 53), daß seine Kriegsstärke höchstens auf 50,000 sich belief. Und dabei sorgen bei jedem Heeresauszug weiß bekalkte Weiber, unter Trommelschlag die Gassen durchziehend, dafür, daß kein wehrhafter Mann daheim bleibt. Eben wegen der geringfügigen Volkszahl mußte erst recht ewiger Krieg die Macht der Aschantis in dem nie genügend zu besetzenden Gebiet von der Goldküste bis in die unabsehbaren Nordstriche der Gaman aufrecht erhalten. Ein König, der nicht in eigener Person seine Aschantis ins Feld geführt, erhielt keine ehrenvolle Bestattung. So viel Zuversicht auf den Sieg der Aschantiwaffen über jeglichen Feind aber muß der König in der Schlacht an den Tag legen, daß er, unter rothem Regenschirm wie seine Generäle hinter der Schlachtlinie thronend, mit

irgend einem Spiel die Zeit verbringt. In der vordersten Reihe kämpfen die Sklaven, dahinter die eigentliche Kerntruppe, eine Infanterie mit Luntengewehr und Patronenbandelier, geführt von den Offizieren geringeren Grades. Mit dem Auftrag jeden Fliehenden niederzuhauen, wacht hinter der Front noch junge Mannschaft. Daher der Schlachtgesang der Aschantis:

»Geh ich vorwärts, so werde ich sterben;  
Bleib' ich zurück, so schlägt man mich todt;  
Drum ist es besser vorwärts zu gehn!«

Fast wie ein Auszug des ganzen Volkes wird uns das unzählige Male im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte wiederholte Schauspiel des Ausrückens der Aschantis ins Feld geschildert. Zugleich offenbart sich eine Arbeitstheilung, wie sie sich im transsaharischen Afrika überhaupt nur da bei den Eingeborenen findet, wo sich die Bevölkerung stärker zu verdichten vermochte, nämlich im Sudan. Zimmerleute, Schmiede, Marketender und Geldwechsler begleiten das Heer, letztere Goldstaub leihend auf 10 Proc. Monatszins. Denn für den Lebensunterhalt hat jeder Einzelne zu sorgen; Mehl und Kokanüsse trägt er im umgehängten Beutel, die Weiber schleppen das Kochgeschirr nach, und — an altgermanische Sittenzüge erinnernd — bleiben letztere auch dem Schlachtgetümmel nicht fern, um ihren Gatten neuen Schießbedarf zu reichen, ihren Muth zu entflammen durch ihre Lieder. Gleichwohl scheint selbst diesem waffengeübten Negervolk echter Mannesmuth zu fehlen. Nicht für ideale Güter, sondern gierig auf Plünderung, unter der Knute eines Tyrannen der ohne steten Krieg seine Existenz gefährdet weiß, zieht ja der Aschanti in den Kampf. Von Grausamkeiten berichtet unser Geschichtschreiber



seitens der Eingeborenen genug, von Heroismus derselben nichts. Wüster Aberglaube herrscht noch heute hinter der Goldküste; geographisch merkwürdig dabei das unzweideutige Hineinspielen moslimischer Aberglaubensformen in den weiter gepflegten Fetischcultus der Vorfahren. Unser Verf., dem auch an der Façade des Königspalastes in Kumassi maurische Bauweise auffiel, hörte von einem mohammedanischen Zauberdoctor erzählen, den der König selbst vor dem Angriff der Engländer auf seine Hauptstadt um deren Zukunftsgeschick befragt hatte; dieser Moslim übte die ausgedehnteste Praxis in Kumassi, unter seinen Wundercuren spielten Koransprüche eine große Rolle, die er auf einen hölzernen Tisch mit Dinte schrieb, um sie dann mit Wasser abzuwaschen und so seinen Patienten in Substanz zu verabreichen, ferner verkaufte er den wackern Kriegern Amulette in Form beschriebener und in Lederetuis eingnähter Zettelchen, auf daß sie gegen Verwundungen gefeit seien. Gräßlich vor allem boten sich den Blicken der Engländer, je näher sie Kumassi kamen, die Opfer jenes uralten Wahns dar, daß man der Götter Zorn und somit den Sieg der Feinde abwenden könne durch Hinschlachten von Menschen. Da sah man das eben erst abgeschnittene Haupt eines wohlgewachsenen Jünglings neben dem Rumpf am Wege liegen; bald darauf fand man an einem Kreuzweg einen Haufen Menschen mit breiten Schlachtmessern, eben im Begriff eine ähnliche Greuelthat zur Rettung des Staates an einem Manne zu vollziehen, und konnte noch rechtzeitig den Armen befreien.

Vielleicht, bemerkt unser Verf., würde uns der Aschantistaat weniger despotisch als aristokratisch regiert erscheinen, wenn es uns ver-

stattet wäre, die inneren Verhältnisse tiefer zu durchschauen. Jedenfalls trat bei entscheidenden Berathungen in Kumassi während der letztverflossenen Zeit vor der Katastrophe von 1874 die Königin-Mutter, besonders aber der hohe Adel mehr hervor als Kerrikerri oder Koffi Kalkalli, wie wir den jetzigen König gewöhnlich nennen. Wir vermögen freilich nicht zu erkennen, wie viel dabei auf altem Herkommen, wie viel auf der offenbar nicht bedeutenden Persönlichkeit des gegenwärtigen Herrschers beruhte, indessen an eine gewisse Mitwirkung des Landesadels bei wichtigeren Regierungshandlungen scheint der König doch verfassungsmäßig gebunden gewesen zu sein. Adoo Buffoo, mit bedenklichem Lorbeerschmuck von einem Zuge über den Volta heimgekehrt (die für den Triumph nöthigen Gefangenen nahm er sich in Ermangelung von Besiegten aus seinen Verbündeten), verlor an einen anderen Feldhauptmann, seinen Nebenbuhler Amanquatia, den überwiegenden Einfluß, und dieser Häuptling, an der Spitze der Kriegspartei drängte den König, das seit 1863 glimmende Kriegsfeuer 1872 zu entzünden. Kalkalli legt ein Halsband von Silberkugeln, das Symbol des Kriegs, an; so, im rothen Gewand, ein Leopardenfell umgeworfen, begegnet er im Mai 1873 den seit Adoo Buffoos Heldenthaten in Kumassi internirten deutsch-schweizerischen Missionären auf der Straße: er steigt aus dem wiegenähnlichen Korb, in dem er getragen wurde, tanzt vor den Missionären wie David, sein Schwert nach ihnen zückend unter Drohungen gegen die Weißen, die nicht wagen sollten sich in seine Sachen zu mischen. Als jedoch der Feind bereits siegreich dem heiligen Grenzfluß des Aschantilandes nahte, saß der König, mit einer

weißen Kleid angethan, im Innersten seiner Gemächer und — spielte mit Katzen. In der letzten Entscheidungsschlacht bei Ordahsu soll er zwar noch sehr den Bramarbas gespielt und vom goldnen Stuhl herab unter dem kostbaren Baldachin seinen Generalen zugerufen haben, er werde jedem den Kopf abschlagen, der versuchen würde zu fliehen; die Engländer vernahmen indessen nichts von dem Gekrach der Pulverfässer, die sonst nach alter Aschantisitte im Fall des Schlachtverlustes dazu dienten, daß sich die Generalität hinter der Front in die Luft sprengte, hörten vielmehr, die schwarze Majestät sei selbst davon gelaufen, als die englischen Kugeln zu nahe herbeigesaut wären, und habe sich auf einen Landsitz zurückgezogen.

Ueber den eigentlichen Ursprung der Feindseligkeiten, welche zu einer so tiefen Demüthigung des Siegerstaates führte, handelt der Verf. mit Klarheit und Unbefangenheit. Das Schwancken der westafrikanischen Politik Englands, welches 1821 die Privilegien seiner alten Handelsgesellschaft an der Goldküste aufhob, um nach einigen Jahren unmittelbarer Herrschaft von neuem eine Compagnie dort zu privilegieren, dann wieder die Kronherrschaft einzuführen, wird nirgends bemäntelt; ja von dem britischen Hauptsitz an der Küste, Cape Coast Castle, rügt Winwood Reade mit vollem Recht die juristisch ganz unfaßbare Stellung, da es, sobald man sich verwundert über die dortige Sklavenhalterei unter britischer Flagge ausspreche, immer heiße, es sei das ein Ort der Fantis, England besitze dort nur das Fort, während doch nach Maßgabe der Ausübung aller Hoheitsrechte auch außerhalb des Forts die ganze Stadt als eine englische gelten müsse. Vollends litten

Englands Beziehungen zu den Eingeborenen der Küste überhaupt an großer Unbestimmtheit. Man nahm sich der nächst wohnenden Stämme, die mit einem Sammelnamen Fantis genannt wurden, an, dehnte das sogenannte britische Protectorat auch über das binnenwärts gelegene Assin und das westlich vom Prah gelegene Denkera aus, nachdem der in seiner hohen Befähigung von unserem Verf. voll gewürdigte Gouverneur Maclean 1831 den Aschantikönig zum Verzicht auf diese seine bisherigen Vasallenreiche vermocht hatte. Jedoch die Protectorenpflichten hat England nicht immer im Auge gehabt und trägt darum durch seine halben Maßregeln im Schutz seiner Pflegebefohlenen gegen die ewigen Beunruhigungen seitens der Aschantis sicher Mitschuld an deren immer ärger gewachsenem Uebermuth.

Was man bei uns auch jetzt noch bisweilen liest, erweist sich zwar als unrichtig, daß nämlich die Engländer bei der bekannten Uebernahme aller niederländischen Besitzungen an der Goldküste die Weiterzahlung des von den Niederländern (behufs Rekrutierung des javanischen Negerbataillons) dem Aschantikönig »für Elmina« bewilligten Jahrgehalts verweigert hätten. Umgekehrt war England bereit, diese unverfängliche Gabe unter Umständen noch zu erhöhen, nachdem es von dem niederländischen Hauptort Elmina April 1872 Besitz ergriffen; gewiß auch in Beziehung hierauf sandte man alsbald »süße Worte und reiche Geschenke« nach Kumassi (S. 82 f.). Die Ursache der Gehässigkeit der Aschantis gegen die Briten lag durchaus darin, daß sie sich von der Küste, zu der sie der Handel unwiderstehlich lockte, mehr und mehr ausgeschlossen sahen, zumal als die

durch ihr Protectorat ihnen so widerwärtigen Engländer die ihnen gefälligeren Niederländer selbst an der Stelle ablösten, wo sie in Erinnerung an die alte Oberherrschaft über Denkera eine Art Mitbesitz zu haben glaubten, eben in Elmina, einem uns hier (S. 111) in einem kleinen Situationsplan gut veranschaulichten Hafenstädtchen, zu dessen Seite ein Hüttendorf Eingeborener den Aschantis zur Vermittlung ihres Handels nach der Küste von besonderem Werth war. Zur Zeit da die Fantis die verhaßten Elminas einmal mit Blokade von der Landseite her hart befehdeten, ließ sich in ausdrucksvollen Zornesworten Kalkalli über Elmina also vernehmen: »Dort ist es, wo ich mein Salz esse und meinen Rum trinke. Laßt ihr den Ort nicht in Ruhe, so steige ich von meinem Thron mit meinem gezogenen Schwert in meiner Hand und treibe euch alle in die See!« Und nun sollte er sogar endgültig die bösen Briten an dieser wie allen andern Hafenstätten dulden?

Barbarenhohn, aber gewiß auch Ausdruck der ernsten Absicht, fortan die Europäer nur als Gäste an der den Aschantis zustehenden Küste dulden zu wollen lag in der Botschaft, welche Amanquatia bei der Eröffnung der Offensive an den Vertreter der englischen Krone bestellen ließ: er möge Cape Coast Castle und Elmina in guten Stand setzen und hübsch putzen lassen, denn er käme demnächst, um beide Forts im Auftrag des Aschantikönigs zu inspiciere; und beim Aufbruch rief derselbe kriegslustige Führer den Seinen zu: er wolle die Steine von Cape Coast, eine Flasche voll Seewasser, den englischen Gouverneur und andere Curiositäten bald nach Kumassi bringen.

Längst war die militärische Ehre Englands

verpfändet. Hatte doch gleich der erste britische Obergouverneur, der nach der administrativen Aenderung von 1821 von Sierra Leone aus die westafrikanischen Interessen Englands zu verwalten übernommen, im Krieg mit den Aschantis den Kürzeren gezogen. Macarthys Tapferkeit feiert noch heute der Fanti im Lied, bei seinem Namen schwört er den heiligsten Eid, nach ihm nennt er seine Kinder, Macarthy's Kopf aber wird noch alljährlich unter weißem Tuch beim Yamsfest in Kumassi jubelnd durch die Straßen getragen. Ein alter Mann, aus dem Aschantigebiet flüchtig, weil er ein in seiner Grube gefundenes Stück Gold widerrechtlich seinem König nicht abgeliefert, und ein entlaufener kleiner Aschantisklave hatten 1863 beide Schutz bei den Engländern an der Küste gesucht und gefunden; als die geforderte Auslieferung derselben nicht sofort erfolgte, antworteten die Aschantis mit einem Einfall. Gouverneur Pine zog gegen sie aus, kam dabei in die hier besonders gefährliche Regenzeit und mußte nach großen Verlusten durch Krankheit einen fünfmonatlichen Feldzug damit beschließen, daß er, ohne den Feind zu Gesicht bekommen zu haben, Kanonen und Vorräthe in den Prah warf, um seinen Truppen schnellen Rückzug durch den Urwald zu ermöglichen. Die Aschantis frohlockten natürlich: »Weiße Menschen vermögen es nicht, den heiligen Prah zu überschreiten«.

Daß die Engländer, diese Seefahrer, Schreiber und vornehmen Kaufherrn fähig seien, es im Waldkampf mit ihnen aufzunehmen, zogen die Aschantis nunmehr in nicht ungerechten Zweifel; daher nach dem Aufhissen der britischen Flagge auf dem Elmina-Fort jene siegesgewisse Feldzugseröffnung. Die Fantis wie scheues Wild

in panischem Schrecken vor sich hertreibend, drang Amanquatia unaufhaltsam gegen die Küste vor, nachdem er den Präb im December 1872 überschritten hatte; in Dunquah hieb er sogar den Fetischbaum nieder, um zu zeigen, daß er auch die Götter des Landes erobert habe; der Feuerschein der von den Aschantis angezündeten Dörfer leuchtete bis auf die Zinnen der englischen Forts, ja es fehlte wenig, so hätten sich die kecken Eindringlinge durch Handstreich im Juni 1873 Elmina's bemächtigt.

Da endlich entsandte England — einen Feldherrn. Sir Garnet Wolseley war, wie ihn Reade uns schildert, bei seiner jugendfrischen Energie, seinem etwas unsteten, doch stets erfindungsreichen Geiste ganz der geeignete Mann, aber er kannte die Guineaküste gar nicht vor dem 2. October 1873, an welchem Tage er sie betrat, um in der schwierigsten Lage hier zu befehlen, und — was das Schlimmste war — er sollte wo möglich einen Friedensvertrag mit den Aschantis auf gütlichem Wege vereinbaren, im Nothfall nur Gewalt anwenden. — Den Trotz der Aschantis zur Stellung von Geiseln und Entschädigung in Goldstaub zu beugen war natürlich ohne Schwertstreich unmöglich, aber wo war dann das Heer zur Anwendung von Gewalt?

Sehr ergötzlich schildert der Verf. Wolseley's diplomatische Künste, mit denen er die Fantihäuptlinge in großer Versammlung überzeugen wollte, dieser, von England zur Wahrung seiner Ehre, vor allem aber zur Aufrechterhaltung seines gewinnreichen Handels an dem Gold, Baumwolle, Palmenöl liefernden Litoral unternommene, Krieg geschehe nur aus mütterlicher Fürsorge der britischen Königin für ihre schwarzen Schützlinge, die also sich beeilen möchten recht

bald ein tüchtiges Heer auf die Beine zu bringen; Dunquah solle zu einem großen Lager ausgebaut werden, dahin möge jeder Häuptling sammt dem ihm behufs der Anwerbung zugeheilten englischen Offizier Sorge tragen, seine Leute zu senden. Wolseley dachte mithin allen Ernstes daran, aus den Fantis Soldaten »d. h. aus Holz Eisen« zu machen; der Wald um Dunquah wurde zum großen Lagerplatz gerodet, und dann — erschienen etwa 100 schwarze Rekruten mit den Werbeoffizieren, letztere also vielmehr zumeist mit ganz leeren Händen.

Einstweilen konnte unter solchen Umständen, ehe die nun dringend nachverlangten Regimenter aus der englischen Heimath eintrafen, was vor December nicht geschah, wesentlich nichts als die Vorbereitung zum Zug gegen Kumassi erzielt werden, denn daß ohne einen solchen die Aschantis nicht zu Paaren zu treiben seien, war unverkennbar. Jene Vorbereitung war indessen auch schon zum guten Theil die Ausführung des ganzen Werks. Gelang es noch geraume Zeit vor Eintritt der Tropenregen eine Straße durch den Urwald zu bahnen bis ins Aschantiland, so war das Schicksal von Pines Expedition nicht zu besorgen. Die verdienstvollen Forscher, welche in jüngst vergangener Zeit voller Mühsal an der Ausführung des deutschen Plans zur Erschließung des äquatorialen Westafrika gearbeitet haben, werden aus voller Ueberzeugung in Reades Worte einstimmen: »Im Transport findet jeder Afrika-Reisende seine Schwierigkeit«. Um so gerechter denn auch das Lob, welches unser Verf. dem Oberstlieutenant Colley dafür spendet, daß er die anfangs höchst unpraktischen Versuche des benötigten Wegebaus mit einer ebenso schnellen



als glänzenden Leistung überbot; er bereitete in einem Lande, wo Pferde kaum zwei Monate aushalten, Träger und Hängematten jegliches Lastthier ersetzen müssen, die tagereisenlange Straße durch den pfadlosen Urwald für die Bewegung des ersten europäischen Heeres, das an der Goldküste zu kämpfen berufen war. So comfortabel erhoben sich an den einzelnen Stationen aus schmuckem Bambus die Lagerhütten, Lazarethräume, Gebäulichkeiten für den Post- und Telegraphendienst, daß man schon damals sicher auf den Sieg über die Negerbande rechnen durfte, so emsig diese auch bestrebt war, über die französischen Küstenansiedelungen an der Assinie-Mündung bessere Gewehre (man verkaufte ihnen welche aus den Kriegen Napoleon's I.) zu beziehen.

Schon im Lauf des October hatte Wolseley das die Phantasie der vielgeschreckten Eingebornen des Protectorats peinigende Gespenst der Aschanti-Unüberwindlichkeit dadurch vernichtet, daß er ein von den Aschantis besetztes Dorf im Walde, unweit von Elmina, über welches das feindliche Hauptquartier den Mundvorrath bezog, überfallen und zerstören ließ. Bei diesem Gefecht mischte sich zum ersten Mal mit dem Hurra der Engländer das Absingen von Versen aus dem Koran; denn die von Capitain Glover, dem »Vater der Haussa« militärisch ausgebildeten Haussa-Neger bestanden ihre Feuerprobe gut.

Die Darstellung der Invasion ins Aschantiland, die Wolseley an der Spitze der gelandeten englisch-schottischen Regimenter, einiger Marinesoldaten und der westindischen wie afrikanischen Negertruppen innerhalb weniger Januar- und Februarwochen 1874 ausführte und mit dem Einzug in das verlassene Kumassi krönte, füllt

etwa die Hälfte des in Rede stehenden Buchs. Sie versetzt uns in lebendiger Detailschilderung stets zur Seite des Erzählers; es begegnet wohl ein kurzer Excurs über die Taktik europäischer Waffen im Urwald, über das für solche Kämpfe zweckdienlichste Gewehr, sonst aber unterbricht nur etwa ein patriotisch warmes Wort über die braven Soldaten, welche die Meinung, englische Truppen vermöchten nicht »im Busch« zu kämpfen, so schlagend widerlegten, oder ein Ausdruck der nie durch den Erfolg eingeschläferten Kritik der Heerführung die objective Erzählung des Miterlebten. Es liegt in der Natur solcher Darstellungsform, daß die Uebersicht über die Gesamtoperationen eine etwas einseitige bleibt, denn was der Verf. nicht selbst gesehen, bleibt unberührt oder wird doch nur nebensächlich erwähnt. Von der Hauptarmee, mit der Amanquatia bis dicht an die Seefestungen vorgerückt war, hält es der Verf. für wahrscheinlich, daß sie bereits vor Wolseleys Ankunft Rückzugsbefehl erhalten habe; von dem anderen Aschantiheer dagegen, welches damals noch im Westen der Prahmündung operirte, hören wir nichts weiter. Das jedoch hat Reade nicht vergessen, dem höchst wirkungsreichen Zug Glovers, des schon genannten »Hausa-Vaters«, bei dem er selbst natürlich gar nicht betheiligt war (denn es war eine mit der von Reade begleiteten Wolseley'schen gleichzeitig erfolgende Operation auf ganz anderem Schauplatz), ein eigenes Kapitel voller Anerkennung zu widmen. Ja wir erfahren aus demselben nichts Geringeres, als daß ohne diesen kühnen Marsch, den Glover mit seinen Schwarzen vom Volta her durch dichte Waldung aus Ostsudost gegen Kumassi ausführte der so viel bequemere Einmarsch Wolseleys au

Süden trotz der Einnahme der Hauptstadt ein rechter Lufthieb gewesen wäre. Ohne nämlich des flüchtig gewordenen Königs habhaft geworden zu sein, folglich auch ohne jegliche Vertrags- und Entschädigungsstipulation mußte der Oberfeldherr einfach aus Verpflegungsrücksichten seine Armee nach kurzzeitigem Aufenthalt in Kumassi wieder zurückziehen, und, eben bereits auf dem Rückzug begriffen, trafen ihn Kalkalli's Boten mit flehentlichen Bitten, er möge doch Glover nicht weiter vorrücken lassen, es solle ja alles erfüllt werden, was England nur verlange. Auf diese Weise kam es zur Lieferung der 1000 Unzen Goldes und zu dem Friedensvertrag, in welchem der Aschantikönig die ärgsten Greuel seiner argen Wirthschaft abzuthun verhiess, die Menschenopfer. Drei englische Männer also haben hauptsächlich sich verdient gemacht um die Bändigung der Negertyrannei an dieser schätzereichen Küste: Sir Garnet Wolseley, Colley und Glover.

Sammeln wir nun noch, was außer dem oben zusammengestellten sich sonst in Reade's Werke zerstreut findet von Beiträgen zur Länder- und Völkerkunde.

Das 6. Capitel wirft interessante Streiflichter auf Land und Volk am unteren Volta. Hier beginnt die offene Flur, mit hohem Gras bewachsen; Bäume sind nicht ganz ausgeschlossen, aber verkümmert. Und damit ist zugleich eine ziemlich scharfe Völkerscheide gegeben: soweit der Wald bis an die Küste reicht, wohnen die Odschi-Neger, bis nach Cap Palmas herrscht die Sitte der Beschneidung, von Accra ab beginnt die dem Odschi ganz fremd zur Seite stehende Ga-Sprache, und die sie redenden Stämme dieser großen Guinea-Savanne üben die Beschnei-

dung, ohne je Mohammedaner gewesen zu sein. Am linken Volta-Ufer breiten sich die Kripis (Kreepees) aus, ein friedliches, Baumwollenbau und Gewerbe treibendes Volk jener Ga-Gruppe, früher unterthan den benachbarten, in der Kniebiegung des Volta sesshaften Aquamus, nun in der Clientel des britischen Gouvernements und in häufigen Fehden mit den Aquamus, die gelegentlich dabei Kriegshülfe von den Aschantis erhalten. Dicht bei der Kripistadt Anum war es, wo die Mitglieder der Basler Mission ihr Haus hatten auf einem schön gelegenen Hügel, von wo aus man den blauen Volta durch eine Bergschlucht strömen sah. Da geschah beim Einbruch der Aschantis unter Adoo Buffoo im Sommer 1869 die hinterlistige Gefangennahme des Deutschen Kühne und des Schweizers Rams-eyer mit Frau und Kind; ihnen riefen, als sie ihrer sicher waren, die Aschantis zu: »Ah, ihr seid's, die das Volk fechten lehren; aber wir Aschantis können weiße Menschen aufessen!« Gerade aber der Basler Mission spendet Reade das größte Lob; sie verdiene, sagt er, die Palme unter allen Missionsgesellschaften, welche unter den Eingeborenen Westafrikas wirkten. Auch in die Wälder der Odschistämme reicht die Wirksamkeit der Basler Sendboten; ihnen verdankt man es, wenn man dort mitten im Urwald Mozartklänge vernimmt, durch ein Harmonium hervorgelockt. Geräumige Massivbauten umschließen einen viereckigen Innenhof mit der Kirche; hier werden Neger zu Missionären unter ihres Gleichen ausgebildet, wobei sie Sprachtalent an den Tag legen, wenn sie auch lieber hebräisch lernen als das Griechische mit seinen längeren Satzperioden; daneben sorgen Laienbrüder für die Anpflanzung europäischer Ge-

werbegeschicklichkeit unter den Schwarzen, indem sie Zimmerleute, Schuhmacher, Schmiede und Maurer schulen. Man merkt es den ungekünstelten Worten unseres Verf.'s an, wie gerne er an dergleichen Stätten des Friedens und des Fleißes verweilt hat, bei den »ehrlichen, gastfreien, warmherzigen Württembergern«.

Die meisten Landschaftsschilderungen beziehen sich selbstverständlich auf das Flußgebiet des Prah. Dies ist kein so mächtiger Strom wie der Volta; aber in reißender Fluth wälzt er sein trübes Gewässer durch die unübersehbaren Wälder. Die Küste, an welcher er mündet, ist sehr einförmig. Der Hafen von Cape Coast Castle sogar ist für das Einlaufen der Schiffe unbequem, zur Regenzeit selbst gefährlich; denn eine Steilküste von röthlichem Thon zieht sich mit einer ungefähren Höhe von 100 englischen Fuß fast ohne Unterbrechung wandartig hier entlang. Sandbänke verstopfen die Mündung des Prah, mit Sandbänken hat man auch nach der Einfahrt in den Fluß aufwärts zu kämpfen; die echt afrikanische Flußzuthat der Krokodile fehlt auch hier nicht, und schnatternd nehmen ganze Schaaren von Affen Reißaus, um erst aus dem tieferen Dickicht verwunderte Blicke über die Achsel zu werfen nach dem noch nie gesehenen »Rauchschiff« der weißen Menschen. Das Fahrwasser ist überall nur schmal, und bald hemmen Klippen die Weiterfahrt ganz.

Pflanzengeographisch wichtig ist das knapp gehaltene Gemälde des Urwalds, den der Prah und seine Zuflüsse zwischen der Küste und dem Aschantiland durchzieht, sowie der botanischen Rückwirkung der Negerculturen in ihm (S. 264 ff.). Ein hoch- und dickstämmiger Wald, von Schlinggewächsen durchwebt, macht unter seinem dich-

ten Laubdach das Tageslicht zum Dämmerchein und läßt nicht viel Unterholz aufkommen. Nur selten leuchtet mit um so prachtvollerem Glanz die Sonne durch das grüne Dach; dumpf feucht ist die Luft, trotz aller Hitze keine Gefahr von Sonnenstich. Manche Thaleinschnitte des durchweg hügeligen oder bergigen Terrains sind von schwarzem Schlamm erfüllt, den Bambusgewächs überkleidet. Wo aber am Fuße der Berge jüngere Aufrisse das Gestein durchblicken lassen, ist es ein glimmerreiches, quarzhaltiges Urgestein (vermuthlich also Glimmerschiefer, wenn nicht Granit oder Gneiß). Durch den Wald schlängeln sich rothe oder gelbe Pfade (deren Farbe auf Eisengehalt des Bodens schließen läßt); von Hügel zu Hügel geleitet, bleiben sie dem Wasser möglichst nahe. Die Pflanzungen der Eingeborenen liegen stets in einiger Entfernung von den Dörfern. Um sie herzustellen, wird ein Fleck im Urwald gerodet; nachdem die Bäume gefällt sind, verbrennt man deren Gezweig und sät in die Asche. Nach drei Jahren pflügt der Boden bereits erschöpft zu sein, wird daher verlassen und überzieht sich nun mit einem so dicht und hoch aufschießenden Gestrüpp, daß ohne Messer oder Axt nicht durchzukommen ist. So findet sich naturgemäß in der Nachbarschaft aller Dörfer des Inneren ein solches unerfreuliches Dickicht; nach der Küste bedeckt aber diese Vegetationsform die Gegend weit und breit, denn hier war, seit Ankunft der Europäer wenigstens, die Bevölkerung immer am dichtesten.

Jenseit des Prah bleibt die Landschaft noch eine Strecke weit die bisherige. Wenn auch der Prah in der Aschantigeschichte immer die Rolle des Rubico gespielt hat, so beginnt doch das eigentliche Aschantiland, das Centrum des n

so stark reducierten Aschantireiches, erst an den Adansihöhen. Den Zwischengürtel zwischen diesen und dem Prah fanden die Engländer bei ihrem Einmarsch im Januar 1874 fast unbewohnt. Erst von den Adansihöhen herab rief ihnen ein Priester in weißem Gewand mit weit ausgestreckten Armen drohend entgegen, sie sollten die Grenze der Aschantis nicht versehren. Diese Grenzhöhe ist bewaldet, ungefähr 1500 englische Fuß hoch und darf als der südliche Steilrand des Aschantiplateaus gelten, denn der Hinabweg von ihrer Scheitelhöhe war nicht so beträchtlich wie der zugleich steile Hinaufweg. Von oben überschaut man ein grün wogendes Meer von Baumwipfeln; es ist der Grenzgau der Adansi-Aschantis, den man zunächst betritt. Wild zeigte sich auch hier nicht viel, nur Antilopen, einige Wildschweine und Leoparden. Der Absturzrand des Aschanti-Plateaus muß von hier aus gen Ostnordost weiter ziehen, denn Reade bemerkt an einer anderen Stelle, daß man einen fernerer Theil desselben, das waldbedeckte Quow-Gebirge, von Anum aus am nordwestlichen Horizont aufblauen sieht. Unsere Karten drücken natürlich diese Bodenerhebungsformen noch sehr unvollkommen aus.

Hinsichtlich der Witterungsverhältnisse ist nur hervorzuheben, daß doch auch die winterliche trockne Zeit wenigstens in diesem Abschnitt von Oberguinea nicht ganz ohne Niederschlag verläuft. Die Engländer erlebten in Kumassi während der Nacht vom 5. zum 6. Februar einen mehrstündigen heftigen Regen; und wenige Tage vorher hatte man bei Ordahsu ein für diese Jahreszeit noch seltneres Schauspiel gehabt: kurz nach Sonnenuntergang bezog sich der Himmel, von allen Seiten rollte ferner Don-

ner in scharf abgesetzten Intervallen, ein kalter Wind fegte über das Land, die dürrn Blätter aufwirbelnd, als wäre ein Tornado im Anzug, aber bald legte sich der Sturm und statt eines Wintergewitters endlud sich ein gründlicher englischer Landregen über den Häuptern der Engländer in Afrika, die ganze Nacht über anhaltend.

Alfred Kirchhoff.

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St.-Pétersbourg, VII<sup>e</sup> série, tome XXIII, n<sup>o</sup> I. Caspia. Ueber die Einfälle der alten Russen in Tabaristan, nebst Zugaben über andere von ihnen auf dem Kaspischen Meere und in den anliegenden Ländern ausgeführte Unternehmungen von B. Dorn. Mit 2 lithographierten Karten und 8 Holzschnitten. St. Petersburg, 1875. Leipzig, Leopold Voss. XXXVII und 425 S. in 4<sup>o</sup>.

Ueber die Einfälle der alten Russen in die Küstenländer des kaspischen Meeres berichten nicht wenige morgenländische Geschichtschreiber. Herr v. Dorn hat nicht nur das Verdienst, die Liste der letztern vervollständigt zu haben, er hat auch zuerst nachgewiesen, daß diese Nachrichten verschiedene Einfälle betreffen, und festgestellt, wann diese stattfanden. Der erste, mit der Vernichtung der russischen Piraten endigende Zug war im Jahr 880 gegen Abesgun gerichtet, eine untergegangne Stadt vor der Mündung des Gürgen, 3—4 Stunden von Asterabad entfernt. Ueber ihn giebt der Tabaristaner Muhammed ben el-Hasan in seinem Tārīḫ-i Tabaristan (verfaßt im Jahr 613 der Flucht = 1267—7 u. Z.)



Nachricht. Zum zweiten Male kamen die Russen im September des Jahres 297 (909—10) auf sechszehn Schiffen an die Küste von Abesgun und Andjileh oder Abchile (wahrscheinlich die Halbinsel Miankale oder (seit 1781) Potemkin). Den Russen gelang es zwar, das Festland zu plündern, sie wurden aber vom Befehlshaber der Stadt Sari zurückgetrieben. Ueber diesen Zug berichtet außer dem eben genannten Muhammed auch der andere tabaristanische Geschichtschreiber Zehir ed-din (schrieb 1476—7). Der dritte Raubzug war in großem Maaßstab angelegt; 500 Schiffe segelten im Jahr 914 über das kaspische Meer, und politische Wirren in Tabaristan erleichterten die Erreichung des Zweckes: die Russen landeten wahrscheinlich in Ferahabad und plünderten den District Pendjahazar (die Gegend von Sari und Aschref), alsdann segelten sie nach Gilan, wo ein an's Land gestiegner Theil derselben von den Gilanern umgebracht wurde; ein anderer segelte auf dem Meer ab und kam durch einen von dem Fürsten von Schirwan gelegten Hinterhalt auf dem Meere gleichfalls um. Diesen Zug erwähnt außer Muhammed auch Masudi († 956).

Zahlreiche Berichte liegen dann vor über den Zug der Russen nach Berda, der Hauptstadt von Arran, von deren einstiger Größe ein Thurm (Seite 45 abgebildet), wahrscheinlich das Grabmal eines Schirwanschahes, und einige Trümmerhaufen die einzigen Spuren sind. Dieser Zug fand im Jahr 944 die Kura hinauf statt, und die Russen zogen erst im folgenden wieder ab. Ueber diese Begebenheit berichten folgende Schriftsteller: 1) Mose von Kalankatukh (schrieb gegen Ende des 10. Jahrhunderts); 2) Nizami († um 1202—3; 3) Jaqut († 1229); 4) Ibn

el-Athir († 1233); 5) Bar-Hebraeus († 1286); 6) Abu'l-Feda († 1332); 7) Ibn Chaldun († 1406); 8) Hafiz Abru († 1430); 9) 'Aini († 1453); 10) der Verfasser eines Iskender-name, der vielleicht im 16. Jahrhundert schrieb und dessen Werk durch den General von Kaufmann dem asiatischen Museum geschenkt worden ist.

Im Jahr 969 erobern die Russen die Chazarenstadt Semender (an der Stelle des heutigen Tarku) und Itil (über Astrachan), wie Ibn Hauqal (schrieb 367 = 977—8) berichtet. Um 1175 fällt ein Zug gegen den Schirwanschah Achsitan, nach Chaqani († Ende des 12. Jahrh.). Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts beginnen die systematischen kriegerischen Operationen der Russen in Transkaukasien, doch kommen auch um diese Zeit noch Plünderungszüge der Kosaken vor, namentlich wurde ein solcher im Jahr 1668 unter Stenka Rasin ausgeführt.

Alle diese Berichte werden von Herrn von Dorn aufs ausführlichste kritisch erörtert, und wir erhalten unter der Hand die eingehendsten Besprechungen historischer Ereignisse und geographischer Verhältnisse, wie sie nur ein Gelehrter liefern konnte, der nicht bloß durch Bekanntmachung mehrerer Geschichtsquellen (wie vor allen des Zehireddin. Petersburg 1850) und durch eine Menge von antiquarischen Abhandlungen und Notizen die Geschichte der kaspischen Länder aufgehellte hat, sondern auch diese Gegenden selbst nach allen Richtungen durchstreift hat. Das Werk des Herrn von Dorn erfüllt nicht nur den von ihm (S. 285) bezeichneten Zweck, ein vollständiges Nachweisebuch über die kriegerischen Unternehmungen der alten Russen auf dem kaspischen Meere zu liefern, sondern es enthält noch weit mehr als das: alle

Zeitpunkte, in denen jene Länder in der Geschichte genannt werden, von den ältesten Zeiten bis auf Alexander den Großen und von da bis heute findet man hier besprochen, allerdings nicht in geschichtlicher Folge — denn das Augenmerk ist streng genommen nur auf die Züge der Russen gerichtet —, wohl aber in gelegentlichen Bemerkungen und in den mit der größten Sorgfalt ausgearbeiteten Registern, in welchen zum Theil direct mitgetheilt, zum Theil durch Nachweise der einschlagenden Literatur ein so vollständiges Material für die Alterthümer, für alte und neue Geschichte und Geographie der kaspischen Länder vorliegt, daß ein Historiker über seine Quellen sich hier vollständig orientieren könnte. Die eine der beigegebenen Karten ist die aus dem Gothaer Manuscript des Istachri entnommene Originalkarte, welche zwar schon aus Möller's Ausgabe, aus Lelewel's Atlas und aus Mordtmann's Buch der Länder bekannt ist, aber in einem Werke wie das vorliegende nicht fehlen durfte; die andere ist eine große Karte der Umgebung des kaspischen Meeres, welche von Herrn v. Dorn selbst entworfen und unter der Leitung des Generals Saweljev ausgeführt ist. Die Holzschnitte sind 4 kleine Karten, eine Ansicht des Thurms von Berda, drei Inschriften, und eine Abbildung des tabaristanischen Baummessers (dās).

Eine vorzügliche Gabe hat der Akademiker Kunik beige-steuert, indem er die Anfänge der russischen Geschichte, die Beziehungen nord-germanischer und slawischer Volkselemente kritisch beleuchtet und namentlich ausführlich über die Waräger handelt, über welche die russischen Historiker bekanntlich verschiedener Meinung sind. Diese Ausführungen werden auch die

deutschen Germanisten zu ihrer großen Belehrung studieren.

Herr v. Dorn giebt gelegentliche Texte in den kaspischen Mundarten, mazenderanische, gilanische, talisch und tat (S. 76. 109. 125. 217). Die drei ersten Mundarten kennen wir bereits aus zahlreichen Schriftstücken; von der mazenderanischen hat der Verfasser selbst in Verbindung mit Mirza Muhammed Schafy reichliche literarische Producte zu unserer Kenntniß gebracht (Beiträge zur Kenntniß der iranischen Mundarten. Petersburg 1860. 1866); auch besitzen wir über das Mazenderanische und Gilek eine Arbeit von Melgunov im 22. Bande der Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft; das Gilek und Talisch ist in den 'Caspia' nur durch zwei kurze Texte vertreten, ist aber außerdem bekannt geworden durch reichhaltige Proben in Chodzko's Specimens of the popular poetry of Persia. London 1842. p. 453 ff. Ueber das Tat giebt es nach S. 163<sup>a</sup> eine russische Grammatik von Mahmudov, welche indessen kaum auf unsern Bibliotheken zu finden sein dürfte. Die bisher allein bekannte Arbeit über diese persische Mundart ist die von Beresin (Recherches sur les dialectes persans. Casan 1853 Grammatiken und Vocabularien des Tat, Talisch, Gilek, Mazenderani, Gebri und Kurdischen). Das Tat wird gesprochen von den Bewohnern von sieben Dörfern südlich der berühmten Mauer von Derbent; hier wohnen Nachkommen der von den Sasaniden zum Schutze der Mauer angesiedelten Militärcolonien; das Ta wird jedoch nur noch von Alten und Frauen geredet, während im übrigen das adserbeidschani-sche Türkisch gebräuchlich ist. Auch Juden im Gebirge reden eine Tatmundart, und im Bezi

von Kuba und in Baku wird ebenfalls Tat gesprochen. Die Texte des Herrn v. Dorn sind nach Dictaten des Mirza Abdu-r rahim aus Baku aufgezeichnet. Es sei erlaubt, einiges aus ihnen hervorzuheben, was in Beresin's Arbeit nicht erwähnt und doch von sprachlichem Interesse ist.

Einige eigenthümliche Erscheinungen bietet die Abwandlung des Zeitwortes dar. Das neu-persische Verbum legt der Bildung der generellen Formen das Participium perfecti zu Grunde, während die Specialformen (Praesens, Imperativ, Aorist) vom altiranischen Praesensstamme gebildet sind. So beruht pers. dihem (ich gebe) auf dem alten reduplicirten Praesens dađāmi, während das Praeteritum dād vom alten Participium dāta gebildet ist. Die Wurzel erscheint daher, wenn man das Affix dieses letztern abtrennt. Das Tat zeigt einige Verba, worin dieses Verhältniß zerstört ist, d. h. wo der auslautende Wurzelconsonant im Praesens in derjenigen Veränderung auftritt, welche er durch lautliche Einflüsse im Perfectstamm erhalten hat. Die alte Wurzel śač (bewirken, machen) lautet im Praesens sāz-em; das č wird in den tönenden Zischlaut verwandelt; im Praeteritum aber sāχ-t; das č ist unmittelbar vor t in k, dann in χ übergegangen. Im Tat wird nun in unorganischer Weise das Praesens sāχ-um gebildet; 2. sing. sāχ-i, rīχi (du gießest, p. rīzi) 3. sing. sāχ-u; mi-šūšu (überschwemmt, in der pers. Uebersetzung mi-gired, aber formell pers. mi-šūd wäscht; šūš ist der vor dem Affix des Particips erscheinende Stamm, pers. šust, kurd. šušt); imperat. 2. be-saχ (p. bi-sāz). Wir finden diese Verirrung der Formbildung auch in andern Mundarten, wie im kurd.

niašt erkannte, p. šenāxt, praes. šenāsem) boost schmolz, p. gudāxt, praes. gudāzem, beidemale also mit umgekehrter Uebertragung des Praesensstammes auf den Perfectstamm); Peshotun Dustoor Behramjee Sunjana, a Grammar of the Pahlvi language. Bombay 1871 p. 334. 335 führt als Praesensstamm pehlevi bōxt und fravāft von boxtan und fravāftan an, während bōč und fravāp zu erwarten stand; in der That findet sich bōč-eđ wirklich in Pehlevitexten, und von tōxtan (schleppen) findet sich das doppelte Praesens tōč-eđ und tōxteđ (Sunjana 335. Sohrabji, Huzvaresch-Pehlevi Wörterbuch (in Guzerati). Bombay 1868. p. 13); vielleicht entspricht diese Bildung tōxteđ der griechischen *τίπτει*.

Einige Verba vermehren den Stamm des Praesens noch durch n, wie dies im zaza der Fall ist; und das n erscheint mit gleicher unorganischer Formübertragung hinter dem Perfectstamm; so finden wir nārénun (ich lege); nāré entspricht dem pers. nihādé, aber das pers. Praesens lautet nihem (altiran. nidađāmi, mit Aufgebung der Reduplication); bu-darénun (ich gebe, p. dihem); ne-bi-deranun (ich sehe nicht; dera entspricht dem pers. Participium didé, aber das praesens ist binem); 2. sing. ne-bi-daréni (du giebst nicht), ne-m-maréni (du kommst nicht; maré entspricht dem pers. āmadé, die entsprechende Form aber ist p. ne-mi-āyī); pursuréni (du fragst; pursuré entspricht p. pursidé). Sehr eigenthümlich gebildet ist kuteréni (du sprichst, p. gūyī); es muß hier eine Form kuftidé zu Grunde liegen, deren ö wie in den übrigen Beispielen nach einem gewöhnlichen Lautgesetz (man vgl. vār p. bāc

Wind, mārē p. mādē Weibchen der Thiere, dūra p. dūd Rauch, ústarān p. sitāden nehmen) in r übergang, während ft zu tt und t wurde, wie im kurd. gōt (p. guft); der Form kuftidē entspricht die persische vom Praesensstamme gebildete gūyidē. Neben diesen Formen finden wir im Tat auch die dem persischen genau entsprechenden: mi-tānum (ich kann, weiß, im Kuba-Tat mi-dānum, p. mi-tuvānem), mi-kum (ich spreche, vielleicht nur die Form der persischen Schriftsprache, mi-gūyem), dārum (ich habe, p. dārem); 3. sing. mi-šō (er wird, p. mi-šaved), mi-gū (er spricht, p. migūyed), mi-ū (er kommt, p. miy-āyed); plur. 1. biyim (wir sind, p. buwim); 3. mi-gūnd (sie sprechen, p. mi-gūyend); be-šūnd (sie werden, p. šavend); imperat. 2. purs (frage), bu-ré (geh, p. bi-rew) be-gū (sprich). Das Praeteritum unterscheidet sich nur dadurch vom persischen, daß der Dental des Particips in r übergeht, wenn er nicht durch einen vorgehenden Consonanten geschützt ist, während er hinter langen Vocalen auslautend abfällt: sing. 1. mū āmār-um (ich kam, p. min āmadem), mu χāstum (ich wünschte, p. min χāstem) 3. āmā (kam, p. āmed), šenī (hörte, p. šunīd), fermī (befahl, p. fermūd), zé (schlug, p. zed) dānist (erkannte), ne-sāχt (machte nicht), wu-χard (stieß, p. wā-χurd); mit dem erzählenden ī: kūtī (sprach, p. guftī), šūšī (überschwemmte, p. šustī); plur. 1. āmarim (wir kamen, p. āmadim), 3. āmaran (p. āmadend). Eine interessante Form ist miās (vult), impersonell gebraucht in miās be-kinār biyim wir wollten an's Ufer steigen (eigentl. sein), S. 126, 8. Dieses miās ist p. می خواست, und steht als

echte Dialectform neben den aus der Schriftsprache entlehnten *mi-xuwum*, *xāstund* u. s. w., gerade wie die echt kurdischen *t-vem* (ich will) *min di-wi* (ich wollte), im Dialect von Soleimanié *d-em évist* (p. خواستم) neben den aus dem Persischen entlehnten *xoázim*, *xoást* stehn.

Das Perfect findet sich in den Texten in der 3. sing.; auch hier ist eine eigenthümliche, aber fehlerhafte Bildung in *guterōs* (*locutus est*) zu bemerken; im Persischen entspricht *gufté est*; da *r* für *d* steht, so findet sich das Affix doppelt vor, die Grundform würde *gu(f)-te-de est* sein; im übrigen findet Uebereinstimmung mit dem Persischen statt: *rāsirās* (*ist gegangen*, p. *rasidé est*) *āmarās* (*ist gekommen*, p. *āmadé est*), mit Praefix *fur-marās* (*ist vergangen*). In *angistās* (*legte [einen Garten] an*) finden wir den Zischlaut des Praesens in den Praeteritalstamm gedrungen; man hätte etwa *angitās* erwartet nach dem pers. *angixté est*. Wenn vor dem Affix ein Consonant steht, so wird der Dental erhalten, und es tritt statt *s* die andere Form *ū* an (man sagt nämlich für 'ist' sowohl *s*, *sū*, z. B. *u-su er ist* (p. *ō est*), *paidas ist sichtbar* (p. *paiday est*), als auch *u: be-di Merdekan u ist im Dorf M.*), also: *mi-sāxt-u* (*hat gemacht*), plur. 1. *dūxtum* (*wir haben gebaut*, p. *dūxté im*), *nihārum* (*wir legten bei*, p. *nihādé im*) 3. *nemi tānistund* (*vermochten nichts*) *āteš mi-zerund* (*zündeten an*, p. *āteš zedé end*) *mi-nārund legten*, p. *nihādé end*).

In den Texten erscheint mehrfach ein echte Casus, was bei Beresin nicht bemerkt ist; dieser Casus ist im Persischen verschwunden, hat sich aber in Mundarten auch sonst erhalte



tat 'iy ālé das Kind (acc.), iy al-i miné (mein Kind; hier steht die Casusendung nach persischer Weise hinter dem regierten Worte); der Vocal ist unbestimmt, er wird auch u gesprochen: moi min-u meine Mutter (Beresin 10, wahrscheinlich accusativ). Im Kurdischen wird diese Casusendung an den Dativ und Accusativ gefügt: em čūnin zōzāna (wir gingen nach Zozan), kori (puerum, im Dialect von Soleimanié), škefte (in die Höhle); balutschi: ma kohā (bei dem Berge), gilek: be gūša (ans Ohr), mur̄e (avem), mazender. šāha (dem Könige) plur. šāhāna; talisch češo (dem Auge). Ohne Zweifel wurzelt dieser Casus im altiranischen Instrumental.

Einige merkwürdige Wörter mögen den Schluß bilden. Ausländische sind nicht selten: türkische: agın (Saatfeld) sūrsāt (Proviant), beşik (Wiege) u. s. w.; russische: پولكونك (Oberst [die Aussprache ist nicht angegeben], russ. полковникъ), arabische: زيتون (Oel) u. s. w. Auch giebt es, wie zu erwarten, kaukasische Fremdlinge: herāi zeren (um Hülfe rufen, p. feryād zeden, im kürinischen harāi, awar. haraṭl', Stimme, Geschrei, s. Schiefner, Kürin. Studien und Awarische Studien u. d. W.); ägārā (zu, bei, abchas. aâiguara Nähe, aâigua nahe, von âigu sich nähern, awarisch 'agar nahe, 'agarda um, herum, 'agardan nahe befindlich, Schiefner, Abchas. Studien, Versuch über das Awarische u. d. W.).

bu-χäsrän schlafen, in der Kubaischen Mundart χäsrän, altbaktr. qafs, mit Assimilation des f an s, p. χuspīden, mit Umstellung; das Praeteritum lautet be-χärisän (sie

schließen, wohl umgestellt aus بخسرين, p. خسپیدن.

bäzä, Mitleid, in der kubaischen Mundart بخشايش, wohl verwandt mit p. بوزه.

tāsundān verdrängen, wohl das pers. تازیدن, andāziden.

jāka Platz (neben jā), p. جایگاه, kurd. جیا, جیو.

χāmzi Melone.

danširan, dannišuran Bescheid des Richters.

dahār Oberfläche eines Steines (p. بالا); das pers. dehār ist Höhle, Felsspalte.

ram mu χāstum ich wünschte zur Ehe, freite.

zīreh Bereich, Bezirk.

lejkin, lakajun böse, unzufrieden.

lūlā Wohnung.

lem mā Stück, Theil; kaum aus dem arab.

loqme (Bissen).

māsāχu (Wind) erhebt sich.

wēlò zerstört.

Es bietet demnach das Tat schon in diesen nicht umfangreichen Proben so manches sprachlich merkwürdige, daß man die Veröffentlichung einer größern Menge von Texten im Interesse der iranischen Sprachforschung nur wünschen kann.

Marburg.

F. Justi.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 34.

23. August 1876.

Barthold Georg Niebuhr. Eine Gedächtnißschrift zu seinem hundertjährigen Geburtstage den 27. Aug. 1876 von Johannes Classen. Gotha. Friedr. Andr. Perthes, 1876. VIII. und 181 S. 8°.

Director Classen gehört zu den nicht mehr Vielen unter uns Lebenden, die noch das Glück gehabt haben, in näherem persönlichen Verhältniß zu Niebuhr zu stehen: er war von 1827 bis 1831 als dessen philologischer Gehülfe und als Lehrer des Sohnes in seinem Hause. Er war daher wie kein Zweiter berufen, Niebuhrs Säcularfest durch eine Denkschrift zu ehren.

Veranlaßt und unterstützt von Niebuhrs Freunden, namentlich von Brandis, hatte er schon gleich nach seinem Tode für die Preussische Staatszeitung einen Lebensabriß des Verstorbenen verfaßt (erschien 2. Febr. 1831), später für die »Lebensnachrichten«, welche dessen Schwägerin 1838 herausgab, Erinnerungen über Niebuhrs Leben und Wirken in Bonn und über seinen Tod aufgezeichnet (Lebensnachr. III. 283—302).

Jetzt giebt er einen revidirten Wiederabdruck dieser zwei älteren Aufsätze (S. 3—20. 118—137), fügt zwischen beide, unter sorgfältiger und umfassender Benutzung der Niebuhrs Leben berührenden Litteratur, auf die er allenthalben Bezug nimmt, und hin und wieder von Familiennachrichten, eine kürzere Darstellung des Lebensganges bis 1806 (S. 23—48), eine ausführlichere der beiden Perioden preussischen Staatsdienstes von 1806 bis 1810 und von 1816 bis 1823 (S. 48—98), sowie der Zeiten preussischen Gelehrtenlebens von 1810 bis 1816 und von 1823 fg. (S. 98—118) ein, und läßt am Schlusse Mittheilungen über Niebuhrs religiöse und politische Gesinnung und über seine Beziehungen zu einigen ausgezeichneten Mitlebenden folgen. — Von Einzelheiten sei auf die Bemerkung des Verfassers über Niebuhrs bekannte Besorgniß vor dem mit der französischen Revolution von 1830 hereinbrechenden Verwilderungsstrome (S. 174) aufmerksam gemacht, deren Berechtigung hinsichtlich der gerade seitdem zuerst emporkommenden Socialdemokratie er betont. Ferner auf Niebuhrs prophetische Aeußerung vom 24. April 1826 über die Gefahr des Ultramontanismus, insbesondere des französischen (S. 88). Endlich auf die merkwürdigen 1818 geschriebenen Worte (S. 159), die Niebuhr wie für unsere unmittelbarste Gegenwart ausspricht: »Mein Bekenntniß ist, daß für die Freiheit viel mehr, und um Alles zu sagen unendlich viel mehr darauf ankomme, ob die Unterthanen in einzelnen Gemeinden und Landschaften für die unzähligen Verhältnisse des Lebens in denen Jeder von der Verwaltung abhängig unmündig befinden, oder ihren eigenen V stand gebrauchen und ihrer eigenen Neigung

Ueberzeugung folgen können, — als darauf, ob die Grenzen zwischen der Gewalt der Regierung und der Repräsentation etwas weiter vorwärts oder rückwärts gezogen sind. Es ist im Principe die volle Billigung unserer neuesten, die Selbstverwaltung organisirenden Gesetzgebung.

Dem eine Fülle umsichtig gesammelten Materials wohl zusammenfügenden, ebenso correct, wie sauber gezeichneten Lebensbilde möchte man für Leser, denen die Geschichte der Zeit von 1776 bis 1831 nicht ohnehin bekannt ist, zuweilen etwas mehr Hintergrund wünschen. Allein daß derselbe, wohl um die Schrift nicht umfänglicher werden zu lassen, fehlt, schadet ihrem Werthe nicht. Er besteht vor Allem in der Liebe und in der Lebendigkeit, mit der sie geschrieben ist. In jedem Worte hört man den Mann reden, der noch selbst und voll erfahren hat, was einer von Niebuhrs Bonner Zuhörern einmal dahin zusammenfaßte: man fühlte sich von etwas so Edelm in seinen Vorlesungen berührt, daß man aus keiner heraustrat, ohne sich selbst sittlich gehoben und gleichfalls veredelt zu empfinden. Dabei verschweigt Dr. Classen Niebuhrs Schwächen keineswegs. Aber die Wahrheit seiner Darstellung läßt das warme Licht des ethischen Pathos, das Niebuhrs Persönlichkeit ausstrahlte, um so wirksamer hervortreten. Dr. Classen hat seine Aufgabe ebenso schlicht, wie schön erfüllt. Mejer.

**La Langue et la Littérature Hindoustanies** en 1875. Revue annuelle par M. Garcin de Tassy, membre de l'Institut. Paris. Librairie orientale de Maisonneuve et C<sup>ie</sup>. MDCCCLXXVI. 127 Seiten Großoctav.

Es freut uns herzlich durch den vorliegenden Jahresbericht den Beweis zu erhalten, daß der würdige nun so hochbejahrte Pariser Gelehrte noch immer seine Thätigkeit auf dem ihm vorzugsweise angehörigem Gebiete mit so großer Geistesfrische fortsetzt und es wird gewiß willkommen sein, unter seiner Führung die neuesten Fortschritte Indiens auf dem Wege der geistigen Entwicklung hier wiederum angedeutet zu sehen. Vor allem nun erwähnt der Verf. als eine der reichsten Quellen zur Kenntniß der letztern die ihm für seinen vorjährigen Bericht erst zu spät zugegangene höchst wichtige Arbeit: *East India Progress and Condition. Statement exhibiting the moral and material progress and condition of India, during the year 1872—1873.* 236 Seiten Folio mit sechzehn Karten und Tafeln, verfaßt von Clements Markham, eine Regierungspublikation, die von nun jährlich erscheinen und alle irgend wissenswerthen Angaben über Verwaltung, Gesetzgebung, Finanzen, Ackerbau, Handel, Manufacturen, Polizei, Justiz und noch viele andere Gegenstände enthalten soll. Garcin de Tassy nennt es eine colossale Arbeit von bewundernswerther Genauigkeit in den Angaben. Demnächst führt der alte Vorkämpfer des *Urdu* an, daß in dem J. 1873—1874 zu Lucknow 172 Bände in genannter Sprache dagegen nur 41 in *Hindi* erschienen sind und den Regierungsschulen 29,469 Zöglinge des stern, aber trotz der Vorliebe der Regier. für das Hindi bloß 23,007 Zöglinge das letzst studiert haben. Ferner finden wir ausführlich:

Mittheilungen über die wissenschaftlichen Zusammenkünfte oder *muschâ'ra* so wie deren Verhandlungen und Vorträge, die in besondern Zeitschriften bekannt gemacht werden. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß nach einer kürzlich aufgenommenen Statistik man in Indien gegenwärtig 518 Dichter zählt und 189,000 Personen, die sich literarisch beschäftigen, so wie daß elf Millionen Hindu's englisch sprechen und schreiben. — Die in Indien neu erscheinenden Werke im allgemeinen bespricht der zweite Abschnitt, zu Anfang dessen der Verf. bemerkt, daß er im J. 1817 in der reichen Bibliothek des gelehrten Langlès die ersten Bücher in hindustanischer Sprache sah und namentlich eines der besten Prosawerke in Urdu, nämlich das statistisch-historische Werk des Afsos *Arâisch i mahfil* (die Zierde der Versammlung), welchen Umstand ich nur deswegen hervorhebe, um darauf hinzuweisen, daß die Sage von Hero und Leander sich keineswegs bei Afsos findet, wie G. de Tassy früher glaubte \*). Ferner erfahren wir, daß die Urdudichter noch immer sehr zahlreich und im Pundschab allein deren 64 vorhanden sind, worunter 14 ersten Ranges. Unter den neuen Publicationen in dieser Sprache ist eine der wichtigsten der *Nazm ulmamâlik* (die Organisation der Staaten), eine im Auftrage der Regierung von Patyala durch den Molawi Ismail von Aligarh ausgeführte und in Lucknow erschienene vollständige Uebersetzung des arabischen *Acwam ulmaçalik fi ma'rifal ulmamâlik* (die beste der Verwaltungen durch die Kenntniß des Zustandes der verschiedenen Länder). Außerdem ist erschienen der zweite Theil von des Munschi

\*) S. z. B. v. d. Hagen, Gesammtab. Bd. I, S. CXXVIII f., dagegen G. de T. Allégories, Recits poét. etc. Paris 1876 p. 481, Vorwort zu *Hir et Ranjhan*.

Muhammad Zaka ullah Khan *Tarikh-i Hindustan* (Geschichte von Hindustan). Der erste im J. 1873 herausgekommene Theil handelt von der Zeit der alten Hindu's, dieser zweite von der muselmännischen, der dritte, der vor dem 1. Jan. 1876 fertig gedruckt sein sollte, hat die der Engländer zum Gegenstand. Ein anderes Werk betitelt *Mirât ussalatin* (der Spiegel der Könige) ist in Delhi erschienen und sehr glänzend ausgestattet. Es giebt die Bildnisse der vornehmsten aller jetzt in der ganzen Welt vorhandenen Monarchen nebst der Geschichte der letztern sowohl wie der von ihnen regierten Staaten, ferner eine Schilderung der Merkwürdigkeiten eines jeden Landes und die bildliche Darstellung der merkwürdigsten Gebäude der Welt. Eine großartige Sammlung aller Gesetze und Verordnungen des englischen Indiens läßt der gelehrte Aisch (Chotan Lal) von Adschmir in einer Urdu-übersetzung erscheinen, die den Titel trägt *Makhsan ulcawânin* (Schatz der Gesetze) und einen neuen Beweis von dem allgemeinen Gebrauch der genannten Sprache gewährt. Der bereits als Schriftsteller bekannte Munschi Dschamal uddin zu Allahabad hat für die Frauenschulen ein Buch mit dem Titel *Arsi-mashaf* (Buch des Spiegels) geschrieben, welches so heißt, weil der Bräutigam das Gesicht seiner Braut zum ersten Mal nur im Spiegel sehen darf; und worin alles, was die Ehe- und Hochzeitsgebräuche in Indien betrifft, geistreich und in gewählter Sprache geschildert ist. Auch ein »Briefsteller für Frauen« (*Inschâ-e pâdi unniçâ*) erschienen von dem Munschi Saijid Ahmad Delhi, worin mit großer Vollständigkeit alle Lebensverhältnisse berücksichtigt sind; gleichemaßen eine neue Ausgabe des *Mahâbhârata*



vier Quartbänden; ferner zu Bareilly eine »Sammlung der auf die Frauen bezüglichen Gesetze« (*Strī-dharma-sangraha*), welche die literarische Gesellschaft von Rohilkund durch den Sastri *Tara Tschand* hat besorgen lassen. Die merkwürdigste Hindipublication der letzten Zeit bleibt aber die von dem Sanscritoriginal begleitete Uebersetzung des *Yajur-veda* von einem reichen Hindu, dem Thakur Guiri-praçād Singh zu Aligarh, Herausgeber der urdu-hindischen Zeitung *Mangāl samachar* (Mittwochnachrichten). — Der dritte Abschnitt handelt sehr ausführlich von der Presse in Indien und den verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, deren stets wachsende Zahl ein schlagender Beweis von dem Fortschritt der Civilisation in jenem Lande liefert; denn auch im J. 1875 sind wiederum zwanzig neue Hindustanizeitschriften ins Leben getreten, welche der Verf. einzeln charakterisiert. — Das Unterrichtswesen bildet den Gegenstand des vierten Abschnittes. Man ersieht daraus unter anderm, daß laut dem Jahresbericht des Schulvorstehers zu Bareilly die dortigen Muhammedaner ihre Kinder jetzt ohne Anstand in die Schule schicken und die einheimischen Journale auch den Nutzen des Turnunterrichts gehörig zu würdigen verstehen. In Lahore ist eine *Industrial Art School* errichtet worden und die Regierung beabsichtigt dergleichen auch noch anderwärts zu errichten. Die schon längst beabsichtigte Gründung einer muselmännischen Universität (*Madraçat uʿulum*) zu Aligarh macht gute Fortschritte. Die Regierung hat bereits das erforderliche Grundstück bewilligt und in einer am 13. Februar 1875 zu Allahabad gehaltenen Versammlung wurde mitgetheilt, daß zur Zeit schon 190,380 Rupien für genannten

Zweck theils gesammelt, theils versprochen wären, und am Schluß der Sitzung hat auch noch ein reicher Muselman die Einkünfte eines Dorfes so wie einige andere Moslemim Baargeschenke im Belauf von 4000 Rupien so wie später der Maharadscha von Patyala weitere 10,000 Rupien und Lord Stanley 100 Pfund Sterling beige-steuert. Die mit dem genannten Institut verbundene Elementarschule ist bereits am 1. Juni vorigen Jahres eröffnet worden. Das Schulgeld ist gering und wird unter Umständen auch ganz erlassen. Die Lehrgegenstände an der Universität sollen die englische, hindustanische (Urdu) und persische Sprache und Literatur so wie die arabische Grammatik umfassen, der Religionsunterricht aber von sunnischen und schiitischen Lehrern ertheilt werden. Ein besonderer Vorstand wird die Leitung der Studien übernehmen und die Wahl zum Mitglied desselben sogar Christen, Hindus und Juden treffen können. Die Studenten so wie Zöglinge der von der Universität abhängigen Schulen sollen sämmtlich in den Anstalten wohnen, um nicht nur Unterricht, sondern auch Erziehung zu erhalten. Die feierliche Eröffnung der Universität hat in einem vorläufig angekauften Local bereits am 24. Mai 1875, dem Geburtstage der Königin Victoria, stattgefunden. Noch ist zu erwähnen, daß zu Ende des Schuljahres 1873—4 in Aud 1326 Unterrichtsanstalten mit 43,651 Zöglingen vorhanden waren, worunter 26 höhere Schulen mit 3825 Zöglingen mehr als im vorhergehenden Jahre. In Bengalen bestel 10 höhere Regierungsschulen, ferner 5, die ei Subvention, und 3, die deren keine erhalten. — Der fünfte Abschnitt berichtet über die gelehrten Gesellschaften der Eingeboren

und ergänzt die vorher schon gegebenen Mittheilungen über dieselben. So erfahren wir unter anderm, daß neulich in Madras von Raghunath Tschari, dem Verfasser einer Broschüre über den Durchgang der Venus, sogar eine astronomische Gesellschaft gestiftet worden ist; ferner, daß wenngleich der Hauptzweck jener Akademien auf die Herausgabe einheimischer Meisterwerke so wie englischer wissenschaftlicher Werke in Urdu- oder Hindiübersetzung gerichtet ist, sie es sich jedoch auch angelegen sein lassen Schulen zu stiften, wie z. B. der bereits aus 500 Mitgliedern bestehende *Anjuman* von Behar zu Muzzafarpur ein sehr bedeutendes Institut gegründet hat, aus dem schon mehrere hohe Verwaltungsbeamte hervorgegangen sind. Die seit 1874 bestehende »Gesellschaft zur Ermuthigung der Industrie« zu Caçur in Lahore zählt bereits 319 einheimische so wie 19 europäische Mitglieder und hat neben der dort bereits vorhandenen Schule, wo Arabisch, Persisch, Urdu, Englisch, Arithmetik, Geographie gelehrt wird, auch noch eine Druckerei gegründet, ferner eine Monatsschrift, eine öffentliche Bibliothek, eine Teppich- und eine Seidenwaarenfabrik, in denen nur Männer arbeiten, ferner eine Anstalt, wo junge Mädchen Blumen- und Arabeskenzeichnungen so wie chinesische Stickereien machen lernen, endlich einen Sonntagsbazar zum Verkauf der angefertigten Gegenstände. Ueber noch andere neuentstandene, auch religiöse Gesellschaften berichtet der Verf. gleichfalls und namentlich über die bekannte *Brahma-Samâdsch*, an deren Spitze der Babu Keschab Chandar Sen steht. — In dem siebenten Abschnitt spricht der Verf. über die religiösen Verhältnisse in Indien, von denen ich nur anführe, daß nach

der letzten Zählung auf die ungefähr 163 Millionen Hindu's, Muhammedaner u. s. w. nur 222,931 europäische Christen und Eurasier, so wie 224,161 eingeborene Christen kommen; die protestantischen Missionare belaufen sich zur Zeit auf 610, die von 35 Gesellschaften ausgesandt sind; sie haben im vorigen Jahre 5000 Erwachsene getauft, während die Russen sehr stolz darauf sind, einen Lama zum Christenthum bekehrt zu haben. Die Missionen beschäftigen 35 Pressen, aus denen in den letzten zehn Jahren 3410 verschiedene Werke hervorgegangen sind. Von den katholischen Missionaren „qui ont un intérêt universel“ spricht der Verf. nicht und erwähnt blos, daß ihre Hauptthätigkeit in Indien darin zu bestehen scheint, die von Protestanten bekehrten Eingeborenen zum Katholicismus zu bekehren. Andererseits sind aber auch im vorigen Jahre wiederum mehrere Christen zum Muhammedanismus übergetreten, darunter ein Hauptmann in der englischen Armee. Ueberraschender noch ist die Bekehrung (der Verf. nennt es *perversion*) eines methodistischen Missionars, Namens Norman, der jetzt nicht mehr in Constantinopel das Evangelium, sondern in Amerika den Islam predigt. Uebrigens haben die zum Christenthum Uebergetretenen oft harte Verfolgungen von Seiten ihrer frühern Glaubensgenossen zu erdulden und in Folge eines solchen Uebertritts war die Aufregung in einem Sikhregiment so groß geworden, daß der englische Oberst die Missionsschule schließen und jeden weitem christlichen Unterricht in seinem Regiment untersagen mußte. Hinsichtlich des hinduischen Fanatismus erwähnt der Verf. unter anderm auch das Beispiel einer noch ganz jungen Wittve zu Sikandarpur, die bei dem Tode

ihres Mannes weder essen noch trinken wollte, so daß der Säugling an ihrer Brust wegen Mangel an Nahrung starb, worauf sie eine günstige Gelegenheit wahrnahm, um sich mit demselben auf einem Haufen von Zweigen und Buschwerk zu verbrennen. Als bald darauf der Polizeiaufseher anlangte, war schon alles vorbei und er erfuhr bloß, daß Niemand von dem Vorhaben der jungen Frau etwas gewußt hatte. Grauensvoll auch ist der trotz aller Bemühungen der englischen Regierung noch immer bei weitem nicht unterdrückte hinduische Gebrauch des Untertauchens (*antarjali*) der Sterbenden in den Ganges. So hatte man unlängst zu Allahabad eine alte Frau in einem verzweiferten Zustande ans Ufer gebracht, da aber der Tod zu lange zögerte, wollten einige von ihren Töchtern sie ohne weiteres verbrennen, die andern aber, um die Sache zu vereinfachen und die Verbrennungskosten zu sparen, sie lieber lebendig begraben; endlich jedoch beschlossen sie die Sterbende nach Hause zurückzubringen, und da man auf der Eisenbahn eine Person in diesem Zustande nicht aufnehmen wollte, so kamen die liebevollen Töchter endlich auf den Gedanken, die sterbende Mutter in ein Packet zusammenzupacken und sie als Collo in dem Bagagewagen fortzuschicken. Als hierhergehörig will ich noch ein anderes Beispiel von hinduischem Fanatismus anführen aus Inman, *Ancient Faiths* etc., Lond. 1872. II. ed. 1, 219, welchem letzteren es ein Missionar mittheilte. »A Fakir was endeavouring to make himself acceptable to the Creator by a contrivance which should augment the proportions of his emblem (i. e. des Büßers Phallus). As he dragged a stone painfully along, an European clergyman placed his foot upon the

latter. The act was construed into a deliberate insult to religion, and the bystanders threatened his life. Though he escaped a death by stoning, the sustained indignation of the natives was such that he was obliged to resign his position, and retire from that part of the country«. — Eine Nekrologie der im vorigen Jahre verstorbenen Indianisten und hindustanischen Schriftstellern bildet den siebenten und letzten Abschnitt. Sie beginnt mit folgenden Worten, die ich für meine Pflicht halte hier zu wiederholen: »Si j'osais parler d'une perte personnelle, je mentionnerais celle que j'ai eu le malheur de faire d'une aimable et vertueuse compagne, vraie *pati vrata*, dont l'inaltérable douceur et le devouement à toute épreuve ont fait mon bonheur pendant plus de cinquante deux ans. Ma seule consolation est de répéter ces vers connus, qui expriment la doctrine révélée, objet de ma confiance: *We shall sleep, but not for ever etc.*«. Der Verf. erwähnt dann unter anderm noch den zu Lucknow erfolgten Tod des achtzigjährigen Mir Babar-i Ali Anis, der von seinen Landsleuten als der berühmteste hindustanische Dichter aller Zeiten angesehen wurde. Von den übrigen Todesfällen will ich nur noch den des Bischofs von Brechin, Forbes, anführen, welcher nächst Pusey als Hauptstütze der von letzterm eingeschlagenen religiösen Richtung galt. Die von dem Verf., der Forbes fast für einigen Heiligen hält (j'oserais même dire saint prélat), über diesen so wie über dessen Tod und Begräbniß mitgetheilten Einzelheiten sind ganz erbaulich: »Ses sentiments étaient tout à fait catholique Il observait fidèlement les jours d'abstinence les autres prescriptions de l'Église. Il avait pour confesseur un prêtre modeste et trois jour

avant sa mort, bien qu'il fût loin de la prévoir, il se confessa et reçut l'absolution. Au dernier moment, son chapelain lui recita les prières de l'agonie; après son décès, on le revêtit de ses ornements pontificaux, et on le plaça avec sa mitre et sa crosse, au milieu d'une chapelle ardente». Zulezt, erwähnt Garcin de Tassy noch den Tod seines Freundes Sedillot, der eben an eine neue sehr vermehrte Ausgabe seiner *Histoire des Arabes* die letzte Hand legte, als er zu Paris, am 2. December v. J. verschied. — In einem Anhang giebt der Verf. dann noch zuerst eine Vertheidigung seiner bereits im J. 1833 erschienenen Ausgabe des Divans des hindustanischen Dichters Wali im Gegensatz zu einer neuern, die im J. 1873—1874 zu Bombay herausgekommen ist, welche sich selbst eine verbesserte, die Garcin de Tassy aber eine gewaltsam abgeänderte nennt; und ganz zuletzt finden wir noch Proben einer im J. 1874 zu Oxford erschienenen englischen Uebersetzung der Hymnen der alten Pariser Liturgie, deren Beseitigung der würdige hochbejahrte pariser Gelehrte, der sie sein Lebelang vernommen, noch immer nicht verschmerzen kann; es ist jedoch nicht der einzige und auch nicht der größte Schaden, den der Ultramontanismus in Frankreich angestiftet. Wie dem auch sei, wir wünschen dem berühmten Orientalisten eine noch lange Fortdauer seiner geistigen Rüstigkeit, die er eben wieder so schön bethätigt hat.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Zur Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche von Mosheim bis auf die Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung der Zeit von Schleiermachers Tode ab. Ein Versuch von Ludwig Stiebritz, Pfarrer in Olbersleben bei Weimar. Gotha, F. A. Perthes. 1875. 1876. XX und 721 Seiten in Octav.

Mit ehrenwerther Bescheidenheit bezeichnet der Verfasser seine Arbeit als einen Beitrag »zur« Geschichte der evangelischen Predigt; und man wird gern anerkennen, daß dieselbe, von diesem Standpunct aus betrachtet, als eine recht dankenswerthe erscheint. Dem Leser werden in buntem Wechsel weit über dreihundert Prediger, in gewisse Gruppen geordnet, vorgeführt. Die Predigten dieser Männer hat der Verfasser mit einem jahrelangen, musterhaften Fleiße studiert; in dem vorliegenden Werke bietet er uns nun kurze Charakteristiken aller jener Prediger, und zwar sowohl nach der Seite ihres theologischen Standpunctes, insbesondere ihrer Stellung zu der entscheidenden Frage wegen des christlichen Grundbekenntnisses (Matth. 22, 42), als auch nach der Seite der Predigtweise. Und hiebei zeigt der Verfasser eine solche Milde des Urtheils und eine so überwiegende Bereitwilligkeit, das Anerkennenswerthe der in Betracht kommenden Leistungen hervorzuheben, daß er nur ausnahmsweise ein entschieden tadelndes Urtheil sich gestattet.

Nach einem kurzen Rückblick auf die Zeit von der Reformation bis zu Mosheim, eine Zeit, welche mit Recht durch die epochemachenden Männer Johann Arnd und Ph. J. Spener eine Abtheilung in drei Perioden empfängt, wendet sich der Verfasser zu der gleichfalls in drei Pe-



rioden verlaufenden Entwicklung der Predigt-kunst seit dem Auftreten Mosheims. Die erste Periode reicht von Mosheim bis zu Herder und Reinhard (1750—1810), die zweite von da bis etwa zu Schleiermachers Tode, die dritte bis zur Gegenwart.

Die Zusammenhänge der Predigt mit der gesamten Entwicklung des deutschen Geisteslebens, insbesondere auf dem kirchlichen und dem theologischen Gebiete, läßt der Verfasser nicht unbeachtet: im Beginn der verschiedenen Abschnitte finden wir nach dieser Richtung zielende kurze und treffende Bemerkungen. Indessen sind dies nur Fingerzeige, welche zu weiterm Nachdenken und tieferm Eingehen Anlaß geben. Auch hinsichtlich der Predigt-kunst selbst dürfen wir bei dem Verfasser weite Gesichtspunkte und eindringende wissenschaftliche Darlegungen nicht suchen. Daß seine Gruppierung der Prediger nach ihrer strengerem, vermittelnden und rationalisierenden Richtung viel Unsicheres und Schwankendes hat, verhehlt der Verfasser selbst nicht. Es ist aber auch zu bedenken, daß diese Grenzscheidung nur den dogmatischen; insbesondere den christologischen Standpunkt der Prediger betrifft, aber von dem wichtigen methodologischen Gesichtspunkte ganz fern bleibt. Die innere Geschichte der Kunst des Predigens, die Entwicklung der für diese maßgebenden Gesetze, bleibt hier außer Acht.

Der Verfasser hat eben seine Aufgabe anders, beschränkter, aber doch in wahrhaft vernünftlicher Weise verstanden und durchgeführt. kommt ihm wesentlich auf eine Charakterisierung aller der einzelnen Prediger, die er in lan-Reihen vorführt, an. Das Lehrreiche seiner Zeit liegt im Detail, welches ihm in sehr

großer Fülle zu Gebote steht und welches er sehr geschickt so darlegt, daß der Leser zu eigenem Urtheil einigermaßen in den Stand gesetzt wird. In den meisten Fällen dienen sorgsam ausgewählte Worte der Prediger selbst dazu, zunächst ihren theologischen Standpunkt, sodann aber auch ihre Anschauung von dem Wesen, dem Ziel, der Anordnung und der übrigen Form der Predigt zu characterisiren. Der Verfasser fügt dann sein Urtheil hinzu, indem er alle wesentlichen Momente, auf denen die Eigenthümlichkeit der Prediger beruht, kurz und treffend herausstellt. Dazu giebt er noch besondere »Proben« (S. 491—710), nämlich fast ausschließlich Dispositionen von Predigten, und zwar bei sämmtlichen Männern, welche zu der letzten, bis zur Gegenwart reichenden Periode gehören, während aus den vorangehenden Zeiträumen nur wo es angemessen erschien derartige Proben mitgetheilt sind.

Das ganze Gebiet der deutschen evangelischen Predigtliteratur, einschließlich der schweizerischen, hat der Verfasser im Auge; in einem Anhang (S. 467—489. Proben S. 699 ff.), schildert er auch einige hervorragende evangelische Prediger des Auslandes. Bei einem solchen Umfange des Materials kann nur von einer verhältnißmäßigen Vollständigkeit die Rede sein; und es ist begreiflich, daß einige Namen ergänzungsweise an nicht ganz richtiger Stelle eingeschoben sind und daß weitere Nachträge in Aussicht genommen werden. Es scheint mir aber kein wirklich bedeutender Prediger zu fehlen. Auch ist es von keinem großen Belang, wenn hin u wieder eine Predigtsammlung vermißt wird, z. bei F. W. Krummacher die Predigten über den leidenden Christus, welche auch insofern eine

merkung verdienten, als in denselben ein maßloser Gebrauch von Fremdwörtern gemacht wird, und bei E. Niemann die beiden größern Sammlungen — die Amtsreden sind erst kürzlich erschienen. Als Zeichen der Zeit hätten auch etwa die zwei Eisenbahnpredigten von F. G. Fritze (Magdeburg 1845) erwähnt werden können. Während man aber an der Vollständigkeit des Materials kaum etwas zu vermissen haben wird, so macht sich in Beziehung auf die kritische Verarbeitung desselben eher ein Mangel empfindlich. Mußte sich der Verfasser der äußersten Kürze befleißigen, so war um so mehr nach thunlichster Gleichmäßigkeit der Behandlung zu streben; und hinter solchen Männern, deren nachhaltige Bedeutung der Verfasser selbst hervorhebt, mußten andere von weit geringerem Ansehen zurücktreten. Demgemäß wird man es tadeln dürfen, daß z. B. S. 121 ff. einem Geistlichen, von welchem nur eine einzelne Predigt zur Besprechung vorliegt, reichlich so viel Raum gewidmet ist, wie den drei hervorragenden Predigern Theremin, Nitzsch und Schleiermacher zusammen. (S. 46 ff.), von denen der Letzte noch dazu an der Spitze einer neuen Bewegung erscheint.

Hannover.

D. Fr. Düsterdieck.

---

Daduchos. Einleitung in das Verständniß der hellenischen Mythen, Mythensprache und mythischen Bauten mit zehn Tafeln von Dr. P. N. Forchhammer. Kiel 1875. Universitätsuchhandlung.

Wie schon aus dem Titel ersichtlich ist, zer-

fällt das vorliegende neueste Werk des bekannten Kieler Gelehrten in drei mehr oder weniger eng mit einander zusammenhängende Theile: 1) Ursprung der Mythen, 2) Wörterbuch der Mythensprache, 3) Räthselhafte Bauten aus der Mythenzeit.

Der erste Abschnitt ist genau genommen nur eine Uebersetzung eines schon vor längerer Zeit im 16. Jahrgange des *Philologus* (1860) S. 385—411 veröffentlichten Aufsatzes über den Ursprung der Mythen, auf den jedoch der Verf. sonderbarer Weise nirgends hingewiesen hat. Er enthält eine kurze Darlegung der bekannten mythologischen Grundsätze, welche F. bereits in seinen *Hellenika* (1837) so wie in einer Reihe von Monographien (Apollos Ankunft in Delphi 1840, Geburt der Athene 1841, Achill 1853 u. a.) befolgt hat. Man ersieht daraus, daß F. trotz aller Angriffe, welche seine Ansichten erfahren haben, und welche ihm wiederholt bittere Gegenbemerkungen entlocken (vgl. S. 29, 55 und 85 f.), doch unverrückt an seinen Prinzipien festhält, indem er von einer späteren Zeit eine gerechtere Beurtheilung erhofft. Charakteristisch ist in dieser Beziehung S. 86, wo es heißt: »Wir, wissend, daß wenn die *δόξα* falsch ist, die Wahrheit paradox erscheinen muß, wissend, daß eine Ansicht, welche die lange gesuchte Wahrheit enthält, stets einige Zeit gebraucht, um sich Bahn zu brechen, schreiben dieses nicht, um uns zu beklagen, daß die Alterthumskunde von dem bereits Gefundenen und Dargelegten bisher so wenigen Gebrauch gemacht, so wenig darauf weiter gebaut hat. Wir sind ganz unbesorgt, daß sich die gefundene Wahrheit werde geltend machen. Sie fürcht weder die Widerstrebenden, noch baut sie :

die Hülfe der Mißverstehenden«. Diese von ihm gefundene Wahrheit läßt sich in folgenden Sätzen aussprechen:

1) »Der Mythos ist eine im Scheine von Geschichte gefaßte Darstellung einer Bewegung in der Natur, einer physischen Bewegung als einer geistig gewollten Handlung«.

2) »Die mythische Darstellung beruhte auf dem Doppelsinn des Wortes, welches sowohl einer physischen als tropischen, metaphorischen Bedeutung fähig ist«.

3) »In jedem griechischen Mythos liegen alle Wörter, auf deren Doppelsinn diese Darstellung der Bewegungen in der Natur als gewollter Handlungen beruht, ausschließlich innerhalb der Griechischen Sprache«.

4) Jeder, welcher die doppelte Bedeutung der Wörter, die in einem Mythos angewandt sind, kennt, vermag auch den verborgenen Sinn derselben, die *ὑπόνοια* zu verstehen, daher wir uns vor allem zu bemühen haben, diesen Doppelsinn zu begreifen, d. h. ein Wörterbuch der Mythensprache zu schaffen«.

Zu diesen von F. selbst auf S. 4 aufgestellten 4 Prinzipien kommt aber noch ein fünftes, das er S. VII der Vorrede und S. 32 ausgesprochen hat. Es lautet:

»Die Bewegungen der Natur, welche im Mythos zur Darstellung kommen, sind nur Bewegungen der Luft und des Wassers, und zwar sind erstere in den Mythen der Götter, letztere in denen der Heroen dargestellt«. Zu dieser eigenthümlichen Anschauung scheint F. durch eine Stelle der platonischen *Epinomis* genügt zu sein, welche S. 19 eingehend behandelt wird.

Sehen wir jetzt zu, wie F. diesen Grund-

wöhnlichen Sprache, welche neben der bekannten noch eine andere mythische Bedeutung haben. Weitere Beiträge zu diesem Wörterbuch der Mythensprache liefert der Verf. im zweiten Abschnitt des vorliegenden Buches\*), worin z. B. ὄφεις, δράκων, ταῦρος, χίμαιρα als mythische Ausdrücke für Fluß, αἶψ und ἵππος als solche für Welle erklärt werden. βοῦς soll ein Rinnsal bedeuten. Besonders interessant ist es zu sehen, wie F. die Chimaira erklärt. Bekanntlich heißt es von ihr:

πρόσθε λέων, ὅπισθεν δὲ δράκων, μέσση δὲ  
χίμαιρα.

Nun bedeutet aber λέων nach F. eine nasse Wiese, δράκων einen gewundenen Fluß, die feuerschnaubende χίμαιρα endlich »dampfende hüpfende Wellen«. Folglich ist unter dem Bild der Chimaira ein Fluß zu verstehen, »der vorne an der Mündung die Ebene durchnäßt, in der Mitte ein Gießbach ist und weiter rückwärts, in der Binnenebene in Schlangenwindungen hinfließt« (vgl. S. 60).

Aus solchen Beispielen wird jeder ersehen, daß F. immer noch mit der vergleichenden Sprachforschung auf dem gespanntesten Fuße steht. Wiederholt betont er, daß die Wurzeln und Stämme der Wörter nur innerhalb der griechischen Sprache zu suchen seien (vgl. S. 17 u. 42), das Sanskrit) und somit wohl auch die an-

\*) Auch dieser Abschnitt ist zum Theil ein Wiederabdruck früherer Publicationen Forchhammers. So begegnet uns S. 35—50 die Abhandlung über δράκων und Ταῦρος, welche der Verf. unter dem Titel „Ein Beitrag zum Wörterbuch der griech. Mythensprache“ zur grüßung der Theilnehmer an der XXVII. Philologenversammlung vom Jahre 1869 bei Teubner in Leipzig drucken lassen.

dern zum indoeuropäischen Sprachstamm gehörigen Zweige mit einziger Ausnahme des Lateinischen) ist ihm für das Verständniß des »sermo mythicus« völlig so gleichgültig als für das Verständniß des Thukydides oder irgend eines andern griechischen Schriftstellers. An andern Stellen verwirft er natürlich auch die vergleichende Mythologie. Er giebt zwar (S. 32) zu, daß die Verwandtschaft der nordischen und morgenländischen Mythologie mit der griechischen unverkennbar sei, glaubt aber darin nur den Grund, keineswegs die Rechtfertigung neuerer Bestrebungen Eins von dem Andern abzuleiten (?) erblicken zu müssen.

So viel zur Charakteristik der schon aus den Hellenika genugsam bekannten mythologischen Ansichten des Verf. Erörtern wir jetzt, welchen Standpunct der moderne auf dem Boden der Vergleichung stehende Mytholog F. gegenüber einzunehmen hat.

Bekanntlich ist F. schon oft genug wegen seiner »Wasser- und Verdampfungstheorie« verspottet worden, und die Meisten pflegen seine Resultate vollständig zu ignorieren. Wie wir glauben manchmal mit Unrecht. Es geht F. offenbar ähnlich wie es allen denen zu ergehen pflegt, welche einen an sich richtigen Gedanken einseitig übertreiben: man erkennt dann oft die edeln Goldkörner, welche sich in dem ungeheuren Schlackenhaufen verbergen, weil sie zu klein sind. So verderblich es auch entschieden für die Weiterentwicklung der griechischen Mythologie wäre, wenn man die F.schen Bahnen einschlagen wollte — was, wie wir glauben, kaum zu befürchten ist — so läßt sich ihm doch ein gewisses Verdienst nicht absprechen. Dieses Verdienst F.s erblicke ich weniger in seinem

Versuche ein »Wörterbuch der Mythensprache« oder eine griechische Symbolik zu schaffen, weil ihm dieser Versuch in den meisten Fällen in Folge seiner Geringschätzung der vergleichenden Mythologie und Sprachforschung total mißlungen ist, als vielmehr in dem entschiedenen Betonen der sonderbarer Weise wieder neuerdings mehrfach bestrittenen Thatsache, daß bei weitem die meisten Mythen Naturanschauungen enthalten und nur auf Grund einer genauen Beobachtung der auf dem antiken Boden heimischen Naturerscheinungen begriffen werden können. Nur hätte sich F. nach unserer Ansicht davor hüten sollen sich auf das Gebiet der Luft und des Wassers zu beschränken und diesen beiden Elementen eine Bedeutung beizulegen, die sie in Wirklichkeit nie besessen haben. Daß in der That einzelne der von F. gedeuteten Mythen auf Luft- und Wassererscheinungen zu beziehen sind soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden: ich erinnere z. B. an die schöne Erklärung des Mythos vom Widder mit goldenem Vliese, worin F. mit großer Wahrscheinlichkeit eine mythische Schilderung der vom Kaikias nach Osten getriebenen Wolken erkannt hat (vgl. Hellenika S. 170 f. und Jahrb. f. d. class. Philol. 1875 S. 391) und an den ebenfalls gelungenen Nachweis, daß der *δαίμων* ein Flußsymbol gewesen ist. Dagegen muß seine Deutung der Mythen von Aiaikos, Achilleus und den Töchtern des Proitos schon wegen der zu Grunde gelegten verkehrten Etymologien als durchaus zweifelhaft bezeichnet werden. Außer diesen Mängeln ist auch c unverkennbare Bestreben F.s zu tadeln, Alles erklären und vorzugsweise Heroenmythen zu handeln, obwohl doch gerade diese der Erlangung die größten Schwierigkeiten bereiten. N



meiner Ansicht kann die Heroensage erst dann mit Erfolg bearbeitet werden, wenn die ursprüngliche Bedeutung der sämtlichen Götter, welche meistens einer viel ältern Periode angehören als die Heroen, sicher erkannt ist. Denn in den Göttermythen liegt oft der Schlüssel zum Verständniß der Heroensagen. Eine Deutung der Göttermythen aber ist in der Regel nur mittelst der vergleichenden Mythologie und Etymologie möglich. Wer davon absieht wie F. kann zwar hie und da das Richtige treffen, wird aber meist im Finstern tappen. Eine Vergleichung muß aber stets nach zwei Richtungen hin erfolgen. Man hat nicht bloß die analogen Göttergestalten verwandter Völker, sondern auch die gleichartigen Mythen der verschiedenen Stämme desselben Volkes aufzuspüren, wobei die überraschendsten Einblicke in die Entstehung und ursprüngliche Fassung der Mythen gewonnen werden, genau so wie die vergleichende Grammatik zugleich die verwandten Sprachstämme und Dialekte berücksichtigt. So hat man z. B. um zum Verständniß des Heramythus zu gelangen nicht nur die ihr so nahe verwandte Juno der Italiker, sondern auch die Dione, Artemis, Hekate und Selene zur Vergleichung heranzuziehen und den römischen Mars nicht bloß dem Apollon, sondern auch dem sabinischen Quirinus zu vergleichen. Auch ist wohl zu berücksichtigen, daß oft ein und dasselbe Naturobjekt nach einander ähnliche Göttergestalten hervorgerufen hat, indem z. B. Helios und Selene erst dann entstehen konnten als Apollon und Artemis in Folge völliger Anthropomorphisierung sich gänzlich von den ihnen zu Grunde liegenden Natursubstraten abgelöst hatten\*). — —

\*) Von diesen Gesichtspunkten bin ich in meinen

So viel über den rein mythologischen Theil des F.schen Buches.

Ein dritter Abschnitt desselben beschäftigt sich mit einigen räthselhaften Bauten aus der Mythenzeit, namentlich dem Tullianum in Rom, dem sogen. Gefängniß des Sokrates in Athen, den Thesauren und Labyrinthen, in denen F. Cisternen erblickt. Außerdem bespricht der Verf. eingehend das athenische Erechtheion und giebt von ihm eine beachtenswerthe Analyse, die freilich viel Hypothetisches hat. Hinsichtlich des Tullianum müssen wir ihm wohl unbedingt Recht geben und halten die uns dargebotene deutsche Bearbeitung eines schon fast in Vergessenheit gerathenen, vor 36 Jahren im *Bullettino d. inst. di corrisp. archeol.* veröffentlichten Aufsatzes für um so dankenswerther, weil sonderbarer Weise noch immer archäologische Handbücher erscheinen, welche das F.sche Resultat vornehm ignorieren. Nicht so kann ich über die vom Verf. empfohlene Erklärung der sogen. Thesauren urtheilen, wenigstens ist der berühmteste derselben, das sogen. Schatzhaus des Atreus in Mykenä, das ich selbst vor zwei Jahren besuchen zu können so glücklich war, sicherlich keine Cisterne gewesen, weil alsdann seine Anlage außerhalb der Burg, sein gewaltiger seitlicher Eingang und seine Verkleidung mit Erzplatten unverständlich wären. Auch ist es mir nicht möglich gewesen irgend eine Spur

»Studien z. vergl. Mythol. der Griechen und Römer« ausgegangen, deren beide ersten Hefte Apollon und Mars Juno und Hera behandeln. Im dritten Hefte wird die Deutung des Hermes versucht und auf Grund der Vergleichung mit den späteren Vorstellungen von den Winden der Beweis geführt worden, daß Hermes der älteste Windgott der Griechen gewesen ist.

einer ursprünglichen Verbindung mit der noch jetzt nicht weit von jenem Gebäude vorüberfließenden Quelle Perseia, deren gegenwärtige Existenz Bursian\*) läugnet, zu entdecken.

Die Ausstattung des F.schen Buches ist eine gute, nur wimmelt es von Druckfehlern.

Meißen.

Wilh. H. Roscher.

---

Ehstnisch-deutsches Wörterbuch von F. J. Wiedemann, ordentlichem Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Der Akademie am 23. August 1866 vorgelegt. St. Petersburg, 1869. VIII, 1672 und CLVIII Seiten in Quart.

Grammatik der ehstnischen Sprache, zunächst wie sie in Mittelehstland gesprochen wird, mit Berücksichtigung der anderen Dialekte von F. J. Wiedemann, ordentl. Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Présenté le 13 Novembre 1873. St. Pétersbourg, 1875. 664 Seiten in Octav.

Aus dem inneren und äußeren Leben der Ehsten von Dr. F. J. Wiedemann, ord. Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Der Akademie vorgelegt am 30. Sept. 1875. St. Petersburg, 1876. 497 Seiten in Octav.

Mit diesen drei stattlichen Bänden ist ein einzigartiges bedeutendes Kleeblatt wissenschaftlicher Arbeiten zum Abschluß gebracht, das in diesen gelehrten Anzeigen nicht wohl ganz mit

\*) Geogr. v. Griechenland II, S. 47.

Stillschweigen übergangen werden kann, wenn es eines besonderen Berühmens desselben auch in keiner Weise bedarf. Seit einer längeren Reihe von Jahren schon hat Wiedemann, eins der namhaftesten Mitglieder der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, so gut wie alle seine Arbeit in treuester Hingebung der Durchforschung der Sprache und überhaupt des ganzen geistigen Lebens der Esten gewidmet, er hat den ganzen Umfang der schon sehr zahlreichen estnischen Druckschriften und dazu auch vieles Handschriftliche, wie es insbesondere in den Sammlungen der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat sich aufbewahrt findet, gründlich durcharbeitet, er hat alles was vor ihm an lexicalischen wie grammaticalischen Arbeiten auf dem Gebiete des Estnischen ans Licht gebracht war, in sorgfältigster Weise nachgeprüft und zu alledem allsommerlich das ganze Estenland, also das eigentliche Estland und das nördliche Livland, nach allen Richtungen hin durchwandert, um aus dem Leben selbst sein Material in möglichster Vollständigkeit zusammen zu tragen und darnach erst auf dem nach allen Seiten hin bestbestellten Grunde in bewundernswerther wissenschaftlicher Gediegenheit seine Arbeiten aufgebaut.

Die lexicalischen Bearbeitungen der estnischen Sprache vor Wiedemann lassen sich im Vergleich mit ihm nur als unbedeutende Vorläufer bezeichnen; die werthvollste unter ihnen, die »Ehstnische Sprachlehre für die beyden Hauptdialekte, den revalschen und dörptsche nebst einem vollständigen ehstnischen« [das estnisch-deutschen und deutsch-estnischen] »Wibuche« des verdienstvollen Predigers Aug. Wilhelm Hupel, eines geborenen Weimaraner

die im Jahre 1780 erschien und im Jahre 1818 neu aufgelegt wurde, aber auch in dieser zweiten Auflage lange aus dem Buchhandel verschwunden ist, steht an Umfang der Arbeit Wiedemanns bedeutend nach, und der letztere selbst äußert sich darüber, daß sie bei Weitem nicht ausreiche als Mittel zum Verständniß der estnischen Litteratur, geschweige daß sie ein hinlängliches Material bieten sollte für die wissenschaftliche Behandlung der Sprache, für die Vergleichung derselben mit den verwandten und für die Feststellung ihres Verhältnisses zu diesen. Aus neuerer Zeit giebt es kein, auch nur einigermaßen brauchbares Handwörterbuch der estnischen Sprache, wie häufig sich das Bedürfnis eines solchen in der baltischen Welt auch hat fühlbar machen müssen. Wiedemanns Wörterbuch läßt sich vielmehr als ein allumfassender estnischer Sprachschatz bezeichnen, der alles in sich birgt, was weitestgreifende Durchforschung gedruckten wie handschriftlichen Materiales, aber namentlich auch der lebenden Sprache selbst und reichste Gelehrsamkeit zu bieten vermochte. Mit welch rastlosem Streben aber und in welchem Umfange Wiedemann gearbeitet hat, das zeigt besonders deutlich schon der über hundert große Seitenspalten (1561 bis 1672) füllende Anhang von Zusätzen und Berichtigungen, der sich unmittelbar an das eigentliche Wörterbuch anschließt und dann wieder die reiche Anzahl von »Einschaltungen« (Spalte CL bis CLVII), die den Abschluß des Ganzen bilden. Bei dem Charakter des ganzen Werkes als eines nicht auf den bequemen Handgebrauch berechneten, sondern streng wissenschaftlich gehaltenen Sprachschatzes der estnischen Sprache ist dem »estnisch-deutschen

Wörterbuch« kein »deutsch-estnisches« hinzugefügt, wohl aber ist statt dessen in dankenswerthester Weise von Seite I bis CXLVIII ein überreiches »Alphabetisches Register zu den Erklärungen der ehstnischen Wörter und Redensarten« angeschlossen, von dessen das ganze Werk bezeichnendem Reichthum einen Begriff geben mag, daß zum Beispiel der Artikel »Wolf« 44, »Kind« 54, »betrunken« ebensoviel, »Bewegung« 57, »fallen« 70, »Holz« 81, »gehen« 85, »schlagen« sogar 96 Citate enthält.

In fast noch glänzenderer Weise, als das Wörterbuch, überragt Wiedemanns estnische Grammatik die Arbeiten aller seiner Vorgänger, über die er selbst von Seite 1 bis 49 seiner Einleitung ausführlicher berichtet. Als die im Allgemeinen beste mußte bisher die des Kusalschen Pastors, Eduard Ahrens gelten, die im Reval im Jahre 1843 und zehn Jahre später in durch die hinzugefügte Syntax erweiterter, vermehrter und verbesserter Auflage erschien, der gegenüber Wiedemann aber auch mehreren kleineren Abhandlungen über estnische Grammatik, wie sie namentlich in den Verhandlungen der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat abgedruckt stehen, besondere Anerkennung zollt. Als ein Hauptmangel der Ahrensschen Grammatik darf bezeichnet werden, daß A in zu gewaltsamer Weise nur eine bestimmte Form des Estnischen bevorzugt, ohne den reich entwickelten dialektischen Eigenthümlichkeiten gerecht zu werden, wodurch ihm dann auch, wie Wiedemann sich ausdrückt, »Manches für fehlerhaft oder bloß erfunden und gar nicht wirklich vorhanden gilt, weil es anders lautet als in »Kusal«. In den estnischen Druckschriften hat sich jene dialektische Mannichfaltigkeit bis in die neueste Z

in einem allerdings immer zu hohem Grade vorgedrängt, dem aber läßt sich mit bloßen Gewaltmaßregeln nicht abhelfen. Wie aber am Verständigsten zu verfahren wäre, das hat Wiedemann in einem Aufsätze über »Ehstnische Dialekte und ehstnische Schriftsprache«, der im siebenten Bande der Verhandlungen der gelehrten estnischen Gesellschaft, von Seite 57 bis 80, gedruckt steht, schon vor mehreren Jahren in so ausgezeichnete Weise gelehrt, daß es kein estnischer Schriftsteller unbeachtet lassen dürfte. Ueber Wiedemanns Grammatik selbst ausführlicher zu sprechen, würde hier kaum am Ort sein; es bedarf keines besonderen Hervorhebens, daß sie den sprachlichen Stoff in seinem ganzen unversehrten Umfange giebt, zunächst die »Lautlehre« (§. 1—62), wobei auch ein Abschnitt von mehreren Paragraphen über den »Accent« (§. 49—52) eingeschlossen ist, dann die »Wortbildung« (§. 62—110), die in älteren Grammatiken in der Regel den am Meisten vernachlässigten Abschnitt zu bilden pflegt, darnach die »Formenlehre« (§. 111—175) und zuletzt die »Satzlehre« (§. 176—208). In wie feiner und präciser Weise aber Wiedemann hier überall in die von den Bildungen und Auffassungen indogermanischer Sprache so vielfach abweichenden Eigenthümlichkeiten estnischer Sprache einzudringen verstanden hat, das hat aller gründlicheren Kenner auf diesem Gebiet höchste Bewunderung erregt.

Durch das in jüngster Zeit erst ausgegebene Werk »Aus dem inneren und äußeren Leben der Ehsten« sind die Wiedemannschen Arbeiten über estnische Sprache und über das geistige Leben der Esten überhaupt, wie ich es oben schon aussprach, zu einem höchst bedeutenden Kleeblatt ganz einziger Art abgeschlossen. In dem neuesten Theile dieses Gesamtwerkes bilden den

ersten und umfassendsten Abschnitt (Seite 1 bis 211) »Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, Sentenzen, geflügelte Worte«. Dann folgen, und es wird nicht überflüssig sein eine Uebersicht des ganzen reichen Inhalts zu geben, »Umschreibende, bildliche und verblümete Zeichnungen und Redensarten« (Seite 211 bis 240), »Sprichwörtliche Vergleichen« (S. 240 bis 257), »Wünsche, Verwünschungen, Betheuerungen, Spitznamen« (257 bis 261), »Räthsel« (261 bis 294), »Deutungen von Vogelstimmen und anderen Tönen, der Buchstaben« (295 bis 297), »Spiele« (297 bis 307), »Gebräuche bei Vorkommnissen des Familienlebens« (307 bis 330), »Haushalt: Regeln und Gebräuche, Omina für den ländlichen Haushalt« (330 bis 337), »Witterungsomina« (337 bis 342), »Bedeutung gewisser Tage und Zeiten im Jahre und was dann gethan oder unterlassen werden muß« (342 bis 372), »Heilmittel, natürliche und sympathetische« (372 bis 387), »Zauber und Mittel dagegen« (388 bis 409), »Heilige und bedeutungsvolle Stellen, Opfer und Gebräuche bei denselben« (409 bis 417), »Uebersinnliche Wesen« (417 bis 446), »Abergläubische Vorstellungen von natürlichen Wesen und Naturerscheinungen« (446 bis 459), »Abergläubische Vorstellungen von Andeutungen dessen, was geschieht oder geschehen wird (Omina, Orakel)« (459 bis 471), »Verschiedene abergläubische Gebräuche und abergläubische Vorstellungen von Ursachen und Wirkungen« (471 bis 495).

Eine gleich ausgezeichnete, zugleich reich erschöpfende wie gediegen gründliche, lexicalische und grammatische Bearbeitung, wie dem Estnischen durch Wiedemann, ist, darf man sagen, bis jetzt überhaupt kaum einer anderen Sprache zu Theil geworden, Wenige haben auf sprachwissenschaftlichem Gebiet so wie er alle vorausgehenden Arbeiten so vollständig überwunden und zu völlig veralteten gestempelt, in so großartiger Weise das Neue aufgebaut. Wie aber die gesammte Sprachwissenschaft, bleibt namentlich auch das estnische Volk, so lange sei Sprache überhaupt erklingen wird, für die kostbare Gab die es aus Wiedemann's Hand empfangen hat, ihm wärmstem Danke verpflichtet.

Dorpat.

Leo Meyer.



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 35.

30. August 1876.

Die deutschen Münzen der Sächsischen und Fränkischen Kaiserzeit. Herausgegeben von Hermann Dannenberg. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1876. XX und 510 S. größtes Octav. Mit einer Karte und 61 Tafeln Abbildungen.

Das vorliegende Werk, glänzender in Druck und Papier ausgestattet, als wir es sonst im Allgemeinen bei deutschen wissenschaftlichen Werken gewohnt sind, und mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegeben, ist von größter Bedeutung für die Münzkunde des deutschen Mittelalters, ein Gebiet, auf dem sich bisher die dilettantische Litteratur vielfach in unerwünschter Weise in den Vordergrund gedrängt hat. Denn so groß die Zahl der Münzsammler aller Orten auch sein mag, so gering ist doch die der eigentlichen Münzforscher und Münzkenner. In Folge dieses Uebelstandes, der ja mehr oder weniger auf allen Gebieten sich findet, die zum Sammeln reizen, ist bei Weitem der größte Theil der Werke,

welche von Mittelalter-Münzen unsers Vaterlandes handeln (es gilt das übrigens im Ganzen und Großen auch von vielen Werken des Auslandes über seine mittelalterlichen Münzen), nicht viel mehr als eine trockene Beschreibung von Münzen, wie sie zufällig ein glücklicher Sammler aus den verschiedensten Gegenden zusammengebracht hat, oder es finden sich günstigeren und günstigsten Falls die Münzen einer Stadt oder eines Ländchens zusammengestellt, vielleicht mit dem Abdruck von ein paar Urkunden, welche Münzen betreffen, verbrämt, aber doch ohne weitere Bedeutung, als daß sie, wenn die Beschreibungen und Abbildungen zuverlässig sind (was wieder im Ganzen recht selten ist), einem wirklichen Forscher erwünschtes Material bieten können. Am besten haben noch die gediegeneren numismatischen Zeitschriften vorgearbeitet, die, wenn sie auch aus naheliegenden Gründen manche Spreu mit aufnehmen müssen, doch daneben auch manches Goldkorn enthalten, das in der ordnenden und schaffenden Hand wird, was das rohe Erz oder der Marmor in der Hand des bildenden Künstlers. Und doch wäre es ungerecht sich allzusehr zu wundern, daß es so ist. Seit wann giebt es überhaupt bei uns ein Interesse für mittelalterliche Münzen? Erst seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts tauchen, und zwar lange Zeit sehr vereinzelt, Schriften auf, die es mit einer gewissen Schüchternheit und umständlichen Entschuldigung wagen sie zu besprechen, reich an Irrthümern und mit theilweise entsetzlichen Abbildungen. Wie wenige waren so ihrer Zeit voraus, daß sie für die Geschichte des Vaterlandes und gar für die kleinsten aller historischen Denkmäler irgend welches Interesse hatten

zu einer Zeit, wo man die schönsten Kirchen verbaute, die profanen Bauten des Mittelalters in den Städten, gerade wie das Colosseum in Rom, nur als billige Steinbrüche behandelte? Höchstens Curiositäten, eines Beireis'schen Museums würdig, waren unsere Denare und Brakteaten mit ihren »gothischen« Buchstaben, und unglaublich ist es, was man aus diesen damals alles herausgelesen hat. Freilich mit den antiken Münzen, denen schon seit dem 15. Jahrhundert eine außerordentliche Theilnahme, und mit Recht, gegönnt wurde, konnten sie sich in vieler Beziehung nicht messen. Hier war das Material reicher, in Form und Darstellung eine größere Schönheit und Mannigfaltigkeit, darum wurden sie sorgsamer gesammelt und veröffentlicht und als werthvoll für das Studium der Geschichte und der Antiquitäten überhaupt eher anerkannt. Trotz alledem aber, wie lange hat es gedauert, bis die systematische wissenschaftliche Verwerthung dieses unendlich reichen Stoffes durch Eckhel begann! Und doch, so urtheilt mit Recht die heutige Zeit, wie vieles von dem, was dieser Meister aufgestellt hat, ist jetzt unhaltbar geworden, theils antiquarisch, theils chronologisch, ist doch die von ihm kaum berührte Metrologie erst in neuster Zeit zu der gebührenden Beachtung gekommen! Man vergleiche nur z. B. Eckhels Forschungen und Resultate für die Chronologie der römischen Familienmünzen mit denen in Th. Mommsens vielgepriesener aber leider noch viel zu wenig studierter Geschichte des römischen Münzwesens, und man wird staunen, wie hier die Wissenschaft in zwei Menschenaltern in Methode und Erfolg fortgeschritten ist. Freilich zu solchen Arbeiten gehört ein gewaltiges Material, es las-

sen sich hier die Resultate nicht *a priori* construieren. Darum war selbst ein Versuch zu einer wissenschaftlichen mittelalterlichen Numismatik unmöglich, so lange nicht die großen öffentlichen Sammlungen auch für sie sich öffneten, so lange noch kostbare Funde als Silber in den Tiegel wanderten. Geistreich ist z. B. Lewel's *numismatique du moyen âge*, aber das Material, das ihm zu Gebote stand, war so unzulänglich, daß viele, wenn nicht die meisten seiner Annahmen vor der Kritik sich als unhaltbar erwiesen haben.

Diese vielleicht etwas zu ausgedehnte Einleitung meiner Anzeige erschien nöthig, um einerseits die Schwierigkeit und anderseits die Bedeutung des Dannenbergschen Werks von vorn herein ins rechte Licht zu stellen. Der Verf. ist keineswegs ungerecht gegen seine Vorgänger; er erkennt an, was Joachim, Mader, Götz mit unzulänglichem Material in Bescheidenheit geleistet haben, und ebenso, was in neuerer Zeit in den deutschen und ausländischen Zeitschriften Gutes auf diesem Gebiete erschienen ist. Das Urtheil über Cappe's Bücher ist hart, ja vernichtend, kann man sagen, aber es ist gut, daß dessen Schriftstellerei, die so manchen ernsten Forscher irre geführt, manchem wenigstens allerlei Zweifel an der Treue und Zuverlässigkeit, an Können und an Willen erregt hat, hier durch schlagende Beweise als durchaus werthlos für die Wissenschaft entlarvt ist. Wie die Vorrede und die Einleitung das ausspricht, so wird es im Einzelnen fast auf jeder Seite des Buches erwiesen. Unter den Mit- und Vorarbeitern für die Numismatik des deutschen Mittelalters wird außer Thomsen besonders Heinrich Grote, der unermüdliche, in der Form oft barocke, aber sach-

lich zuverlässige und gewissenhafte Forscher anerkannt, wenn auch, wie das ganz natürlich ist, manche seiner Ansichten nicht getheilt und mit Gründen widerlegt werden.

Behandelt sind nun sämmtliche Münzen aus der Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser, denen noch Lothar angeschlossen ist, also der Kaiser und Könige selbst und ihrer Zeitgenossen: und zwar ist das ganze damalige Reich berücksichtigt, mit Einschluß von Elsaß und Lothringen, der Niederlande, Belgiens und der Schweiz, nur Böhmen, die Mark Verona und das nicht-schweizerische Burgund ist aus besonderen Gründen weggelassen.

Nach dieser Begrenzung des Stoffs folgt ein Abschnitt über das Münzrecht, das zunächst die Kaiser und Könige ausüben. Die weltlichen Herren, so nimmt der Verf. mit Grote an, haben es kraft ihrer Amtsgewalt, die geistlichen durch besondere königliche Verleihung: er ist geneigt, wie auch Grote, eine Ausnahme für die geistlichen Herrn auf altrömischen Territorien anzunehmen, ohne dabei zu verkennen, daß trotzdem besondere Verleihungen des Münzrechts für Worms, Trier und Straßburg bekannt sind. Sollte es nicht wahrscheinlicher sein, daß für andere, Köln, Mainz u. s. w. nur die betr. Urkunden nicht mehr vorhanden sind? Daß in dieser Periode noch nicht, wie früher irrig geglaubt worden ist, eine Verleihung des Münzrechts an Städte vorkommt, darf nunmehr als ausgemacht angesehen werden, auch die Münzen, die nicht den Namen eines Münzherrn, sondern nur der Stadt tragen, sind nicht von der Stadt, sondern nur in der Stadt geprägt. Eine gewisse Schwierigkeit macht der Umstand, daß sich von manchen Orten bischöfliche und kaiserliche Münzen finden. Während andere Forscher

meinen, daß der Kaiser an Orten, wo er das Münzrecht an andere vergeben habe, nicht mehr habe münzen können, glaubt der Verf. nachweisen zu können, und man wird dieser Darlegung zustimmen müssen, daß die Kaiser auch nach Verleihung des Münzrechts an die Bischöfe in deren Städten zeitweilig gemünzt haben. Man könnte freilich bei einer Reihe von Münzen schwanken, ob sie kaiserlich oder ob sie bischöflich sind, bei einer großen Zahl dagegen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sie kaiserlich sind, obwohl schon vorher bischöfliche existiren.

Der Münzfuß ist der Karls des Großen, wonach aus dem Pfunde von 367,2 Gr. 240 Denare geprägt werden: es würde also bei justierter Ausprägung der Denar 1,53 Gr. zu wiegen haben. Nur ist hierbei festzuhalten, daß bei der mangelhaften Technik der Zeit nicht jedes einzelne Stück geprüft werden konnte und geprüft wurde, sondern nur die Masse. Man würde also fehl gehn, wenn man Stücke, die zufällig erheblich leichter sind, deshalb gleich für Fälschungen halten wollte: dafür waren wieder andere Stücke etwas schwerer als das Durchschnittsgewicht forderte. Die Abnutzung durch den Gebrauch und die Oxydierung kommt außerdem in Betracht. Ebenso ist die oft ausgesprochene Meinung irrig, daß das Gewicht der Münzen in einer Art von Progression im Lauf der Zeit abnehme, daß also ganz allgemein aus schwererem oder leichterem Gewicht chronologische Anhaltspunkte gewonnen werden könnten. Daß dem nicht so ist, weist der Verf. an den Münzen von Augsburg, Köln und Trier nach, bei denen sich schon durch die Namen der Prägenden eine längere chronologische Reihe ohne kühne Hypothesen feststellen läßt. Außer den Denare

(Pfennigen) werden nur noch halbe Denare, Obole (Hälblinge, Heller), geprägt: Gold ist vor dem 14. Jahrh. in Deutschland überhaupt nicht ausgeprägt worden.

Der folgende Abschnitt behandelt das Gepräge, die bildlichen Darstellungen auf den Münzen. Die große Mehrzahl zeigt ein Kirchengebäude, theils antik gehalten, wie auf den Denaren Ludwigs des Frommen mit **XRISTIANA RELIGIO**, theils den jüngeren Holzbau, dann das Kreuz in verschiedenen Variationen und mit mancherlei Verzierungen, ferner menschliche Köpfe oder Brustbilder, bald als Portrait, bald Bilder der Schutzheiligen. Außer diesen typischen Darstellungen findet sich aber manches Absonderliche, so z. B. die Hand wie auf den spätern sogenannten Händelshellern, Heilige und Münzherren in ganzer Figur, und daneben auch (und damit kommen wir zum folgenden Abschnitt, der über die Legenden handelt) Monogramme. Regel ist, daß die eine Seite den Münzherren, die andere den Münzort, bez. dessen Heiligen nennt. Doch finden sich auch hiervon manche Ausnahmen. Zuweilen ist gar kein Münzher. genannt, sondern auf der einen Seite der Ort, auf der andern der Heilige, oder aber die eine Seite nennt den Münzort und die andere hat das Gepräge einer ganz besonders beliebten und verbreiteten Münze, wie es vor allen die Cölner mit ihrem **SCA. COLONIA** und später die Goslarer mit ihren Simon- und Judas-Köpfen waren.

An die künstlerische Behandlung der Typen dürfen wir freilich keine hohen Anforderungen machen, neben ziemlich guten und leidlichen findet sich eine große Menge ganz verwilderter Gepräge. Es erklärt sich das theils aus dem

raschen Verbrauch und der dadurch schneller nothwendig werdenden Erneuerung der Stempel, theils auch aus dem Mangel angeübten Stempelschneidern, daher sind denn auch unrichtige, ungenaue, ja selbst unverständliche Inschriften sehr häufig, gerade wie auf den ältesten Siegeln die wunderlichsten Versehen vorkommen. Hierzu gehört auch das auf unzähligen Münzen vorkommende Rückwärtslaufen der Legenden (XEX statt REX), Fehler des ungeübten Gesellen, der nicht bedachte, daß die Schrift umgekehrt auf dem Stempel und nicht auf der Münze stehn soll.

Neben diesen schlecht geprägten Münzen oder vielmehr schlecht geschnittenen Stempeln kommen nun (Abschn. VI. VII) auch solche vor, in denen andere, auch Grote, geradezu im Auslande, besonders in Polen, geprägte Münzen haben finden wollen. Der Verf. meint wenigstens die große Mehrzahl derselben gleichfalls aus den oben angeführten Umständen erklären zu müssen, giebt jedoch zu, daß in einzelnen Fällen solche Nachmünzungen stattgefunden haben mögen und daß außerdem wirkliche Nachahmungen theils wegen Mangels an Originalität der Stempelschneider vorkommen, theils auch daraus zu erklären sind, daß bestimmte Typen, wie die schon erwähnten Kölner und Goslarer, sich überall und namentlich in den Slawenländern einer außerordentlichen Beliebtheit zu erfreuen hatten. Angesichts der von den Kelten nachgeahmten macedonischen Philipp-Münzen, der von Barbaren copierten Münzen Massiliens und der Denare von C. und L. *Cesares* u. s. w. ist allerdings die Annahme barbarischer resp. slawischer Nachahmung bei diesen deutschen De-



naren so kühn nicht. In Folge dieser Nachweisung ist es natürlich schwer wenn nicht geradezu unmöglich, ihnen eine sichere Heimat zu geben, zumal da sie gerade besonders häufig und zahlreich variiert vorkommen.

Ein besonders wichtiger Abschnitt ist der vorletzte, der über die Münzfunde handelt. Die große Bedeutung einer sorgfältigen Behandlung und Betrachtung der Münzfunde für die chronologische Bestimmung der Münzen bedarf kaum der Erörterung. Bei der Aehnlichkeit der Typen, bei der Wiederkehr der Namen Otto und Heinrich in den beiden Kaisergeschlechtern, wie anderer Namen in der Reihe der weltlichen und geistlichen Herren war eine auch annähernde Sicherheit in der Unterscheidung und Zeitbestimmung nicht zu erreichen, so lange man nicht die Funde zu diesem Zwecke ausbeutete. In gleicher Weise ist seit dem Funde von Cadriano (1820) zuerst durch den Italiener Schiassi der Versuch zu einer genaueren chronologischen Bestimmung der römischen Familienmünzen gemacht worden, und auf diesem Wege sind dann mit glänzenden Resultaten Borghesi, Cavedoni, Mommsen weiter gegangen. Der Verf. zählt hier 50 Funde von Denaren auf (ein 51. bei Lübeck (?) gemachter Fund hat noch zum Theil in den Nachträgen verwerthet werden können). Diese Funde fallen in die verschiedensten Gegenden, von Rußland bis Metz, von Schweden und den Faröer-Inseln bis Chur: sie sind natürlich an Umfang und Bedeutung nicht gleich, manche sind außerordentlich reich, andere weniger, manche sind ganz unverkürzt in die rechten Hände gekommen, von anderen ist es wenigstens nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob alles gerettet ist. Der älteste Fund ist der von Obrzycko in

der Provinz Posen, um 973 vergraben, der jüngste von Maestricht etwa aus dem J. 1140. Es würde von Interesse sein auch die Jahre der Auffindung zu wissen, soweit nachzukommen ist. Unter diesen 50 Funden sind wieder 35, die außer deutschen Münzen auch eine größere oder geringere Zahl ausländischer enthalten, arabisches, byzantinische, italienische, französische, englische u. s. w., man könnte sie internationale Funde nennen, sie fallen auch sämmtlich jenseits der Grenzen des eigentlichen Reichs, wenn wir wenigstens die damals noch slawischen Länder Schlesien, Pommern, Mecklenburg als Ausland ansehen. Die übrigen 15 Funde enthalten nur deutsche Münzen und zwar zum Theil mit Beschränkung auf die nächste Nachbarschaft. Nicht ohne lebhaftes Bedauern liest man (S. XIV), daß, während z. B. das dänische Münzcabinet in Kopenhagen dem Verf. in liberalster Weise zugänglich gewesen ist, ihm die Einsicht in die vielen wichtigen Münzfunde, die noch ungeordnet in der Stockholmer Sammlung aufgespeichert liegen, durch den Vorstand derselben, Hildebrand nicht gestattet worden ist: eine Engherzigkeit, die wohl eine stärkere Zurückweisung verdient hätte als der Verf. a. a. O. ertheilt, wo er nur sagt: »ohne Zweifel wird H. Hildebrand, eingedenk der durch diese Abweisung übernommenen Ehrenpflicht, nun selbst dafür sorgen, daß diese Reichthümer nicht länger als todes Kapital liegen bleiben«.

Nach einer Besprechung der Litteratur, die bis jetzt vorliegt (es ist dieser Abschnitt schon oben vom Unterz. berührt worden), wendet sich der Verf. nun zu dem speziellen Theile, der geographisch in 6 Unterabtheilungen zerfällt Lothringen, Friesland, Sachsen, Franken, Schw.

ben, Bayern. Ein 7. Abschnitt behandelt die Münzen, deren Prägstätten nicht zu bestimmen sind, und zwar zunächst die, deren Münzherr bekannt, deren Prägstätte aber unbekannt ist, sodann die, bei denen Präherr und Münzstätte ungewiß ist, endlich die Nachmünzen und die sog. Wendenpfennige. In diesen Wendenpfennigen will der Verf. nicht Münzen sehn, die von den Slawen, sondern nur solche, die für den Verkehr mit denselben in den benachbarten Grenzländern an der Elbe geprägt sind, sie umfassen eine Zeit von etwa 100 Jahren, 970 bis 1060—70. Der Verf. schließt so: zu einer Zeit, wo in Sachsen noch kein Bedürfniß zu selbständiger Prägung war — das Münzprivilegium für den Bischof von Halberstadt ist vom J. 974 und Herzogsmünzen kommen erst von Bernhard (973—1011) vor — werden die Wenden noch weniger selbst geprägt haben: nun finden sich aber schon in dem Obrzycker Funde sog. Wendenmünzen, folglich müssen die anderswoher gekommen sein. Er läßt deshalb die ältesten Wendenpfennige die erste Ausmünzung in Sachsen gewesen sein. Jedenfalls ist von allen Hypothesen, die über den Ursprung der Wendenpfennige aufgestellt sind, diese die ansprechendste, wenn man auch sagen muß, daß sie noch nicht über allen Zweifel erhaben zu sein scheint.

Unter den Münzen Sachsens (damit ich wenigstens auf einen Theil des Buches etwas näher eingehe), denen Westfalen angeschlossen ist, stehn schon die herzoglichen, mit denen dieser Abschnitt beginnt, viel Interessantes und Neues. Nach den Funden darf der Beginn der Prägung ums Jahr 1000 gesetzt werden, wo Bernhard I., Hermann Billungs Sohn, mit

*Bernhardus dux* und *in nomine domini* münzte. Sein gleichnamiger Sohn behielt das Gepräge bei, aber es finden sich auch Münzen von ihm mit dem Münzort Lüneburg. Auch wird ihm ein Denar beigelegt, der auf beiden Seiten den Namen Bernhard trägt und von Thomsen irrig einem Lipper Grafen zugeschrieben worden ist: ein anderer hat auf der Rückseite die Legende *GEFRIDENARIU*, was wohl am einfachsten in *Godefridi denarius* aufgelöst wird, so daß sich der Münzmeister, wie auch sonst vorkommt, genannt hätte. Endlich giebt es eine Münze von ihm, auf der er sich *dux Saxoniae* nennt, während sonst nie auf Münzen der Name des Herzogthums genannt wird. Sein Sohn Ordulf heißt auf Münzen Otto, wie er auch von einzelnen (nur nicht-sächsischen?) Chronisten genannt wird: geschah es mit einer gewissen Anlehnung an die Kaisermünzen? Mit ihm und neben ihm findet sich der Name *Heremon*, in dem der Verf. dessen Bruder Hermann erkennt, als seine Münzstätte ist unzweifelhaft in dem auf mannichfache Weise entstellten *AMVTHON* Emden nachgewiesen und historisch begründet (S. 233 ff. 298. 299). Verdruckt ist S. 233: »nicht allein ist die Form *ODDO* nicht sächsisch« statt »nur sächsisch«, wie aus S. 28 und 235 hervorgeht. Eine einzige Münze des letzten Billunger Herzogs Magnus bildet den Schluß. — Den herzoglichen folgen nun die übrigen, zunächst Bischof Eberhard von Naumburg (1046–78) und einige vielleicht Naumburger Münzen aus dem Anfange des folgenden Jahrhunderts, dann A Windolf von Pegau und etwas mehr vom E thum Merseburg: auf einem Obol liest m *BRVNO[EPS]WAR* d. i. *Martisburgensis*, 2 einem Denar *CIVI[T. BRVNO]NIS EPI*: di

Bestimmungen sind neu, aber sehr annehmbar. — Ob die beiden Münzen N. 612 und 612<sup>a</sup> dem Kloster Wimmelburg (*Wimodeburg*) mit Recht beigelegt werden, steht dahin, die eine hat OT ... und auf der Rückseite WI...E..., die andere ....COM.. und WI..DEBV .., was der Verf. zu *Otto comes* und *Wimodeburg* zusammensetzt und ergänzt. Das Münzrecht ist für das Kloster nicht zu erweisen, Graf Otto müßte ein Mansfelder als Vogt sein, aber der Name ist diesem Geschlechte, so weit ich sehe, fremd, und schließlich würde man doch eher den Namen des Abtes als des Vogts erwarten. Daß sie aber nach Ostsachsen gehört, müssen wir dem Verf. wegen des Typus zugestehn. — Die Münzen der Abtei Quedlinburg sind von Cappe in seiner Art behandelt, zuletzt hat in sorgfältigerer Weise die Denare Leitzmann in der Zeitschrift des Harzvereins 1872, S. 164—70 zusammengestellt, doch ist von Dannenberg manches anders angeordnet, einige sind ausgeschlossen, einige hinzugefügt. Es giebt Münzen von König Otto III. mit S. Servatius, eine ohne Königs- und Aebtissin-Namen mit S. Dionysius, und endlich Münzen der Aebtissinnen Adelheid II., Agnes I. (um 1100, nicht wie durch Druckfehler dort steht 1200) und Gerburg. Von Legenden sind merkwürdig: DEXTERA DON d. i. *domini* (*sc. exaltavit me*) und auf einer andern Münze ELECCIO MEI, die schwerlich anders als mit dem Verf. als Gedächtnismünze auf die Wahl erklärt werden kann: Cappe faßte es als: von mir ausgewählter, Gegenstand meiner Wahl, und versteht darunter n Kaiser! — Dem Bisthum Halberstadt wurde, wie oben schon berührt ist, 974 das Münzrecht verliehen, doch sind Münzen von Ideward (968—95) noch nicht zum Vorschein

gekommen. Erst Arnulf (996—1023) ließ prägen, die eine mit dem Gepräge der sog. Adelheids-Münzen (s. u.), die andere mit HALBERSTIDI, die für die Bestimmung der ersten entscheidend ist, und eine dritte mit dem Typus der Kölner Münzen. Brantog (1023—36) setzte zuerst den Namen des h. Stephanus als des Schutzpatrons der Kirche auf die Münze, wenigstens sollen die Buchstaben SSSIET...MR sicher nichts anderes bedeuten, und ebenso sein Nachfolger Burchard I. (1036—59), der sich auf einer PRESVL statt *episcopus* nennt, was sonst diesseits des Rheins auf Münzen nicht vorkommt. N. 628 befindet sich auch in der hiesigen städtischen Sammlung\*) mit S.STEPH.... und BVRCH.....AEPC+, ein 2. Exemplar hat: SSS..T..sō MR und B[VR]CHARDIGRAEPC+, der Stempel der 2. ist von ganz andrer Hand, leider ist die Vorderseite durch Doppelgepräge in der Inschrift beschädigt, das AR auf der Rückseite ist durch ein umgekehrtes A mit angehängtem R gegeben. Burchards II. (1059—88) Denare haben die Umschrift HALVERSTIDI und in der Mitte ein Kreuz, in dessen Winkeln sein Name B—[V]—C—O, die Rückseite hat auf dem einzigen bisher bekannten Exemplar der Leipziger Universitäts-Sammlung ein zweithürmiges Kirchenportal mit der Umschrift .....CVS M. Der Verf. vermuthet, daß man auf bessern Exemplaren unter dem Portal einen Kopf finden, die Inschrift wohl den Namen Stephanus zeigen werde. Ich freue mich aus dem

\*) Die hier zu erwähnenden Münzen der hiesigen städtischen Sammlung sind aus der berühmten Auguschen Sammlung, die von der Stadt angekauft worden ist, wie auch Wiggerts' Halb. Münzen, unter denen doch keine Denare waren.

hiesigen Exemplar die erste Vermuthung bestätigen zu können, der Kopf (des Stephanus) ist deutlich, und von der Inschrift .EINRI..., was mit obigem Exemplar zusammen HEINRICVS.M. geben dürfte, die andere Seite hat deutlich HA..ERSTIDI+ und im Kreuz in der Mitte nicht B—V—C—O, sondern B—VC—C—O. Außerdem besitzt die Sammlung einen Denar mit undeutlichen und unverständlichen Inschriften, jedenfalls eine Nachmünzung, in den Kreuzeswinkeln steht C—V—C—O, ich möchte ihn nach dem ganzen Habitus fast für einen Wendenpfennig halten. Ob N. 630 dem Bischof Stephan oder Herrand zuzuschreiben ist, darf bezweifelt werden, sie hat auf der einen Seite SC. STEPHANVS, auf der anderen ....HAHS (die Abbildung würde eher ....HANS lesen lassen), was der Verf. in [STEP]HANS ergänzen möchte, aber der Bischof nennt sich in Urkunden, so viel ich weiß, Herrand und nicht Stephan, also auch wohl auf Münzen. Es läge demnach näher auf beiden Seiten den Namen des Heiligen zu sehn, sonst würde ich der Zeit nicht widersprechen und die Münze trotzdem wie die folgende, die schönste unter allen Halberstädtern, mit dem Namen des h. Stephan auf der einen und des h. Sixtus als zweiten Patrons auf der andern Seite, ihm oder seinem Gegenbischof Friedrich zuweisen. Schon in der Uebergangszeit steht Reinhard (1106—23), von ihm existieren nicht nur Denare (ein mäßig erhaltenes Exemplar wie N. 632 besitzt die städtische Sammlung, es stammt aus dem Sandersleber unde 1842) theils mit S. Stephanus, theils mit em Goslarer Typus, sondern auch Halbbrakaten. Der eine von den Denaren ist durchappe, der statt REINHARVS, wie gute Exem-

plare deutlich haben, [DITM]ARVS lesen wollte, dem Bischof Ditmar von Halberstadt zugeschrieben worden. Dieser Ditmar ist aber gar nicht wirklicher Bischof gewesen, hat also unmöglich münzen können: er starb übrigens nicht wie Dannenberg sagt, am 16. Febr., sondern am 10. Febr. 1089, wie eine Urkunde Bischof Reinholds ohne Datum (*in anniversario Thetmari episcopi designati die, qui est IV. Idus Febr.*) und das Necrologium des Bonifacius-Stiftes (s. Zeitschr. des Harz-Vereins 1873, S. 432) erweist. Kaiserliche Münzen sind in Halberstadt nicht geprägt worden. — Nach Anführung eines Halbbrakteaten, den Leitzmann der Abtei Nienburg a. d. Saale zugewiesen hat, folgt Magdeburg. Hier giebt es kaiserliche Münzen von Otto III., Münzen ohne Namen des Münzherrn, die die Stadt und daneben meistens den h. Moritz nennen, und endlich erzbischöfliche von Hartwig, Heinrich I. und Adelgot. Daß auf den Halbbrakteaten Heinrichs der Name (SI) DEFRIT den Vogt bezeichnen sollte, will mir nicht recht in den Sinn, trotzdem daß auf einigen ein A hinter dem Namen steht, dieses A findet sich auf N. 661 auch hinter dem Namen des Erzbischofs. Die Schrift ist auf den meisten Münzen dieser beiden Erzbischöfe ziemlich entstellt, während das eigentliche Gepräge gar nicht übel ist. — Sehr erheblich ist in Goslar gemünzt worden, nach des Verf. Beweisführung zuerst seit Heinrich III.: die Münzen tragen fast sämtlich, wie schon oben erwähnt ist, die beiden Heiligenköpfe von Simon und Judas, ein Gepräge, das für manche andere Orte zum Muster genommen wurde, der Verf. hat diejenigen Nachahmungen, für welche sich der Münzor nicht nachweisen läßt, hier gleich angeschlossen



— Die Abtei Helmstedt ist durch einen einzigen Denar vertreten, der auf beiden Seiten den Namen des h. Ludgerus zeigt. — Die Hildesheimer Münzen, die Cappe auch behandelt hat, sind erheblich purificiert, viele sind nach Speier, andere nach Straßburg gewiesen, andere neu dazu gekommen. Die kaiserlichen (Otto III., Konrad II. und Heinrich III.) bieten den Namen des Herrschers und auf der Rückseite SCA. MARIA, die bischöflichen von Bernward und Godehard, auf der Rückseite den Namen der Stadt, die des Azelin noch unerklärte Schrift, außerdem giebt es Münzen mit SCA MARIA und HILDENESHEIN mit verschiedenen Entstellungen. Eine besondere Freude für mich ist es gewesen, daß, wie ich einst in diesen Blättern (1856 S. 142) Cappe's Lesung LIVNDBVRG (Lüneburg) auf Bernwards-Münzen angefochten und MVNDBVRG vorgeschlagen habe, Grote und der Verf. die Münze ohne Weiteres nach Mundburg legen. — Zwei Münzen von Stade und drei von Bremen bilden den Schluß des eigentlichen Sachsens, in Westfalen sind Corvey und Dortmund von besonderer Bedeutung.

Doch es würde den Raum dieser Blätter überschreiten, weiter ins Einzelne und auf Einzelnes einzugehn, als ich schon gethan habe. Es mag zum Schluß nur noch der auf sächsischem Boden geprägten sog. Adelheidsmünzen Erwähnung geschehn, die der Verf. S. 450 ff. behandelt. Die Vermuthung von Friedländer, bei Gelegenheit der Beschreibung des Obrzyckoer Fundes, daß diese Münzen, die auf der Hauptseite Namen und Titel des Königs Otto und auf der Rückseite ein Kirchengebäude mit dem Namen der Adelheid in verschiedenen Variationen zeigen, nicht von Otto I. und seiner Gemahlin Adelheid

geprägt seien, sondern von Otto III., bringt der Verf. zur Gewißheit, er sieht in ihnen Vormundschäftsmünzen aus der Zeit 991—995, abgesehen von den sehr wahrscheinlichen Nachmünzungen: denn sie kommen in den ältern Funden gar nicht vor, und Otto heißt auf ihnen immer *rex*, nicht *imperator*. Ueber ihre sächsische Heimat ist kein Zweifel gewesen, der Verf. möchte sie, da Goslar damals noch nicht Markt war und deshalb wohl auch keine Münze hatte, nach Magdeburg weisen, wohin das Harzsilber zur Prägung gebracht sei.

Mit herzlichem Danke für die reiche Belehrung nehmen wir von dem ausgezeichneten Buche Abschied, das mit Fülle des Materials und außerordentlicher Sorgfalt der Behandlung Klarheit der Darstellung und Uebersichtlichkeit in jeder Beziehung verbindet. Auch die 61 Tafeln sind vortreflich: eine von H. Kiepert gezeichnete Karte giebt eine Uebersicht über die Münzstätten Deutschlands von 919 bis 1137. Möge recht bald ein S. 497 in Aussicht gestellter Nachtrag nöthig werden.

Halberstadt.

Dr. Gustav Schmidt.

Histoire générale de la musique. Par F. J. Fétis. Paris. Didot frères. Tome 1. VIII und 577 S. 1869. — T. 2. S. VI. 421. 1869. — T. 3 S. 581. 1872. — in Octav.

Der Verf. dieses umfangreichen Werkes, 1 storben 1871 im 87. Lebensjahre, hat sich durch theoretische und historische Studien einen Namen gemacht und ist dafür zu rühmen, daß

sein langes Leben hindurch mit Fleiß und Ausdauer gearbeitet, um das Beste zu geben; auch hat er ein Gutes zuwege gebracht, die Biographie universelle des musiciens, deren zweite Auflage kürzlich vollendet und von keinem ähnlichen Werke übertroffen ist an Mannigfaltigkeit des Materials. Getadelt ward er mannigfach um Flüchtigkeit, auch Kritiklosigkeit bezüglich der Quellen und sicheren Datierung; nicht minder um eine breite Geschwätzigkeit und Selbstgefälligkeit, worin jedoch sein Hauptkritiker, -Gegner und Landsmann Coussemaker ebenfalls ein Uebriges that. Da ihre Bahnen verschieden waren, sind beide eigentlich nicht zu vergleichen; anerkannt muß werden, daß C. an gelehrter Forschung, Kenntniß des Mittelalters und der kirchlichen Literatur den Vorrang behauptet, während Fétis an Darstellungsgabe, auch wohl an künstlerischer Natur ihn übertraf. Hinzufügen müssen wir zu Gunsten Fétis', daß er deutsche und englische Bücher reichlicher gelesen hat als die Mehrzahl seiner französischen Kritiker. — Uebrigens sind jene beide wie im Vaterland so auch in der Art Vaterlandsliebe, die man heuer Chauvinismus nennt, nahe verwandt; wer aber diese Denkungsart tadelhaft findet, vergesse nicht daß Jungdeutschland anders als seine Ahnen hierin mit den Welschen gern wettläuft.

Der I. Band bringt außer der Vorrede eine Introduction, welche den allgemeinen Grundriß des später Ausgeführten geben will, aber nach zwei Seiten abschweift, indem sie theils manches vorausnimmt was an andrer Stelle unverändert wiederkehrt, anderseits Andeutungen giebt, deren breitere Ausführung man vergeblich sucht. Dieses und andre buchliche Unzuläng-

lichkeiten mögen wir mit der Weite des Plans und der langjährigen (vor 60 Jahren begonnenen) Arbeit, die nicht jeden Augenblick das Ganze übersieht, entschuldigen; ein abschließendes Urtheil wird erst möglich, wenn alle 8 Bände vorliegen mit vollständigen mehrfachen Registern. Nicht verhehlen können wir schon hier, daß die unübersehbliche Masse ethnologischer, kraneologischer, psychologischer, paläontologischer Excurse\*), welche durch das ganze Werk hindurch ziehen wie ein rother Faden, weder durch Fétis innerlich bewältigt ist, noch zur Musik-Geschichte das Geringste beiträgt; diese elegant und rhetorisch aufgeputzte Polyhistorie schadet dem Gewinn, den man aus den positiven Darstellungen wirklicher Musik sich gern aneignen möchte, da sie mehr zerstreut und ermüdet als belehrt. — Dennoch glauben wir aus der Introduction eine kurze Uebersicht geben zu müssen, um sowohl den Plan als die Methode neben einigen Resultaten so vorstellig zu machen, daß man aus den vorliegenden Bänden auf die noch nicht erschienenen schließen möge: welcher dauernde Werth dem Lebenswerk des Verf. zu weissagen sei.

Die erheblichsten unter den 18 §§ der Introduction sind nächst den allgemein räsonnirenden ersten drei, die folgenden: § 3 über die

\*) Einer der gemüthlichsten Excurse dieser Art befindet sich in T. 1 p. 480 fg. Note A, wo die cannibalschen Australier unsrer Tage mit den antediluvialen Höhlengerippen, den Pfahlbauern, den diluvialen und postdiluvialen Scandinaven confrontirt oder parallelisirt werden in puncto der »question primordiale:« wie die Mensch der ältesten Menschen beschaffen sein muß nach Maaßgabe ihrer Hirnschädel und ihrer chronologischen Wiege im Bezirk des Stein-, Bronze- oder Eisalters (480. 486) und so fortan.

Polynesier, ihre aufs Tetrachord beschränkte Sangweise nebst ihren primitiven Instrumenten — § 4 die Neger und les populations où le principe noir domine (p. 49) — von denen die Papuas obwohl schwach an Gehirn, doch gute Melodien besitzen, vielleicht von Malayen empfangen (21) — § 5. Finnen, mehr poetisch als musikalisch — § 6. Mongolen, beschränkt fortschrittlich, erfinden die pentachordische Scale ohne Halbtöne; China und Japan gehen weiter in instrumentaler, nicht melodischer Erfindung — § 7. Mexico und Peru, wahrscheinlich semitisch bevölkert, haben künstlichere Sangfiguren, ähnlich den arabischen — p. 103 wird eine Melodie mitgetheilt, die auch uns wohl lautet, was sonst das Arabische selten thut\*). — § 8. Semiten u. s. w. — § 9–10. Arier, Hellenen, Germanen — § 12. Griechische Musik. — § 14. Der barbarische Anfang der (mehrstimmigen) Harmonie bei den peuples du Nord — Teutonen und dergleichen — nach den bekannten Dogmen J. J. Rousseaus Encyclop. de mus. p. 3 — endlich § 18 Principien der Musiktheorie.

Die Specialübersicht der einzelnen Bücher und Bände zeigt nun eine Gliederung die in manchen Stücken von jener »Einleitung« abweicht, wofür Préface V. VI Gründe angegeben werden die nicht völlig genügen; denn um eine psychologische Vorhalle (VI, 12), zur eigentlichen Geschichte zu heißen, durfte sie nicht wie später geschieht, mehrmal an andern Wendepunkten fast unverändert wiederkehren. In der Einthei-

\*) Ueber die sichere Aufzeichnung und Auffassung dieser und verwandter Tonstücke ist seit Jones (1792) (Musik der Indier) mancher Zweifel erhoben; doch bei dem was J. aus eigener Anschauung niedergeschrieben, scheint uns kein Grund zum Zweifel vorzuliegen.

lung der nun folgenden »histoire de la musique véritable« fällt zuweilen die Ungleichheit der Gliederung auf, was aber weniger tadelhaft scheint, da die verschiedene Gestalt der nationalen Kunst nach den Religionen und Culturstandpunkten in Gelehrsamkeit, Tempeldienst, Sprache, Sang und Spiel (vocal-instrumental) eine schablonenmäßige Einrahmung nicht zulassen würde. Dagegen wäre ebenso erwünscht als erfüllbar eine jedesmalige präliminare Aufzählung der testes classici — namentlich, chronologisch vollständig, nicht bloß sporadisch citiert; danach die Grundlegung des Tonwesens (Scala, Instrumente u. s. w.), möglichst verglichen mit dem physikalisch-akustischen Wissen der jeweiligen Zeitbildung: hierin hat Helmholtz der Physiker alle Musikhistoriker bisher übertroffen.

Vol. I enthält nun als eigentlich erzählenden Inhalt die Musik der Aegypter, Assyrer und Juden; Vol. II Araber, Muhamedaner, Inder und Perser; T. III Kleinasiaten, Hellenen, Etrusker, Altrömer bis zur Weltherrschaft; T. IV Christenthum, Barden, Minstrels und Minnesänger — deutsche und keltische Volkslieder bis 1400; T. V wird enthalten die harmonische Entwicklung der geistlichen und weltlichen Musik bei den christlichen Völkern bis 1500; T. VI die Erfindung der Oper, des Oratoriums, der Instrumentalmusik; T. VII. VIII die Zeit von 1750 bis 1860 — T. VIII wird nach dem Schluß der Geschichte eine Literatur der Musik und die Anfänge (tentatives faites) einer philosophisch Erkenntniß der Kunst bringen. Wir vermissen in diesem Plan das rhythmische Verhältniß. Theile: denn schwerlich werden Vol. I—IV viel positiven Inhalt besitzen können als T. V—V

deren Inhalt schon an sich über das Doppelte schwer wiegen müßte und auch für die Leser — nämlich die europäische Mehrheit — mehr als zehnfaches Interesse haben würde.

Die ägyptische Cultur, im I. Buch (T. 1, p. 187), dem semitischen Stamme eingeordnet, wird vorzüglich aus den neuesten Entdeckungen entwickelt, mit seltsamer Verflechtung des antiken, des griechisch-arabischen und des modernen Tonwesens. Weitläufige Erzählungen aus der dunkeln Urzeit der Königshäuser, der mythologisch astrologisch mathematischen Symbolik, begleitet mit hübschen — übrigens schon ziemlich bekannten Holzschnitten, welche die priesterlichen Harfner darstellen als hochgestellte Personen (*d'une condition élevée*) — dieses und Aehnliches was auch bei Bertrand, Bauquier und Tiron mit Beifall hervorgehoben ist, wird hier wie später bei Assyern und Griechen mit Wohlgefallen dargelegt; ingleichen die fortschrittlose Stabilität jener Zeiten und Völker, woraus denn der nicht üble Schluß gezogen wird: man dürfe doch wohl den Gesang der heutigen Kopten, wie er durch Villoteau 1799 aufgezeichnet worden, als Abkömmling altägyptischer Hymnen anerkennen. Wir finden die weitläufige Melodie auf die Worte *Alle ye e yée logo orio gouo* (Alleluja), wie sie S. 205 mitgetheilt wird, nicht so durchaus langweilig wie Villoteau das thut, wenn wir auch das lange jubilus-Melisma das über die Hälfte der 108 Takte einnimmt, wunderbar rhytmisirt finden; doch ist ein fester Grundton merkwürdig, der dem phrygisch-äolischen des Mittelalters ähnlich hindurchklingt. Jedenfalls ist dieses villoteau-ägyptische Stück verständlicher für unsre rationelle Auffassung, als das bald folgende abyssinisch-äthiopische

S. 211, welches dem uns mehr widerstrebenden Arabischen näher anklingt. — Die Feststellung einer sicheren Scala = échelle de tonalité, als vorwiegend chromatischer, aus bloßer Vermuthung (227) genügt uns nicht; Fétis hat diese aus einer ägyptischen Flöte des Florentiner Museums entwickelt und widmet ihr 14, mit Anschluß verglichener arabischer Scalen 28 Seiten; mühsamer Fleiß ohne eßbare Frucht! nur daß die häufigen Inserate von holzschnittigen Harfnern nebst einzelnen ganz leidlichen Melodien (252—262) die aber als syrisch arabische sollen nach Cairo importirt sein — uns unterweilen erquicken. — Von Instrumenten werden neben Harfen und Flöten die tambours de basque = Tambourin, LXX τύμπανον, Hebr. Toph am meisten genannt als praecipuum der ägyptischen Semiten, und daraus später die Schlußfolge gezogen, daß überall, wo jene Art Pauke sich blicken lasse, dieselbe zweifellos auf Mirjams Urpauke Exod. 15, 20 als semitisches Kunstwerk zurückdeute (287).

Einen sonderlichen Beweis der Conjectural-Kritik, wie sie nur diesem allbelesenen Bibliophilen zu Gebote steht, giebt die Beschreibung und Erklärung der ägyptischen Musik-Notation ohne bestimmte Zeitangabe, folgendermaßen: S. 295 cap. 6 wird gefragt: Hatten die Aegypter Notenschrift? a) Jo. Damascenus (p. C 750) wird zuerst genannt als Restaurator des Gesanges der morgenländischen Kirche, als Hymnendichter, als Erfinder der noch jetzt in derselben gültigen Notenschrift (296); b) alle antiken Völker haben ihre Notation aus ihrem Alphabet genommen; alle von China, Indien bis Griechenland (297); — c) in der Musik war den Aegyptern jede Neuerung verboten; um dieß durchzu-



setzen, bedurfte es einer Notenschrift; d) eine solche besaßen die orientalen Griechen, welche der demotischen Aegypterschrift ähnlich sieht, was sicherlich nicht zufällig sein kann — — — e) Da nun keine Reliquie altägyptischer Noten bisher aufgefunden, so bedarf es nur des Beweises, daß die Byzantinische der Demotischen ähnlich ist (299); diesen Beweis soll nun das Tableau comparatif des signes du chant de l'église grecque et des caractères de l'écriture égyptienne geben (301) — wo neben einander koptische, demotische, neugriechische verzeichnet sind! — Wer die drei Arten ansieht wird erstaunen über die Aehnlichkeit der byzantinischen und demotischen, wie über die Unähnlichkeit der demotischen und koptischen, durch beide aber weder von der musikalischen Geltung der ägyptischen, noch von der melodisch rhythmischen Bedeutung der byzantinischen Notenschrift überzeugt werden. Es scheint daher, daß diese letztere der ägyptischen S. 303 — 315 ungehörig angehängt sei, wogegen die althellenische späterhin T. 3 S. 111—140 nach den neueren Ermittlungen von Beller mann und Westphal genügend richtig, obwohl weit-schweifig dargestellt wird. Ueber die neugriechische Tonübung, welche auch in Rußland und Armenien noch heute gültig ist, wird der Uebersicht nach im T. 4 gehandelt werden; möge sie nur etwas heller sein als die Handbücher der Griechen selbst, die vieler Orten der mündlichen Erläuterung bedürfen ... hier aber, bei Fétis, ist sowohl die Beweisführung der syllogistischen Kette ungenügend, als die Vermischung der Volk- und Zeit-Perioden irreführend.

Mit diesen Andeutungen und kurzen Bei-

spielen von Inhalt und Darstellungsweise des umfangreichen Buches glauben wir eines weiteren Berichtes über die einzelnen Geschichten nach Völkern und Zeiten überhoben zu sein, und wollen dafür die Aufmerksamkeit lenken auf manches Gute, was der arbeitselige Sammelgeist zusammen getragen aus viel tausend Büchern. Das beste Theil wird für neugierige Liebhaber wohl scheinen die nicht geringe Anzahl Melodien unbekannter oder ferner Völker, wo zwar die Kranioskopie nicht immer bewährt, daß die hirnreichsten allemal die kunst- und tonreichsten sind, dagegen manche eigenthümliche Gestalten fremdartig reizend uns ansprechen; wobei dann nicht zu übersehen, wie schwierig die Kritik der Aechtheit sei, wenn ein Europäer in wildfremden Tonsystemen sich erst orientieren muß. Da hilft dann die Analogie im Vergleichen verschiedner unabhängiger Zeugen, und im Vergleichen näher bekannter Völker, auch einzelner versprengter Tonweisen, die sich durch Ort und Zeit unberührt bei uns angesiedelt haben: so u. a. der ewigjunge tonus peregrinus In exitu Israel und Magnificat, dessen uralte Gestalt hier 1, 143 ganz heimisch anmuthet: Spuren in Indien und Arabien scheinen vorhanden, woneben das hier parallelesirte pin-darische *χρονία φόρυγξ* verbleicht. Auch der innige Ton der böhmischen Brüder »Herzlich lieb hab ich dich o Herr« ist einem alten Synagogengesang entlehnt, den Forkel erwähnt, Fétis nicht. Merkwürdig sind einzelne aus dem Bereich der farbigen Völker, wo wiederum die Literal-Cultur mehrmals der musikalischen Begabung nicht entspricht, anderswo mit ihr gleichmäßig emporsteigt, also die Spektral-Analyse des Gehirnes nicht ausreicht. Aus Owyhee und C

raibenland sind 1, 13 wehmüthig rührende Töne, aus Canada ziemlich ansprechende, aus Finland dem einst poetisch begabten, rhythmisch wunderliche aufgeführt 1, 14—45; die japanischen, aus Siebolds Sammlung (Leyden 1836) bekannt, sind weniger bild- und geistvoll als die chinesischen 1, 77, deren eine neckisch humoristische Tanzweise in Webers Turandot verwendet ist. Daß andre chinesische, aus Burette längst bekannt, hier übergangen sind, ist eben so auffallend wie die Geringschätzung Amyots des Jesuitenmissionärs (1777), der doch mit Sprache, Wissenschaft und Kunst vertraut war und wohl so viel Zeugniß von Kunde und Wahrheitsliebe giebt, daß wir Fernstehende ihm bis zum Beweis des Gegentheils getrost glauben dürfen. Amyot hat auch die berühmte Kaiser-Hymne\*) aufgezeichnet, ein ernstes schönrhythmisiertes Tempellied, dessen erste Zeile unserem »Wie schön leucht uns« ganz ähnlich klingt: man muß nur aus den Tönen richtig herauslesen, daß es jambische Achtzeilen sind, was mir einst Ellissen ausdrücklich aus den Worten bestätigte; dann wird man die armen Chinesen nicht verstümmeln um sie zu verhöhnen, wie A. B. Marx that in Schillings Encyclop. s. v. China. — Von indischen Melodien sind ein Theil aus Jones und Dalberg (Ind. M. 1792) entlehnt, andre aus Edward Horn indian melodies 1813; manches Hübsche und Anmuthige darunter 2, 229—226 — mehr originell und lebendig jedoch die siamesischen, 2, 343, und einige persische 2, 386, die noch nicht unter arabischem Einflusse stehen, wie die späteren des Mittelalters. Jene Siamesen und vorislamitischen Perser sind gleichwie die edlern unter den Negervölkern,

\*) Mémoires concernant l'histoire des Chinois. Paris 1758. T. 6 p. 184.

der europäischen Musik näher als die Araber und andre, qui sua tantum mirantur.

Bezüglich der theoretischen Historie, welche der Tonlehre fast noch unentbehrlicher ist als anderen Künsten, wäre hie und da größere Gründlichkeit erwünscht. Zwar wird die Scala Pythagorea erläutert und ihr die des Ptolemaeus (150 p. C.) als die richtigere gegenüber gestellt als die mathematisch natürliche, aber der Vorzug derselben nicht hinlänglich klar, um aus dem richtigen auch das vergangene Unrichtige zu beurtheilen, das Warum unsres Vorzuges in Mehrstimmigkeit und praktischer Handhabung. Helmholtz hat in seinen Tonempfindungen diese Fragen über historische Entwicklung der Scalen und Harmoniesysteme weiter und wie uns scheint zum Ziel geführt, und war Fétis nicht unbekannt, da H.s gründliches Werk 1862 zuerst erschien. Auffallend ist jedoch, daß H. unsre Scala in den Intervallen  $|| \frac{1}{2} || | \frac{1}{2}^*)$  unklar, unrhythmisch nennt als aus zwei ungleichen Gliedern gefügte, während doch der geschichtliche Gang beweist, daß die ältere griechische Art der Scalenintervalle  $g | a | h^{\frac{1}{2}} c' \quad \text{das } \sigma\upsilon-$   
 $c' | d' | e' \frac{1}{2} f'$

$\sigma\eta\mu\alpha \sigma\upsilon\nu\eta\mu\acute{\epsilon}\nu\omega\nu$  bedeutet, wobei jedoch auch  $c | d | e_{\frac{1}{2}} f \quad (\overline{||}) \quad g | a | h_{\frac{1}{2}} c' | \sigma\upsilon\sigma\tau. \delta\iota\epsilon\zeta\upsilon\gamma\mu\acute{\epsilon}\nu\omega\nu$  im Brauche war.

Daraus ist ersichtlich wie das ursprünglichste der harmonisch melodischen Intervalle, das diatessaron, durchsungen im Tetrachord, die älteste Scala war, gleichwie sie auch die jüngste ist, da noch heute wie in Händels und Bachs

\*)  $|$  bedeutet ganztonigen Fortschritt der Intervalle untereinander,  $\frac{1}{2}$  Halbtonigen — im Mittelalter schrieb man gewöhnlich T = tonus — S = semitonium.

Zeit tiefsinnig schöne Tetrachordmelodien möglich sind, dergleichen sogar Beethoven in op. 59 Fdur Hauptsatz und sonst öfter, als Fundament der gewaltigsten Tongestalten gebraucht. Zwei unverbundene Tetrachorde bieten nun unsere pythagorisch erzogenen Scalen:  $c d e f — g a h c = || \frac{1}{2} (I) || \frac{1}{2}$ , wo demnach der pyramidale Rhythmus herrscht, dessen Mitte der Schwerpunkt, außer der Bewegung steht: Symmetrie der Glieder, um ein Centrum bewegt, daher die Griechen sonderbar, doch ihrer Weise ganz gemäß, den Ganzton definirten: *τόνος ἐστὶ τῶν πρωτῶν συμφωνιῶν διαφορά* = Ganzton ist, was zwischen den Hauptconsonanzen (Quarte und Quinte) in der Mitte steht. Die tiefgehende Bedeutung der pythagorischen Scala, welche ja der Hintergrund der ptolemäischen ist, bezeugt sich auch in den mannigfaltigen zerbrochenen, gleichsam beschädigten, wo die Halbtöne oder Leittöne\*) — *notae sensibiles, subsemitonium modi* — vermieden werden, wie in den seit Fink so genannten indisch gälischen Scalen als  $c d e g a c | d f g a c d | f g a c d f$  u. a., wo immer eine scheinbar harmonische Lücke übersprungen und entweder durch kühne melodische Wendung der Mangel verdeckt, oder durch spätere kirchliche Modulation ein Anderes an die Stelle des Fehlenden gesetzt wird. Man nennt diese Scalen auch pentachordische, mit Weglassung des Wiederholungstones der Octave; ähnlich der (angeblich) pythagorischen *λίγα ἐπὶ τὰ χορδοῦς* (c.....h), was wir Octave (c.....c') nennen würden, *διαπασῶν*.

Es ist aber diese Lückenhaftigkeit, die sich in Europa und Asien bei alterthümlichen Scalen

\*) Die instinctive Furcht vor dem Mißton des (melodischen) Tritonus beruht auf demselben Grundsatz; denn der Tritonus ist Subsemitonium der Quinte.

fast einstimmig an denselben Stellen befindet, nicht anders als durch Rückführung auf ein gemeinsames Ganzes zu begreifen; als solches erscheint zwanglos die altgriechische Tonleiter, heiße sie nun pythagorisch oder indisch, habe sie eine oder zwei Octaven: das grundlegende *σύστημα τέλειον*, welches uns anschaulich ist auf dem universalen Tonbrett der Claviatur. Selbst die wunderlichen chromatischen Scalen, die uns in asiatischen und altgriechischen Systemen begegnen — getheilt in chinesische Zwölftel, indische Einundzwanzigstel, arabische Siebzehntel, die sich die Neugriechen aneigneten als Achtundsechzigstel ( $= 4 \cdot 17$ ), alle sind nur verständlich als Bewegungen innerhalb der Octave, die eben als bewegte allerlei Volks-Launen und nervösen Neigungen unterworfen, aber niemals gänzlich vom Grunde des Systems losgerissen sein können ohne nichtig zu werden. Ueber jene nervöse Vieltheilung hat Helmholtz wichtige Aufschlüsse theils hypothetisch, theils abschließend gegeben; unsere heutige Scala dagegen, die zugleich uralte, beruht nach der trefflichen Auseinandersetzung H. Bellermanns (vgl. d. Bl. 1873 p. 712) auf der in sich geschlungenen Periode dreier Dreiklänge  $= 3 (2 : 3)$ , und ist damit mathematisch und musikalisch unwandelbar, der feste Untergrund der seit Palestrina vollendeten Tonkunst.

Da unser Autor Fétis auch die Theorien der auswärtigen Systeme berührt, so ist es zu beklagen, daß er nicht auch auf die Fragen der Möglichkeit jener unerklärlichen Scalen anderer Völker eingeht, sondern ihre Deutung entweder stillschweigend übergeht oder leichthin urtheilt, das sei Unsinn. Tröstlich ist dafür, daß er wenigstens bei jenen allzukleinen Intervallen bemerkt, sie seien unfähig, ganze Melodien zu c-

struieren: eine ganze Melodie könne nie und nirgen aus Halb- oder Drittel-Tönen u. s. w. bestehn; man müsse sie daher als Fiorituren dynamischer Natur betrachten, z. B. bei Arabern u. a. — Ausführliche Lehre hierüber wie über manches andere vermissen wir an dem sonst so fleißig und stoffreich angelegten Werke, dem leider so viel Ueberflüssiges eingefügt ist, z. B. die Vitruvii Hydraulos, diese tausendjährige Drehorgel, die noch nicht überwundene crux interpretum, wo man immer vergeblich fragt: Wo ist, was thut das Wasser? und antwortet: Non possumus. E. Krüger.

Ueber deutsche Volksetymologie von Karl Gustaf Andresen. Heilbronn a. N. Verlag von Gebr. Henninger. 1876. VIII und 146 S. Oct.

Wer sich überhaupt mit philologischen Studien eingehender beschäftigt hat, der wird sich einerseits des Reizes, welchen etymologische Fragen in der Regel erregen, andererseits aber auch des Umstandes erinnern, wie wenig gesichert manche Deutungen dunklerer Wörter ungeachtet oder vielleicht gerade wegen des darauf verwandten Scharfsinnes immer noch sind, und es kann hier leicht eine gewisse Abspannung und der Zweifel entstehen, ob die auf etymologischem Gebiete sicher erreichbaren Resultate in dem richtigen Verhältnisse zu der Vorliebe stehen, mit der man sich häufig gerade diesem Zweige philologischer Erudition zuzuwenden pflegt. Wer sich etwa in einer derartigen Stimmung befinden sollte, dem möchte Ref. die Lectüre der bei mäßigem Umfange doch recht reichhaltigen und wirklich fesselnden Schrift des durch verwandte Arbeiten\*) bereits wohlbekannten Herrn Andresen

\*) Wir nennen hier die in dem Verlag von C. G. Kunze's Nachf. (Mainz) erschienene Schrift über deutsche

empfehlen; es verlohnt sich in der That, denselben Gegenstand, welchen der Gelehrte mit Hilfe von Folianten und sozusagen mit dem Mikroskop zu verfolgen gewohnt ist, einmal mit dem ungeschulten, aber auch unbefangenen Blicke des Volkes zu betrachten. Empfängt im Allgemeinen der Drang des Forschenden das Etymon womöglich jedes ihm begegnendes Wortes zu ergründen gerade durch die unbeholfene, nicht selten geradezu naive Bemühung auch des Ungebildeten, mit dem ihm geläufigen Wortvorrathe auch eine entsprechende Fülle von Begriffen oder doch Vorstellungen zu verbinden, eine nicht zu unterschätzende Anerkennung, so kann andererseits gerade dem philologisch geschulten Manne die oft recht glückliche Unbefangenheit, mit welcher sich das Volk an die Lösung etymologischer Fragen zu machen pflegt, vor einem zu ängstlich puristischem Standpunkte zur Warnung reichen. Hier wie so oft in der Wissenschaft hat zwar nicht die rohe Empirie, aber auch nicht etwa die »reine« Theorie allein den Sieg in Händen; dieser liegt vielmehr als Frucht eines friedlichen Compromisses zwischen Theorie und Praxis in dem gedeihlichen Zusammenwirken beider Mächte. So wird auf sprachlichem Gebiete neben dem formell Richtigen auch der sog. Usus nicht nur immer als eine historische Macht fortbestehen bleiben, sondern es ist demselben auch manche anfänglich irrthümliche, mit der Zeit aber völlig legitimirte Bereicherung unseres Wort- und Vorstellungskreises zu verdanken. Belege hierfür bietet die Schrift des Herrn Andresen, die im Allgemeinen auch den neuesten Standpunkt der wissenschaftlichen Etymologie vertritt, in reicher Fülle; daß dieselbe außer der Gelehrtenwelt auch dem weiteren Kreise der Gebildeten sehr viel Anregung, und der Belehrung im Einzelnen natürlich weit mehr bietet, bedarf kaum der Erwähnung.

E. Wilken.

Orthographie und die altd. Personennamen (ebend. 1875) Ueber Volksetymologie und halbgelehrte Verdunkelung älterer oder fremder Worte ward auch auf der letzte Philologen-Versammlung (zu Rostock) ein passend gewählter Vortrag gehalten.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 36.

6. September 1876.

Die Inseln des Stillen Oceans, eine geographische Monographie von Prof. Dr. Carl E. Meinicke. Zweiter Theil. Polynisien und Mikronesien. Leipzig, Verlag von Paul Froberg 1876. VI und 487 S. gr. Oktav.

Meinicke's verdienstreiches Werk über die Inseln des Stillen Oceans liegt uns durch diesen Band nun bereits vollendet vor; er umfaßt die im engeren Sinn sogenannten Südsee-Inseln und trägt alle diejenigen Vorzüge an sich, welche schon von dem ersten Bande in diesen Blättern (S. 211 ff.) zu rühmen waren.

Die damals von dem Unterzeichneten geäußerte Bitte, den angehängten literarischen Nachweisen genauere (Buch, Abschnitt und Capitel bezeichnende) Kopftitel aufzudrucken zur Bequemlichkeit des Nachschlagens, konnte, da der zweite Band dem ersten fast auf dem Fuße nachgefolgt ist, unmöglich berücksichtigt werden. Dieser kleine Nachtheil ist aber natürlich kaum der Rede werth gegenüber dem großen Vortheil, daß wir so schnell in den Besitz eines die un-

endliche Masse der pacifischen Inseln klar übersichtlich und vor allem quellenmäßig zuverlässig darstellenden Werkes gelangt sind; daß es also hier nicht gegangen ist, wie sonst so oft bei uns Deutschen mit umfangreichen wissenschaftlichen Entwürfen, die zu leicht ins Ungemessene wachsen und fern ihrer Vollendung wohl gar in gänzlichem Stocken gerathen.

In die ärgerliche Verwirrung der polynesischen Nomenclatur ist nun gute Ordnung gebracht, und die Art, mit der es geschah, wird man meistens billigen. Man erstaunt, daß ein so grundloser Name, z. B. wie Tuamotu, einem kindischen Antrag auf Umnennung der Paumotu-Inseln im tahitischen »Parlament«, entstammt aus dem officiellen Stil der französischen Colonialverwaltung den Weg finden konnte in unsere besten Karten! In der Bezeichnung der Elliceinseln ist jetzt der Verf. dem Vorgange von Wilkes gefolgt und bekennt (S. 131), daß der von den Missionaren (und früher von ihm selbst) dafür gebrauchte Name »Laguneninseln« wenig zweckmäßig gewählt war, denn alle die unzähligen Atolle des Stillen Meeres verdienen ja diesen Namen. Auch darin wird man dem Verf. beistimmen müssen, (?) daß man den Cook'schen Namen »Sandwich-Inseln« besser ganz aufgibt zu Gunsten der von der größten der Inseln auf die ganze Gruppe ausgedehnten und von der dortigen Regierung ausschließlich gebrauchten Bezeichnung »Hawaii-Inseln« (the Hawaiian islands). Nur die Schreibung Marquesas für *Marquesas*, obwohl sie jetzt von vielen beliebt wird, möchte, so geringfügig die Aenderung erscheinen mag, bedenklich präjudicieren. K ist bekanntlich eigentlich gar kein spanischer Buchstabe; i

Entdecker, Alvaro Mendana, nannte die Inseln gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach dem damaligen Vicekönig von Peru las Marquesas de Mendoza, woraus unser »Marquesas« abgekürzt wurde. Wie weit man die phonetische Methode bei der Schreibung geographischer Namen anwenden darf, harrt freilich noch der Entscheidung; bei spanischen Worten wird man sich indessen schwerlich je für eine Abweichung von der nationalen Schreibweise, wo dieselbe von der Aussprache differiert, entscheiden, man müßte ja sonst nach obigem Vorgange auch Quito in Kito, Queretaro in Keretaro u. s. w. umschreiben.

In Beziehung auf die Lehre vom Klima, von der Pflanzen und Thierwelt der Inseln vermißt man allerdings auch in diesem Bande öfters die innigere Verknüpfung der vereinzelter That-sachen; ja die klimatologischen Bemerkungen lassen es wieder hie und da an Präcision fehlen. So heißt es vom Hawaii'schen Archipel (S. 274 f.): dort bringt der Sommer sonnenhelles Wetter, es fehlt aber »an vielen Stellen, besonders an den Ostküsten« nicht an Regen, im Winter ist »der Regen häufiger«, und dann »wird der Ostwind häufiger von Süd- und Südwestwinden unterbrochen«. Die Deutlichkeit leidet hier wie auch an anderen Stellen zunächst dadurch, daß die Regenhöhe nicht angegeben und vor allem die procentische Vertheilung der ombrometrischen Daten über die einzelnen Jahreszeiten verschwiegen ist. Auf diese Weise schwindet jede Möglichkeit zu fruchtbarem Vergleich. Und gerade für die Hawaii-Gruppe liegen uns ja schon aus den dreißiger Jahren werthvolle neteorologische Messungen vor (in Dupetit-Thouars' Reisewerk). Aus ihnen läßt sich z. B. für das Jahr 1839, wo die Niederschlagshöhe

21 Pariser Zoll betrug, also der von Berlin, Wien und Palermo gleich, aufs leichteste der ganz entschieden nicht mehr tropische, sondern rein subtropische Klimacharakter der in Rede stehenden Inseln berechnen; die Hauptmasse des Niederschlags fällt nämlich stärker als in Palermo, ja noch stärker als in Funchal auf Madeira den Wintermonaten zu (von Januar bis März über  $\frac{2}{3}$ , genauer 67,6 %), der Sommer führt nur passatische, also den Nordostküsten zu gute kommende Elevationsregen herbei, die Winterregen sind gewiß Spenden des Antipassats, denn sie fallen ganz überwiegend bei Südwestwind. Wie schon bei unserer früheren Besprechung (S. 216) hervorgehoben wurde, hätte hier ausdrücklich bemerkt werden sollen, daß der (überhaupt etwas gewagte und nicht recht klare) Satz der klimatologischen Einleitung (Bd. I, S. 24), alle australischen, poly- und mikronesischen Inseln lägen im »allmählichen Uebergang des Musson in den Passat«, so wenig auf diesen Norden wie auf den neuseeländischen Süden des behandelten Erdraums Anwendung zuläßt. Nicht nur gestreift, sondern eine volle Jahreshälfte beherrscht werden ohne Zweifel Melanesien und Polynesien größtentheils von dem Monsum, wenn wir so die durch Continental-Aspiration bewirkte Umlenkung des tropischen Passats nennen wollen; aber erstens hätte genau zwischen dem asiatischen (indischen) und dem australischen Monsum unterschieden und die oceanische Grenze des Monsunbereichs nach Möglichkeit festgestellt werden sollen. S. 348 scheint aber unser Verf. sogar vergessen zu haben, daß er sich (Bd. I, S. 25) dahin ausgesprochen hat, daß die beiden im Jahreslauf mit einander wechselnden Monsune sei der unabgelenk

Passat; denn es heißt an jener Stelle wunderbarer Weise: nur die westlichen Karolinen empfangen indischen Monsunwind, der winterliche Nordost der centralen und östlichen Carolinen sei dagegen »der Passat des Oceans«, was er doch ganz sicher bis über die westlichste Karolineninsel noch hinaus ist.

Hoch anzuerkennen ist der Fleiß, den der Verf. neben der Topographie der Ethnographie der Südsee-Inseln gewidmet hat, wiewohl man zweifeln mag, ob die bis ins Detail eingehende Schilderung der Völker ein Theil der Erdkunde genannt zu werden verdient. Die Grenzen der wissenschaftlichen Geographie sind zwar dem universellen Charakter dieser Wissenschaft gemäß gar schwer fest zu bestimmen; man sollte aber nur um so sorgfältiger da die Grenze wahren, wo unverkennbar das Gebiet einer freundschaftlichen Wissenschaft anhebt. Der Geograph hat entscheidend mitzureden, wo es gilt wirklich wissenschaftlich, d. h. auf die Ursachen hin oder, wie die Franzosen sich auszudrücken lieben, philosophisch, das Wesen der Völker zu erforschen, und andererseits ist kein bewohntes Land ohne Rücksicht auf seine Bewohner, die es ja nie unverändert lassen, zu erkunden; nur lasse man den Ethnographen seinen Boden selbst bestellen und bedinge sich Gabe von ihm für Gegengabe. Ein Schritt weiter in dieser Verückung der eigentlichen Grenzen des wahrlich sattem großen Reichs der Erdkunde und — man subsumiert auch die Geschichte, zu der die Ethnologie ähnlich gebend und empfangend steht wie zur Geographie, mit unter die Völker- also eben dadurch dann auch mit unter die Erdkunde! Genug Meinicke's Werk hätte mindestens

die Titelaufschrift »eine ethnographisch-geographische Monographie« erhalten sollen.

Referent bekennt gern, daß er manches aus den geradezu allseitigen Völker-Schilderungen, welche Meinicke jedem einzelnen Archipel zugewendet, gelernt hat. Peschel's Satz z. B. von dem Aufgeben des Bogens als Schutzwaffe seitens der Polynesier aus geologischem Grund, weil ihre neuen Inselheimstätten nämlich als recente Seegeburten keine Säugethiere, bis auf Schweine, Hunde, Fledermäuse und Ratten beherbergen, — erfährt nun eine interessante Erweiterung zugleich und Bestätigung dadurch, daß Meinicke fern von melanesischem Einfluß, der auf der Taumako-Gruppe Bogen und Pfeil sogar zur Hauptwaffe machte (S. 61), von den Hawaiiern (S. 305) zu berichten weiß, sie hätten Bogen und Pfeile besessen, sich ihrer aber allein bedient, »um Ratten zu schießen«.

Nur in zwei Punkten vermögen wir den ethnologischen Ausführungen des Verf.s nicht beizupflichten.

Der erste betrifft die von dem Verf. auch jetzt noch (S. 181) gegen Gerland aufrecht erhaltene Ansicht, es sei nicht erlaubt, aus den gegenwärtig vorliegenden Thatsachen auf das frühere Bestehen der Anthropophagie der Tahitier zu schließen. Freilich sind heut zu Tage wie schon vor hundert Jahren die Tahitier durchaus keine Cannibalen wie etwa die Fidschi-Insulaner. Indessen auch auf Hawaii schämte man sich bereits zu Cook's Zeiten der Menschenfresserei, die dort wie auf verschwisterten Archipelen im gänzlichen Verschwinden begriff war. Diese sehr auffallende, wie man sich nicht erst durch die christliche Mission gründete, Verbannung der gräßlichen Sitte d

fen wir nach einem gewiß competenten Beurtheiler als überall da in der Südsee geschehen annehmen, wo diese Sitte nicht mehr gefunden wird. Kein Geringerer als J. R. Forster hat es nämlich ausgesprochen: »Ich habe hinreichende Gründe, anzunehmen, daß alle Bewohner der verschiedenen Inseln im Südmeere, selbst in dem glücklichsten fruchtbarsten Erdstriche, wo die Hauptnahrung in Früchten besteht und die Bevölkerung so ansehnlich ist, nichts desto weniger vor Zeiten Menschenfresser gewesen sind«. Wenn nun eben diesem wahrheitsgetreuen Berichterstatter und klarsinnigen Forscher die Tahitier selbst, als er mit Cook ihre Insel besuchte, erzählten »sie selbst hätten ehemals Menschen gefressen«, ja ihren Vorfahren den Namen Tahe-ai, d. h. Menschenfresser beilegte, wenn damals noch einzelne Tahitier sogar des Cannibalismus sich berühmten, obschon sie meist nur Rippenfett verschlangen, so dünkt doch Gerlands Meinung völlig begründet, wenn er die früher in Tahiti geübte, offenbar durch abergläubische Ideen genährte Sitte der Anthropophagie dadurch wie durch einen verschwindenden Schatten angedeutet glaubt, daß wenigstens noch in Cook's Zeit bei besonders feierlichen Menschenopfern daselbst vom Opferpriester das linke Auge des Geopferten dem König dargeboten wurde, welcher es, gleich als ob er es verschlingen wollte, zum geöffneten Mund führte. Dies erinnert zu deutlich an die Sitte der bis Anfang der Vierziger Cannibalen gewesenen Neuseeländer, daß sich die Häuptlinge nach erfochtenem Sieg öfters begnügten, nur das linke Auge, den Sitz der Seele, des erlegten Gegners hinabzuschlingen.

In dem anderen Punkt hat der Verf. Gerland's Autorität zur Seite. Er weist mit Entschiedenheit die Annahme zurück, daß die Bevölkerung Westpolynesiens oder Mikronesiens die besonderen Eigenthümlichkeiten, welche die neuere Wissenschaft eben erst zur Aussonderung dieses Westens aus dem »Polynesien im weiteren Sinne« geführt hat, durch eine Vermischung mit Melanesiern erhalten habe.

Melanesischer Typus ist indessen von so vielen und so vertrauenswürdigen Beobachtern in vollster theoretischer Unbefangenheit so häufig in den mikronesischen Archipelen angetroffen worden, daß schon deshalb wenig gerathen erscheint in dieses Urtheil unbedingt mit einzustimmen. Als papuanische oder melanesische Körpermerkmale sind allgemein anerkannt: dunkle, besonders dunkel kupferbraune Hautfarbe, krauses, buschiges Haar (nicht südafrikanisch in getrennten Büscheln wachsend, wie Gerland in seinen Anthropologischen Beiträgen nachwies), sehr oft hochrückige, lange Nasen, bisweilen wahre Adlernasen, deren Scheidewand gern zum Durchstecken von allerhand Schmucksachen unten durchbohrt wird. Von den Chamorriden jetzt fast verschwundenen, oder doch durch Kreuzung mit philippinischen Tagalen gründlich veränderten alten Eingeborenen der Marianen, erwähnen schon die frühesten spanischen Seefahrer, die sie im 16. Jahrhundert kennen lernten, den auffallend starken, auch in stattlichen Vollbärten auftretenden Haarwuchs und die trotz malaienähnlich hellerer Haarfarbe sehr unmalaiisch hervortretenden »hohe Nasen. Dunkle Haut ist ein Abzeichen nicht aller, aber wohl der meisten übrigen Mikronesier, besonders der Marshall- und Gilbertinsulaner, und zwar begegnet bemerkenswer



häufig gerade ein dunkles Kupferbraun; das starke, buschige, vorwiegend krause Haar schließt bisweilen zur echt papuanischen Haarkrone zusammen; neben flacher und breiter Nasenbildung zeigt sich mitunter die seltsamste Aehnlichkeit mit jüdischem Profil durch Schmalheit, Höhe und Biegung der Nase, deren Knorpel hie und da durchlöchert ist, um z. B. eine duftige Blume darin zu tragen. Wie oft glaubten Seefahrer (schon Cantova zu Anfang des vorigen Jahrhunderts) auf diesen Inseln frische Einwanderer aus dem echten und größten Papualand, aus Neuguinea, vor sich zu sehen! Und wie sollte man es sich erklären, daß immer und immer wieder von Reisenden älterer wie neuerer Zeit, zumal wenn sie längere Zeit zu umfassenderen Beobachtungen Gelegenheit hatten, diese papuanische Aehnlichkeit der Mikronesier als eine nicht vereinzelte, sondern Massenerscheinung hervorgehoben wird? Forscher mit so geschärftem Blick für die Auffassung von Naturformen wie Kubary und Karl Semper können sich doch unmöglich hierbei völlig getäuscht haben.

Meinickes Gleichniß, die Mikronesier ständen zu den Polynesiern im engeren Sinn wie die nordischen Germanen zu den Deutschen, hinkt ganz besonders wegen der starken Verschiedenartigkeit der mikronesischen Sprachen unter einander gegenüber der merkwürdigen Einheit der polynesischen. Geographisch ist dieser Gegensatz durchaus unerklärbar, ebenso wenig aber durch Meinicke's Hypothese, daß die Mikronesier ausgegangen seien von der »tagalisch-bissayischen« Völker-Abtheilung des malaiischen Archipels, die Polynesier von der »südlichen und mittleren« desselben (Bd. I, S. 34).

Karl Semper hatte lange gerade unter den Tagalen gelebt, ehe er auf den westlichsten Carolinen neben zoologischen Schätzen den Stoff zu seinem freundlich lehrreichen Buch über die Palau-Inseln sammelte. Seine unzweideutige Entscheidung, daß daselbst ganz rein malaiische Formen so wenig vorkommen wie rein papuanische, für papuanische Blutmischung aber die Dunkelung der Haut durch Kupferbraun bis zum Braunschwarz, die oft echt papuanische Haarkrone und das mitunter auffallend jüdische Profil spreche, hätte Meinicke doch nicht mit der kurzen Bemerkung (S. 365) verwerfen sollen: sie sei »sicher nicht begründet«, die Carolinier seien »ihren Sprachen nach ohne Zweifel Mikronesier«.

Letzteres bestreitet freilich niemand, aber wir müssen uns zu erklären suchen, woher die auch in den Sprachen einer und derselben mikronesischen Gruppe wie der Carolinen ange deutete Buntheit der Bevölkerung stammt. Da ist es denn wahrlich nicht von der Hand zu weisen, wie gerade auf den Palau-Inseln neben der Häufigkeit der Assonanzen an den Papua-Typus eine Sprache geredet wird, die in hartem Consonantismus den malaiisch - polynesischen Sprachen so fern wie den melanesischen nahe steht. Leider haben wir in den Bau der mikronesischen Sprachen auch heute noch keine tiefere Einsicht gewonnen; von der Gabelentz hat uns jedoch als Characteristicum der melanesischen Idiome ein Merkmal kennen gelehrt, das wir auch bei der Ueberlieferung bloßer mikronesischer Wortsammlungen als Richtschnur vorläufiger Verwandtschaftsschätzung gebrauchen dürfen: den Reichthum an Consonanten und den vorwiegend consonantischen Auslaut an Stelle

des viel weichlicheren, überwiegend moralischen Charakters der malaiisch-polynesischen Sprachen.

Zu diesem letzteren stimmen schlecht Palauworte wie *aussekrek*, *tsmorch*, *mték* oder Worte von der östlicheren Carolineninsel Yap wie *rasm*, *crippe-bunn*, *matherretherr*, *morettenrann*. Vergleicht man die neuerdings im Journal des Museum Godeffroy (Heft 1 und 2) mitgetheilten Vocabularen der Sprache von Yap und von Ebon (Marshall-Archipel), so gelangt man zu zwei für unsere Frage nicht unwichtigen Ergebnissen: 1) die Zahl der Consonanten ist auf Ebon nicht viel geringer als im Deutschen, auf Yap eher größer und der Maximalzahl 18, die in melanesischen Mundarten vorkommen soll, mindestens gleich (*f*, *g*, *h*, *s*, die auf Ebon zu fehlen scheinen, kommen auf Yap vor, wenn auch die beiden letzteren nicht häufig, daneben *ng*, *tsh* und das gelispelte *th*); 2) der Auslaut der Worte ist meistentheils consonantisch.

Wie stark übrigens die mikronesischen Sprachen in ihrem Wortlaut differieren, möge aus folgendem Nebenergebniß dieser Vergleichung erhellen. Zu den Hunderten der a. a. O. aus der Yap-Sprache aufgeführten Worten finden sich im Vocabular von Ebon nur zwei so gut wie identische: *ran* der Tag (Yap: *rann*) und *ik* der Fisch (Yap: *nik*), denn *tabaka* der Tabak (Yap: *tabako*) beruht natürlich auf bloßer Entlehnung aus dem Mund der Europäer. Eine entfernte Lautähnlichkeit liegt sonst nur noch vor zwischen

Yap:  
langei  
ejann  
ejall  
babi

Ebon:  
longem (Mund)  
an (Seele)  
al (Sonne)  
bik (Schwein)

Yap:

en  
dari  
dadaburing

Ebon:

im (und)  
ranin (heute)  
buromidsch (trauern).

Im übrigen ist selbst bei den wichtigsten Ausdrücken die vollkommenste Verschiedenheit bemerkbar, beispielsweise

Yap:

dlinai  
ejau  
renn  
nifi  
buul  
kemm  
lelotsh  
emutsh  
gnek

Ebon:

Kabaran (Banane)  
me (Brotfrucht)  
wudschki (Holz)  
kidschek (Feuer)  
aling (Mond)  
emidsch (sterben)  
eon (Norden)  
rak (Süden)  
rear (Osten)

Von den Melanesiern sagt Gerland: »Sie zeichnen sich vor allen übrigen Bewohnern des Stillen Oceans dadurch aus, daß sie irdene Töpfe und Gefäße haben«. Töpferkunst erwähnt Meinicke (S. 36) bei den Vitiern, einem, wie er selbst sagt, »ursprünglich melanesischen Volksstamm, der sich jedoch in seinem Bildungszustande von den übrigen Melanesiern weit entfernt hat und darin den Einfluß der Polynesier in nicht geringem Grade aufweist«; er unterläßt es aber, zu betonen, daß man diese charakteristisch papuanische Kunstfertigkeit beim Durchstreifen von ganz Polynesien nicht eher wiederfindet als bis man mikronesischen Boden berührt, obwohl er wahrheitsgetreu (S. 402) von den alten Bewohnern der Marianen berichtet, sie hätten es verstanden ohne Drehscheibe Töpfe zu verfertigen aus freier Hand und sie ohne Firniß zu brennen, »eine Kunst die den jetzigen Bewohnern verloren gegangen

ist«. Ein Gleiches gilt von Bogen und Pfeil, dieser echt melanesischen Kriegswaffe. Sie begegnet, nachdem man die nächste Umgebung des Viti-Archipels verlassen hat, nicht eher wieder als in Mikronesien, wo sie wenigstens ehemals (auf den Carolinen, nach Clain) gebraucht wurde. Meinicke muß gemäß seiner Aussage (Bd. I, S. 65) »niemals gebrauchten Polynesiern Bogen und Pfeil in Kriegen« zugeben, daß auch hierin die Mikronesier von echten Polynesiern in demselben Grad abwichen, in welchem sie sich papuanischen Sitten annäherten.

Wahr bleibt es, daß in mancher Rücksicht, besonders was Haut und Haar anlangt, auch in Polynesien durchaus keine Uniformität herrscht, daß einzelne Stämme oder die verschiedenen Stände in demselben Inselcomplex, ja ab und zu vereinzelte Individuen typisch von einander abstechen. Wagt doch v. Hochstetter sogar einen ungefähren Procentsatz anzugeben, in welchem auf Neuseeland Dunkelhäutige und zugleich Kraushaarige, also den Melanesiern Aehnelnde, unter die große Masse der malaiisch Bräunlichen und Schlichthaarigen gemengt seien. Man thut indessen nicht recht, diese entweder ganz sporadische oder doch nur geringfügige Variirung innerhalb der in Sitte und Sprache sonst so einheitlichen Völkerreihe von Neuseeland bis Hawaii und Rapanui dem ganz und gar buntscheckigen Wesen der mikronesischen Bevölkerung als beruhigende Parallele zur Seite zu stellen. Nachdem die frühere Annahme einer vorpolynesischen Papua-Bevölkerung auch des eigentlichen Polynesiens wohl gänzlich aufgegeben worden, möchte es am nächsten liegen, in jenen vereinzelt Papuagestalten Polynesiens Nachkommen melanesischer Bevölkerungsfragmente zu er-

kennen, die sich den in den Osten des Stillen Meeres weiter und weiter hinauswagenden Malaien im melanesischen Westen angeschlossen hatten und ihren Typus trotz dauerndem Zusammensein mit polynesischem Volk ähnlich zähe bewahrten wie die Juden unter uns.

Wer aber das Dogma vom reinen Malaienblut der Mikronesier wissenschaftlich begründen wollte, müßte vor allem in einer Beziehung den gewiß nach dem gegenwärtigen Standpunkt unserer Kenntnisse berechtigten Satz widerlegen, auf den das Hauptgewicht gelegt zu werden verdient: die mikronesische Abkehr von der echt polynesischen Art ist regelmäßig eine Hinneigung zur melanesischen. Eine durch alle mikronesischen Inselgruppen verbreitete, tief ins ganze Volksleben eingreifende gesellschaftliche Gliederung nämlich findet sich außer in zweifellos papuanischen Gebieten nur noch gleich bedeutsam, oder vielmehr ungleich bedeutungsvoller in Mikronesien: die merkwürdige Gruppierung in »Clans«, wie die Missionare sich gewöhnlich ausdrücken, d. h. in jene mitunter an die spartanischen Syssitien oder das germanische Gefolgschaftswesen einiger Maßen erinnernden Genossenschaften, die auf den Palau-Inseln Klöbbergöll oder Kaldebekel genannt werden und auf ihnen sogar den weiblichen Theil der Bevölkerung, wenn auch in weit geringerer Gewalt, ergriffen hat; sonst wesentlich eine in gemeinsamen kriegerischen Unternehmungen wie gemeinsamer friedlicher Arbeit, solidarischer Haftbarkeit (repräsentiert durch das Oberhaupt des Clubs) sich bethätigende Vereinigung d Männer, hebt sie auf den Palau-Inseln d Familienleben in seltsamster Weise fast gänzlich auf, da die Ehefrau mit den Knaben, die no

nicht das 5.—6. Jahr vollendet, und mit den unverheiratheten Töchtern allein die Hütte bewohnt, der Gatte mit den Genossen und einigen berufsmäßigen Dirnen das lang rechteckige Clubhaus oder das Bai. Wenigstens diese, auch den flüchtigsten Reisenden immer aufgefallene Einrichtung von Bai's oder doch »gemeinschaftlicher Schlafhäuser der jungen Mannschaft« ist uns in der Südsee außerhalb Mikronesiens ganz unbekannt mit Ausnahme der melanesischen Inselreiche von Neu-Guinea bis zu den Viti. Bedenkt man nun, wie noch heute diese Clubeintheilung nicht nur die einzelnen Stände in Genossenschaften spaltet, sondern durch die sonst so streng geschiedenen Stockwerke der Stände gleichsam wie ein die horizontale Durchschichtung überbietende Verticalgitterung hindurchsetzt (denn es befinden sich nicht selten Mitglieder des niederen Standes mit solchen eines höheren in derselben Bai-Genossenschaft), so erscheint am Ende doch im großen Ganzen Mikronesien wie ein Palimpsest: noch unverblühen schimmern die älteren papuanischen Züge durch die stark darüber gezogenen malaiisch-polynesischen; das Clanwesen lebt fort, aber die ganz unmelanesische, völlig polynesische Ständezerklüftung hat im schroffen Gegensatz gebracht den wohl auch noch in verschiedene Grade getheilten Adel und die Gemeinen, die sich vor dem Fürstennadel nur mit demüthiger Verbeugung sehen lassen dürfen, — das Tapu der Polynesier achtet der Mikronesier mit ebenso unverbrüchlicher religiöser Scheu, er ist aber dabei auch der durch fast alle polynesischen Inseln verbreiteten, bis zu den unnatürlichsten Lastern gesteigerten geschlechtlichen Zuchtlosigkeit stets erner, dem reineren Geschlechtsleben der Mela-

nesier treuer geblieben, — er versteht oder verstand auf manchen Inseln Thongeschirr zu schaffen, Bogen und Pfeil zu führen wie ein Melanesier, kunstreiche Boote zu bauen und meisterhaft mit Ruder und Segel sie auf hoher See zu lenken und zu treiben versteht er wiederum überall wie ein echter Polynesier.

Also bestimme man lieber, genauer als bisher specificierend, wo und in wie weit die Rückwirkungen melanesischen Volksthum's im Grenzbereich Mikronesiens noch in unseren Tagen zu spüren sind, als daß man sich die Nöthigung zu dieser Arbeit durch das Behaupten des reinen Malaienbluts oder durch den Hinweis auf Urverwandtschaft von Mela- und Polynesiern aus dem Sinn schlägt, — die letztere würde doch nimmermehr erklären, warum hinter Fidschi- und Gilbertinseln die Häufung papuanischer Anklänge gänzlich abschneidet. Und wenn man der melanesischen Seetüchtigkeit die Ausbreitung der dunkleren Südseerace bis in die entlegene, nicht mehr durch Reihensinseln wie über Schrittssteine erreichbare Ostferne der Osterinsel nicht zutrauen mag, so dürfte dieser Einwand doch nicht geltend gemacht werden gegen die papuanische Anfahrt Mikronesiens, ehe die Malaien nach Ost ausschwärmten; denn nicht ferner als Viti Levu von den Neuen Hebriden liegt die Palau-Gruppe von Neu-Guinea.

Alfred Kirchhoff.



Arbeiten (*Trudi*) des botanischen Gartens zu Petersburg. Tom. I—III. 1871—75.

Von diesen wichtigen, besonders für die botanische Kenntniß des hohen Nordens und russischen Reiches unentbehrlichen Schriften liegen bis jetzt sechs Halbbände vor. Der erste erschien 1871 bis S. 164, der zweite 1872 bis 586 S., der dritte 1873 bis S. 303, der vierte ebenfalls 1873 bis S. 597, der fünfte 1874 bis S. 168, der sechste 1875 bis S. 386. Der Schriftstellerkreis ist nicht groß; denn er faßt ja eigentlich nur die am Petersburger Garten Angestellten in sich: die beiden Trautvetter, die beiden Regel, F. v. Herder, H. Hoeltzer, A. F. Batalin und C. J. Maximowicz. Die meisten Arbeiten sind in deutscher oder lateinischer Sprache verfaßt, nicht wenige aber auch in russischer, deren Eindringen in den Westen darum auch sehr problematisch ist. Letztere stammen von den jüngeren Autoren her, welche sich des Verbotes der deutschen und französischen Sprache bei ihren Arbeiten nicht entziehen können oder welche geborene Russen sind. Wir machen nun in Folgendem auf den wichtigen Inhalt der wenig bei uns verbreiteten »Trudi« aufmerksam, indem wir die russisch geschriebenen als für uns unzugänglich ziemlich bei Seite lassen.

Tom. I. I. 1. *Observationes in plantas a Dre. G. Radde anno 1870 in Turcomania et Transcucasias lectas, nec non in alias quasdam, auctore J. R. v. Trautvetter.* Es sind 45 Arten, unter denen sich als neu fanden: *Cleome Raddeana*, *Tringium Caucasicum*, *Medicago dicarpa*, *Oroanche glauantha*, *Pappophorum Turcomanicum*,

*Sameraria* (Tetrapterygium) *cardiocarpa*, während über einige andere Arten Bemerkungen oder Beschreibungen gegeben sind.

2. *Ueber Oxalis, physiologische Bemerkungen von A. F. Batalin.*

3. *Conspectus Florae insularum Nowaja-Semlja, auctore E. R. v. Trautvetter.* Es sind die von den Akademikern v. Baer und v. Middendorff, sowie von Ziwolka dort vor Jahren gesammelten Pflanzen, die sich mit zwei kryptogamischen Gefäßpflanzen auf 105 belaufen und ein gutes Bild jener neuerdings so viel genannten Inselgruppe geben. Sie setzen sich zusammen aus 8 Ranunculaceen, 1 Papaveracee, 19 Cruciferen, 2 Silenaceen, 4 Alsineen, 4 Papilionaceen, 4 Potentillaceen, 1 Crassulacee, 11 Saxifragaceen, 1 Umbellifere, 1 Valerianacee, 8 Compositen, 1 Campanulacee, 1 Vacciniacee, 2 Primulaceen, 1 Polemoniacee, 2 Borragineen, 4 Scrophulariaceen, 2 Polygonaceen, 5 Salicaceen, 2 Juncaceen, 7 Cyperaceen, 12 Gräsern, 1 Schachtelhalm und 1 Farrnkraut. Neu ist keine einzige Art; wohl aber werden die einzelnen Arten häufig sehr kritisch beleuchtet, so daß z. B. aus *Parrya nudicaulis* eine *Matthiola*, aus *Hesperis pygmaea* ein *Sisymbrium* wird und viele Arten bei andern untergebracht sind, wie z. B. alle Polemonien bei *P. coeruleum*.

4. *Animadversiones de plantis vivis nonnullis horti botanici imperialis Petropolitani auctore E. Regel.* Neu sind: *Begonia echinosepala* aus Brasilien, *Colea undulata* wahrscheinlich aus Madagascar, *Lepidium Utaviense* von *Utah*, *Roeselia Granadensis*, welche doch wohl, da als Melastomaceen-Gattung aus Neugrana stammt, *Novo-Granatensis* heißen sollte, *Sile* (*Melandrium*) *Tilingi* aus Californien. Eini

andere Arten werden kritisch beleuchtet und z. Th. neu benannt.

5. *Revisio specierum Crataegorum, Dracaenarum, Horkeliarum, Laricum et Azalearum auctore E. Regel.* Characterisirt sich schon durch die Angabe der monographisch behandelten Gattungen.

Tom. I. II. 1. *Catalogus plantarum anno 1870 ab Alexio Lomonossowio in Mongolia orientali lectarum. Auctore E. R. v. Trautvetter.* Bestimmt sind 111 Arten, unter denen neu: *Hedysarum lignosum*, *Pyrethrum lavandulaefolium* Fisch. Hb., *Carduus Lomonossowii*.

2. *Plantae a Burmeistero prope Uralsk collectae. Auctore E. Regel.* Nur mit Namen aufgezählte Arten, deren Zahl sich auf 209 beläuft.

3. *Plantae a capit. Maloma annis 1870 et 1871 in Turcomania collectae. Auctore E. R. v. Trautvetter.* 135 Arten, worunter neu: *Scorzonera ovata*.

4. *Lobeliaceae, Campanulaceae, Siphonandraceae, Rhodoraceae, Hypopityaceae, Lentibulariaceae, Primulaceae, Oleaceae, Asclepiadeae, Gentianaceae, Polemoniaceae, Convolvulaceae, Cuscutae, Borragineae, Hydroleaceae, Solanaceae et Scrophulariaceae, a Cl. Dre. G. Radde annis 1855—1859 in Sibiria orientali collectae. Auctore F. ab Herder.* Eine wichtige, S. 285—586 einnehmende Arbeit, voll von systematischen und besonders phytogeographischen Bemerkungen, welche über 216 Pflanzenarten gemacht werden. Häufig betreffen sie auch europäische Arten, deren Verbreitungskreis bis in den äußersten Osten von Asien verfolgt wird. Neu ist keine einzige Art.

Tom. II. I. Enthält zwei russisch geschrie-

bene Abhandlungen von *E. L. Regel* und *R. E. Trautvetter*.

Tom. II. II. 1. *Animadversiones de plantis vivis nonnullis horti botanici imperialis Petropolitani. Auctore E. Regel.* 17 Arten, unter denen neu: *Aster scorzonerifolius* aus Californien (von Rözl), *Callirhoë spicata* ebendaher, *Berberis Maximowiczii* aus Japan, *Campanula Roezlii*, *Cyperus Boucheanus*, *Endera conophalloidea* aus Java, *Helenium Hoopesii* Hort., *Korolkowia* (neue Liliaceen-Gattung) *Sewerzowii* aus Turcomania und *Pentstemon Roezlii* aus Californien.

2. *Synopsis generis Lespedezae Mich. Auctore C. J. Maximowicz.* Eine Festschrift zur Feier des 22. März 1873 als des 50jährigen Jubeltages des Petersburger bot. Gartens, und Monographie nach Geschichte, Verbreitung, Nutzen, Verwandtschaft, Artenunterschieden, Gattungscharakter und Classification (S. 329—388).

3. *Conspectus specierum generis Vitis. regiones Americae borealis, Chinae borealis et Japoniae habitantium, auctore E. Regel.* Der Verf. führt die Arten auf 7 zurück: *V. arborea* in Virginien, Georgia, Arkansas, *V. heterophylla* in Nordwestamerika, Mandschurei und Japan, *V. incisa* in Texas und Arkansas, *V. inconstans* in Japan und Himálaya, *V. vulpina* in Mandschurei, Japan, Himálaya und Nordamerika, *V. Labrusca* in Nordamerika, Japan und Himálaya. *V. vinifera* hält er für eine Zwischenform von *V. vulpina* und *Labrusca*, weil sie sich nirgen in wildem Zustande finde, weil die Stammart in zahlreichen Formen Asien bewohnten und unser cultivirter Weinstock in Nordamerika kein so gutes Resultat ergeben habe, wie die Stam-

eltern. Der Verf. folgert aus den Resultaten, welche man in Nordamerika mit den dort heimischen Arten gewann, dreierlei, nämlich: 1. daß der Einfluß der Cultur auf Verbesserung der Früchte sich schon in wenigen Jahrzehnten geltend mache; 2. daß die schon seit Jahrtausenden an die örtlichen Verhältnisse Nordamerika's gewöhnten wilden Formen sich leichter den dortigen Culturverhältnissen anpassen, als unsere Culturformen; daß 3. die viel tausendjährige Cultur, welcher der Weinstock unterworfen war, keine bedeutendere Veränderung an demselben hervorbrachte, als der Einfluß der Cultur weniger Jahrzehnte, eine Thatsache, welche der theilweis auf Züchtung und Cultureinfluß beruhenden Theorie Darwin's klar und deutlich widerspreche, was auch wir mit Nachdruck hervorgehoben haben wollen.

4. *Descriptiones plantarum novarum in regionibus Turkestanicis a Cl. viris Fedjenko, Korolkow, Kuschakewicz et Krause collectis cum adnotationibus ad plantas vivas in horto imperiali botanico Petropolitano cultas. Fasc. I. Auctore E. Regel.* Der Verf. befürwortet seine Arbeit mit der Bemerkung, daß die hier von den genannten Sammlern mitgebrachten Pflanzen zugleich mit denen früher von Lehmann, Karelin und Kirilow, Schrenk, Semenov u. A. in den Nachbarländern gesammelten zu einer Flora der centralasiatischen Gebiete bis an die Grenzen von China, Indien, Persien und der vom Ural und Altai südlich liegenden teppengebiete in dem Reisewerke von A. Fedchenko vereinigt werden sollen, wozu hier die Vorarbeiten theilweis vorliegen, indem der Verf. mit Beschreibungen einzelner neuer Arten sowohl, als auch ausführlicheren Aufzählungen

ganzer Gattungen (Berberis, Eremurus, Tulipa) vorgeht.

5. *Stirpium novarum descriptiones, auctore E. R. v. Trautvetter*. Neue Arten von Gypsophila, Silene, Astragalus, Pimpinella, Centaurea, Chamaepeuce, Campanula, Onosma, Myosotis, Salvia, Nepeta, Lamium, Statice, Acantholimon, Polygonum, Orchis, Muscari, Allium, Festuca, Poa, Colpodium.

6. *Enumeratio plantarum anno 1871 a Dre. G. Radde in Armenia Rossica et Turciae districtu Kars lectarum*, auctore eodem. 530 Arten, von denen keine neu, viele aber systematisch beleuchtet sind.

Tom. III. I. 1. *Catalogus Viciearum rossicarum*, auctore E. R. v. Trautvetter.

2. *Descriptiones plantarum novarum et minus cognitarum in regionibus turkestanicis collectarum, cum adnotationibus ad plantas vivas in horto imp. bot. Petrop. cultas*. Fasc. II. Auctore E. Regel. Neue Arten empfangen die Gattungen: Acantholimon, Acanthophyllum, Agave, Amaryllis, Astragalus, Calochortus, Coleus, Conyza, Crassula, Encephalartos, von dem auch eine systematische Uebersicht gegeben ist, Heliotropium, Eremurus, Hedysarum, Mimosa, Oxalis, Oxytropis, Philodendron, Pironneava, Pitcairnia, Primula, von welcher alle russischen und mandschurischen Arten systematisch aufgezählt werden, die sich auf 23 Arten belaufen, Seemannia, Stangeria, Tillandsia, Tulipa, Veronica. Besonders wichtig sind des Verf. neue Aeüßerungen auf gewisse Angriffe, die man seiner Arbeit über die Tulpen und Weinreben entgegen hielt, indem er seine frühere Meinung (No. 3. Tom. II. II) aufrecht erhält. Zugleich leitet er darin die Pflanzenverwandtschaft

südlichen Ver. Staaten, incl. des Mississippigebietes, mit Japan, China und dem Himálaya von den beliebten Pflanzenwanderungen ab, obgleich sich das doch viel einfacher erklärt, wenn man für jedes dieser Länder von Haus aus die gleiche Schöpfung unter ähnlichen oder gleichen Schöpfungsbedingungen annimmt.

Tom. III. II. 1. *Alliorum adhuc cognitorum monographia*. Auctore E. Regel. Eine ungemein fleißige Monographie mit 263 Arten und einer morphologisch-systematischen Einleitung (S. 1—266).

2. *Aliquot species novas plantarum descripsit E. R. a Trautvetter*. Neue Arten von Acanthus, Ballota, Carduus, Centaurea, Chaerophyllum, Gladiolus, Paracaryum, Phyteuma, Ranunculus, Salvia, Senecio, Silene, Trigonocaryum.

3. *Descriptiones plantarum novarum et minus cognitarum*. Fasc. III. Auctore E. Regel. Neue Arten empfangen: Billbergia, Calathea, Calochortus, Rubus, Schlimia, n. gen. Gentianeae, Thibaudia, und zwar in der ersten Abtheilung der Abhandlung. Die zweite bringt Beschreibungen neuer Pflanzen aus Turkestan für Gagea, Kaufmannia, n. gen. Primulacearum, Rhinopetalum, Scilla, Tulipa.

4. *Tempora vernationis et frondescentiae, efflorescentiae et fructificationis plantarum nonnullarum, sub diu in horto bot. cultarum, nec non in agro Petropolitano sporae vigentium observata et notata anno 1872 cura F. ab Herderi et H. Hoeltzeri*. Eine ungemein fleißige und sorgfältige Beobachtungsreihe an reichlich 500 Pflanzen, die für die Entwicklungszeit der Blätter, Blüten und Früchte zum ersten Male für Rußland einen sichern Boden schafft.

Alles in Allem genommen, dürfen wir den

Vorstehern des K. bot. Gartens zu Petersburg das Zeugniß nicht versagen, daß sie die Wissenschaft in einer Weise pflegen, die selbst bei uns in Deutschland selten ist. Dieses Verdienst erhöht sich, indem die Herren Verf. noch mehr zu thun haben, als Abhandlungen zu publicieren. Daß sie aber das Zunächstliegende, die großen Materialien ihrer zahlreichen Reisenden, zur botanischen Erkenntniß des großen nordischen Reiches so hervorstechend bearbeiten, sichert ihnen unsern ganz besondern Dank. So viel wir wissen, wird das junge Unternehmen auch künftig fortgesetzt werden. K. M.

---

Weggewohnts Lied (Vegtams Kviða). der Odins-Raben Orakelgesang (Hrafna galdr Odins) und der Seherin Voraussicht (Völu spá). Drei eschatologische Gedichte der Saemunds-Edda kritisch hergestellt, übersetzt und erklärt von Dr. Friedrich Wilh. Bergmann, Prof. an der philos. Facultät in Straßburg. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner. 1875. XVIII und 301 Seiten Octav.

Auf dem »gewohnten Wege« der Edda-erklärung schreitet Bergmann als ein anderer Vegtamr rüstig und unermüdlich fort und ist nun bei der Eschatologie der altnordischen Bibel angelangt, mit der er theilweise seine Studien der letztern in den *Poëmes Islandais* vor nun fast vierzig Jahren begann zu einer Zeit, wo er der Vorgänger und Mitforscher auf jenem Gebiete nicht eben viele zählte, ja in dem Lande



für welches er die genannte Arbeit zunächst bestimmte, ganz allein stand. Hat sie dort auch in weitem Kreisen als etwa bei Burnouf, auf dessen Antrieb sie unternommen wurde, die gebührende Anerkennung gefunden? Dies ist sehr zu bezweifeln; sie kam ihr weit mehr von der ursprünglichen Heimat der Edda, dem Norden, und dieser hat auch B.'s spätern betreffenden Arbeiten die wohlverdiente Theilnahme erwiesen. In Deutschland jedoch ist dies bisher weniger der Fall gewesen; ob lediglich aus dem von B. angeführten Grunde, daß er nämlich früher stets französisch geschrieben, lasse ich dahingestellt; zum Theil mag es sich allerdings so verhalten; aber außerdem geht B. einen ganz eigenen Gang, indem er fast immer neue, von den bisher geltenden ganz abweichende Interpretationen aufstellt und diese auf ethnologische und linguistische Systeme stützt, die durchaus noch nicht allgemein anerkannt sind. Daß er sie für richtig ansieht und daran unerschütterlich fest hält, ist natürlich oder wenigstens erklärlich; auch andere Gelehrte besitzen diese unbeugsame Ueberzeugungstreue, z. B. Simrock, sein Mitbewerber um die Gunst der Aeltermutter, so daß sich fast sagen läßt:

»In diesem einz'gen Triebe sind sie eins,

In allem Andern trennt sie blut'ger Streit«;  
 doch äußert sich letzterer glücklicherweise nicht in *blodshed*, nicht einmal in *inkshed*, sondern nur stillschweigend, indem beide ihre eigenen Bahnen wandeln, ohne je dér des andern zu ahnen. Jedoch wie dem auch sei, zu der rücierten Arbeit des nähern zurückkehrend, will ich aus B.'s Einleitung zunächst anführen, daß er aus jedem der drei oder vier Cyclen der chatologischen Gedichte des alten Nordens die

noch vorhandenen, im ganzen drei Rhapsodien, hier zusammengestellt; diese Cyclen aber betrafen den Tod Balders (das Verschwinden des Hochsommers), das Herabsinken der Idun vom Lebensbaum (die Abnahme der Lebenskraft im Spätjahr) und die Götterdämmerung (der Sieg der winterlichen Naturkräfte); woran sich dann anschließt die Palingenese (die Wiedergeburt der Götter und Erneuerung der Welt), im neuen Weltalterfrühling; denn die nordische Eschatologie zeigt nämlich noch deutlich, daß sie der Naturgeschichte des ablebenden Sonnenjahrs nachgebildet worden ist. — Was die genannten Gedichte betrifft, so gehören sie alle drei der Zeit nach wahrscheinlich der Periode zwischen 900—1000 n. Chr., dem Inhalt nach der Ueberlieferung, in Darstellung und Anlage jedoch den Verfassern an. In der Bezeichnung der Alliteration hat Bergmann jetzt die Neuerung eingeführt, daß er zu den alliterirenden Consonanten auch die auf dieselben folgenden, bisher aber nicht berücksichtigten Vocale hinzuzieht, da auch diese zur Alliteration gehören und sie ursprünglich sogar allein bildeten, die Consonanten hingegen erst später hinzutraten, wobei zu bemerken, daß die Vocalalliteration die Verschiedenheit der Vocale vorzieht. Bergmann giebt eine gedrungene Darstellung dieser ganzen Theorie, wird sie aber später in einer eigenen Schrift ausführlich darlegen. — In dem ersten Gedichte nennt sich Odin *Vegtamr* d. i. Weggewohnt, weil er sich eben, oder, wie B. auch hätte sagen können, oft auf der Reise befand, und *Vegtamskviða* ist der ursprüngliche, wahrscheinlich vom Verfasser desselben herrührende, *Baldurs draumar* hingegen der spätere Titel. Die gewöhnlich als unächt ausgelassenen

vier Strophen schaltet B. wieder ein und zwar gleich zu Anfang, wo sie, wie er zeigt, ursprünglich gestanden, da ihr späterer Platz nach der 5. Strophe ihnen nur gegeben wurde, um letzterer ihre herkömmlich gewordene Stelle zu lassen\*). Den ersten Titel des demnächst folgenden Gedichts, nämlich *Hrafnagaldr Óðins*, hält B. für den spätern, aber vorgezogenen, da der frühere, wahrscheinlich vom Verfasser selbst gewählt, nämlich *Forspiall*, zu allgemein und abstract schien. Letzteres Wort aber bedeutet Vorschaden, weil das Herabsinken Iduns vom Lebensbaum als ein solcher zu betrachten ist, da er als Vorbote der Götterdämmerung dem spätern größern Nachschaden oder dem völligen Untergang vorhergeht. Man hat dieses Gedicht in Folge seines kurzabgebrochenen Schlusses als den ersten Theil von *Vegtamskviða* betrachtet, B. aber ist gleich Andern der Ansicht, daß es von demselben dem Zweck, dem Inhalt, der Auffassung und dem Stile nach ganz unabhängig und verschieden ist, und was den abrupten Schluß betrifft, so wollte der Dichter nicht die Erzählung des resultatlosen Tages mit der ihn endenden Nacht (welche nur den Feinden der Götter günstig sei) beschließen, sondern nur noch zu bessern Auspicien den Tag ankündigen, den die Götter zu weiterer Berathung bestimmt hatten; da der Dichter aber weiß, daß das bevorstehende Schicksal nicht abgewendet werden kann, so läßt er sich deswegen auch

\*) Es hat sich hier bei B. ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen; es heißt nämlich bei ihm 1. 14 Z. 2. 3. v. u. »statt sie wie früher fälschlich zu Anfang zu setzen, man sie zwischen die 5. und 6. Strophe einschob«; das Wort fälschlich ist da, wo es jetzt steht, zu tilgen und nach »man sie« zu setzen.

nicht an, die weitem Berathungen der Ansen vorzuführen, und seine Rhapsodie ist deshalb nach seinem Zwecke beendigt und völlig abgeschlossen. — Das letzte Gedicht *Völuspá* unterscheidet sich von den andern beiden dadurch, daß es nicht nur einen Theil der Eschatologie, sondern diese so wie die Palingenesie in ihrem ganzen Umfange darstellt, und ferner dadurch, daß es wie kein anderes Eddalied den Untergang der Götter und der Welt nicht bloß als ein Schicksal, sondern als ein verdientes oder verschuldetes darstellt; diese Idee des Dichters sei indeß, wiewohl sie genial und über der damaligen Denkungsart steht, gleichwohl, wie die Ideen bei allen Dichtern und Philosophen, eine zeitgemäße, aus den damaligen Zuständen der Religion und Moral hervorgehend und somit aus ihnen entnommen und abstrahiert. Was den Plan des Gedichts anlangt, so weist nach B.'s Meinung die erste Strophe auf den Inhalt desselben, nämlich auf die Arglist Odins und den durch diese entstandenen ersten Krieg (*spiöll* Kriegsmord), die zweite aber auf die drei Theile des Gedichts, nämlich erstens, der Seherin Erinnerungen oder die Vergangenheit; zweitens, derselben Kenntniß der Anschläge gegen die Ansen von Seiten der ihnen feindlichen Mächte der verschiedenen Welten in der Gegenwart, und drittens der Seherin Voraussicht des Weltuntergangs (*miötuðr*) und der Palingenesie in der Zukunft.

Auf eine nähere Besprechung der von B. hier behandelten einzelnen Gegenstände will ich nicht eingehen, da fast jeder Punkt, jede Strophe der hier kritisch und exegetisch erörterten sehr schwierigen Gedichte einen überreichen Stoff dazu darbieten würde. Es genüge daher i-

allgemeinen die Bemerkung, daß das oben erwähnte Festhalten B.'s an seine einmal aufgestellten Ansichten sich nur auf die spätern bezieht; denn die von ihm in den *Poèmes Islandais* gegebene Interpretation der *Völuspa* hat jetzt allerdings eine bedeutende Umänderung erlitten und zeigt einen ganz verschiedenen Standpunkt. In dieser und sonstiger Beziehung auf die Arbeit selbst verweisend, will ich zu den bereits angedeuteten linguistisch-exegetischen Beispielen (forspiöll, miötuðr) noch hinzufügen »*bioðum yppja*, sich Heerde aufstellen, sich einen häuslichen Heerd gründen« (Völ. 4); »*töflur, tefla* Schießziele, nach dem Ziel schießen« (ib. 7. 57); die Verbindung von Held d. i. der hohe, berühmte Mann, mit dem lat. *celsus* für *celtus* S. 190. 224) u. s. w. Sehr gesucht scheint mir unter anderm die Erklärung der Str. 5 in Hrafnagalðr; nicht minder gezwungen die Uebersetzung von *halsa skautum* (Vegt. 17) durch »Langhalseflügel« d. i. Schwanzflügel; denn »Hals« ist eben nicht »Langhals« und *skaut* für »zipfelartiger Flügel« ist auch eine gewaltsame Interpretation. Zuweilen auch sucht B. in der Ferne, was in der Nähe liegt; so sagt er S. 109: »*sprund*, das ein Neutrum ist, bezeichnet das Frauenzimmer, entweder wie das deutsche Sprinz als ein aufgeschossenes schlankes Reis (Spriet oder Sproß), oder als eine spröde (gezierte, gesprießte), oder als eine sprudelnde lustige Springerin (vgl. Spring-ins-Feld)«. Viel rascher jedoch erklärt sich *sprund* durch das schwedische gleichlautende s. n., welches Spund, Loch, Schlitz bedeutet und höchst wahrscheinlich auch die im Altn. ursprüngliche Bedeutung bietet, woraus sich die spätere leicht entwickelte; vgl. das hebr. *nekebah*, welches gleich-

falls beide Bedeutungen hat, so wie den häufigen Gebrauch von *cunnius* und dessen Synonymen für *femina*; s. auch was ich in Lemcke's Jahrbuch N. F. I, 229 f. (zu *Frignare*) angeführt und füge hinzu sskr. *dâra*. Andererseits bemerkt B. zu den Worten *hon veit* (Völ. 21 u. s. w.): »Die Redensart sie, diese erklärt sich als ein Hindeuten der Seherin auf sich selbst mit der Hand. Solche Redeweise ist besonders dem pathetischen Styl angemessen u. s. w.«. Dies ist ganz richtig und bestätigt sich auch durch den Anfang von Aesch. Pers., wo der Chor der Greise mit den Worten beginnt: »*Τάδε μὲν Περσῶν τῶν οἰχομένων — Ἑλλάδ' εἰς αἶαν πιστὰ καλεῖται* etc.«, wo er mit *τάδε* sich selbst meint. Der Ausdruck *meiri ok minni* (Völ. I) findet sich auch in einer von A. Kuhn in v. d. Hagens Germ. 8, 428 mitgetheilten altschott. Beschwörungsformel, welche so beginnt: »All kindis of illis that ewir may be, — In Christi name I conjure ye — I conjure ye baith *mair and les*« (d. i. All kinds of ills that ever may be — In Christ's name I conjure you, — I conjure you both more and less). Hier bedeutet diese Formel »größere und kleinere« oder »große und kleine«; ebenso in dem altengl. Gedichte *Morte Arthur*: »The bishop he cleped to his side — And all his fellows *less and mare*« (d. i. less and more); s. Ellis *Ancient Metr. Rom.* London. 1848 p. 186, und es fragt sich, ob an unserer Stelle das *meiri ok minni* nicht vielleicht auch »groß und klein«, d. h. »jung und alt« bedeuten könnte, ohne daß bei »klein« gerade an kleine Kinder zu denken wäre.

Dies sind die wenigen Einzelbemerkungen auf die ich mich zur Zeit beschränke, und

bedarf fast nicht, daß ich noch im Besondern darauf hinweise, daß wie in allen Arbeiten B.'s so auch in der vorliegenden neben dem nicht selten sehr Gewagten und Zweifelhaften andererseits unter dem Neuen sehr viel Treffendes und Belehrendes enthalten ist, überall aber große Gelehrsamkeit und eindringender Scharfsinn sich kundthut, die zur genauen Erwägung alles dessen auffordern, was B. vorträgt, so daß er, wie mir scheint, mit vollem Recht dafürhält, gar manche von seinen jetzt noch als unrichtig erachteten Ansichten würden sich später als wohlbegründet erweisen. Jedenfalls aber bleibt zu wünschen, daß ihm vergönnt wäre so wie manche andere literarische Arbeiten ausführen, so auch seine Eddaforschungen bis zu Ende bringen zu können.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Heinrich Kábdebo. Bibliographie zur Geschichte der beiden Türkenbelagerungen Wien's (1529 und 1683). Mit einer lithographirten Tafel und 50 Holzschnitten. Wien 1876. Verlag von Falsy und Frick. XVIII. 157 S. 8°.

In diesem glänzend ausgestatteten Werkchen ist eine bibliographische Zusammenstellung der Quellen zur Geschichte der beiden berühmten Türkenbelagerungen Wien's gegeben worden, wie sie bisher nicht existirt hat. Der Hr. Verf. hat sich nicht auf eine Angabe der gleichzeitigen Relationen und deren Nachdrücke, der

gleichzeitig geschriebenen, aber später gedruckten Berichte und der Urkunden beschränkt, sondern auch den gleichzeitigen poetischen sowie den bildlichen Darstellungen seine Beachtung geschenkt. Er hat nicht minder in einem Anhang, dem eine Reihe von Abbildungen entspricht, eine Beschreibung der auf die beiden Türkenbelagerungen Wien's geschlagenen Medaillen hinzugefügt und durch ein sorgfältiges Register den Werth seines Büchleins erhöht. Ref. der an einem Orte schreibt, welcher sich durch den Mangel an literarischen Hilfsmitteln auszeichnet, ist am wenigsten im Stande zu beurtheilen, inwieweit das vorliegende Werk dem Ideal bibliographischer Vollständigkeit und Genauigkeit nahe gekommen ist. Ueberschlägt man indessen die Summe von Anstalten, aus denen der Hr. Verf. sein Material zusammengesucht hat, und bemerkt man, wie viele Nachforschungen und Anfragen zu machen sein Gegenstand ihn genöthigt hat, so wird man ihm die verdiente Anerkennung nicht versagen und der Hoffnung Ausdruck geben, daß die »Bibliographie zur Geschichte der Stadt Wien«, deren Vorläufer diese Arbeit ist, nicht allzulange mehr auf sich warten lassen möge.

Bern.

Alfred Stern.



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 37.

13. September 1876.

Notizie naturali e storiche sull' Isola di Veglia, compilate dal Dr. Giambattista Cubich, fisico distrettuale ect. Trieste, stabilimento tipogr. Appolonio & Carpin. (Selbstverlag); I. Theil 1874, 256 S.; II. Theil 1875, 161 S. 8<sup>o</sup>. nebst Anhang.

Nächst der Bukowina ist die Provinz Istrien unter allen österreichischen Ländern die außer ihren Grenzen am wenigsten gekannte. Selbst Dalmatien hat Darsteller seiner Verhältnisse gefunden, welche es viel eingehender schildern, als die Provinz Istrien je in einem übersichtlich geordneten Werke geschildert worden ist. Wissenschaftlichen Werth haben zwar auch von den Schriften über Dalmatien, welche bisher erschienen sind, nur wenige und diese liegen in italienischer Sprache vor; doch trugen, älterer Werke nicht zu gedenken, Anton Petter, J. G. Kohl, Ida von Düringsfeld und Noë durch ihre bezüglichen Arbeiten wenigstens zur Orientierung über jenes Land in deutscher Sprache Mancherlei, mitunter selbst Wesentliches, bei und das-

selbe besitzt an dem Kanzleivorstande der obersten Provinzialbehörde, Ludwig Maschek, dermalen einen Statistiker, welcher durch sein jährlich (in Zara) erscheinendes »Manuale del Regno di Dalmazia« eine Menge der nützlichsten Kenntnisse verbreitet, von welchen nur zu wünschen wäre, daß sie allgemeiner Beachtung fänden. Istrien dagegen entbehrt, seit Dr. Kandler in Triest gestorben ist, eines Berichterstatters, welcher mit Vorliebe für das Land auch hinreichende Bildung verbindet und genug Mitarbeiter zur Seite hat, um die Verhältnisse des Landes allseitig zu beleuchten. In den Dalmatien betreffenden Reisewerken ist es zwar insgemein berücksichtigt, doch nur nebenher (so auch bei J. G. Kohl, Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro, 2 Theile, Dresden 1851) und die einzige Compilation in deutscher Sprache, welche scheinbar den Gegenstand erschöpft: die 1863 zu Triest (im Verlage der liter.-artist. Anstalt des österr. Lloyd) unter dem Titel »Istrien, histor., geogr. und statist. Darstellung der Istri-schen Halbinsel nebst den Quarnerischen Inseln« erschienene, anonyme Schrift ist nur bei großer Vorsicht brauchbar. Ihr Verfasser trug sie aus zahlreichen, an sich zum Theile werthvollen Aufsätzen, welche die von Dr. Kandler redigirte Zeitschrift »L'Istria« in den Jahren 1846—1852 brachte, mit geringem Verständniß zusammen und die Zusätze, welche sie außerdem enthält, wiegen nicht die Oberflächlichkeit auf, deren Gepräge die meisten Abschnitte tragen. Die Quarnerischen Inseln zumal sind darin flüchtig behandelt, daß es kaum verlohnt, d. Buch aufzuschlagen, wenn man bloß über sich belehren will. Was dort über die Insel Veglia in geographischer, historischer und st.

tistischer Beziehung gesagt ist, füllt vier Blätter zu 70 Zeilen und ist theilweise schon veraltet. Letzteres gilt auch von manchen einschlägigen Original-Aufsätzen der vorgenannten Zeitschrift. Und was sonst über die Insel Veglia durch den Druck veröffentlicht wurde, ist nicht nur durch die verschiedenartigsten Werke zerstreut, sondern auch an sich von keiner hohen Bedeutung. Desto erwünschter ist eine Monographie, welche, wie die vorliegende, diesen Bestandtheil Istrien's auf Grund vieljähriger Beobachtungen und Forschungen, welche an Ort und Stelle durch den Verf., einen dort heimischen Arzt, gepflogen wurden, allseitig schildert. Dr. Cubich darf sich nicht rühmen, damit durchweg exact-wissenschaftlichen Anforderungen entsprochen zu haben; das verwehrte ihm, von Anderem abgesehen, seine beschränkte Literaturkenntniß oder vielmehr der geringe Gebrauch, den er von Werken, welche da zu benutzen gewesen wären, gemacht hat. Allein er bietet dem Leser sozusagen aus sich eine Menge der wissenschaftlichsten Dinge, ganz im Sinne jener älteren Statistik-Schule, welche ihren Stolz darein setzte, möglichst auf allen Gebieten sich bewandert zu zeigen, und er thut dies mit einer Stylgewandtheit und Geistesfrische, welche den Leser geradezu fesseln. Von diesem Standpunkte aus beurtheilt, verdient sein Buch als Fundgrube auch den Männern exacter Wissenschaft empfohlen zu werden, so wie es gewiß Niemanden gereuen wird, den schwungvollen Auseinandersetzungen des Verf. über Culturzustände, welche von den mittel- und nordeuropäischen so sehr verschieden sind, einige Stunden gewidmet zu haben. Der erste Theil des Buches (Parte prima

fisica) enthält die »Notizie naturali«, der zweite die »Notizie storiche«. Im Vorworte wird der Plan des Buches erörtert und gedenkt der Verf. mit warmen Worten des deutschen Botanikers Dr. Otto Sendtner, in dessen Gesellschaft er in den Jahren 1841—1843 die Pflanzen der Insel zuerst genauer kennen lernte.

Von den Capiteln, in welche der erste Theil zerfällt, behandelt das erste (S. 15—22) den Umfang des alten Liburnien, den Quarnerischen Golf, dessen Küsten, Inseln, Gliederung und Gefahren (d. h. die Schiffahrtshindernisse); das zweite (S. 23—31) die Insel Veglia insbesondere, ihre geographische Lage, ihre verschiedenen Benennungen, ihre Gestalt und Ausdehnung und die verschiedenen Ansichten über ihren Ursprung; das dritte (S. 31—43) die klimatischen, atmosphärischen und meteorologischen Erscheinungen so wie das Erdbeben von 1838; das vierte (S. 43—59) die Höhe und Gestalt des Bodens nebst geographischen und hydrographischen Notizen; das fünfte (S. 60—68) das Mineral-, Pflanzen- und Thierreich; das sechste (S. 69—78) die Topographie der Küste; das siebente (S. 78—88) die Städte, die Castelle und die Dörfer im Innern der Insel; das achte (S. 88—92) die Scoglii genannten Vorinseln; das neunte (S. 92—96) die Höhle von Castelmuschio; das zehnte (S. 96—106) die politische und kirchliche Verfassung der Insel, die leibliche und geistige Beschaffenheit ihrer Bewohner; das eilfte (S. 107—121) die in früherer Zeit und gegenwärtig hier heimischen Sprachen; das zwölfte (S. 121—151) die Landwirtschaft, die Industrie und den Handel; dreizehnte (S. 151—248) die Aetiologie der Volkskrankheiten; das vierzehnte und letzte (S. 248—296) die Viehseuchen. Mögen nun an

die Breite und die den Laien (vielleicht auch den Fachmann) ermüdende Ausführlichkeit, womit die Volkskrankheiten besprochen sind, dem Arzte zu Gute gehalten werden, so verdient doch die gerade auch in diesem Abschnitte wahrzunehmende, ungleichmäßige, ja ungleichartige Vertheilung des Stoffes Tadel, den wir auch näher begründen würden, wäre einem Buche gegenüber, das seiner Natur nach die wissenschaftliche Kritik gar nicht herausfordert, mehr am Platze, als eine über dessen Inhalt orientierende Anzeige. Um jedoch der Aufgabe einer solchen Anzeige gerecht zu werden, sei hier bemerkt, daß der das »Pflanzenreich« behandelnde Abschnitt durch den zwölften, die Landwirthschaft behandelnden wesentlich ergänzt wird, da alle s. g. Nutzpflanzen in diesen verwiesen sind, und daß eine im Anhang abgedruckte Beilage aus der Feder des Hofrathes M. Ritter v. Tommasini in Triest (Sulla vegetazione dell' isola di Veglia etc.) weitere Ergänzungen bringt. Tommasini berichtigt da unter Anderem einige Behauptungen über die Verbreitungsgrenzen der Pflanzen, welche F. Th. Bartling in seiner 1820 zu Göttingen erschienenen Dissertation »De litoribus et insulis maris liburnici« aufgestellt hat, und fügt die Ergebnisse der Beobachtungen bei, welche an der k. k. Marine-Akademie zu Fiume in den Jahren 1869—1874 über die Temperatur und den Druck der Luft, die Feuchtigkeit und die Regenmenge gemacht wurden; ferner giebt er eine Uebersicht der bisherigen Studien, welche die Flora der Insel Veglia zum Gegenstand hatten, und liefert er ein Verzeichniß der dort wild wachsenden Gefäßpflanzen (*piante vascolari*). Ebenso vervollständigt der 13. Abschnitt das im

5. Abschn. über die Thiere Mitgetheilte; denn es werden dort S. 230—248 über die auf der Insel Veglia vorkommenden Vipern, deren Gift und die dawider anzuwendenden Heilmittel Einzelheiten beigebracht, welche nur zum Theile von medizinischem Interesse sind. Der Anhang enthält überdies eine »Zoologia dell' isola di Veglia«, wodurch die Dürftigkeit jenes Abschnitts ausgeglichen erscheint; aber an Ebenmaß hat die Anlage des Buchs dadurch wahrlich nicht gewonnen. Die Selbstgenügsamkeit des Verf. tritt am meisten in den 3 ersten Abschnitten zu Tage. Diese würden ein wissenschaftliches Relief, dessen sie fast ganz entbehren, erhalten haben, wenn der Verf. auf die hydrographischen Arbeiten der österreichischen und italiänischen Kriegsmarine, auf die seiner Zeit in der »Oesterr. Revue« (Jahrg. 1863, 1. u. 2. Bd.) veröffentlichten Untersuchungen des ehemaligen Fiumaner Gymnasiallehrers Dr. J. R. Lorenz über den Quarnero oder mindestens auf Böttger's Schrift über »das Mittelmeer« Bedacht genommen hätte. Geradezu unbegreiflich aber ist es, warum er, wenn schon die deutsche Literatur ihm minder zugänglich war, sogar die Schrift seines Fachcollegen Wilh. Menis (Protomedicus von Dalmatien): »Il Mare Adriatico«, Zara 1848 (gedr. bei Battara) unberücksichtigt gelassen hat. Es hätten sich daraus Gesichtspunkte gewinnen lassen, welche in dem vorliegenden Buche vermißt werden.

Zu den verdienstlichsten Abschnitten gehört der eilfte, von den Sprachen handelnde. W' entnehmen ihm, daß in der Stadt Veglia noch vor einem Menschenalter ein Dialect gesprochen wurde, welcher den Grundstock der dortigen Bevölkerung als einen kelto-romanischen ken-

zeichnete, und daß in der nächsten Nähe derselben ein Dorf Namens Poglizze sich befindet, dessen Einwohner vor Zeiten rumanisch sprachen. Der Sprachforscher Biondelli, welchem der Verf. Proben dieser nunmehr durch das Slavische verdrängten Sprachweise im Jahre 1842 überschickte, erklärte sie für identisch mit der der Walachen in der Umgegend von Temesvar. S. dessen »*Studii Linguistici*«, Mailand 1856, S. 58. Der Verf. bezweifelt jedoch die von Biondelli geäußerte Ansicht, daß man es da mit einer walachischen Colonie zu thun habe, welche vom Osten her zugewandert ist. Er wäre in diesem Zweifel bestärkt worden, wenn ihm das »*Archivio glottologico Italiano*« vorgelegen hätte, worin dessen Herausgeber G. J. Ascoli (I. Bd. S. 435—447) von dem alt-veglotischen Dialecte (den er aus einem offenbar vom Verf. in den Nummern 13, 14, 16 und 17 der Rovignoer Zeitschrift »*L'Istriano*« vom Jahre 1861 veröffentlichten Aufsätze kennt) behauptet: es fänden sich auch in ihm, also in dem ehemals den Bewohnern der Stadt Veglia geläufigen, unverkennbare Spuren des Rumänischen und zwar des Alt-Rumänischen, welches den Uebergang zu den italiänischen Alpendialecten gebildet habe. Ref. legt dieser Entdeckung große Tragweite bei, insoferne dadurch die Gleichartigkeit der Grundlage, auf welcher die ladinischen Dialecte in den Alpen sowohl, als die südfranzösischen Mundarten und das Catalanische, anderer Seits aber auch die istrianer Eigenthümlichkeiten und das Rumänische der Neuzeit erwachsen — ihrer geographischen Verbreitung nach bis an die Balkan-Halbinsel hin außer Zweifel gesetzt erscheint. Für den Nordrand des istrischen Festlandes, welchen

bekanntlich das Karstgebirge und speciell der sogen. Tschitscher Boden hinter Triest bildet, hat eine solche Verbindungslinie neuestens Miklosich in den Denkschriften der Wiener Akad. (philos.-hist. Klasse, Bd. 12: Die istrischen Rumänen) und zehn Jahre vorher Carl De Franceschi in einem an Dr. Kandler gerichteten Briefe, welchen dieser unter dem Titel »Sulle varie popolazioni de L'Istria« im 7. Jhrg. der Zeitschrift »L'Istria« (Nr. 50 und 51) abdrucken ließ, — überzeugend nachgewiesen.

Zum zweiten Theil übergehend, stellen wir die Gliederung seines Inhalts voran; doch nur in allgemeinen Umrissen, weil das Detail einen ungehörlichen Raum in Anspruch nehmen würde. Die Capitel 1 und 2 befassen sich mit der vorrömischen, die Cap. 3 und 4 mit der römischen Zeit; Cap. 5 schildert die Einfälle der »Barbaren«, die Zustände unter den byzantinischen Kaisern, das Emporkommen der Familie Frangipani (der nachmaligen Herrn der Insel), die Eroberungen der Venetianer an den Küsten des adriatischen Meeres und Veglia's erste, freiwillige Unterwerfung unter die venet. Republik; Cap. 6 erzählt die weiteren Schicksale der Familie Frangipani und die Begründung ihrer Herrschaft auf Veglia, das Seeräuberwesen, die zweite Besitzergreifung venetianischer Seits und die Beziehungen des Darius Frangipani zum Bischofe Vitalis I. von Veglia; Cap. 7 umfaßt die Zeit von c. 1018 bis c. 1240 (darunter die ersten Angriffe der Ungarn auf diese Insel); Cap. 8 führt die Zeit vor, in welcher die venetianische Herrschaft sich dort festigte; Cap. 9 läßt die Familie Frangipani wieder mehr in den Vordergrund treten und schildert die zunehmenden Conflictte der ven



Republik mit Ungarn so wie deren Rückwirkung auf die ihnen stark ausgesetzte Insel; Cap. 10 erzählt den Niedergang des Hauses Frangipani und wie es durch die Venetianer ganz aus dem Besitze der Insel verdrängt wird; Cap. 11 zeigt die venetianische Einwirkung auf die Reorganisation der öffentlichen Verhältnisse zu Ende des 15. Jahrhunderts; Cap. 12 springt bei flüchtiger Erwähnung der Türkenkriege im Anfange des 16. Jahrhunderts zu dem Uskokken-Kriege über und schließt mit dem Madrider Frieden zwischen Oesterreich und der venet. Republik (1617/8); Cap. 13 führt die Geschichte der Insel unter der venet. Herrschaft zu Ende; Cap. 14 endlich setzt dieselbe vom ersten Eintritte der österr. Herrschaft bis zur Gegenwart fort.

Der Anhang trägt den Wortlaut älterer Statuten, ein Decret des venet. Dogen A. Barbado, ein Verzeichniß der venet. Statthalter (Proveditoren), die Instruction für L. Giovio an den französ. Organisationscommissär in Dalmatien von 1806 und zwei Excurse nach. Das Verdienstliche an allen diesen historischen Ausführungen ist die sorgfältige Beachtung der culturgeschichtlichen Momente. Hieran erkennt man, daß der Verf. ein ziemlich reichhaltiges Urkundenmaterial vor sich hatte, was aus der Art, wie er dasselbe hie und da citiert und aus der ganzen Behandlungsweise sonst nicht zu ersehen wäre. Aber je mehr er sich der Neuzeit nähert, desto einsylbiger wird er und die gesamte Regierungszeit des gegenwärtigen Monarchen von Oesterreich-Ungarn wird mit der, allerdings im Lapidarstyl verfaßten und gedruckten Notiz, daß derselbe am 13. Mai 1875 die Insel besuchte, — abgethan.

Das Gerippe zur Darstellung der älteren Pe-

rioden lieferte schon Dr. M. A. Impastari, ein für seine Heimat begeisterter Vegliot, im J. 1862 unter dem Titel: »Cenni storici sull' isola di Veglia« (Triest bei L. Hermannstorfer).

Zum Schlusse sei aus dem 1. Theile (Cap. 10) hervorgehoben, daß die dermalen 18,000 Köpfe starke Bevölkerung in 5 Hauptgemeinden (Cappocomuni) getheilt ist und in politischer Beziehung von der Bezirkshauptmannschaft zu Lussin-piccolo, also von einer benachbarten Insel aus, verwaltet wird; doch hat sie ihr eigenes Bezirksgericht in der Stadt Veglia, welche auch Sitz eines Bischofs ist. Diesen umgeben auf der Insel selber außer beiläufig 40 Weltpriestern 3 Niederlassungen des Minoriten-Ordens, 1 Franciskaner- und 1 Benediktinerinnen-Kloster. Eine größere Anzahl geistlicher Convente ist theils im Laufe der Zeit eingegangen, theils unterdrückt worden. Von Volksschulen dagegen weiß der Verf. nur Wenig zu berichten. Ihre Zahl übersteigt die der Klöster bloß um zwei und an keiner haften denkwürdige Reminiscenzen. — Unter diesen Umständen begreift es sich, warum der Bildungszustand der dortigen Landbevölkerung noch immer fast Alles zu wünschen übrig läßt (I. 100, 125, 128 u. s. w.) und der Bischof Bembo im Jahre 1581 bei Gründung eines Seminars auf der ganzen Insel keinen Priester fand, der den Unterricht der Seminaristen hätte übernehmen können (II. 143). Lebhaft erinnert dies an Zustände, wie sie der bekannte Naturhistoriker Hacquet in der aus Triest, den 20. Juli 1787 datierten Vorrede zum 4., der »Göttinger Akademie« gewidmeten Bande seine »Oryctographia Carnioliae« schildert. Gerad aber, weil es unter solchen Verhältnissen doppelt aner kennenswerth ist, wenn aus der Mit

der einheimischen Bevölkerung ein Buch, wie das vorliegende, hervorgeht, darf diesem das ohnehin oben karg zugemessene Lob, worauf es objectiven Anspruch hat, nicht versagt bleiben.

Graz.

Herm. J. Bidermann.

---

Traité de la formation des mots composés dans la langue française comparée aux autres langues romanes et au latin. Par Arsène Darmesteter. Paris F. Vieweg (A. Franck) 1875. 331 S. 8°.

Les composés qui contiennent un verbe à un mode personnel en latin, en français, en italien et en espagnol. Ouvrage qui a partagé le prix de linguistique au concours Volney, en 1873. Par Louis Francis Meunier. Paris Imprimerie Nationale. 1875. 282 S. 8°.

Dem ersten dieser beiden Werke verdankt der Verfasser, Herr Darmesteter, den Titel eines *élève diplômé* der *Ecole pratique des Hautes-Etudes*. Es ist in der Bibliothèque erschienen, welche von diesem Institut veröffentlicht wird, und den romanischen Studien bereits in dem Alexiuslied von Gaston Paris ein Hauptwerk geschenkt hatte.

Das zweite ist ein nachgelassenes Werk. Meunier war schon durch mehrere ausgezeichnete Arbeiten auf dem Felde der vergleichenden Grammatik bekannt, und er hatte soeben von dem Institut de France einen Preis für drei Abhandlungen über die Composita erhalten, (darunter das hier anzuzeigende) als ein plötzlicher Tod ihn der Wissenschaft geraubt hat. In Armuth

geboren und erzogen, eines Waffenschmieds Sohn (S. 167) hatte er alle seine Kenntnisse durch seine Arbeitskraft erworben; schon die Ausdehnung seiner Studien und der Scharfsinn, den sie beweisen sind ein Beispiel dessen, was eine mannhafte, gegen Krankheit und Nahrungs-sorgen kämpfende Seele schaffen kann. Denselben Muth bewährte er bei der Kritik fremder Meinungen, und mehr als einmal, hat er, vielleicht mit ein wenig Uebereilung, allgemein vor ihm angenommene Ansichten angegriffen. Herr Darmesteter war beauftragt worden, die hinterlassene Handschrift zu veröffentlichen. Es ist nicht zweifelhaft, daß Meunier diese Arbeit, die im Grunde bloß eine Sammlung von lexicographischen Notizen ist gediegener ausgestattet haben würde. Er hatte sogar einen dritten Theil angekündigt, der die Ergebnisse enthalten sollte, zu welchen seine Untersuchungen ihn geführt hatten. Hiervon hat sich aber einzig ein Examen des opinions de M. Diez sur les composés qui contiennent un verbe à un mode personnel unter seinen Handschriften vorgefunden. H. Darmesteter, dessen eigene Ansichten mehrfach mit den Meunier'schen im Widerspruch standen, hat sich auf die unentbehrlichsten Verbesserungen beschränkt. Es ist zu bedauern, daß er nicht dieses Werk, wie das seinige, mit Registern versehen hat, um das Nachschlagen zu erleichtern. Das Buch erhielt durch ein biographisches Vorwort des H. Professor Egger eine willkommene Ergänzung.

Das Buch des Herrn Darmesteter zeichnet sich durch eine eingehende Classificierung d. französischen Composita aus, die ein gründliches wissenschaftliches Studium derselben anbahnt. Er geht von dem Gesichtspunkt aus, daß d

französischen Composita, nicht, wie in den alten Sprachen, aus Themen, sondern aus vollständigen Wörtern hervorgegangen sind. Demnach erfolgt die Bildung in zweifach verschiedener Weise; entweder durch Nebeneinandersetzung (*juxtaposition*), kraft welcher zwei oder mehrere Wörter, die im gewöhnlichen Sprachgebrauch neben einander befindlich sein können, eng genug verbunden werden, um einen einzigen Begriff darzustellen (*bienheureux*, *chef-d'oeuvre*, *bout-rimé*); — oder aber so, daß die Verbindung der zusammenzusetzenden Wörter bloß durch eine Ellipse verstanden werden kann. Ein *licou* z. B. ist ein [Gegenstand, zu welchem man sagt:] *lie* [le] *cou* [des Thieres], ein *surtout* ist ein [Kleidungsstück] über allem Uebrigen, *surtout*. Für diese Bildung hat H. D. den Namen Zusammensetzung (*composition*), im eigentlichen Sinne vorbehalten. Zwischen diesen beiden Formationen steht nun noch die Bildung durch Partikelpräfixe, die an beiden Antheil hat, die aber wegen gewisser gemeinschaftlichen Eigenthümlichkeiten nothwendigerweise unter eine Rubrik gefaßt werden mußte. Diese Classification ist augenscheinlich von der Diez'schen wesentlich verschieden, die auf der Beschaffenheit der in die Zusammensetzung eintretenden Begriffe, beruht. Wir erachten sie trotzdem für wissenschaftlicher und inhaltsreicher; das Buch des H. D. beweist, mit welchem Nutzen man sie brauchen kann und wie mannigfaltig ihre Anwendung ist.

Doch meinen wir, daß er in Bezug auf zwei von ihm aufgestellte Unterabtheilungen das Richtige verfehlt hat. Zunächst legt er übermäßiges Gewicht auf eine durchaus wesentliche und bedeutende Zusammensetzung; wenn nämlich ein

Verbum aus einem Substantiv so gebildet wird, daß ein Präfix vorangeht und ein Suffix ihm folgt. Es sind dies *parasyntetica* die aus präpositionellen Redensarten abgeleitet werden. *A masse* wurde früher gesagt in der Bedeutung von *en masse* (s. dieses Wort bei Littré); davon hat man das Wort *amasser* gebildet. Einen derartigen Ursprung haben viele französische Verba. In der lateinischen Sprache gab es eine Anzahl von unabtrennbaren Partikeln, die, da sie nicht mehr als eigentliche Präpositionen construiert werden könnten, immer in der Composition einen adverbialen Sinn hatten. Das waren *dis*, *re(d)* und die Negation *in*. Dazu kamen im Französischen die Präpositionen *ab*, *ex*, *cum*, *circum* und *se*, welches im classischen Latein nicht mehr als Präposition gebraucht wurde. Es ist also falsch, diese Partikeln unter die zu rechnen, die einen präpositionellen Werth haben, und alle französischen zusammengesetzten Wörter, in denen sie stecken sind entweder direct aus dem Lateinischen entlehnt, sei es durch den Volksmund (*démètre*, *rançon*, *enfant*, *aveugle*, *esprendre*, *coucher* etc.), sei es durch die Gelehrtensprache (*réagir*, *circonlocution* etc.) — oder sie gebrauchen diese Partikeln lediglich in ihrer adverbialen Bedeutung. Um Präposition zu sein, muß die Partikel einen selbständigen Sinn haben, und das ist der Fall bei keiner der acht oben genannten. Herr D. ist selbst genöthigt gewesen (S. 84) zu bemerken, daß die Partikel, in den Compositis mit *ex* (*ébruiter*, *émousser* u. s. w.) eine rein adverbiale Bedeutung hat\*). Die Composita sind also nicht wahre *Parasyntetic*

\*) Deswegen kommt *écosser* nicht von *cosse*, sondern von *écosse*.

denn man kann nicht annehmen, es habe je einen französischen terminus wie *es bruit, es mousse* gegeben\*). Dasselbe gilt von *reculer, refroidir, conforter* und *réconforter*. Wir glauben selbst, daß viele Composita mit *en* denselben Character darbieten; denn H. D. vermag uns nicht zu überzeugen, daß *enfiler une aiguille* soviel wie: eine Nadel in Faden stecken, noch *ensemencer* (S. 83 Anm.) soviel wie: ein Feld in Samen setzen, noch *empierrer* (S. 322) soviel wie: ein Feld in Steine legen heißen. So ist denn auch, unsers Erachtens, bei allen Compositis, wo *des* eine präpositionelle Bedeutung hat (*déballer, débarquer* u. s. w.) die Etymologie in *de-ex* zu suchen, das eine romanische Präposition gewesen ist, während *dis* nie Präposition gewesen ist, weder im Lateinischen noch im Französischen, und wir verstehen nicht, warum H. D. (S. 92) die Existenz von *de-ex* in der modernen Sprache blos in *dévier (dévoyer)* und *déduire* wiederfindet.

Weiter hin scheinen uns die zusammengesetzten Adjectiva, bei denen ein Adjectiv (oder Particip) mit adverbialer Bedeutung die erste Stelle einnimmt, nicht an ihrer richtigen Stelle (S. 129) zu stehen. Es sieht aus, als ob H. D. das selbst eingestände. Zunächst sagt er, man dürfe diese Composita nicht mit den Juxtapositionen verwechseln, die aus einem Adverbium und einem Adjectiv gebildet seien, da doch das erste Adjectiv bei dem Compositis eine selbständige Bedeutung annimmt und sich in ein Adverbium ver-

\*) S. 79 hat Herr D. vergessen die abweichende Eigenthümlichkeit des verbum (*r*)*esjoir* zu verzeichnen, bei dem die Partikel diese Wirkung hat, aus einem intransitiven Verbum ein transitives zu machen.

wandelt. Dann, einige Zeilen unten bemerkt er, daß *clairvoyant* eben so wenig zusammengesetzt ist als der Ausdruck: *il voit clair*. Herr D. hat nicht bemerkt, daß das erste Adjectiv bei diesen Compositis auch in anderen Redensarten als Adverbium gebraucht werden kann: man sagt: *rester court, parler gras, demeurer haut* (*long-jointé* ist das Gegentheil von *court-jointé*), und andererseits, daß das zweite Wort immer ein Participium ist, ein schlagender Beweis, daß wir in diesen Ausdrücken weiter nichts haben als Juxtapositionen, die mit den Redensarten *voir clair, parler bas* analog sind, und die ihre richtige Stelle neben *bienveillant, malfaisant* u. s. w. finden\*).

Dies sind die einzigen principiellen Ausstellungen, die wir über das Werk des Herrn D. zu machen haben: doch sind noch einige Einzelheiten zu erwähnen. — Er hat über die eigenthümlichen Composita, *lundi, mardi* u. dgl. sich ausgesprochen und hierbei, nach unserer Meinung, überzeugend bewiesen, daß es wirkliche *juxtaposés* mit doppelter Betonung sind (*lúnae díes*), die ohne Störung ihrer syntactischen Verhältnisse behandelt wurden, und mit der Zeit Simplicia geworden sind. Aber bei seiner Argumentation (S. 45) hat er vergessen, daß *pulipes* (*pullipedem*), *poulide*, nicht *poulive* (vergl. *tiède* v. *tepidus*) geworden sein würde\*\*). —

\*) Bemerkenswerth ist, daß außer *bienheureux* alle mit *bien* und die meisten mit *mal* zusammengesetzten *juxtaposés* ein Particip enthalten.

\*\*) S. 46 A. 2 giebt er eine sehr plausible Etymologie von *samedi* (Samstag), indem er dieses Wort nicht auf *sabbat*, sondern auf *sambat*, einer Form des Vulgararamäischen zurückgehen läßt. — S. 50 wurde *Aix-Bains* irrthümlich in die Provence gesetzt.



*Quiconque* (S. 63) ist nicht das lateinische *quicumque*, welches *quiconc* geworden wäre; sondern das französische *qui que onques*. — Ist Hr. D. ganz sicher (S. 67), daß *plus*, *moins*, *reste*, *surplus* je Adjectiven gewesen seien und daß weibliche Adjectiven substantivisch gebraucht werden können? Man sagt niemals *la légère*, *la grecque* (vgl. S. 319), und in den Ausdrücken *à la légère*, *à la grecque*, muß man augenscheinlich die Wörter *manière*, *mode* ergänzen, wie bei *à gauche*, *à droite*, das Wort *main*. — Die Wörter *réimprimer*, *réinstaller*, (S. 101), die gewählt sind, um zu beweisen, daß *re* in den ursprünglichen Wörtern vor einem *i* zu *ré* wird, sind selbst Fremdwörter, wie die Form der Verba simplicia es kundthut. — Ist es wahr, daß *mes à l'idée de mal ajoute l'idée d'une action, d'un état meilleur duquel on déchoit*? Sind *méchants vers* je gut gewesen? — S. 119 u. 121. Einer Unachtsamkeit muß man jedenfalls die Anführung von *porc-épic* (= *porc à épis*) unter die Composita, bei denen das zweite Wort die Apposition des ersten ist, zuschreiben. — S. 131. Wie kann Hr. D. daran zweifeln, daß der *avant dernier* derjenige sei, welcher unmittelbar vor dem letzten kommt, und daß in Folge dessen *avant* eine präpositionelle Bedeutung hat? — S. 144. Warum führt Hr. D. in seinem Verzeichniß der Wörter auf *fier*, einige wie *amplifier*, *édifier*, *glorifier* mit der Bezeichnung *latin* auf, als ob die Anderen nicht gleichfalls aus der Gelehrtensprache stammten? — S. 233. Die Uebersetzung von Landsturm durch *tourbillon du pays* ist komisch. Siehe Weigand Kleines deutsches Wörterb. S. 834. — Natürlich konnte es für Hr. D. nicht die Aufgabe sein, ein voll-

ständiges Verzeichniß der Eigennamen zu geben \*); doch einige hätten, wegen ihrer ganz speciellen Eigenthümlichkeiten, erwähnt werden müssen. Unter diesen sind zunächst die meisten Namen der Départements (Deux-Sèvres, Haut-Rhin, Bouches-du-Rhône, Lot-et-Garonne), die augenscheinlich in die Klasse der Juxtapositionen per Synecdoche eintreten, da sie doch ein umgrenztes Landesgebiet nach einer der natürlichen Besonderheiten, die ihm eigen sind, bezeichnen. — In derselben Categorie hätten auch die zahlreichen Composita mit *Saint* eine Stelle finden können, die einen Ort mit dem Namen des Heiligen, welchem die dortige Kirche gewidmet ist, bezeichnen (Saint-Denys, Villeneuve-St.-Georges). Endlich hätte unter den juxtaposés durch Coordination der Name *Angleterre* (it. Inghilterra, sp. Inglaterra — Anglica terra) eine Erwähnung verdient, da es der einzige Landesname ist, worin das Wort *terre* sich befindet, während diese Formation in den germanischen Sprachen sehr häufig ist (Deutschland, England, Rußland u. s. w.), die dafür ihrerseits, dem Französischen die Wörter *Irlande*, *Islande*, *Hollande* u. s. w. gegeben haben.

\*) Unter den anderen Compositis ist die einzige wesentliche Auslassung die des Adjectivs *vraisemblable*, das sich unter den aus einem Substantiv und einem Adjective zusammengesetzten Adjectiven, nach Analogie von *vermoulu* und *saugrenu* hätte befinden sollen. Wir finden auch nicht das Wort *kyrielle* (κύριε ἐλέησον), noch auch *Jésus-Christ*, welches schon in der heil. Schrift einen einfachen Begriff darstellt. Das Compositum *vice-dominus* hat außer *vidame* (in Genf hieß dieser Beamte *vidomme*), in Savoyen sehr üblichen Familiennamen *Vidonne* (deuts Vitzthum) geliefert. Für die ein verbum finitum enthaltenden Composita geben die Herren Darmisteter u Meunier ein fast vollständiges Verzeichniß.

Die letzten Seiten sind am interessantesten in Hinsicht auf den praktischen Gesichtspunkt. Der Gebrauch des Bindestrichs und die Bildung des Plurals sind immer für den französischen Lehrer *cruces* gewesen. Hr. D. schlägt ganz einfach die von verständigen Grammatikern längst erwünschte Abschaffung des Bindestrichs vor. Die *juxtaposés* schreibt er in mehrere Wörter und die *composés* in eines, außer wenn man es mit der Zusammensetzung von mehr als zwei Wörtern zu thun hat (*ramasse ton bras*). Jedermann wird ihm beistimmen, aber dennoch werden wir noch lange Zeit zu warten haben, bis der Bindestrich verschwindet. Was die Orthographie des Singulars betrifft, so schreibt Hr. D. das zweite Wort der verbalen Composita immer ohne *s*; (*un portallumette, un portelettre, un portoliqueur, un portemouquette* u. s. w.). Dagegen schreibt er im Plural *des portallumettes* u. s. w. Wir gestehen, daß wir hier nicht mit ihm gehen können. Ein *portallumette* ist ein Geräth, das bestimmt ist, mehrere Zündhölzchen, nicht nur ein Zündhölzchen zu tragen. Die Ansicht Herrn D.'s wäre durchaus logisch, wenn das Wort *portallumette* dem Geiste einen so synthetischen Begriff wie *licou* und *parapluie* gäbe; es mag sein, daß man dahin noch gelangt, aber bei dem jetzigen Stande der Sprache wird man immer das Compositum zerlegen, selbst wenn man *portallumette* schriebe. In vielen Fällen sogar, wo die Academie den Singular vorschreibt, wäre der Plural natürlicher; zum Beweise dient, daß das Spanische und Italienische ihn fortwährend anwenden, wie Meunier es beobachtet hat (S. 265); der Franzose sagt *chasse-diable*, der Italiener *cacciadiavoli*; der Franzose sagt *curedent*, der Spanier *limpiadentes* und der

Italiener *cavadenti*. Andererseits würde man bei der Bildung des Plurals mit Hrn. D. in arge Sonderbarkeiten verfallen. Es heißt *licou*, pl. *licous*; es müßte also *pridieu* heißen (wodurch schon Aussprache gestört würde) und wer möchte im Plural wohl *pridieux* schreiben?

Man kann nicht in allen Beziehungen die Ansichten Hrn. D.'s theilen; es bleibt nichts destoweniger ausgemacht, daß sein Buch fortan eine Autorität über den Gegenstand sein wird. In vielen Punkten hat er das erschöpfende Ergebniß der Wissenschaft gegeben; in mehreren anderen hat er Fragen gestellt, deren Lösung zwar erst der Zukunft angehört, deren Stellung aber verdienstlich ist. Unter die interessantesten Partien des Buches muß man in erster Linie diejenigen zählen (p. 32 u. ff.), die Hr. D. den *juxtaposés de coordination avec synecdoque* widmet. So nennt er die Redensarten wie *blanc-bec* (Gelbschnabel), *rouge-gorge*, u. s. w. Diese sind oft possessive Composita genannt worden, als ob ein *blanc-bec* ein Mann wäre, welcher einen *bec blanc* hat. Aber bei dieser Annahme müßte das Geschlecht des Ausdrucks durchaus von dem Substantiv unabhängig sein, welches in die Composition eintritt, und in den meisten Fällen ist es nicht so. Wofür muß man also diese Art Wörter erachten? »Es findet keinerlei Ellipse statt; es ist hier also nur eine Gedankenfigur, wie man sie Synecdoche\*) nennt, der Gegenstand wird durch einen seiner hervorragenden Theile bezeichnet« (S. 33); darum ist zu beachten, daß diese Ausdrücke, weit entfernt *composés* zu sein, nicht einmal *juxtaposés* sind da sie nicht die begriffliche Einheit haben.

\*) Die Synecdoche ist aber keine Gedankenfigur, in dem sie nicht in den Gedanken liegt, sondern in den Wörtern.

welche bei diesen erfordert wird. Diese Formation ist um so merkwürdiger, als die anderen romanischen Sprachen neben identischen Redensarten (*barbarossa*) noch ein anderes Bildungsprincip darbieten, das dem des Lateinischen ähnlich ist (sp. *barbiblanco*, it. *pettirosso* u. s. w.).

Nicht weniger lobenswerth sind die Bemerkungen Hr. D.'s (S. 103 u. ff.) über die pejorativen Partikeln *bis* und *cal*. Die Etymologie der letzteren vermag er nicht festzustellen, obwohl er dieselbe Partikel in mehreren Wörtern wieder entdeckt, namentlich in *calembour* (*bour* = *bourde*). Man muß demnach auf die Etymologie von Chasles verzichten, der dieses Wort von dem Pfaff von Kahlenberg herleitete. Aber, da es sehr wahrscheinlich ist, daß diese neue Partikel einen deutschen Ursprung hat (S. 115), so wäre es interessant zu erfahren, ob die Wörter *Kahlenberg* und *Kalauer* nicht damit zusammenhängen. Das ist übrigens nur ein Beispiel von den feinen und scharfsinnigen *Aperçus* dieses Buches, welches der französischen Wissenschaft die größte Ehre macht.

Wenn wir nun zu den *Composés* Meuniers übergehen, so haben wir es da mit einem durchaus verschiedenen Werke zu thun, das ist keine Abhandlung mehr, sondern ein Wörterbuch. Der erste Theil enthält unter dem Titel: *Histoire et classification des composés latins et français qui contiennent un verbe à un mode personnel*, ein Verzeichniß dieser Composita in der lateinischen und in der französischen Sprache bis zu Ronsard. Der zweite Theil ist eine *Histoire (?) et classification des composés français, italiens et espagnols*. Er zieht selbst keine Folgerung aus den Thatfachen, die er aufzählt. Deshalb besteht das Interesse des

Buches fast ausschließlich 1° in einigen neuen Etymologien, in denen er manchmal mit Hrn. Darmesteter nicht übereinstimmt, 2° in dem Anhang, worin er versucht die Ansichten Diez's über die Bildung der verbalen Composita zu widerlegen.

S. 55 finden wir eine erwähnenswerthe Etymologie von dem Namen der berühmten *rue Quincampoix*. Es soll ein Personennamen sein: *Cui-qu'en-poist* (= *à qui qu'il en pèse*). — S. 188 finden wir eine sinnige Bemerkung über *fessemathieu* und die doppelte Etymologie von *fesser*. — Hr. Darm. (S. 120) sieht mit Littré in *cornemuse* eine Zusammensetzung des Substantivs *corne* mit *muse*: da Horn zugleich ein Dudelsack ist. Meunier (S. 138) sieht darin das Verbum *corner*. Das italienische Wort *cornamusa* giebt ihm Recht. — Es ist augenfällig, daß die *balle-queue* und die *batte-queue* Vögel sind deren *queue balle* (tanzt) oder *bat*, (Meun. S. 144) und daß *queue* nicht Object des Verbums ist (Darm. S. 193). — Nach Meunier (S. 214) wäre das *marche-pied* der Ort, welchen *marche* (niedertritt) der Fuß. Das Wort hätte also S. 144 neben *spazzavento* aufgeführt werden sollen\*). Hr. D., welcher dort einen Im-

\*) So sollte auch das span. *calamoco* (S. 161), der Rotz, der durchfließt, oder besser: fließe durch, Rotz! S. 137 nach *botavara* stehen; das franz. *à cloche-pied* (= *à pied qui cloche*) (S. 171) S. 138 nach *claquebois*; das franz. *pet-en-l'air* (das Meunier mit Recht *pète-en-l'air* schreibt, nämlich ein Kleidungsstück, mit welchem *on pète en l'air*) (S. 225) S. 257, neben *pet-en-gueule*; franz. *saute-en-barque* und *saute-en-bas*, das ital. *saltabarco* und das span. *saltambarca*, eine Jacke, mit welcher *on saute (facilement) en barque, en bas (de cheval)* 239 u. f.) S. 257 nach *prie-Dieu*; das ital. *scocca 'l* (= deren Spindel abgespannt wird) (S. 241) sollte S. nach *pisse-chien* vorkommen.

perativ sieht, erklärt ihn mit dem Gegenstand, der sagt: Geh, Fuß! Wir glauben er hat Recht, aber man muß anerkennen, daß die transitive Bedeutung von *marcher* hier vorzuziehen ist, und wir sehen lieber darin den Gegenstand in Bezug auf welchen gesagt wird: Tritt ihn nieder, Fuß! — Hr. Darm. versteht die Wörter (S. 197) *paraballe*, *parachute*, *parapluie* u. s. w. wie Littré, das heißt, indem er *a* als Präposition betrachtet (*pare-à-balles*, *pare-à-chûte*, *pare-à-pluie*). Für ihn ist also *sol* in *parasol* eine Abkürzung von *soleil*. An dieser Umgestaltung nimmt mit Recht M. Anstoß (S. 220). Um den Ursprung dieser Wörter zu erklären, bemerkt er, daß *parasol* das älteste unter ihnen ist, und vermuthet, daß es aus dem spanischen entlehnt worden ist; die anderen Wörter wären nach diesem Typus gebildet worden. Diese Ansicht scheint die richtige zu sein, besonders wenn wir annehmen, daß *tournesol* von dem italienischen *tornasole* (= *torna-a-sole*) kommt, denn die von H. Darm. gegebene Form *tourne-à-sol* ist wohl bloße Vermuthung.

Man kann Meunier (S. 3) zugeben, daß das *nescio quem* bei Plautus (Amph. I, 1, 178—9) ein Compositum ist. Aber er muß dann folgerrecht auch *je ne sais quoi* als französisches Compositum betrachten (*un je ne sais quoi qui n'a plus de nom dans aucune langue*. Boss. Henr. d'Angl.). — *Le* oder *la couvre-face* (Darm. S. 193) ist ein Schanzwerk, das die *face* decken soll, mehr (M. S. 139) eine *face*, welche deckt. Die Idee Meuniers (S. 192) das franz. *chenapan* sei von dem span. *ganapan* abgeleitet, ist sehr unglücklich. Hr. D. (S. 232) hat dafür die Littré'sche Etymologie beibehalten: **3chnapphahn**.

Der Anhang bei Meunier führt uns zu einem der wichtigsten Theile des Werks von Herrn D. zurück (S. 146 u. ff.) Die darin gestellte Frage ist diese: Unter welcher Form erscheint das Verbum in solchen Compositis wie *porte-feuille*, *gobe-mouches* u. s. w.? Diez antwortet: es sei der Imperativ. Hr. Darm. ist derselben Meinung, er bekennt aber zugleich, daß eine irrthümliche Analyse leicht den Indicativ angiebt, was die Bildung einer Menge analoger Composita veranlaßt hat, in denen man augenscheinlich den Indicativ vor sich hat. Meunier nimmt zwar an, daß einige Composita (*ne m'oubliez pas* u. s. w.) einen Imperativ darbieten, in den meisten aber sieht er das rationelle und ursprüngliche Vorhandensein eines Indicativs. Wir wissen nicht, ob die Schrift Hrn. D.'s von Meunier in der Handschrift gelesen worden ist; wir zweifeln, daß er seine Meinung, gegenüber jener so geschickten und geistreichen Vertheidigung der Diezschen Ansichten beibehalten haben würde. Vom historischen Standpunkt wendet Mennier ein, daß die Eigennamen in den lateinischen Urkunden oft, entweder das Participium oder den Indicativ mit dem Relativum aufweisen. Man findet Namen wie *Parcens verum*, *Saliens in bonum* u. s. w., *qui duos ducit*, *qui non bibit de aqua*. »Es müßten sich, sagt Meunier, diese Schriftsteller sammt und sonders geirrt haben, wenn Diez Recht haben sollte«. Sie haben sich wirklich geirrt und Hr. Darm. hat ihren Irrthum sehr verständig erklärt. Es ist derselbe, nach welchem wir ein *licou* definier als ein *instrument qui lie le cou*. Nicht de weniger war der Imperativ in dem Urbegriff d. Verbal-Composita. Man findet auch nie *par verum*, *bibit aquam*, was für eine genaue Ueb



setzung der Composita mit dem Indicativ erfordert würde, hingegen findet man Beispiele von Imperativen, von denen einige durch Meunier selbst in seinem geschichtlichen Theile citirt werden (*Trenca sacos, Trenca novas, Cantaraina*). Es ist sehr mißlich anzunehmen, daß eine Ellipse des pronomen relativum vorläge und daß ein *serre-tête* ein Gegenstand sei, *qui serre la tête*. Nie hat man in den indogermanischen Sprachen ein für den Satzbau wichtiges Wort weggelassen, und es ist viel natürlicher zu vermuthen, daß der erste Guß des Ausdrucks eine Art Ausrufung gewesen ist, die die Bestimmung des Gegenstandes definierte und sie demselben als einen Befehl auferlegte\*). Meunier citirt das früher genannte *Montereau-où-faut-l'Yonne*, jetzt *Montereau-faut-Yonne*, um zu beweisen, daß das Relativum elidirt werden kann. Er sagt nicht, wo er die erste Form gefunden hat, und wenn er es gesagt hätte, würde er wahrscheinlich nichts anders bewiesen haben, als den individuellen Irrthum eines Schreibers, welcher das Wort zu analysieren versuchte. Uebrigens zeigt sich die Unmöglichkeit der Theorie Meuniers in der Eintheilung, welche er für Composita, die eine Verbalform der 3ten Person Singular enthalten, hat annehmen müssen. Er ist genöthigt zwei Serien dieser Composita zu unterscheiden, je nach dem Umstande, ob das Subject ausgedrückt ist oder nicht. Z. B. ist für ihn der *tocsin* einem *il toque, le sin* gleich, er denkt nicht, daß im französischen nur selten ein Satz mit einem nicht interrogativen Verbum im Indi-

\*) Eine merkwürdige Bestätigung der Theorie Hrn. Darm. ist das Wort *tire-botte*, deutsch Stiefelknecht. In beiden Sprachen ist es ein Wesen, welchem man etwas befiehlt.

cativ, ohne Pronomen, anfängt; übrigens würde man schwerlich verstehen, daß ein solcher Satz der Name eines Gegenstandes werden könnte. Zu derselben Serie rechnet Mennier die Composita, vor welchen *objet que* (*spazzavento*) zu ergänzen ist, oder ein Substantiv mit einer Präposition und einem sich auf dieses Substantiv beziehenden *pronomen relativum*. Zahlreicher sind natürlich diejenigen, wo das Subject nicht ausgedrückt wird; einem jeden unter ihnen muß man entweder *homme qui* ergänzen oder *objet qui* oder *objet qu'on*\*), oder ein Substantiv mit einer Präposition, und einem sich auf dieses Substantiv beziehenden *pronomen relativum* oder das *pronomen on* als Subject des Verbums. Man sieht in welche Verwirrung man geräth. Kann man wirklich sagen, daß die ursprüngliche Absicht dessen, der das erste *prie-Dieu* gemacht hat, die war, ein *pupitre sur la base duquel on priât Dieu* zu machen? Hatte er diesen ganzen Satz im Sinne? Wollte er nicht lieber ein Geräth machen, um Gott zu bitten, das, um so zu sagen, eine Einladung zum Gebet sein sollte? Doch wird die Diez'sche Theorie noch durch einen entscheidenden Grund unterstützt. Da das Italienische beim Imperativ den Verben der 2ten und 3ten Conjugation die Endung *i* hat, so kann es einen ziemlich sicheren Probierstein abgeben. Es hat immer *i* (*Bevilacqua, batticuore*). Mennier hat selbst die spanischen Composita *va-y-ven, quita-y-pon* hinzugefügt. Aber, er erklärt, daß, wenn diese Aussprache wirklich alt ist, woran

\*) Meunier giebt bloß ein Beispiel für diese Kategorie: *pousse-pied* (= *bateau qu'on pousse avec le pied*). War nicht dieses Wort vielmehr in die erste Classe, neben *spazzavento* zu stellen und zu erklären: *bateau qu'on pousse le pied*?

er gezweifelt hat, man das Vorhandensein des Indicativs in dem französischen *Boitleaue*, zugeben müsse und das des Imperativs in dem italienischen *Bevilacqua*, das Vorhandensein des Indicativs in dem französischen *va-et-vient*, und das des Imperativs in dem spanischen *va-y-ven*. Aber Hr. Darm. hat einen neuen noch viel entscheidenderen Beweis beigebracht. Nach einer Mittheilung des Herrn Cornu, Professors in Basel, constatirt er, daß in dem Waadtländlichen Dialect gerade die Form der Composita deutlich selbst bei der ersten Conjugation, einen Imperativ, nicht einen Indicativ zeigt. Ist es also vernünftig anzunehmen, daß man, in so benachbarten Idiomen einer verschiedenen Bildungsweise gefolgt wäre? Ist es glaublich, daß von derselben Quelle ausgegangene Sprachen so verschiedene Begriffe für die Bildung derselben Wörter gehabt haben sollten? Meunier hat eben nicht bemerkt, daß wenn man im modernen Latein derartige Wörter wie *custodi-nos*, *fac-simile*, *fac-totum*, *noli-me-tangere*, *salva-nos*, *vade-mecum*, *vade-in-pace*, *veni-in-pace* gebildet hat, dies ein Beweis ist, daß man bei den Compositis der Volkssprachen das Gefühl eines darin vorhandenen Imperativs hatte. Meunier sieht allerdings in den Compositis nicht immer nur eine dritte Person Sing., er findet auch manchmal eine erste darin. Nach seiner Ansicht findet dies bei vier französischen Wörtern statt: *jarnidieu* (*je renie Dieu*)\*), *passe-dix* (= *je passe dix*), *pataqués* (= *je ne sais pas-c-à qu'est-ce*), *oui-dire* (= *jai oui dire*)\*\*). Die letztere Erklärung lassen wir nicht gelten; *oui-dire* scheint uns aus einem substan-

\*) Hr. Darm. hat diese Wörter weggelassen.

\*\*) Siehe Darm. S. 319.

tivisch gebrauchten neutralen Participium gebildet zu sein. Die Anderen, ein Fluchwort, ein Spielausdruck und ein Wort angeblich historischen Ursprungs beweisen absolut nichts für die Theorie Meuniers, ebensowenig wie das ital. *Andare a babborivegoli* und die sp. *penséque* und *harebueno*.

Mit nicht minderer Entschiedenheit bekämpft Hr. Darm. die Pottsche Theorie, nach welcher die romanischen Composita gleich denen der alten Sprachen, Themen enthalten. Die Beweisführung war leicht; die romanischen Sprachen haben sonst keine Spuren von Themen, wie kann man glauben, daß es solche bei der Bildung der Composita gegeben habe? Es liegt auf der Hand, daß man in dem deutschen Wort Schreibtisch, ein Thema hat, aber nie findet man im französischen ein derartiges Compositum, wie *écri-table*. Ueberall hat das Verbum eine mehr präcisierte Bedeutung als das reine Verbalthema.

So viel über diese beiden Werke. Beide sind wichtig und werden die Wissenschaft fördern; das eine durch eine klare Systematisirung des Gegenstandes und durch neue und wohlbegründete Theorien über die Wortbildung; das andere durch eine reiche Sammlung von Thatssachen, aus denen man interessante vergleichende und historische Studien über die drei romanischen Hauptsprachen schöpfen kann.

Plainpalais (b. Genf).

J. Le Coultre.

---

Religiös-philosophische Zeitfrage in zusammenhängenden Aufsätzen besprochen von Dr. M. Joël. Breslau 1876. Schletter'sche Buchhandlung. E. Frank. 89 S. 80.

Der Verf. der vorliegenden kleinen Schrif-

hat sich die dankenswerthe Aufgabe gestellt, das Interesse des größeren Publicums zu einer tieferen Erfassung religiös-philosophischer Fragen anzuregen, deren Verständniß er mit Recht theils durch die stets erneuerten Versuche dogmatischer Fixierung, theils durch die jetzt so sehr beliebte Abhängigmachung derselben von bestimmten Lösungen rein naturwissenschaftlicher Probleme (z. B. der Darwin'schen Hypothese) vielfach getrübt und verwirrt findet. Er sucht den modernen Wortführern des Atheismus, Strauß, Schopenhauer und dessen vielgefeierten Jünger v. Hartmann die Einseitigkeit und Inconsequenz ihrer Aufstellungen nachzuweisen und findet den der philosophischen Erkenntniß allein entsprechenden und das religiöse Bedürfniß allein befriedigenden Begriff des höchsten Wesens in der Vorstellung Gottes als einer absoluten, alles Endliche in sich begreifenden Persönlichkeit, deren Keim sich bereits in den alt-jüdischen Schriften entwickelt vorfinde (S. 86). Nicht ganz im Einklang damit bezeichnet er die Weise, wie Schleiermacher die Religion bestimmte, als diejenige, »die für immer maßgebend bleibend wird« (S. 31). Jenes von Schleiermacher als eine besondere Anlage der Menschennatur erkannte »sich Eins-Fühlen des Menschen mit dem Ewigen und Unendlichen« erklärt noch nicht den eigentlich specifischen Gehalt echter Religiosität, das beglückende und erhebende Moment darin. Dieses tritt erst hervor, wenn man jenes subjective Gefühl der Vereinigung mit dem Ewigen nicht in dem pantheistischen Sinne Schleiermachers deutet, sondern bestimmter als das Abhängigkeitsgefühl des Endlichen von einem Höheren begreift, von der über alles

Endliche erhabenen absoluten Persönlichkeit Gottes. Der Verf. erkennt das im Widerspruch mit seiner erwähnten Behauptung an anderer Stelle (S. 86) selbst an; er hätte wohl hervorheben können, wie es — unter den Neueren — ganz besonders das Verdienst Lotze's ist, jenen Begriff Gottes als absoluter Persönlichkeit in origineller und meisterhafter Weise philosophisch gerechtfertigt zu haben. Statt dessen bleibt er bei der Behauptung stehen, daß »die philosophische Grundansicht Kant's noch heute wie keine andere der Religion den Boden bereitet habe, auf dem sie sich, ohne mit den Ansprüchen der Wissenschaft in Widerspruch zu gerathen, anbauen könne« (S. 47). Nach der eigenen Motivierung des Verf. kann das nur so verstanden werden, daß das Resultat des Criticismus, die Behauptung vollständiger Unerkennbarkeit des Dinges an sich, der Phantasie des Glaubens nun ganz freien Raum lasse. Darin liegt aber doch keine philosophische Rechtfertigung einer bestimmten Gestaltung des Gottesbegriffs, welche Kant auch in der That nur indirect als ein Postulat der practischen Vernunft und vom rein ethischen Gesichtspunkte — in einer Weise, die der Verf. selbst als einseitig bezeichnet — zu geben versucht hat.

Bei aller Achtung vor der Größe Kant's dürfen wir doch gegen dessen Vorurtheile nicht blind sein. Kant wurde nur dadurch zu der Behauptung der gänzlichen Unerkennbarkeit des Dinges an sich gedrängt, daß er die Aufgabe des Erkennens selbst in ein der menschlichen Einsicht ewig verschlossenes Gebiet verlegte. Er übersah, was später Lotze in so überzeugender Weise dargethan hat, daß all unser Erkenn-

stets ein hypothetisches sein und bleiben muß. Nie wird uns begreiflich werden, wie es dem schaffenden Weltgeiste gelungen sei, den Dingen ihre Wirklichkeit zu geben, wie Sein und Dasein überhaupt gemacht werde. Nicht hierin, nicht in der Art ihrer Satzung, in dem, was die Dinge an sich sind, wenn man jede Bedingung hinwegdenkt, welche ihnen Gelegenheit zu irgend einer Aeußerung geben könnte, liegt das Wesenhafte der Dinge. Dieses besteht vielmehr lediglich darin, was dieselben unter den Wirkungen und Gegenwirkungen geworden sind, die sie, einmal zur Existenz berufen, thatsächlich im Verlaufe ihres Daseins erfahren haben. Diesen Bestand ihrer Essentialität zu durchdringen, kann allein Aufgabe unseres Erkennens sein, dem es nicht obliegt, die Welt zu schaffen, sondern die Geschaffene zu verstehen, ihren Werth und ihre Bedeutung zu ergründen. Beschränken wir uns hierauf, so ist gerade dasjenige Ding an sich, was uns am nächsten interessirt, unser eigenes Ich, das erkennende Subject selbst, seinem ganzen Umfange nach uns unmittelbar erkennbar. Wir fühlen und erleben unmittelbar in allen unseren Lebensäußerungen, was ein Seiendes thatsächlich an sich sei und bedeute, wenn wir auch nicht begreifen können, wie es gemacht werde, daß es überhaupt sei.

Theils hieraus, aus der Thatsache, daß uns das lebendige Sein allein erlebbar und deshalb allein unmittelbar erkennbar ist, theils aus der Ueberlegung, daß auch die Dinge der Außenwelt, da sie sonst überhaupt nicht mit uns in Beziehung treten könnten, von uns nothwendig als ein Wirkendes und Leidendes — also im weiteren Sinne

als ein Lebendiges — aufgefaßt werden müssen, erwachsen uns die Elemente, welche Lotze zu jener großartigen philosophischen Grundansicht der Welt verarbeitete, welcher alles Bestehende als inbegriffen erscheint in der einen absoluten, lebendigen Persönlichkeit Gottes.

Diese Ansicht setzt das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen nicht bloß in die Vorstellung einer gänzlich unbestimmten Wesensgemeinschaft, sondern, indem sie anerkennt, daß die Realität und der besondere Werth alles Endlichen nur in jenem Fürsichsein besteht, welches als eine Setzung Gottes den specifischen Lebensinhalt alles individuellen Seins bildet, so daß dieses seiner ganzen Existenz nach als in Gott gegründet und von Gott abhängig erscheint, läßt sie auch jenes Gefühl der Abhängigkeit und Hingabe an den Willen und an die Absichten Gottes als philosophisch vollkommen gerechtfertigt erscheinen, welches stets als die einzig befriedigende Grundlage wahrer Religiosität betrachtet worden ist.

Es liegt in dieser Ansicht ein Fortschritt der philosophischen Erkenntniß über Kant hinaus, der wichtige und entscheidende Momente einer endlichen Versöhnung der beiden »Großmächte im menschlichen Geiste«, der Philosophie und der Religion enthält, die der Verf. nicht hätte unbeachtet lassen sollen. Er hatte um so weniger Grund, darüber mit Stillschweigen hinwegzugehen, als jene Lotze'sche Ansicht, u. E. die weitaus bedeutendste Erscheinung der neueren Philosophie, leider wie es scheint noch wenig Eingang in das größere Publicum gefunden hat und doch wie keine andere geeignet ist, Licht und Klarheit in den Streit der widersprechenden Meinungen zu bringen und durch Erschließung tieferer Gesichtspunkte jene verwirrenden Einseitigkeiten gründlich beseitigen, deren schädlichen Einfluß der Verf. in seinem ersten Aufsätze richtig erkannt hat.

Blankenburg a. H.

Hugo Sommer.



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 38.

20. September 1876.

**Извѣстія Императорскаго общесства  
любителей естествознанія, антропологіи и  
этнографіи. Томъ XI, вып. 7. С. Пе-  
тербургъ, Москва 1875. 4°. Auch unter dem  
Titel (ebenfalls in russischer Sprache): A. P.  
Fedtschenko's Reisen in Turkestan. I. Band,  
2ter Theil. Die Reise im Chanat Kokan.  
Erstes Heft. Petersburg und Moskau. 1875.  
160 SS. mit dem Portrait des Verfassers, 3 Kar-  
ten, einer Ansicht in Oeldruck, 4 Lithographieen  
und 9 Holzschnitten.**

A. P. Fedtschenko wurde in Irkutsk ge-  
boren, studierte in Moskau Naturwissenschaf-  
ten und vollführte in den Jahren 1868—1871  
Reisen in Turkestan mit Unterstützung so-  
wohl der Moskauer Naturforscher-Gesellschaft  
als auch des Generalgouverneurs von Kauff-  
mann. An der Veröffentlichung seiner Reise-  
erlebnisse so wie an der eigenen Bearbeitung  
der reichlich gesammelten Naturalien wurde er  
durch den Tod gehindert: er verunglückte im

Herbst 1873 bei einer Besteigung des Mont-blanc. Das von Fedtschenko nach Europa gebrachte naturhistorische Material, von dem die Bearbeitung des zoologischen Theils in den 6 ersten Lieferungen des vorliegenden XI. Bandes der Mittheilungen der Moskauer Gesellschaft bereits erschienen ist, wird gegenwärtig von einer Anzahl namhafter Gelehrter untersucht und beschrieben. Ueber die Reiseerlebnisse selbst lagen bisher nur wenige Notizen vor (Petermanns Mittheilungen 1874 pg. 201—206; Iswestija der geographischen Gesellschaft in Petersburg 1872, N. 6); in dem vorliegenden Band wird nun die Reise in das jetzt als Gebiet von Fergana dem russischen Reiche einverleibte, damals noch unabhängige Chanat Kokan ausführlich geschildert. Der betreffende Band ist, wie das Titelblatt sagt, noch von Fedtschenko selbst geschrieben, giebt aber nicht die Beschreibung der ganzen Reise, sondern nur des einen Theils — nämlich nur von Taschkent bis zur Hochsteppe Alai.

Wenn wir hier über die genannte Reise berichten, so soll es nicht unsre Aufgabe sein, die mannichfachen höchst interessanten persönlichen Erlebnisse des kühnen Reisenden und seiner ihn begleitenden Frau wiederzugeben, wir richten unsre Aufmerksamkeit insonderheit auf die geographischen und die damit zusammenhängenden Ergebnisse des Berichtes.

Der Besuch des Chanats Kokan war das letzte Reiseziel Fedtschenko's, worauf er sich den Winter 1870/1871 in Taschkent vorbereitet. Er hatte Taschkent und dessen nähere und fernere Umgebungen durchforscht, er hatte 187 das Sarafschanthal durchzogen und strebte nun einen Abschluß nach Osten zu finden. D:

Thal des Amudarja durfte gerade in seinem östlichen Theil nicht betreten werden, dagegen ließ das Thal des Syrdarja die Möglichkeit eines Besuches zu. Hier gedachte Fedtschenko bis an das Gebiet des westlichen Tianschian vorzudringen und durch seine eigenen Forschungen an die Arbeiten derjenigen Reisenden anzuknüpfen, welche den mittleren Tianschian oder das Narynsche Gebiet untersucht hatten. Ferner hoffte er durch Ausdehnung seiner Wanderungen nach Süden von Osch aus auf jene Gebirgszüge zu stoßen, welche das Tianschiangebirge mit dem Himalaya und Hindukusch verbinden — auf jenes berühmte aber unbekannte Pamir. Es war dem muthigen Reisenden leider nicht gestattet, alle seine Hoffnungen und Pläne erfüllt zu sehen, weil die ihn begleitenden Kokangen ihn vielfach daran hinderten, tief in das Gebirge einzudringen.

Fedtschenko giebt zuerst eine Uebersicht der früheren Reisen und Nachrichten, welche Kokan betreffen, — was wir hier in Kürze wiederholen. Wir können jedoch dabei die Bemerkung nicht unterlassen, daß die Citate zum Theil ungenau sind, zum Theil gänzlich fehlen.

Die ältesten Mittheilungen über Kokan sind diejenigen des Sultan Baber, welcher dereinst auch das Gebiet Fergana beherrschte. Dann existieren erst aus dem Jahre 1812—1813 Marschrouten des Meer Izzul Oallah, über Touren von Kaschgar nach Kokan und von hier nach Samarkand, welche schon von Ritter und von Humboldt angeführt werden. In den Jahren 1813 und 1814 glückte es einem russischen Dolmetscher Philipp Nasarow, das Gebiet von Kokan nach allen Richtungen zu durchstreifen: seine in Petersburg 1821 ge-

druckten Mittheilungen sind recht interessant. In der ganzen Zeit von 1814—1868 war eigentlich nur ein einziger gebildeter Europäer in jener Gegend, der Engländer Conolly, welcher 1840 Kokan bereiste, leider aber in Buchara ermordet wurde; seine Aufzeichnungen gingen verloren. Es fallen jedoch in diese Zeit eine Anzahl kürzerer oder längerer Kokan betreffender Notizen in verschiedenen russischen Zeitschriften (Petersburger russische Geogr. Gesellschaft 1841—1849); bemerkenswerth ist die vortreffliche Arbeit Welj aminow-Sernow's — die Geschichte Kokan's. Erst 1860 und 1861 besuchte ein ostindischer Gesandter Mulla Abdullah Medschid das Chanat Kokan; sein Bericht wurde 1863 in Calcutta gedruckt. Endlich beim Friedensschluß zwischen Rußland und Kokan 1868 ging eine russische Gesandtschaft nach Kokan, worüber verschiedene russische Berichte veröffentlicht sind.

Seitdem zogen auch russische Kaufleute nach Kokan; einer mit Namen Iranow, gelangte über Kokan hinaus bis Kaschgar und lieferte eine genaue Beschreibung des zurückgelegten Weges an die Redaction der Turkestanischen Zeitung in Taschkent, woselbst Fedtschenko den bisher ungedruckten Bericht einsehen konnte. Dann hielt sich ein Pionier Krause ein Jahr lang 26 Werst von Namangan auf; er sammelte viele Nachrichten, stellte auch ein gutes Herbarium zusammen; einige seiner Ergebnisse sind in der Turkestanischen Zeitung gedruckt. — Auch der Maler Vereschagen war in Kokan, hat aber bisher nichts über seine Reise publiciert. Im Jahre 1870 begab sich K. W. Struve in der Eigenschaft eines Gesandten nach Kokan, aber machte dabei astronomisch

Aufnahmen und sammelte höchst interessante statistische Daten über das Chanat Kokan. Allein weder die von Struve entworfene Karte des Kokan'schen Gebietes, noch sein in der Taschkenter Naturforscher-Gesellschaft abgestatteter Bericht sind bisher gedruckt.

Fedtschenko fand hiernach im Chanat Kokan eine wenig bekannte Gegend und hatte Aussicht viel zu entdecken. Ein Naturforscher von Fach war bisher noch gar nicht in Kokan gewesen; diejenigen Forscher, welche wie Sewerzow, Osten-Sacken und Kukeschewitsch die benachbarten Gebiete durchzogen hatten, hatten die Resultate ihrer Arbeiten bisher noch nicht veröffentlicht. Es fehlte völlig eine gute Karte Kokan's — die Karte Struve's war ungedruckt, alle übrigen Karten ungenau und unvollständig. Fedtschenko unterzog sich daher alsbald der Mühe, eine Karte des Chanats zu entwerfen, welche freilich erst nach seinem Tode in der Iswestija der Geographischen Gesellschaft (Bd. IX, 1873 No. 8) zum Abdruck gelangte. Auf dieser Grundlage mit Benutzung anderer Arbeiten konnte dann Petermann jene Karte anfertigen, welche 1874 bei Gelegenheit des Abdruckes eines vorläufigen Reiseberichtes Fedtschenko in »Petermann's Mittheilungen« beigefügt wurde und welche auch dem russischen Reisewerk beiliegt.

Fedtschenko schickt der eigentlichen Reisebeschreibung eine kurze geographische Skizze des Chanats Kokan voraus. Wir geben diese Skizze hier wieder, ziehen aber einzelne der späteren von Fedtschenko mitgetheilten Resultate schon hier hinein. — Dabei ist jedoch nicht zu übersehn, daß hier unter dem Chanat Kokan nur das damals unabhängige Chanat, das

jetzige russische Gebiet Fergana zu verstehen ist — nur der kleine Rest eines frühern mächtigen und großen Reiches. Das Chanat Kokan war in früheren Zeiten das größte, volkreichste und mächtigste Chanat in Westturkestan; es dehnte sich damals zu beiden Seiten des Syrdarja aus, indem es von der chinesischen Grenze bis an den Aralsee reichte. Der größte Theil des früheren Kokanschen Gebiets, etwa 8000 Quadratmeilen war bereits allmählich dem russischen Reich einverleibt worden, ein ganz kleiner Theil, etwa 100 Quadratmeilen, hatte sich losgerissen und stellte die gegenwärtigen Chanats Karategin und Darwes dar; nur ein kleiner Rest, vielleicht der zehnte Theil des ursprünglichen Territoriums, repräsentierte damals das unabhängige Chanat Kokan. —

Zur Zeit als Fedtschenko Kokan bereiste, waren die politischen Grenzen des Chanats weder gegen Rußland, noch gegen Kaschgar ganz festgestellt; gegen Süden zum abgelösten Vassallenstaat Karategin war erst recht von einer festen Grenze keine Rede. Jetzt, seitdem das Chanat russisches Gebiet geworden, hat die Aufzählung der damaligen politischen Grenzen noch weniger Interesse als früher. Feste Grenzbestimmungen nach Sader (Karategin) fehlen auch heute noch. —

Um so wichtiger und interessanter sind die sogenannten natürlichen Grenzen des alten Fergana, des damals unabhängigen Chanats Kokan.

Das Chanat Kokan liegt zwischen dem 70 und 74 $\frac{1}{2}$  Grad östlicher Länge v. Greenwich und dehnt sich nicht nur zwischen dem 40. und 41 Grad nördl. Breite aus, sondern reicht mit einer bedeutenden Theil sowohl nord- wie südwärts üb

diese Breitengrade hinaus. Das schon in alter Zeit seiner Fruchtbarkeit wegen berühmte Thal von Fergana ist die mächtigste und ausgedehnteste Thalebene innerhalb des mittelasiatischen Hochplateaus. Das Thal wird im Norden begrenzt durch Gebirgszüge, welches von dem Flußgebiet des Talass trennen; (auf der Petermann'schen Karte ist das Gebirge mit den Namen Talass bezeichnet). Nach Süden wird die Grenze gebildet durch bedeutende Gebirge, welche die Trennung vom Thal des Amudarja bewirken; es sind das die später näher zu erwähnenden Gebirge Alai und Transalai, welche mit ihren Enden nach Westen bis an die Sarafschan-kette, nach Osten bis an den Tianschian reichen. Während nun beide, der nördliche, so wie der südliche Gebirgszug nach Osten hin durch Zusammentritt mit dem westlichen Ausläufer des Tianschian gleichsam die östliche Grenze des Thales bilden, rücken nach Westen zu Gebirgszüge in der Richtung nach S. W. fast bis an den Syrdarja (das Tschotkal-Gebirge, an dessen südlichsten Ende der Kendyr-Paß). So erscheint das ganze Thal von allen Seiten von Bergen eingeschlossen, offen ist nur die westlich gelegene Stelle, durch welche der Syrdarja nach Westen tritt. — Zu dem Gebiet des Chanats Kokan gehört sowohl das Hauptthal des Syrdarja, als auch die Thäler aller derjenigen Flüsse, welche in den Syrdarja fließen; ferner aber auch die Gebirge, von denen die Flüsse herabströmen bis zur Wasserscheide. Diese natürliche Grenze fällt so ziemlich mit der politischen zusammen und an einer Stelle nach Südosten reicht das Kokansche Gebiet über die Wasserscheide hinaus: südlich vom Alai-Gebirge gehört der Fluß

Kisil-su, welcher zum Amudarja zieht und die von ihm durchströmte Hochsteppe Alai zum Chanat Kokan. Die Ausdehnung des Kokanschen Gebiets beträgt ungefähr 1000 Quadratmeilen oder 50,000 Quadratwerst. Das eigentliche Flußthal, welches der Syrdarja durchströmt, dehnt sich gleichmäßig wie eine Steppe aus, nur unbedeutende Erhebungen sind vorhanden, welche gegenüber den kolossalen Grenzgebirgen als unbedeutende Hügel erscheinen. Der südlich von Syrdarja gelegene Theil des Thals ist ebener als der nördliche. Die größte Breite der eigentlichen Thalebene — im Meridian von Namangan — beträgt etwa 14 Meilen (100 Werst), die größte Länge von Osten nach Westen etwa 34 Meilen (240 Werst); der Flächeninhalt des Thales mißt etwa 275 Quadratmeilen, beträgt also etwa den vierten Theil der ganzen Kokanschen Gebiete. Die südlich und nördlich an die Flußebene stoßenden Vorberge sind nur niedrig; die Hauptgebirge sind sehr hoch. Insbesondere gilt dies von den südlichen Bergen, hier sind schneebedeckte Gipfel von 18—19,000 Fuß zu finden; es haben die südlichen Berge nur eine sehr ansehnliche Einsenkung, bis zu 13—14,000 Fuß und somit die Schneegrenze nicht erreicht; hier befindet sich der bekannte nach Kaschgar führende Paß Terek-dawan. — Im Süden befindet sich auch, mehr nach Westen zu das Alaigebirge und das kolossale Trans-Alei-Gebirge mit seinen schneebedeckten Höhen von 20,000 Fuß. — Die nördlichen Gebirge sind nicht so hoch; Fedtschenko selbst hat hier keine Schneegipfel gesehen, doch sollen nach Angaben anderer Reisenden im Norden von Namangan Schneeberge sichtbar sein. Es haben die nördlicher



Gebirge nach Osten zu einer Höhe von 9—10,000 Fuß, nach Westen eine Höhe von 7000 Fuß. Im Osten scheinen die Gebirge im Allgemeinen die Schnee-Grenze nicht zu erreichen, nur in der Richtung nördlich von Osch konnte Fedtschenko an einigen Stellen im Gebirg Schnee sehen (man nannte ihm auf sein Befragen das Gebirge Ketmen-tjübe, aber damit wird eigentlich eine Ortschaft bezeichnet, welche hinter dem Gebirge am Narin liegt. Der östliche Abhang der Gebirge ist hoch und steil, der westliche fällt langsam zum Syrdarja ab.

Die Gebirge, insbesondere die nördlichen und südlichen bestehen aus ganzen Reihen oder Ketten von Erhebungen; zwischen ihnen befinden sich der Länge nach verlaufende Thäler, von denen einige eine recht bedeutende Ausdehnung sowohl in der Breite als Länge haben, so ist z. B. das von Kisil-su durchströmte Thal der Hochsteppe Alai 60 Werst lang und 20 Werst breit. Außerdem existieren eine Menge Einschnitte, welche die einzelnen Gebirge in quer durchsetzen und bis zur Wasserscheide hinaufreichen — aus diesen Querthälern strömen einzelne Zuflüsse in den Syrdarja hinein.

Das Hauptthal wird in seiner ganzen Ausdehnung (240 Werst) von einem Flusse durchströmt von ONO nach WSW, von Utschkurgan bis Karatschachum (früher Kokanscher Grenzzort an der Grenze mit Rußland). Der Fluß heißt bei seinem Eintritt in Kokansches Gebiet Naryn und erhält erst dann, nachdem er bei Namangan sich mit einem andern schwächeren Fluß vereinigt hat, den Namen Syrdarja. Diesen zweiten Fluß nennen die Einwohner von Kokan den kleinen Syrdarja

und halten ihn für den eigentlichen Anfang des Syrdarja, womit Fedtschenko nicht übereinstimmt, weil der Naryn viel mächtiger als der kleine Syr. Der Naryn-Ursprung liegt weit ostwärts in dem sog. Narynschen (russischen) Gebiet; er kommt als der große Naryn aus einem ausgedehnten Gletscher unter dem 79° östlicher Länge; nach Aufnahme vieler kleiner Gebirgsflüsse ist er beim Eintritt in den Chanat Kokan fast schon so breit, wie später der Syrdarja bei Chodschent. Der kleine Syrdarja bringt dem Naryn etwa den fünften Theil der Wassermenge zu. — Der kleine Syr entsteht im südöstlichen Gebirgswinkel des Chanats durch Vereinigung zweier Flüsse Tar und Karakuldscha etwa 15 Werst von Usgent; nachdem in den so entstandenen kleinen Syr noch die Nebenflüsse Jassi und Kurschab sich ergossen haben, tritt derselbe aus dem Gebirge hervor und fließt dann direct von Osten nach Westen, genau in der Richtung, welche der große Syrdarja hat — aus diesem Grunde wohl halten die Einwohner Kokan's ihn auch für den Anfang des Syrdarja. Außer dem kleinen Syrdarja gelangt keiner der zahlreichen vom südlichen Gebirge herabströmenden Flüsse und Bäche in den großen Syr — sie werden aber zur Bewässerung des Thales verbraucht. So die Flößchen Isfara, Schachimardan, Soch, Isfairam, Naukat und Akbura; alle — ausgenommen der Naukat — nehmen ihren Ursprung von den Gebirgen, welche die Wasserscheide zwischen Syr u Amu bilden, zum Theil aus kleinen Bächen einige kommen von Gletschern. — Auch von Norden her fallen eine Anzahl kleiner Flößchen in den Syrdarja; sie dienen gleichfalls zur F

wässerung der Felder und Gärten am nördlichen Ufer des Syrdarja; der bedeutendste ist der am meisten nach Osten befindliche Aksu, dann folgen die Flüsse, an welchen die Städte Kassa n und Tus liegen. —

Das eigentliche Thal von Fergana hat größtentheils den Charakter einer Steppe, nur in Folge der kräftigen Bewässerung mittelst Kanäle, welche von den Gebirgswässern, vom Naryn, vom kleinen Syr u. s. w. gespeist werden, ist die Möglichkeit vorhanden, die ursprüngliche Stppe in eine reiche und fruchtbare Oase zu verwandeln. Jedoch ist das keineswegs ganz vollständig gelungen. Am linken (südlichen) Ufer des Syr befinden sich noch große von der Cultur völlig unberührte Steppengegenden — die Orte des Winteraufenthalts der nomadisierenden Kirgisen. — Das bebaute Land, die Oasen beginnen südlicher erst da, wo die Flüsse aus den Bergen hervorkommen; hier am Abhang der Gebirge zieht sich eine fast ununterbrochene Kette von Gärten und Feldern hin in einer Ausdehnung von 250 Werst von Karatschachum im Westen bis Chanerat am kleinen Syr im Osten, die Breite des Oasengürtels ist ungefähr 15—40 Werst (im Meridian von Andidschan). Am rechten (nördlichen) Ufer des Syrdarja zeigen sich auch Oasen, aber nur vereinzelt, nicht zusammenhängend; hier sind die Flüsse geringer, der Boden ist unfruchtbarer. Bebautes Land findet man auch in den dem Hauptthal parallel laufenden nahe liegenden Längsthälern und im untern Theil der Seiten- oder Querthäler. Die bedeutendste Höhe, bis zu welcher noch feste Wohnsitze sich zeigen, ist 4500 Fuß (Woruch), Gerstenfelder gehen noch hinauf bis zu 8500 Fuß.

Die Bergabhänge und Höhen sind selten und wenig von Aeckern bedeckt; sie sind zu steil, nur Gesträuche können fortkommen. Wegen der Steilheit eignen sich die Abhänge auch nicht zur Viehzucht. — Dagegen haben die obern Theile der Gebirgsthäler vortreffliche Weideplätze und werden deshalb auch im Sommer von den Kirgisen mit ihren Heerden bezogen. —

Wir finden demnach im Kokanschen Gebiet: eine von Flüssen durchzogene Steppe, bearbeitete Felder und Gärten, Gebirge bedeckt mit Gesträuchen und baumartigen Gewächsen, Alpenwiesen und schneebedeckte Gefilde; — eines nur fehlt, das ist der Wald. Der vollständige Mangel an Wäldern giebt dem Lande das charakteristische Gepräge. Bäume giebt es wohl genug in Gärten, aber sie sind angepflanzt; einen eigentlichen Wald giebt es nirgends. —

Am 2. Juni brach Fedtschenko von Taschkent auf: es begleiteten ihn seine Frau Olga, ein Dolmetscher, ein Präparator, ein Schütze, ein Koch und eine Anzahl Dschigiten, d. h. kirgische Pferdeknechte. Er war wohl versehen mit allerlei Reise-Utensilien, insbesondere mit dem hinreichenden Geld, mit Geschenken für die kokan'schen Würdenträger, mit Instrumenten, mit Gläsern zu Naturalien, mit Nahrungsmitteln und den betreffenden Empfehlungsschreiben an den Chan von Kokan und dessen Minister. — Man kann von Taschkent aus die Stadt Kokan auf zwei verschiedenen Wegen erreichen; der eine Weg, der südliche, geht über Chodschent, ist gut fahrbar aber länger als der nördliche, welcher den Paß Kedyr tai (6700) überschreitet und nur für Lastthiere sich eignet. Fedtschenko wählte d

südlichen Weg und reiste bis Chodschent mit Postpferden. Von Chodschent nach Kokan führen auch 2 Wege, auf dem rechten und linken Ufer des Syrdarja; beide sind mit sog. Arba's, großen zweirädrigen Karren befahrbar, der linksseitige ist sogar für eine Taranta (russ. Fuhrwerk) passirbar. Da aber auf dem Wege von Chodschent nach Kokan keine Poststationen existieren, so verließ Fedtschenko seinen Wagen und setzte seine Weiterreise zu Pferde fort. Von einem russischen Kosakenconvoi wurde er bis zur kokanschen Grenze escortiert, hier von einem Abgesandten des Chan empfangen und weiter begleitet: er war von nun ab in gewissem Sinne Gast des Chans; doch sollte die Begleitung ihm sehr hinderlich werden. Am 8. Juni wurde die Stadt Kokan erreicht, Fedtschenko hatte Audienz beim Chan Chudajar und dessen Minister, gab seine Empfehlungsschreiben ab und erhielt die Einwilligung des Chans zur Reise durchs Chanat in Form eines offenen Sendschreibens an alle Beamten des Chanats und zugleich eine militärische Begleitung, eine Anzahl kokanscher Dschigiten. Nach achttägigem Aufenthalt in der Stadt Kokan wurde die Weiterreise angetreten.

Fedtschenko wandte sich zunächst nach Südwest, um baldmöglichst das Gebirg zu erreichen. Ueber den Ort Jaipan gelangte er nach Isfara, welcher im Thal am gleichnamigen Flusse, aber bereits viel höher als Kokan liegt (2650 Fuß). Dem Fluß thalaufwärts folgend kam er durch terrassenförmig ansteigendes Land bis zum Dorf Tscharku und noch höher nach Woruch (4530 Fuß). Trotzdem, daß seine kokanschen Begleiter ihn von hier nicht weiter in's Gebirg hinein lassen wollten, setzte

Fedtschenko dennoch am 22. Juni, geführt von einem Kirgisen, seinen Weg fort und kam schließlich auf die Höhe des Passes Diptschik (Dschiptyk b. Peterm., 12,500 F.). Hier bot sich ihm ein prächtiger Anblick auf die schneebedeckten südlichen Berge dar. Er befand sich am Rande eines 3000 Fuß hohen Abhanges, unten in der Tiefe war ein Fluß sichtbar. Ohne große Schwierigkeit wurde der Abstieg in's Flußthal bewerkstelligt, seine Begleiter folgten mit Widerstreben. Unten am Flusse befand sich ein Aul mit Kirgisen, mit welchen man sich bald befreundete. Den andern Tag folgte Fedtschenko dem Laufe des Fließchens, welches man auch Diptschik nannte, stromaufwärts bis zu einer Höhe von 10,000 Fuß und gelangte bis an das Ende des durch einen Gletscher abgeschlossenen Tha-les. Der Gletscher wurde von Fedtschenko nebst 2 seiner russischen Gefährten und 2 russischen Dhigiten in einem 10stündigen Marsch begangen, während Frau Olga eine Ansicht desselben zeichnete (vgl. die Abbildung). Zur Ehre eines Moskauer Gelehrten benannte Fedtschenko ihn Schtschurowski-Gletscher, so wie eine darüber hoch hinausragende Bergspitze von 19,000 F. Schtschurowski-Pik. Das vom Gletscher entspringende Fließchen Diptschik sollte nach Mittheilung der Kirgisen der Anfang des Isfara sein. Fedtschenko wäre sehr gern weiter südlich zu dem nahe befindlichen Sarafschan-Gletscher gegangen, man hatte ihm früher von einem Wege von Isfara zum Sarafschan-Gletscher erzählt; allein die Kirgi behaupteten, es gebe keinen Weg dahin u Fedtschenko sah sich genöthigt von sein Vorhaben abzustehen.

Auf demselben Wege über den Paß Diptsch

kehrte Fedtschenko nach Woruch zurück; dann wandte er sich sofort nach Osten, um möglichst dem Gebirge nahe zu bleiben. Er gelangte nach Kech und weiter auf einem schwierig passirbaren Wege durch die Karakolschlucht nach Soch am gleichnamigen Flusse. Hier, wo das südlich gelegene Alaudin-Gebirge deutlich sichtbar ist, wurde gerastet. — Ueber Soch geht ein Weg von der Stadt Kokan nach Karategin — der kürzeste der Verbindungswege; wegen des stattgehabten Kirgisen-Aufstandes durften aber weder die Kokangen noch Fedtschenko weiter nach Süden wandern. Fedtschenko mußte sich damit begnügen, Erkundigungen über den Weg und die Lokalität einzuziehen. Der Weg von Soch ab ist äußerst beschwerlich, er folgt einem der 20 kleinen Flößchen, aus welchen der Soch entsteht, nämlich dem Flößchen Tarak, welcher von einem kolossalen Gletscher kommen soll. Längs den überaus steilen Uferrändern des Flößchens Tarak geht der Weg bis zum Paß Tarak, welcher wegen seiner zahlreichen Spalten äußerst gefährlich und nur für Fußgänger passirbar ist. Südlich von Tarak ist der Weg bedeutend besser: in einer Tagereise wird Jarkusch erreicht und von hier sind es nur 5 Tagereisen bis Garm, der Hauptstadt Karategin's. Trotz der Gefährlichkeit des Weges wird derselbe dennoch vielfach benutzt und zwar von den armen Einwohnern in Karategin, welche in ihrem eigenen unfruchtbaren Lande keinen Erwerb finden und deshalb nach Kokan ziehn, um sich hier als Landarbeiter zu verdingen.

Von Soch aus richtete Fedtschenko noch weiter nach Osten seinen Weg und gelangte über den Paß Mitin nach dem Dorf Ochna.

und dann nach Süden sich wendend, zum Dorf Schachimardan 4500 Fuß. In dem an der Vereinigungsstelle zweier kleiner Flüsse Asu und Karasu sehr hübsch gelegenen Schachimardan (eine von Frau Olga gezeichnete Ansicht ist beigelegt) mußte für einige Tage Rast gemacht werden, weil Fedtschenko bei seinem Wunsch weiter ins Gebirg zu gehen, auf unerwartete Schwierigkeiten stieß, welche der Befehlshaber des Kokanschen Convois, der alte Karaulbeg, ihm bereitete. Endlich gelang es einem Kokanschen Jusbaschi, welcher zur Bewachung der Zollgrenze sich eingefunden hatte und einen Kaufmann verfolgen sollte, zu bewegen, Fedtschenko zum Paß Karakasuk zu führen. — Der Weg dahin war sehr schwer zu passiren; er stieg so steil an, daß man vom Pferde steigen und zu Fuß gehen mußte; so gelangte man bis an den Fuß des Passes auf eine Höhe 12,000 Fuß. Die Höhe des Karakasukpasses selbst beträgt c. 14,000 Fuß; aber der Jusbaschi war unter keiner Bedingung zum Weitergehn zu bewegen; man mußte wieder umkehren. Der Jusbaschi kannte jedoch den Weg über den Paß sehr genau, er gab Auskünfte, welche sich später bestätigten. Er meldete, daß man über den Paß an den Fluß Kukon gelange (Fedtschenko schreibt Kukau — Petermann auf der Karte Kokau); wenn man dem nach Osten strömenden Flusse folge, so komme man zu einem andern, ihm entgegenziehenden, den Kisil-su. Später nach 10 Tagen gelangte Fedtschenko auf einem großen Urwege wirklich in das Thal des Kisil-su; damals hätte er über den Karakasuk-Paß in viel kürzerer Zeit an denselben Ort gelange können, wenn die Kokangen ihn nicht in übe



flüssiger Weise daran gehindert hätten. Politische Bedenken waren keine vorhanden, denn im Thal des Kisel-su wohnen kokansche nomadisierende Kirgisen. —

Fedtschenko kehrte nun nach Schachinardan zurück und marschierte nach Ochna und weiter über Wadil nach Utsch-Kurgan, woselbst er den kürzlich verjagten Schach von Karategin, Namens Musafar traf. Fedtschenko ließ sich von dem entthronten Würdenträger über die Revolution, welche ihn stürzte, berichten, so wie viel über die südlich von Kokan früher dazu gehörigen Vasallenstaaten Matscha, Hissar, Karategin, Darvas und Kuljáb eingehend erzählen. Auch über das Pamirgebiet war Musafar unterrichtet, doch sprach er mit Verachtung davon, weil das Land arm sei und wenig Einkünfte gäbe. Pamir sei eine Lokalität in dem Gebirge, welche man »Bam-i-dunea« das »Dach der Welt« nenne und womit man die ganze ausgedehnte Gebirgsgegend von Tübet bis zum Alai bezeichne. Es seien zwei Pamire zu unterscheiden, ein großes Pamir-Kuljän und ein kleines Pamir-Churd.

In Utschkurgan verließ den Reisenden sein alter Karaulbeg, welchem offenbar die Begleitung zu beschwerlich gewesen und ein jüngerer Beschützer, welcher besser zu fördern versprach, gesellte sich hinzu. So wandte sich Fedtschenko abermals nach Süden ins Gebirge, dem Flußthal Isfairam folgend. Auf einem über alle Beschreibung schlechten Wege kam man in 3 Tagereisen bis zum Paß Isfairam 11,000 Fuß hoch im Gebirge Alai und erstieg nach 900 Fuß die eigentliche Paßhöhe. Von hier eröffnete sich den Reisenden

das prachtvollste Panorama, das der bisher gesehen — es breitete sich vor ihm die schneebedeckte Kette einer großen Gebirgsgruppe aus. Fedtschenko nannte die Gebirge »Saalaiskij Chrebet« Trans-Alai und eine besonders hervorragende Spitze, welche auf 25,000 Fuß geschätzt werden konnte, Pik Kauffmann. — Die Reisenden befanden sich an einem Abhang, unter ihnen lag ein weites, flaches Thal, die Hochsteppe Alai und dahinter thürmten sich die Trans-Alai-Berge auf. Durch zwei sauber ausgeführte Ansichten ist der Versuch gemacht worden, den damals gewonnenen Eindruck zu fixieren. — Auf der Südseite des Isfairam-Passes wurde herabgestiegen bis zu einem kleinen Flübchen Daraut, welches in den Kisil-su fällt. Hier befand sich eine kleine kokansche Festung unter dem Befehl eines Kirgisenanführers, des Ismail Toksaba, welcher den Reisenden freundlich aufnahm, aber ihm weder die Betretung der eigentlichen Hochsteppe Alai, noch den Besuch des dahinterliegenden Transalagebirgs gestattete. Fedtschenko mußte sich mit einem kleinen Ausflug ins Thal Kisil-su nach Westen begnügen.

Die Hochsteppe Alai ist eine 60 Werst lange Thalebene, welche von zwei Reihen hoher Berge eingeschlossen sind; es ist ein Thal wie andere große Thäler des Tjanschian. Der obere östliche Theil geht ganz allmählich in den Gipfel der angrenzenden Berge über, d. h. ist eine wirkliche Hochebene; man nennt ihn Basch-alai (Kopf des Alai). Ueber die obere Theil des Alai quer weg zieht eine Hauptstraßen von Kokan nach Kaschg. Der untere Theil des Alai ist ein enges, hohen, steil abfallenden Bergen begrenztes Th

hier befindet sich auch die kleine Befestigung Kurgan. — Ein Fluß Kisil-su durchströmt die Alai-Hochsteppe, bei Kurgan mündet von Norden kommend der schon genannte Dauraut ein, von Süden fällt ein anderes im Transalai herabziehendes Flößchen in den Kisil-su.

Das kleine Flößchen Tus-su im Thal Altykindar ist dadurch bemerkenswerth, daß hier Salz gewonnen wird, welches nicht allein von den Bewohnern des Alai, sondern zum Theil auch von den Bewohnern des Ferganathales benutzt wird. — Der Kisil-su nimmt nach Einmündung des Tus-su erst den von Westen herzufließenden Kuksu auf, und dann den von Osten kommenden Muksu, jetzt erhält er den Namen Surchaba. Es ist der Kisil-su bemerkenswerth, weil er gleichsam den Anfang des Surchaba darstellt und letzterer als ein Quellarm des Amudarja bekannt ist. —

Südlich wird das Thal des Kisil-su oder die Steppe Alai begrenzt von dem bereits genannten hohen Transalagebirge und darüber hinaus nach Süden erstreckt sich das unerforschte Pamirplateau.

Das Alai-Gebirge, die Wasserscheide zwischen dem Amu- und Syrdarja, bildete keine politische Grenze, insofern die Alai-Hochsteppe noch zum Kokanschen Gebiet gehörte. — Fedtschenko kommt hierbei auf die Frage nach den natürlichen Grenzen zu sprechen mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Asien. Man nenne Meere, Flüsse, Gebirge und Steppen natürliche Grenzen — aber in Asien seien die Bedingungen für derartige Grenzen anders als in Europa. Wir heben aus der ganzen Erörterung nur die eine Behauptung Fedtschenko's heraus, daß in Asien die Gebirge nicht

als Grenzen dienen könnten. Die zahlreiche nomadisierende Bevölkerung steige Sommers gerade in die Berge hinauf, um daselbst ihren Unterhalt zu suchen; überdies gingen alle Züge der Nomaden, nicht auf den Kamm der Gebirge, sondern quer hinüber und zwar an vielen Stellen. — Es seien überdies in jenen südlichen Gebirgen trotz ihrer absoluten Höhe von 18—19,000 Fuß zahlreiche Uebergänge mit einer geringen Paßhöhe von c. 8000 Fuß zu finden.

Von allen Lokalitäten, welche Fedtschenko besuchte, war die Hochsteppe Alai diejenige, welche am nächsten an das Pamirplateau heranreicht, an jene Gegend, deren Untersuchung von Seiten englischer Forscher (Wood) bis zum See Seri-Kul als den nördlichsten Punkt ausgedehnt worden war. Vom See Seri-Kul bis zur Alai-Steppe sind in gerader Linie nur 240 Werst, so bilden diese 240 Werst eine Grenzmark in den Bergen Hochasien's zwischen Engländern und Russen — eine wirklich neutrale Zone, welche bisher weder der Fuß eines Engländer's, noch der eines Russen betreten hat. — Fedtschenko's Sehnsucht, das Pamirgebiet zu besuchen, wurde nicht erfüllt — nur die nördliche Grenze zu sehn, wurde ihm gestattet: er mußte vor dem mächtigen Dach der Welt »Bam-i-dunea« stehen bleiben — vor dem Trans-Alaigebirge, welches er für den Rand »des Daches« erklärt. Fedtschenko spricht die Ueberzeugung aus, daß die Zeit zur Erforschung des Pamirgebiets nicht fern liege, er glaubt, daß dies eher den Russen als den Engländern gelingen werde, weil das Pamirplateau von Norden eher zugänglich sei als von Süden. Von Süden aus sei ein sehr breiter Gebirgssz zu übersteigen, der von wilden und feindse!

gesinnten Völkerschaften bewohnt werde. Von Norden sei der Zugang durch Kokan leicht: wenn es nur darauf ankäme, das Pamir-plateau nur zu durchwandern, so übernehme er es innerhalb eines Monates von Taschkent bis an den Serikul-See und zurück zu gelangen.

Zum Schluß theilt Fedtschenko die Ansicht mit, welche er über die Gebirgssysteme Asiens gewonnen. Nach Humboldt hätte man 5 vollständig von einander geschiedene, selbstständige Gebirgssysteme zu trennen: Altai, — Tjanschian, — Bolor, — Künlun und Himalaya. Der Bolor ziehe meridianwärts zur Verbindung des Himalaya und Tjanschian. — Nachdem zuerst der Künlun als selbstständiges System gefallen und als der nördlichste Theil des Himalaya-System erkannt worden war, wurde in den 60er Jahren durch den russischen Reisenden Sewerzow und den englische Reisenden Montgomery auch das Bolor-System gestrichen, es blieben somit nur 3 Systeme, nämlich Altai, Tjanschian und Himalaya. — Sewerzow und Montgomery ließen jene Gebirgsgegend, von welcher der Amudarja seine Quellen hernimmt und wohin Humboldt das Bolorsystem verlegte gebildet werden durch die auf einander treffenden Fortsetzungen der allmählich einander nahe gerückten Systeme des Tjanschian und Himalaya. Später war Sewerzow zur Ansicht gelangt, daß die Gebirgszüge des Himalaya sich bis nach Samarkand erstreckten; er nannte die ganze Gebirgsmasse von Hinterindien und dem südlichen China bis Samarkand das Tibet-Pamirsche Hochgebirge im Gegensatz zu dem Hochgebirge des Tjanschian. —

Hiermit ist Fedtschenko nicht einverstanden. Er verspricht später bei einer andern Gelegenheit auf diese Frage einzugehen und theilt hier seine Anschauungen in den Grundzügen mit. Die Vermuthung, daß die Gebirge bei Samarkand die Vorberge der Tjanschian oder Himalaya sein, läßt sich nicht bestätigen, folgende Thatfachen stellen sich hier entgegen: Im Quellgebiet des Amudarja befindet sich das von Fedtschenko gesehene Transalaigebirge, welches von Ost nach West läuft; im Süden haben englische Reisende gemeldet, daß ebenfalls die Berge in Reihen von Ost nach West gelagert seien. Hiernach stellt es sich heraus, daß die ganze Gegend zwischen dem Syrdarja einerseits und dem Hindukusch und Himalaya andererseits mit Reihen von Ost nach West binziehenden Bergen angefüllt ist. Die nördlichen Reihen und Ketten sind unzertrennlich dem Tjanschian verbunden; die weiter südlich gelegenen Reihen schließen sich parallel den nördlichen an. Es liegt deshalb gar kein Grund vor, die Gebirge, in welchen der Amudarja entsteht, zu einem andern System zu rechnen, als die Gebirge, welche dem Syrdarja den Ursprung geben. — Der südliche Theil der Gebirgszüge, in welchem die Quelle des Amudarja liegt, kann nur sehr künstlich vom Himalaya abgelöst werden.

Es bleibt daher (nach Fedtschenko) schließlich nichts mehr übrig, als alle genannten parallel von Ost nach West streichenden Gebirge als Theilglieder eines einzigen Gebirgssystem ersten Ranges anzuerkennen. Fedtschenko schlägt dafür die Namen »Hoc asien« vor, ein Name, welcher ursprünglich nur dem Himalaya gegeben wurde.

Statt der fünf Gebirgssysteme Humboldt's bleiben dann nur zwei übrig: der Altai und das Gebirge von Hochasien. Beide sind in allen Beziehungen durchaus von einander unterschieden, jedes hat seinen eigenthümlichen Charakter, wogegen namentlich der Tjanschian und der Himalaya große Aehnlichkeit mit einander haben.

Das Nähere über die Gebirgssysteme Asien's soll in einer Beilage zur Reisebeschreibung mitgetheilt werden.

— y —

---

Kristan von Mühlhausen, Bischof von Samland (1276—1295). Von Karl Herquet. Mit zwei Abbildungen in Steindruck. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1874. VI. und 62 S. 8.

Der Bischof, mit dem sich die vorstehende Monographie beschäftigt, gehört nicht zu den großen Männern seiner Zeit, er war keiner von den glaubenseifrigen Streitern, die mit Predigt und Schwert im Heidnischen Preußenlande für den christlichen Glauben eiferten, aber dennoch ist es seinem Biographen gelungen unser Interesse für ihn zu gewinnen. Die vorliegende Schrift weist freilich den Anspruch für eine Biographie zu gelten zurück; nur allgemeine Umrisse eines Bildes will sie geben, dessen weitere Ausführung heute noch nicht möglich sei. Aber wenn jemals alle zerstreuten Nachrichten, alle einzelnen Züge, die uns aus Urkunden und Chroniken über eine wenig bedeutende Persönlichkeit erhalten sind, mit Sachkenntniß gesam-

melt und zusammengestellt wurden, so ist es in diesem Falle geschehen und es wird kaum möglich sein irgend einen Zug aus allgemein zugänglichen Quellen diesem Bilde hinzuzufügen. Zum ersten Mal, seitdem durch Voigt der archivalischen Forschung für die preußische Provinzialgeschichte Bahn gebrochen ist, erhalten wir ein Bild dieses Bischofs, das mit gleichmäßiger Berücksichtigung des thüringischen wie des preußischen Quellenmaterials gezeichnet ist und das alles, was bisher von den verschiedensten Seiten über den zweiten Bischof von Samland geschrieben ist, weit in den Schatten stellt\*) Allerdings befand sich H., wie er selbst in der Vorrede hervorhebt, in der günstigsten Lage als Herausgeber des Mühlhäuser Urkundenbuches den Schauplatz von Kristan's Thätigkeit so genau wie kein anderer zu kennen; er ist dadurch in den Stand gesetzt, eine Reihe bisher unbeachteter Beziehungen nachzuweisen, manchen Zusammenhang aufzudecken, der früheren Bearbeitern entgangen war. Wenn seine Darstellung nicht überall befriedigt, wenn sie hier und da trotz der Fülle der Nachrichten, die sich von Kristan erhalten haben (aus 25 Jahren haben wir mehr als 70 urkundliche Zeugnisse von ihm), zu einem Itinerar herabsinkt, so liegt die Schuld eben an diesen Zeugnissen selbst, die uns nur selten einen Einblick in die Thätigkeit und Wirksamkeit Kristans gestatten: bei weitem die meisten seiner Urkunden sind Ablassbriefe, aus denen für die Geschichte des Ausstellers außer dem Datum sehr wenig zu entnehmen war. Die

\*) Um so mehr ist es zu verwundern, wie der Recensent im Liter. Centralblatt 1875 nr. 26, Sp. 827 mein H.'s Buch gehe nicht beträchtlich über frühere Publicationen, die Kristan zum Gegenstand haben, hinaus.



Chroniken Thüringens schweigen fast ganz über den Bischof, die einzige Stelle, die bekannte Pfründenvertheilung des Erfurter Nicolaus von Bibera, weist H. als satirische Uebertreibung zurück (S. 34. 35).

Dennoch weiß H. seinem Bilde lebhaftere Farben zu verleihen. Er weist nach (S. 23 ff.), wie Kristan, der seinen Namen von Mühlhausen nicht von seiner Vaterstadt, sondern als Mitglied der Reichsministerialenfamilie »von Mühlhausen« (S. 43—45) führte, seit 1271 als Comthur des Deutschordensconvents der Altstadt Mühlhausen und Pfarrer der St. Blasienkirche daselbst erscheint, im Frühjahr 1276 wahrscheinlich durch den Einfluß seines Gönners des Landgrafen Albert von Thüringen den samländischen Bischofsstuhl bestieg; sehr zufrieden war er mit diesem Bisthum in partibus infidelium nicht, denn schon im ersten Jahre sagt er mit anerkennenswerther Offenheit: »falls der Herr uns mit einem besseren Bisthum in Deutschland versorge« (S. 27). Nur zwei Mal hat er seinen Sprengel betreten, 1277, wo er Güter desselben gegen Besitzungen in Thüringen vertauschte; diese letzteren hat er später sehr ungezwungen als sein Eigenthum veräußert, worüber erst sein zweiter Nachfolger sich bitter beklagte; dann 1285 um ein Domcapitel einzusetzen und die Bestätigung desselben durch den Erzbischof von Riga, seinen Metropolit zu erwirken. Von den 6 Deutschordensbrüdern, die Kristan zu Prälaten des neuen Capitels bestimmte, sucht H. 4 als thüringische Ordensbrüder nachzuweisen, die sich in und bei Mühlhausen im Besitz von Ordensämtern befanden (S. 31) und nicht daran denken konnten in das unwirthliche Samland überzusiedeln. Diese Einsetzung des Capitels war somit eine Comödie,

die den Zweck hatte, für den Fall von Christians Tod eine zur Wahl des Nachfolgers berechnete Körperschaft zur Hand zu haben. Erst im Jahre 1294, ein Jahr vor des Bischofs Tode, setzte er, unter völligem Schweigen über die frühere Urkunde, abermals ein Capitel ein, dessen Mitglieder aus preußischen Ordensbrüdern bestanden und ihr Amt thatsächlich antraten. In der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Aufenthalt Kristans in Preußen zeigt H. uns denselben in Thüringen Ablaß spendend, als Weihbischof thätig, und in die kriegerischen Händel seines Vaterlandes, wenn auch nur passiv, verwickelt (S. 28—30); nach der zweiten Reise nahm er 1287 an dem deutschen Nationalconcil zu Würzburg Theil, von dem er sich nach Schlesien als Vermittler zwischen Bischof und Herzog von Breslau schicken ließ (S. 38—41); im Herbst 1289 besuchte er Rom, um nach Thüringen zurückgekehrt, seine Heimath nicht mehr zu verlassen; in Mühlhausen starb er am 3. September 1295. In der St. Blasienkirche ist sein Grabstein noch erhalten, sein steinernes Bild dagegen, das ihm die für manche fromme Stiftungen dankbaren Mühlhäuser ebendasselbst errichteten, ist im Bauernkriege verstümmelt worden; von beiden hat H. seiner Schrift eine wohlgelungene Abbildung beigegeben. Die urkundlichen Zeugnisse Kristans finden wir S. 1—12 in Regestenform, 81 Nummern, vorangeschickt, 9 ungedruckte Urkunden des Bischofs, meist Ablaßbriefe, bilden S. 57—62 den Schluß. Als Einleitung in die Geschichte Kristans giebt S. 13—22 eine Uebersicht über die Geschich des Bisthums Samland bis zu seiner Besteigung des bischöflichen Stuhls. In diesem Abschn finden sich einige Berichtigungen nachzutrag

so ist S. 13, 15 und 16 das Datum der Theilungsurkunde Preußens durch Wilhelm von Modena nicht der 4., sondern der 28. Juli; die Eroberung Samlands durch König Ottokar von Böhmen (S. 13) ist durch die Forschungen von Ottokar Lorenz in Wien sehr zweifelhaft geworden; der Name Albert Suerbeers wird S. 13 und 14 einige Male (später nicht mehr) Adalbert genannt, S. 16 in der Anmerkung die Reihenfolge seiner Würden unrichtig angegeben, er gelangte 1245 noch als Erzbischof von Armagh nach Lyon, ward hier zwischen Juli und November von Innocenz IV. zum Metropoliten der Baltischen Lande erhoben, erhielt aber erst 1247 die Verwaltung des Bisthums Lübeck. Das eigene Erzbisthum Riga, welches H. S. 13 Ende erwähnt, ist nicht recht verständlich: die definitive Regulierung der ganzen Rigaer Kirchenprovinz erfolgte nicht im December 1254 durch Innocenz IV., sondern erst am 31. Januar 1255 durch Alexander IV. (S. 17). Nicht richtig sind ebendasselbst die Worte der Urkunde vom 23. Febr. 1251 interpretiert: die erzbischöfliche Jurisdiction Alberts mußte der Orden auch für Preußen und Kurland anerkennen, seine speciellen ihm vom Papst verliehenen Vorrechte (*de gratiis et indulgentiis ab apostolica sede concessis*) aber nur im übrigen Gebiet seiner Erzdiöcese, s. Ewald Eroberung Preußens II 295. In der Geschichte des ersten Bischofs von Samland Heinrich von Strittberg widerspricht sich H. S. 14 selbst: der Befehl Innocenz IV. diesen Ordensbruder zum Bischof von Ermland zu weihen, war nicht nur nicht unbeachtet geblieben, sondern schon befolgt, als er in Preußen eintraf, am 11. Febr. 1249 mahnte der Papst, am 10. Januar finden wir Heinrich schon als Bischof von Ermland. S. 18 ist eine

Urkunde von 1257 nach dem fehlerhaften Druck von Dreger zum 1. Mai gesetzt; Töppen zum *Canonicus Sambiensis Scriptores rerum Prussicarum* I 289 n. 2 zeigt, daß vor Kal. Maj. XVIII zu ergänzen ist. Ebendasselbst wird der preußische Aufstand (nach Voigt) in die Jahre 1261 und 1262 gesetzt, er begann jedoch schon 1260. Zu S. 30, der Erwähnung der preußischen Domcapitel, ist zu bemerken, daß das Kulmer Capitel anfangs aus regulierten Chorherren des Augustinerordens bestand und erst 1264 die Regel des deutschen Ordens annahm, und daß das ermländische Domcapitel schon 1260 gestiftet ist.

Daß diese geringen Versehen in einem Theile der preußischen Geschichte, in der der Biograph Kristans weniger heimisch, als in der seines Helden ist, den Werth dieser Monographie nicht beeinträchtigen, bedarf keiner Versicherung. Es wäre zu wünschen, daß noch die Geschichte manches mittelalterlichen Kirchenfürsten Preußens eine so sorgfältige und umsichtige Bearbeitung fände, wie sie durch Herquet einem der unbedeutenderen zu Theil geworden ist.

Königsberg.

M. Perlbach.

Die Nordpol-Expeditionen der Zukunft und deren sicheres Ergebniß, verglichen mit den bisherigen Forschungen auf dem arktischen Gebiete. Vortrag gehalten von Carl Weyprecht, k. k. Schiffsleutnant. Wien, Pest und Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 40 S. 8°. — (Sammlung gemeinnütziger populär-wissenschaftlicher Vorträge. 1. Heft).

Diese kleine Schrift bringt mehr als uns der Titel verspricht, nämlich außerdem auch ei

Schilderung der großartigen Naturerscheinungen der arktischen Welt, welche den Nordpolfahrer am meisten fesseln und es erklären, daß die berühmteste Erforscher der Polarzone, wie Franklin, Parry, die beiden Ross, Sabine, Mc.Clinck, Kane, Hayes, Hall, Allen Young und viele andere zu wiederholten Malen, nachdem sie von dem arktischen Eise auf Nimmerwiedersehen Abschied genommen, dennoch, einer innerlichen Sehnsucht folgend, wieder und immer wieder dahin zurückgekehrt sind, und wenn der Verf. diese Schilderung auch nur als eine Einleitung zur Darlegung dessen, was ihm eigentlich auf dem Herzen liegt, zu betrachten scheint, so bilden diese schönen, übrigens auch fast die Hälfte der Schrift füllenden Naturschilderungen doch u. E. einen sehr wesentlichen Theil, durch welchen dieselbe auch vorzugsweise als ein gemeinnützig populär-wissenschaftlicher Vortrag im besten Sinne des Wortes dem gebildeten Publicum sich empfiehlt. — Darauf zu seinem eigentlichen Zwecke übergehend, spricht der Verf. über die bisherigen Nordpolexpeditionen dieselbe Ansicht aus, welche wir unlängst in diesen Bll. (S. 608) am Schlusse einer Anzeige einiger die große englische arktische Expedition von 1875 betreffenden Publicationen darzulegen uns erlaubt haben. Nur geschieht dies hier viel peremptorischer, wie das dem erfahrenen und bewährten Nordpolfahrer auch wohl geziemt. Ob dabei der Verf. in der Geringschätzung der bisherigen Resultate der arktischen Expedition für die Wissenschaft nicht etwas zu weit gegangen, lassen wir deshalb hier billig dahin gestellt sein. Zu Mißverständnissen scheint uns, kann es wenigstens Veranlassung geben, wenn es S. 18 und S. 28 heißt: »Seit 200 Jahren waren weitaus die mei-

sten Polarexpeditionen geographische Entdeckungsreisen mit wissenschaftlichen Nebenzwecken, ohne daß es gelungen wäre, entscheidende Resultate zu erzielen. — Die wissenschaftlichen Resultate dieser langen Serie von kostspieligen Expeditionen bestehen der Hauptsache nach in der Auffindung des magnetischen Poles, der Bestimmung der physikalischen Constanten auf einer Anzahl Punkten, in der Erweiterung unserer Kenntnisse von den naturgeschichtlichen Verhältnissen des hohen Nordens, und endlich in der topographischen Beschreibung eines im Detail ziemlich unwichtigen Insel-Conglomerates. — Bei genauer Analyse schmilzt aber der wissenschaftliche Werth dieser Resultate noch sehr zusammen u. s. w. &c. — Es könnte darnach leicht scheinen, als wenn der Verf. zwischen geographischen und wissenschaftlichen Zwecken und Resultaten einen nicht zuzugebenden Unterschied, ja fast Gegensatz annähme, während doch gewiß ist, daß für die Lösung auch der Fragen der kosmischen Physik, oder wohl richtiger der Physik der Erde, welche er als die eigentlich wissenschaftliche Aufgabe der Polarexpedition bezeichnet, eine geographische Basis, namentlich eine genaue Kunde des Verhältnisses von Land und Wasser und ihrer Vertheilung, so wie der Tiefenverhältnisse der Meere und der Circulation der Gewässer in der Polarregion nicht entbehrt werden kann. Nicht die arktischen Expeditionen als geographische Entdeckungsreisen trifft der berechtigte Tadel des Verf., sondern nur die eigentlichen Nordpolexpedition welche als einziges und vor Allem zu erreichendes Ziel das Vordringen zum Nordpol haben und deren Ideal der Ruhm ist, sagen zu können »Wir sind da gewesen, wir haben den Nordp

unter den Füßen gehabt«. Indeß hat der Verf. sicherlich auch nicht beabsichtigt, mit dem, was er gesagt, den Verdiensten seiner arktischen Vorgänger nahe zu treten, wie er dies am Schlusse seiner Schrift auch noch besonders betont und jedenfalls kann es den Werth der von dem Verf. an diese Betrachtung angeknüpften Vorschläge für die Organisation der Nordpol-Expeditionen der Zukunft und auch das Verdienst nicht beeinträchtigen, welches er sich dadurch erworben hat, die allerdings nicht neuen Forderungen der Wissenschaft für eine systematische und fruchtbare Erforschung der arktischen Gebiete zuerst bestimmt formuliert vor die Oeffentlichkeit gebracht zu haben.

Der hier mitgetheilte Plan wurde von dem Verf. schon in einem am 18. Sept. 1875 vor der 48ten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Graz gehaltenen Vortrage über die »Grundprincipien der arktischen Forschung« dargelegt. Derselbe stimmt im Wesentlichen ganz überein mit den von uns a. a. O. S. 608 angeführten Darlegungen der von dem deutschen Bundesrath um dieselbe Zeit zur Begutachtung des von dem Bremer Nordpol-Verein eingereichten Gesuches um Beihilfe zu einer neuen Polarexpedition nach Berlin berufenen wissenschaftlichen Commission von Naturforschern und ist auch als Anhang zur vorliegenden Schrift wieder mitgetheilt. Außerdem erfahren wir aus dieser aber auch, daß Hr. Lieutn. Weyprecht im Verein mit dem Grafen Wilczek, dem hochherzigen und edlen Förderer der früheren österreichischen Nordpolexpedition bereits die ersten Schritte zur Ausführung jenes Plans gethan, indem der letztere sich anbot, die Kosten für die Errichtung einer einjährigen österreichischen Beobachtungsstation auf Nowaja-Semlja zu tragen und die Expedition dahin zu begleiten und beide auch einen Antrag zur Theiligung an die kaiserlich russische geographische Gesellschaft gestellt haben. Dieser Antrag, aus dem die wissenschaftliche Bedeutung des Unternehmens am besten hervorgeht, ist ebenfalls in der vorliegenden Schrift (S. 20—25) mitgetheilt. Er ist ganz auf den in Graz gehaltenen Vortrag gegründet, macht aber auch schon einen

bestimmten Vorschlag für die zu errichtenden Stationen. Ganz dieselben Darlegungen und Vorschläge sind, wie wir aus einer gefälligen Mittheilung des Hrn. Lieutn. Weyprecht ersehen, auch an die Pariser Akademie der Wissenschaften gerichtet worden. Ueber den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit wird nun in der vorliegenden Schrift noch folgendes mitgetheilt: »Die Ausführung des Projectes ist noch nicht gesichert; briefliche Mittheilungen hervorragender Persönlichkeiten von den verschiedensten Seiten stellen jedoch die Bethheiligung anderer Staaten in Aussicht, Die meterologische Commission der russ. geogr. Gesellsch. hat beschlossen, der Regierung die Errichtung einer Hauptstation an der Lena-Mündung mit Zweig-Station auf Neu-Sibirien zu empfehlen. Die von der deutschen Regierung im October vorigen Jahres nach Berlin berufene wissenschaftliche Commission hat die Regierung zur Errichtung einer Station in Ostgrönland mit Zweigstation auf Jan Mayen aufgefordert. Auch die geographische Gesellschaft zu Paris hat uns officiell den Wunsch ausgesprochen, Frankreich betheiligt zu sehen. — Die Verhandlungen werden sich voraussichtlich in die Länge ziehen, so daß das Unternehmen erst 1878 zu Stande kommt«. — Hoffen wir, daß unsere Zeit noch fähig sein möge für die wissenschaftliche Erforschung der Polarregion eine solche internationale Vereinigung und mit solchen Resultaten für die Wissenschaft zu Stande zu bringen, wie sie vor einem Menschenalter für die Erforschung des Erdmagnetismus vornehmlich auf Anregung von Humboldt, Gauss und Weber in dem »Magnetischen Verein« gestiftet worden, der zwar nicht den Namen eines »internationalen« führte, aber in der That ein solcher war und wünschen wir, daß der zu erhoffenden Vereinigung eine solche staatliche Unterstützung gewährt werden möge, wie sie der Magnetische Verein zuerst für seine ersten Einrichtungen in Göttingen durch die Hannoversche, dann aber in großartiger Weise durch die Russische und die Britische Regierung gefunden hat, von welchen die letztere wesentlich zur Förderung der Zwecke des Magnetischen Vereins die so erfolgreiche antarktische Expedition unter Cap James Ross ausrüstete und magnetische Observatorien zu dreijährigen Beobachtungen nach Göttinger Methode an St. Helena, dem Cap der Guten Hoffnung, Vandiemenland, und Montreal errichtete, und die Russische solche Observatorien bis in die entferntesten Theile ihres weiten Gebiets verbreitete.

Wappaus.



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 39.

27. September 1876.

**Friedrich Reiser's Reformation des K. Sigmund.** Mit Benutzung der ältesten Handschriften nebst einer kritischen Einleitung und einem erklärenden Commentar herausgegeben von Dr. Willy Boehm, Oberlehrer an der Luisenstädt. Gewerbeschule zu Berlin. Leipzig. Verlag von Veit & Comp. 1876. IV. 260 S. 8.

Das Streben der modernen Forschung, überall die Continuität der Entwicklung nachzuweisen, muß nothwendig mancher früher mehr geschmähten als gekannten Periode der Geschichte zu Gute kommen. Nirgends ist aber dieses Streben mehr an seinem Platz als wo es gilt, der Entstehung jener großen Umwälzungen nachzuspüren, deren Namen für uns das Versinken einer alten und das Emporsteigen einer neuen Welt bedeutet. Nun fällt aber der entscheidende Wendepunkt unserer vaterländischen Geschichte in die Zeit der Reformation; daß trotzdem die Vorgeschichte dieser größten deutschen Bewegung noch sehr ungenügend aufgehell't ist, bedarf keiner weiteren Ausführung. Um so dankbarer

ist jede Bereicherung unseres Wissens, jede Verminderung der noch vorhandenen Unklarheit auf einem allzulange vernachlässigtem Gebiet. Und da die vorliegende Schrift ein höchst merkwürdiges Denkmal jener Uebergangszeit der Vergessenheit entreißt und an den rechten Platz zu stellen sucht, dürfte sich eine ausführlichere Besprechung wohl rechtfertigen.

Es gehört zu den interessantesten Erscheinungen des späteren Mittelalters, wie neben der allgemeinen Theilnahme an kirchlichen Dingen und in Verbindung damit die Beschäftigung mit politischen und socialen Fragen sich mehr und mehr verbreitet und Platz gewinnt. In Deutschland haben unstreitig die Husitenkriege hier einen bedeutenden Anstoß gegeben. Während die großen Reformconcilien ihre einschneidende und weittragende Kritik an der Kirchenverfassung übten, berieth und stritt man sich auf den zahlreichen Versammlungen der Fürsten, Edeln und Städte über die Grundlagen des modernen Staatslebens, über »Armeen und Finanzen«, wie sich Ranke einmal kurz und schlagend ausdrückt. Gleichzeitig hatten die Böhmen das Beispiel einer großen populären Erhebung aufgestellt, neben der päpstlichen Tiara auch die weltliche Krone angetastet, zündende revolutionäre Schlagworte ausgegeben. Von der Aufregung, die in Deutschland herrschte, von der zunehmenden Popularisierung der großen Zeitfragen giebt uns einen unmittelbaren Begriff die anwachsende Menge der »Zeitungen« und der scharfe Ton der Volkslieder. Dagegen besitzen wir v deutscher Publicistik aus jenen Jahren nur v nig, aber dieses Wenige ist so innig durchl von dem Geiste der Reform, von der komm den großen Umgestaltung, daß es unsere v

Aufmerksamkeit verdient. Sehr bekannt sind die Bücher des Nicolaus von Cues de concordantia catholica (1433); großartig und prophetisch zeichnet der Verfasser das Idealbild des einheitlich organisierten, von Rom unabhängigen Deutschland, indem sich eine starke Centralgewalt und eine ausgebildete Vertretung der Einzelstände das Gleichgewicht halten. Mitten in der großen conciliaren Bewegung ist sein Buch entstanden; er verfißt mit den Waffen der Wissenschaft das unveräußerliche Recht der Gesamtheit in Kirche und Staat. Als Seitenstück, obwohl an innerem Gehalt mit jenem geistvollen Werk nicht zu vergleichen, erscheint nun die sogenannte »Reformation K. Sigmunds«. Ihr eigenthümlicher Werth ruht darin, daß sie volksthümliche Gedanken und Empfindungen in der Sprache des Volks zum Ausdruck bringt; sie repräsentiert die Aufregung des »gemeinen Mannes« ebenso getreu, wie sich in Nicolaus von Cues der ideale Schwung der gebildeten Reformer verkörpert. Die Reformation K. Sigmunds beruft sich nicht auf Naturrecht und Urvertrag, sondern auf Gottes Ordnung, auf die Schrift, die Kirchenväter und Propheten. Längst hatte man eine gründliche sociale Umwälzung angekündigt, gewünscht oder gefürchtet; auch Nicolaus von Cues spricht das drohende Wort aus: »Sicut principes imperium devorant, ita populares devorabunt principes« (de concord. cath. III, 30). Dies bildet nun in der Ref. K. S. den Grundton; sie predigt die Demüthigung der pflichtvergessenen Großen durch die Kleinen, der Fürsten durch die Städte und Ritter, der Gelehrten durch die Ungelehrten; sie verwirft trotz ihres kaiserlichen Aufputzes jede Reform von oben, von »den Häuptern«, und sie schil-

dert mit feurigen Worten den materiellen Druck, unter dem die niedern Stände in der Kirche wie im Staat, die armen Leutpriester, Handwerker und Bauern seufzen. Sie fordert — das ist namentlich bedeutsam — völlige Aufhebung der Leibeigenschaft, und zwar auf Grund der »christlichen Freiheit«, die Christus durch seine Leiden für alle getauften und gläubigen Menschen erworben habe\*); »wer seinen Mitchristen eigen spricht, der ist kein Christ«. Daß eine so radicale Veränderung nicht auf friedlichem Wege zu erreichen sei, wird ganz offen zugegeben; »soll man kommen zu göttlicher Ordnung, so muß es zugehen durch Gottes Kraft und das weltliche Schwert«.

Die starke Uebereinstimmung mit den Gedanken und der Ausdrucksweise der Radikalen des 16. Jahrhunderts ist ganz unverkennbar und insbesondere hat das Schlagwort von der »christlichen Freiheit« bisher für ein unterscheidendes Merkmal des großen Bauernkrieges, für ein ursprüngliches Erzeugniß der ersten Reformationszeit gegolten. Daß nun gerade diese Forderung mit solcher Klarheit schon vor der Mitte des XV. Jahrhunderts aufgestellt wurde, ist gewiß allein schon eine hochinteressante Thatsache. Aber die Analogien lassen sich noch viel weiter verfolgen, ich begnüge mich, darauf hinzuweisen, daß die inneren Gründe, kraft deren man die sog. Ref. K. Friedrichs III. in die Jahre 1520—1525 zu verweisen suchte\*\*) sämtlich auf die Ref. K. Sigm. zutreffen. Man hat wohl

\*) (Vgl. pp. 206; 221 ff.; 246 f.).

\*\*) Vgl. H. Wiskemann, Darstellung der in Deutschland zur Zeit der Ref. herrschenden nationalökonomischen Ansichten, p. 104 ff.

auch die letztere, den alten Drucken zum Trotz, dem Sebastian Frank zuschreiben wollen; diese ganz verkehrte Ansicht wurde freilich niemals herrschend, aber doch bestand fort und fort die größte Unklarheit über die Entstehung der Ref. K. S., so oft sie auch seit dem XV. Jahrh. gedruckt und citiert worden ist. B. giebt eine Uebersicht der früheren Kritik unserer Schrift\*) bis auf Aschbach, der noch willkürlich genug verfuhr und z. B. einen erst von Goldast auf-gebrachten Irrthum, die Zerreißung des Ganzen in zwei sachlich und zeitlich getrennte »Reformationen« beibehielt. B. sagt nichts über die Auffassung der Ref. seit Aschbach; im Ganzen hielt man sich allerdings an dessen Resultate, also auch an die Autorschaft eines hussitisch gesinnten Böhmen Friedrich von Landskron, der im Rath oder wenigstens in der Umgebung Sigmunds gewesen sei. Aber daneben ist doch immer wieder der alte schon von Cochlaeus widerlegte Irrthum aufgetaucht, die Ref. rühre wirklich vom Kaiser Sigmund her; so bei Wiskemann\*\*) und neuerdings noch bei K. Grün\*\*\*). Droysen, der in seiner geistvollen Darstellung des ausgehenden deutschen Mittelalters wiederholt auf die »Reformationen« hingewiesen hat, bringt wenigstens die geistliche Ref. mit dem kaiserlichen »Cabinet« in Beziehung. Seiner Anregung verdanken wir die

\*) Uebergangen ist dabei die Besprechung der Ref. in: Joh. Wolfii lectionum memorabilium et reconditarum centenarii XVI, Lauringen 1600, fol., p. 807—878. Hier wird der Priester »Friedrich« der Ref. als eine Weissagung auf Luther gedeutet!

\*\*) A. a. O. p. 15 A. 2; 22 A. 5.

\*\*) Kulturgesch. des XVI. Jahrh., 1872, p. 148.

vorliegende Bearbeitung, die auf Grund von Handschriften und alten Drucken eine kritische Edition des sehr schlecht überlieferten Textes und zugleich die abschließende Beseitigung der früheren Irrthümer und Unklarheiten unternommen hat. Die Hauptergebnisse dieser neuesten und zum ersten Mal eingehenden Untersuchung dürfen gewiß als gesichert betrachtet werden. Sie lassen sich dahin zusammenfassen, daß die Schrift ein untrennbares Ganze bildet und von dem Schwaben Friedrich Reiser, der die taboritische Priesterweihe erhalten hatte, im Jahr 1438 verfaßt worden ist, mit der entschiedenen Absicht Revolution zu machen.

Die Herausgabe des Textes bot nicht geringe Schwierigkeiten, da die handschriftliche Ueberlieferung zwar bis nahe an die Abfassungszeit zurückgeht, aber wenigstens in den von B. benutzten Codices stark verderbt ist. B. hat drei Handschriften (sämmtlich aus dem XV. Jahrh.) der Münchener Hof- und Staatsbibliothek herbeigezogen und die älteste derselben, geschrieben im J. 1447, als A, zu Grunde gelegt; die beiden andern, von denen die eine aus der gleichen Quelle mit A, stammt, die andere ganz gewissenlos interpoliert ist, dienen nebst der Editio princeps (von Bämmler in Augsburg 1476) zur Controlle und Ergänzung. B. theilt leider nichts darüber mit, wo er außerdem sich nach Handschriften erkundigt hat\*). Mit dem Vorhandenen waren nun die vielen sinnstörenden

\*) Der Vollständigkeit halber nenne ich hier zu weitere Handschr. der Münchener Bibliothek; gleichfall saec. XV: Cod. germ. 276, eine Abschrift aus A, ur Cod. lat. 4362, der auch nicht viel Selbständiges zu bieten scheint.

Fehler nicht völlig zu beseitigen, aber die Edition ist auch abgesehen davon keineswegs tadellos. So zeigt selbst eine flüchtige Vergleichung mit den Handschriften, daß B. in der Angabe der Varianten nicht selten ungenau ist\*); dadurch geht ja aber der eigentliche Werth eines derartigen Apparats verloren. Die Beibehaltung der ungleichartigen Orthographie läßt sich, wo es sich nicht um die Wiedergabe größeren urkundlichen Stoffes handelt, auch für diese Zeit vertheidigen, aber die Inconsequenz in Anwendung der großen und kleinen Anfangsbuchstaben verdient durchaus keine Schonung, da sie nur lästig fällt, ohne irgend welches Interesse zu bieten. Denn ich wüßte nicht, welcher Vorthail daraus erwachsen sollte, daß z. B. der pabst klein und dafür der Cardinal groß geschrieben ist oder neben pavia und passel des Concili erscheint.

In allen Münchener Handschriften und in den drei ältesten Drucken schließt sich unmittelbar an die Ref. K. S. die echte Reformation K. Friedrichs III. vom J. 1442; möglich, daß, wie B. vermuthet, schon der Verfasser der Fälschung diese schützende Zusammenstellung mit einem scheinbar verwandten und gut beglaubigten Document veranlaßt hat. Dies wäre ein ähnlicher Kunstgriff wie das Hereinziehen des K. Sigmund oder die Behauptung, die Schrift sei eine Ueber-

\*) Ich will nur ein Beispiel anführen; p. 207 bemerkt B. zu Z. 17, das »wenn« in Hdschr. A, und das »wollen« in C, ließen auf ein ursprüngliches »wend« (= wollen) schließen. Nun steht aber in Hdschr. C, durchaus nicht »wollen«, sondern gerade dieses von B. vermuthete »wend«. B. hätte überhaupt die Lesarten der Hdschr. C, öfter zur Verbesserung offenbar verschriebener Stellen in A, beiziehen sollen.

setzung aus dem lateinischen Original, was ihren Nimbus in den Augen des damaligen Publicums nur erhöhen konnte. Und so wenig sich eine unmittelbare Wirkung der Ref. K. S. nachweisen läßt, so gewiß hat sie später zur Nahrung jenes revolutionären Geistes beigetragen, dessen gewaltsame Aeüßerungen in das Ende des XV. und den Anfang des XVI. Jahrhunderts fallen. Mit richtigem Takt weist B. darauf hin, daß der Druck der ersten Ausgabe im J. 1476 stattfand, a's der Pfeifer von Niklashausen vor vielen tausend »armen Teufeln« die Abschaffung der Fürsten und Pfaffen predigte. Die zahlreichsten Drucke weist dann wieder die Zeit vor dem großen Bauernkriege auf; wiederholt wird in den Vorreden die Hoffnung ausgesprochen, der neue Kaiser Karl V. werde dem Beispiel seines Vorfahren Sigmund folgen und die früher nicht verwirklichte Reformation durchsetzen.

Diese verschiedenen Ausgaben der zwanziger Jahre hätten wohl etwas genauer festgestellt werden können. Die von B. (p. 18) so genannte dritte Ausgabe von 1521, die von der Hardt vor Augen hatte, ist keineswegs verschollen. Sie findet sich auf der Münchener Staatsbibliothek (Conc. 36, 8°); die starken Veränderungen, von denen von der Hardt spricht, gehen theilweise auf die Augsburger Ausgabe von 1497 zurück; außerdem fehlen aber hier zwei ganze Capitel, das vom Traum K. Sigmunds und das nomen regis betitelte, also gerade die zwei Capitel, in denen der volle Name und der priesterliche Charakter des versprochenen Reformators hervortritt. Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß der Einleitung an die Stelle der Reichsstä. Karl V. gesetzt und zur Beherzigung der I. ermahnt wird.



Der Nachweis des bisher unbekannten Verfassers ist B. zweifellos gelungen. Was uns die Schrift selbst über ihn verräth, deutet auf eine Persönlichkeit, die sich nicht unter eine bestimmte Rubrik bringen läßt. Die husitischen, taboritischen Anklänge sind unverkennbar; die wiederholte Mahnung, an den »falschen«, »meineidigen« Christen das göttliche Strafgericht schonungslos zu vollstrecken, athmet den Geist eines Zizka. Dagegen stoßen wir vielfach auf sehr untaboritische Anschauungen, wie z. B. über das Mönchthum, und die frühere Annahme böhmischer Herkunft des Autors ist durch die entschieden deutsche, ja sogar eigentlich südwestdeutsche Färbung der Schrift ausgeschlossen. Dabei überrascht ein klerikales Standesbewußtsein neben der innigsten Vertrautheit mit den Details des reichsstädtischen Handels und Wandels. Das Alles stimmt nun auffallend mit den äußeren Schicksalen jenes schwäbischen Ketzers Friedrich Reiser überein, der, ursprünglich Mitglied der deutschen Sekte der »Winkeler« und seines Zeichens ein Kaufmann, sich später zum Taboritenpriester weihen ließ. Ungefähr 1433/4 fungierte er als solcher in dem böhmischen Städtchen Landskron, und damit combinirt nun B. den in der Ref. gegebenen Namen des Verfassers: Friedrich von Lancironii, der sich allerdings recht wohl aus einer Verschreibung für Lancrona erklären läßt. Sollte man nicht von dem Namen des mystischen Priesterfürsten Friedrich von Lantnow\*) das Gleiche annehmen dürfen? Denn daß beide eine und die nämliche Person sind, ist unverkennbar, und Lantnow

\*) Die Form Lontnav (B. p. 242, 26) findet sich in keiner der 8 Handschr. A, hat Lantnow.

giebt gar keinen, auch keinen mystischen Sinn. Reiser hatte entschieden sich selbst als das Haupt der zu erweckenden Bewegung gedacht. Den naheliegenden Einwurf, daß die letzten Bekenntnisse Reisers vor seiner Hinrichtung (1458) zum Theil nicht mit den in der Ref. vorgetragenen Lehren harmonieren, sucht B. p. 96 zu entkräften. Die Annahme, Reiser, der ja früher mit dem Waisenpriester Payne in Verbindung stand, sei erst allmählich zu den streng taboritischen Anschauungen fortgeschritten, hat alle Wahrscheinlichkeit für sich.

Auffallend ist der Umstand, daß Reiser's Inquisitoren, wenigstens soviel uns überliefert ist, nicht an einen Zusammenhang mit jenem Priester Friedrich gedacht haben. Die Ref. scheint demnach im J. 1458 noch ziemlich wenig Verbreitung gehabt zu haben. Anhaltspunkte für die Zeit ihrer Abfassung, wie sie eine Aeußerung Reiser's am Sichersten geboten hätte, lassen sich doch auch ohne diese Beihülfe finden. Die Zusammenstellung der einzigen chronologischen Andeutung in der Ref. (B. p. 239) mit den Beziehungen auf reichsstädtische Reformbestrebungen und furchtbare Mißernten weist uns auf die Jahre 1437 und 1438. B.'s nähere Ausführung, daß die Vorschläge der Ref. über Münzwesen u. s. w. von den Nürnberger Verhandlungen im Sommer und Herbst 1438 angeregt worden seien, ist jedenfalls nicht zwingend, wie er selbst andeutet, und ich möchte die Abfassung der Schrift lieber in den Anfang des Jahres, in die Zeit zwischen Sigmund's Tod und Albrecht Wahl (18. März) setzen. In diese Zeit der Verwirrung, wo es keinen römischen König gab und (am 24. Januar) der mönchische Papst Eugen I' vom Basler Concil suspendiert wurde, paßt d'

ses revolutionäre Libell vortrefflich. Sigmund ist in der Ref. als der unmittelbare Vorgänger, als der »Wegbereiter« des Priester Friedrich gedacht; er überweist einmal diesem Priester, mit dem er selbst zu Basel verkehrt hat, förmlich »das Reich und des Reichsbanner«; ein »Fürst von Oesterreich«, wird zum Reichsvicar bestellt, was doch wahrscheinlich nach Albrechts Königswahl dem Verf. fern gelegen hätte. Die Ordnung, um welche etliche Städte »im vorderen Jahr« geworben haben, bezieht sich auf den R. Tag zu Eger im Juni 1437; den daselbst vereinbarten »Zettel« suchen die Städte auch im folgenden Jahr festzuhalten\*); sie »meinen auch dazu zu tun«, wie sich die Ref. ausdrückt. Um aber seine Vorschläge wegen der Münzreform oder der Viertheilung des Reichs etc. zu formulieren, brauchte Reiser die Verhandlungen und Beschlüsse der Nürnberger Versammlungen von 1438 nicht abzuwarten; es waren dies wiederholt in jüngster Zeit angeregte Fragen — ich erinnere z. B. an den Frankfurter Reichstag 1434 — und sie haben gerade in Sigmunds Todesjahr die süddeutschen Reichsstädte ernstlich beschäftigt. Deren trotzige Stimmung gegen den Kurfürsten spiegelt sich getreulich in manchem kühnen Satz der Ref.

Vielleicht ließe sich auch der Ort der Abfassung genauer bestimmen. Auf die Reichsstädte im Südwesten, besonders auf Basel und Straßburg, deuten verschiedene Züge und Anspielungen des Verf., wie z. B. die Anführung des Basler Beginenfeindes Mulberg oder die An-

\*) Vgl. Janssen, Frankf. Reichsrespondenz I, 156 f.; 462.

klänge an Königshofer's Chronik \*). Eine genauere Untersuchung der vorkommenden rechtsgeschichtlichen und wirthschaftlichen Details dürfte wohl in derselben Richtung führen. B. ist hierauf nicht näher eingegangen, wie er z. B. auch über den auffallenden Ausdruck *vardel*, *fardelbuch* keine befriedigende Aufklärung giebt. Aber Basel oder Straßburg würden auch mit der Chronologie von Reiser's Leben, soweit unsere Kenntniß reicht, sehr gut übereinstimmen \*\*). Endlich kennen wir gerade diese oberrheinischen Städte als die vornehmste Heimat jener Friedrichsage \*\*\*), an die sich die nationalen antirömischen Tendenzen des spätern Mittelalters so gern anklammern und die ja auch die Basis der Reiser'schen Ref. bildet.

Für das Fortleben dieses Friedrichglaubens haben wir auch noch andere ausdrückliche Zeugnisse des XV. Jahrhunderts. Die bedeutsamen Angaben des Chronisten, die B. p. 26 f. nach Voigt anführt, stehen nicht allein. So predigte z. B. am Bartholomäustage 1439 ein Mag. Johannes Wünschelburg in Amberg über die sog. Weissagung des Gamaleon †), nach welcher die Deutschen sich einen Kaiser »de Alemania alta, id est Rheno« wählen und von der römischen Kirche abfallen sollten. Der Münchener Codex, dem ich diese Notiz entnehme (Cod. lat. 4143, 41/2),

\*) Ueber das Kanonissenstift zu Lindau, das neben jenem zu S. Stephan (in Straßburg) erwähnt wird, vgl. F. Petrus, *Suevia eslesiastica* (Augsb. 1699) p. 525 ff. Es stand später bis zum J. 1803 unter einer gefürsteten Aebtissin.

\*\*) Vgl. p. 85.

\*\*\*) Vgl. Voigt in Sybel's hist. Zeitschr. Bd. X.

†) Vgl. Döllinger, der Weissagungsglaube und Prophetentum i. d. christl. Zeit (Riehl, hist. Tasche V. 1), p. 350.

bietet außerdem noch ähnliche Prophezeiungen auf die Jahre 1447 und 1464. Diese mit joachitischen Elementen versetzten Weissagungen waren offenbar damals stark in Umlauf und es bedarf nicht der Annahme einer tieferen »Kenntniß der joachitischen Literatur«, wie sie B. dem Verf. der Ref. nicht zutraut\*), um die unverkennbaren Anklänge unserer Schrift an die Erzeugnisse früherer Prophetie zu erklären. Die Ref. K. S. ist eben auf eine schon vorhandene Popularität solcher Vorstellungen berechnet und ihr Erscheinen wird uns völlig verständlich erst durch den Hinweis auf diese deutschen Messias-hoffnungen, die in den letzten Jahren K. Sigmunds wieder mächtig aufleben. Und wenn auch nicht bei Reiser, so erscheint anderwärts der Glaube an den wunderbaren kaiserlichen Reformator eng verbunden mit den astrologischen Träumereien, die im XV. Jahrh. so sehr an öffentlichem Einfluß gewonnen und zur Nahrung des verneinenden, revolutionären Geistes so wesentlich beigetragen haben\*\*).

Es liegt sehr nahe, das eigenthümliche Verhältniß zu berühren, daß zwischen diesem Vorstellungskreis und der Gestalt d. K. Sigmund besteht. B. hat wohl in seinem 7. Capitel die innere Verwandtschaft von Reiser's Ref. mit den wirklichen Ideen und Plänen des Kaisers richtig hervorgehoben. Aber er unterläßt den Hinweis auf die sagenhafte Verklärung, die sich über die Gestalt des Luxemburgers schon zu seinen Lebzeiten verbreitet und allen schlimmen Nachreden

\*) Vgl. p. 136.

\*\*) So bei Wünschelburg a. a. O.: »et nos sumus am in ultima planeta, puta Luna u. s. w. Ueber das 1. XV. Jahrh. vgl. J. Friedrich, Astrologie und Reformation.

getrotzt hat. Auf dem Kostnitzer Concil war Sigmund als der berufene Verjünger der alternen Welt, als neuer Moses gefeiert worden; man weissagte ihm die Eroberung des heiligen Grabes, ganz wie jenem mystischen Friedrich. Dann schildert ihn sein Biograph Eberhard Windecke, ganz übereinstimmend mit der Ref., als den Todfeind der verweltlichten Pfaffen, der Großen und Reichen und spricht von den erstaunlichen Wunderwerken des Kaisers, die er sich nur aus einer unmittelbaren Einwirkung Gottes zu erklären vermag; ja, er berichtet sogar, der Papst und das Basler Concil hätten dem Kaiser die Schließung ihres Haders und die selbständige Aufrichtung einer Reformation übertragen; er habe das geistliche und weltliche Schwert handhaben sollen. Fast möchte man die Kenntniß von Reiser's Schrift bei dem Biographen vermuthen, aber es läßt sich ebensogut oder besser umgekehrt annehmen, daß Reiser die Stimmung in den süddeutschen Reichsstädten ähnlich wiedergiebt wie der Frankfurter Demokrat Windecke. Die Idealisierung Sigmunds wuchs mit der Entfernung; er wurde nachgerade zu einem Heiligen, zu einem Märtyrer der Reform\*). Eine Ausgabe der Kölner Chronik von 1499 spricht von ihm wie von einer längst verschollenen wunderbaren Gestalt; bei seiner Kaiserkrönung habe er den Namen »Friedrich« erhalten, die Schweizer und alle Reiche seien ihm unterthan geworden. So hat Sigmund kaum ein paar Menschenalter nach seinem Tode sich bereits selbst in den geheimnißvollen Kaiser Friedrich verwandelt dessen »Wegbereiter« ihn die Ref. schildert.

Zum Schluß noch ein paar Bemerkungen ü

\*) Vgl. O. Schade, Satiren und Pasquille aus Reformationszeit, II, 94.

den von B. eingeschlagenen Weg der Commentierung, dem ich nicht beizupflichten vermag. Ein fortlaufender Commentar wäre übersichtlicher und auch vollständiger ausgefallen, als die dargebotene Reihe von 26 Artikeln, die zum Theil wenigstens in solcher Ausdehnung überflüssig sind. Wozu eine so ausführliche Wiedererzählung des Basler Beginenstreits? Dabei fehlt trotzdem der Hinweis auf Mülberg's Verkündigung einer bevorstehenden gewaltsamen Reformation, eine Seite seiner Thätigkeit, die gerade mit Reiser's Schrift auffallende Verwandtschaft zeigt\*). Statt in dem Artikel »Hans Böhm von Niklashausen« bekannte Thatsachen zu wiederholen, hätte eine Zusammenstellung der Analogien zwischen der Predigt des Pastors und der Ref. genügt und eine weitere Bezugnahme auf die folgenden Bundschuhhebungen (im Elsaß, im Beinjnain, zu Lehen) nicht geschadet. Die Wiederkehr der gleichen Gedanken und sogar der gleichen mystischen Spielereien auf dem nämlichen oberrheinischen Revolutionsboden ist immerhin der Vermerkung werth. Das Schlagwort von der »Gerechtigkeit Gottes« hatte die Ref. zuerst ausgegeben; die blaue Farbe und das Zeichen des Kreuzes und des Adlers spielen wie beim Panier des Priesters Friedrich auch bei den Fahnen der Bauern ihre Rolle. Ferner vermisste ich eine Auseinandersetzung über das Verhältniß unserer Schrift zu der vielberufenen unechten »Reformation Friedrichs III.« (mit der Jahrzahl 1441); B. weist allerdings darauf hin, daß in der letzteren die

\*) Vgl. R. Ahs, Gesch. der Stadt und Landschaft Basel III, 84. Von Mülberg enthält Cod. lat. Monac. 14265 auf S. 239—249 eine *Materia contra Beginas et Beghardos super reprobacione status eorum* (vgl. B. p. 150).

Ref. K. S. von neuem erstanden sei\*), aber damit ist z. B. nicht gesagt, ob wir an eine sachliche Benützung der früheren Ref. in der späteren oder nur an die Entlehnung der von Reiser aufgebrauchten Verwerthung eines kaiserlichen Namens denken sollen. Ueber die Waldenser mußte entweder mehr oder gar nichts gesagt werden; hier wie überhaupt bei den Mittheilungen über ketzergeschichtliche Dinge war die Benutzung der neuesten Literatur geboten, die gerade auf diesem vielfach dunkeln und bestrittenen Feld so manches geklärt und richtig gestellt hat\*\*).

Wenn B. in der Vorrede die Ref. K. S. dahin charakterisiert, sie habe »zum ersten Mal mit dürren Worten die für jene Zeit geradezu unerhörte Forderung« einer völligen Scheidung des Geistlichen und Weltlichen aufgestellt, so ist das entschieden zu weit gegriffen und vindiciert der Ref. ein allzubedeutendes Verdienst. Jene Forderung war im XV. Jahrhundert keineswegs etwas unerhörtes, sondern vielmehr ein altes Feldgeschrei aus den Kämpfen der Kaiser gegen die Päpste und der Ketzler gegen die Kirche. Interessant und neu ist in der Ref. die Anwendung dieses Prinzips und die volksthümliche dem einfachsten Laien zugängliche Fassung, wobei übrigens eine Trennung von Kirche und Staat im modernen Sinn sich nicht ergibt. Aber bedeutsamer als diese Seite scheint mir die geplante Umgestaltung des Reichs, die den

\*) Vgl. p. 112.

\*\*) Draudorf, der 1425 (nicht 1424) zu Worms brannt wurde, war kein Winkeler, wie B. p. 158 nimmt, sondern nach den Angaben der Prozeßakten Hussit (vgl. Krimmel in den Theolog. Studien Kritiken 1869, I).



Städten vorwiegend die Handhabung der Reichsgewalt zuweist, der völlige Umsturz der socialen Ordnung, der in der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Zünfte liegt, die Behandlung der politischen und wirthschaftlichen Fragen, die mit der nämlichen Theilnahme vorgenommen werden wie die kirchlichen Interessen. Diese in der That neuen und unerhörten Dinge machen aus der Ref. »ein werthvolles Document für die Geschichte der populären Tendenzen in Deutschland«; und um diese Geschichte hat sich B. durch seine Arbeit ein unbestreitbares und dankenswerthes Verdienst erworben.

Dr. F. v. Bezold.

---

Hygiea. Medicinsk och farmaceutisk månadskrift utgifven af Svenska Läkare-Sällskapet redigerad af Prof. Dr. A. Jäderholm under medverkan of Dr. W. Netzel, Prof. Dr. C. J. Rossander, Dr. P. J. Wising och Prof. Dr. E. Oedmansson. Trettiosjunde Bandet. Stockholm 1875. 720 und 11 Seiten in Octav.

Förhandlingar vid Svenska Läkare-Sällskapets sammankomster år 1875. Protokollsförande: Sällskapets Sekreterare Doktor Wallis. Stockholm, 1875. P. A. Norstedt & söner. 304 und VII Seiten in Octav.

Der 34ste Band des bekannten Organs der schwedischen Gesellschaft der Aerzte bildet insofern einen besonderen Abschnitt, als der bisherige Redacteur Professor Dr. Axel Jäderholm seine redactionelle Thätigkeit beschließt. Wie wir aus den Verhandlungen des Vereins

erfahren, wird vom nächsten Jahre ab der Secretair der Gesellschaft Dr. Curt Wallis an Jäderholm's Stelle treten.

Fassen wir den Inhalt des vorliegenden Bandes der Hygiea ins Auge, so kann uns nicht entgehen, daß derselbe sich durch außerordentliche Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit auszeichnet und daß das »last not least« auf diesen unter Jäderholm's Leitung herausgegebenen Schlußband berechnete Anwendung findet. Auch der Redacteur der Hygiea in spe hat zu demselben eine interessante Beisteuer, indem er im Novemberheft graphische Curven über die Morbilität in Stockholm während des Arbeitsjahres 1874—75 veröffentlicht, geliefert. Eine derartige graphische Darstellung der Morbilität erscheint zum ersten Male in der Zeitschrift und wird hoffentlich keinem der folgenden Bände fehlen, obschon die Schwierigkeiten zur Beschaffung richtiger Curven für die einzelnen Krankheiten gewiß als höchst bedeutend betrachtet werden müssen. Das statistische Material, welches denselben zu Grunde liegt, besteht aus den Wochenberichten des ersten Stadtarztes, der Hospitäler und der Gefängnisse und einzelner praktischer Aerzte Stockholms, welche an die Svenska Läkare-Sällskap erstattet werden. Man berechnete in der früheren Zeit die Morbilität nach der Summe der angemeldeten Krankheitsfälle, ein Verfahren, welches sich indessen als verfehltes bald erkennen ließ, indem diese Zahlen außerordentlich starke Variationen darboten, davon abhängig, daß die Berichte der Privatärzte großer Unregelmäßigkeit eingehen, namentlich Sommer, wo oft nur 5—6 Privatberichte anst. der 20—30 während des Winters für gewöhnlich erstatteten zur Kenntniß der Gesellsch.

gebracht werden. Es konnte somit sich recht gut ereignen, daß durch das Ausbleiben verschiedener Rapporte bei der Zunahme einer Krankheit dieselbe keinen Ausdruck in den Acten der Gesellschaft fand, unter Umständen sogar eine Abnahme eingetragen wurde. Man hat diesem Fehler nun dadurch abzuhelpen gesucht, daß man statt der Summe der Krankheitsfälle die durch Division der Gesamtsumme der Erkrankungen durch die Zahl der Berichte erhaltene Ziffer setzte. Diese von Kjerner angegebene Methode, welche in den Verhandlungen der Gesellschaft zu ausführlichen Discussionen Veranlassung gab, beseitigt theoretisch die Fehler der alten Bestimmungsweise der Morbilität, ohne jedoch allen Ansprüchen auf Exactheit genügen zu können. Fehler können auch hierbei z. B. dadurch entstehen, daß ein Arzt in einer Woche keinen neuen Zuwachs an Krankheiten zu melden hat, und überhaupt würde bei dem Verfahren von Kjerner ein vollkommen zutreffendes Facit nur dann gewonnen werden, wenn die Anzahl der von den einzelnen Aerzten behandelten Patienten eine relativ gleiche wäre. Ein anderer Fehler wird der Morbilitätsstatistik selbst bei dem besten Willen der Aerzte stets anhaften bleiben, nämlich der Ausfall der Erkrankungen, welche überhaupt nicht zur ärztlichen Kenntniß gelangen. Dieser Defect macht sich gewiß gerade an dem ersten Versuche einer exacteren Darstellung der Morbilität Stockholm's geltend, indem in dem Jahre, auf welches sich dieselbe bezieht, eine jener epidemischen Krankheiten prävalirte, bei welcher sich regelmäßig eine große Anzahl Fälle der ärztlichen Beobachtung entzieht, nämlich die Masern. Dieses Verhältniß wird auch von Wallis gebührend be-

tont, der den Ausfall an Masererkrankungen, welche nicht bei der schwedischen ärztlichen Gesellschaft angemeldet wurden, auf mehrere Hunderte anschlägt, welche somit zu der nicht unbeträchtlichen Ziffer von 3820 Maserfällen in den letzten 3 Monaten des Jahres 1874 hinzuzufügen sein würden. Diese Maserepidemie drückt natürlich auch der Curve der gesammten wöchentlichen Morbilität in den betreffenden Monaten ein eigenthümliches Gepräge auf, doch sind die Steigungen noch erheblicher im Januar und zwar offenbar in Folge bedeutender Zunahme von Bronchitis und Pneumonie, deren Entstehung in gewissermaßen epidemischer Ausbreitung offenbar die Folge von klimatischen Verhältnissen gewesen ist. Diese Januarsteigerung der Curve hat übrigens in einem von uns bisher nicht angedeuteten Verhalten der Kjerner'schen Berechnung der Morbilität seinen hauptsächlichsten Grund. Kjerner hat nämlich etwas willkürlich, jedoch nicht ganz unberechtigt, um nicht bloß einen Ausdruck für die Quantität, sondern auch in gewisser Weise für die Qualität der Morbilität zu finden, den Zahlen der aus den Krankenhäusern berichteten Aufnahmen eine höhere Dignität beigelegt als den in der Privatpraxis vorkommenden Fällen. Nun ist es klar, daß nur äußerst wenige Masernfälle der Hospitalbehandlung übergeben wurden, während im Januar, wo neben Pneumonie auch Typhus relativ häufig vorkam, die Hospitäler massenhaften Zuwachs erhielten. So bedeutet dann die Steigerung in der nach dem Kjerner'schen Princip entworfenen Morbilitätscurventafel den intensivsten und nicht den extensivsten Krankheitsstand. Für bestimmte Zwecke des Vereins, z. B. für die allwöchentlichen Veröffentlichungen desselb

über den Gesundheitszustand in populären Zeitschriften ist die Kjerner'sche Methode augenscheinlich brauchbar; für wissenschaftliche Zwecke dürfte es aber immerhin vorzuziehen sein, die Curven für Hospital und Privatfälle gesondert aufzustellen, da die Norm für die Verschiedenwerthigkeit beider eine ganz willkürliche ist. Der Umstand, daß in der Curve trotz der außerordentlich hohen Zahl der Maserfälle im October bis December der Culminationspunkt auf den Januar fällt, macht den Verdacht rege, als sei die Dignität der Hospitalfälle zu hoch gegriffen, um einen wirklich richtigen Ausdruck, in welchem sich Intensität und Extensität der Erkrankungen abspiegelt, gewinnen zu lassen. Die richtige Norm wird sich erst durch mehrjährige Anwendung des Verfahrens herausstellen und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß auf dem betretenen Wege man schließlich zu einem von Conjecturalstatistik weit entfernten Resultate gelangen wird.

Was die übrigen Originalabhandlungen des vorliegenden Bandes der Hygiea anlangt, so gehören der medicinischen Statistik auch noch zwei Aufsätze von O. F. Hallin über das Lazarethwesen in Schweden in den Jahren 1873 und 74 und ein von C. Santesson mitgetheilte Auszug aus dem Jahresbericht der chirurgischen Abtheilung des Serafimer Lazareths im Jahre 1873 an, auf deren Inhalt hier näher einzugehen wir uns versagen müssen. Sehr stark vertreten sind in diesem Bande Chirurgie, Geburtshilfe und Gynäkologie. In das Gebiet der ersteren Disciplin fällt außer dem genannten statistischen Bericht ein Aufsatz von Santesson über eine Fettgeschwulst im Scrotum und Leisten-canal, welche eine bösartige Geschwulst vor-

täuschte, ein Aufsatz von Rossander über Evidement von Kröpfen, eine Mittheilung von A. Bergstrand über ein Enchondrom der Fibula, welches die Amputation des Femur nöthig machte und einige kurze Bemerkungen von Conrad Höök über Wasserglasverband. Hinsichtlich des letzteren heben wir hervor, daß Höök das Natron silicicum bevorzugt und außer der relativen Leichtigkeit des Verbandes als einen Vortheil vor der Anwendung des Gypses die Möglichkeit, ein taugliches Wasserglas stets zur Hand zu haben, während guter plastischer Gyps häufig nicht zu beschaffen sei, hervorhebt. Letzteres Moment dürfte bei uns wegfallen und außerdem hat das Wasserglas einige Inconvenienzen, welche der Verf. übersieht oder als zu gering anschlägt. Zunächst trocknet es minder gut als Gypsbrei, dann aber ist es keineswegs so angenehm zu manipulieren wie Höök angiebt, da es bei dem Vorhandensein von Excoriationen oder Geschwüren an den Händen recht unangenehme Empfindungen hervorruft. Verdrängen wird der Wasserglasverband den Gypsverband gewiß nicht und die meisten Chirurgen, welche denselben angewendet haben, werden wohl mit Professor Rossander dahin übereinstimmen, daß derselbe nur unter bestimmten Bedingungen an Stelle des letzteren treten könne, nämlich bei einfachen Fracturen an der oberen Extremität und bei bereits vorgeschrittener Consolidation des Callus als Ersatzmittel eines abgenommenen Gypsverbandes.

Als dem Gebiete der Gynäkologie und (burtkunde angehörig haben wir einen Vort von A. Andersson über Frequenz und Fphylaxe der Frauenkrankheiten hervorzuheben ferner Mittheilungen von W. Netzel über ein

Fall von *Inversio uteri chronica* und über 13 im Jahre 1874 ausgeführte Ovariotomien, endlich eine Reihe von Aufsätzen von F. R. Eklund, casuistischer Art (Fall von *Endometritis fungosa*, Fall von *Lupus exulcerans vulvae*, ringförmige Abstoßung der Vaginalportion bei der Entbindung, Fall von *Defectus uteri et vaginae* bei Vorhandensein des linken Ovariums bei einer verheiratheten Frau). Der letztgenannte Autor bringt noch zwei weitere casuistische Mittheilungen über *Fistula colli congenita*.

In das Gebiet der Pathologie und Therapie fallen, abgesehen von einer Vorlesung von Malmsten über medicinische Klinik und medicinischen Unterricht, Aufsätze von J. E. Bergvall (Fall von *ruptura vesicae*), Edvard Braun (über Empyem und Aseptineinspritzung), J. A. Förslund (Fälle von Leukämie) und Schumacher (Fall von angioparalytischer Migräne, mit *Secale cornutum* behandelt), endlich von A. P. Westerberg (Fall von Lammbluttransfusion bei weit vorgeschrittener Tuberculose). In therapeutischer Hinsicht verdient Erwähnung, daß Förslund in mehreren Fällen von Leukämie vollständige Heilung unter dem Gebrauche von Leberthran und roborirender Behandlung im Allgemeinen erzielte.

Von sonstigen Arbeiten nennen wir eine Abhandlung von Professor Sten Stenberg über die Einwirkung der Salicylsäure auf das diastatische Ferment im Speichel und in der Leber, welche die in dieser Beziehung von J. Müller im Journal für praktische Chemie Band X, p. 544 gemachten Angaben theils bestätigt, theils erweitert und namentlich betont, daß die fragliche fermenthemmende Wirkung aufhöre, sobald eine Neutralisation der Salicylsäure durch

kaustisches oder phosphorsaures Natron vollkommen aufgehoben werde, welchen Umstand der Verf. zur Erklärung der negativen Erfolge benutzt, welche die Behandlung des Diabetes mellitus mit Salicylsäure ergeben hat, da eine solche Neutralisation wie Stenberg mit Kolbe übereinstimmend annimmt, im Blute nothwendig statthat. Recht interessant ist ein Aufsatz von Professor Christian Lovén über den Gewebssaft in seinem Verhältniß zu Blut- und Lymphgefäßen, ursprünglich eine Antrittsrede bei Uebernahme der Professur der Physiologie am Carolinischen Institut und deshalb auch den für gewöhnlich den Originalbeiträgen in der Hygiea verstatteten Raum überschreitend. Endlich sind noch erwähnenswerth Mittheilungen von Victor Mossberg über Catania als klimatischer Curort nach Erfahrungen, welche derselbe während eines viermonatlichen Aufenthaltes im Winter 1873 und 74 machte, bekanntlich einem der unangenehmsten und regnerischsten Winter, welchen Sicilien in den letzten 20 Jahren gehabt hat, weshalb auch die mittlere Temperatur von Februar und März sich weit niedriger als gewöhnlich (9, 5 resp. 10° gegen 11, 8 resp. 13, 3°) stellt. Immerhin hatte Catania auch in diesem Winter noch eine um  $1\frac{1}{2}^{\circ}$  höhere mittlere Temperatur als die gewöhnliche mittlere Temperatur der an der Riviera belegenen klimatischen Curorte beträgt und rechtfertigt die von Mössberg geäußerte Ansicht, daß der Eintritt ähnlicher ungünstiger Verhältnisse für die Riviera in derartigen schlimmen Wintergeradezu den Aufenthalt im Freien unthunlich machen würde und so die wesentlichste Bedingung zur Kräftigung der Patienten vernichte. Einen günstigen Einfluß des Aufenthalts in Catania auf die von ihm dorthin begleiteten Kr



ken konnte Mössberg trotz des ungünstigen Winters sowohl in Bezug auf die Zunahme des Körpergewichts als auf die Abnahme des Hustenreizes constatieren und tritt derselbe der früher von Wallis ausgesprochenen Ansicht bei, daß Sicilien und insbesondere Catania als klimatische Curorte die größte Aufmerksamkeit der nordeuropäischen Aerzte verdiene.

Wenn die vorstehende Uebersicht der in dem vorliegenden Bande der Hygiea enthaltenen Originalarbeiten die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Inhalts darthut, so liefert dieselbe gleichzeitig auch den Beweis von dem regen Treiben im Schooße der Svenska Läkare-Sällskap, da die Mehrzahl der besprochenen Veröffentlichungen Vorträge, welche in derselben gehalten wurden, bilden, obschon allerdings gerade der in Rede stehende Jahrgang eine größere Anzahl von Einsendungen nicht in Stockholm ansässiger schwedischer Aerzte enthält. Durchmustert man jedoch die mit der Hygiea gemeinschaftlich ausgegebenen Protokolle, so wird man leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß dieses rege und geschäftige Treiben eine weit größere Ausdehnung hatte als es die in der Hygiea abgedruckten größeren Vorträge erwarten lassen. Die Protokolle selbst schließen eine Menge kleiner interessanter und auch von wissenschaftlichem Gesichtspunkte nicht unwichtiger Vorträge ein, welche theils auf Beobachtungen eigenthümlich verlaufener Krankheitsfälle oder auf andere Vorkommnisse in Schweden sich beziehen, theils an die im Auslande in Bezug auf diverse medicinische Gegenstände gemachten Erfahrungen anknüpfen. Besonders aufmerksam machen müssen wir auf die zahlreichen casuistischen Mittheilungen von Professor Malmsten aus der Stock-

holmer medicinischen Klinik, unter denen ein Fall von Alcoholismus chronicus, (p. 25) und mehrere Fälle von Carcinom im Abdomen von besonderm Interesse erscheinen. Mehrere dieser Krankengeschichten sind mit dem Obductionsbefunde von Professor Key versehen. In therapeutischer Beziehung erwähnen wir die von Berghman bei Myositis und von Helleday bei Arthroititis chronica benutzte Methode der Massage. Berücksichtigungswerth dürfte auch in pharmakologischer Beziehung eine Notiz von Lamm über Decoctum corticis Rhamni Frangulae sein, wonach dieses erst neuerdings wieder in Schweden allgemein gebräuchlich gewordene Mittel in den letzten Jahren an Wirkung erheblich eingebüßt habe, so daß die jetzt in den schwedischen Apotheken zu beziehende Waare nur halb so stark als früher sei. Lamm findet den Grund dafür in dem frischen Zustande des jetzigen Vorraths, da in Folge des großen Consums der Faulbaumrinde die älteren Vorräthe völlig aufgezehrt seien. Von hygienisch-toxikologischem Gesichtspunkte ist hervorzuheben, daß nach einer Mittheilung von Hamberg die Anwendung arsenhaltiger Farben in Schweden noch immer floriert. In dem chemisch-technischen Bureau von Werner Cronquist fanden sich von 57 untersuchten gedruckten Tapeten und Borden nicht weniger als 13 arsenhaltig. Außerdem wurde Arsengehalt in verschiedenen gedruckten Zeugen, an Briefcouverts, deren Innenseite mit Schweinfurtergrün! überzogen wurde und an Enveloppen von Cigaretten deren Außenfläche eine analoge Bestreichung zeigte, nachgewiesen. Auch der berühmte arsengrüne Tarlatan, welcher bekanntlich wiederholt in Deutschland zu acuten Vergiftungen

führte, hat sich in Schweden Eingang verschafft. In gerichtlich-medicinischer Bestimmung dürfen wir auch den p. 232 von Jäderholm mitgetheilten Fall von gewaltsamem Tod durch Schlag auf den Kopf und Erdrösseln nicht unerwähnt lassen.

Da einer der wesentlichsten Factoren für das Gedeihen wissenschaftlicher Vereine die Discussion ist, so ist es sehr erfreulich, daß die Protokolle der Svenska Läkare Sällskap uns von einer größeren Anzahl ausgedehnter und vertiefter Discussionen Nachricht giebt. Zu den ausgedehntesten Erörterungen führte das neue Statut für die öffentliche Gesundheitspflege in Schweden, so daß die Discussion über dasselbe mehrere Sitzungen hindurch währte.

Andere Gegenstände gemeinsamer Erörterung bildeten die heilgymnastische Behandlung von Uterinleiden und die Einathmung in Gasanstalten bei Keuchhusten, so wie im Anfange des Jahres die von Nyström proponierte antiseptische Behandlungsweise der Varioloiden und die von demselben zur Stütze dieses Verfahrens veröffentlichten Brochüren, welche jedoch den Beifall der Mitglieder der Gesellschaft nicht gefunden haben. Im Uebrigen gaben auch wiederholt einzelne Vorträge und Referate über einzelne auswärtige Arbeiten, z. B. von Lindquist über Fleischkost, von Malmsten über Jaborandi, zu interessanten Debatten Veranlassung.

Von namhaften schwedischen Mitgliedern verlor die Svenska Läkare Sällskap den Regimentsarzt a. D. Björkman, einen der ältesten schwedischen Aerzte, den Professor der Zoologie Carl J. Sundevall, durch seine Reisen in Ostindien und nach Spitzbergen auch im Auslande bekannt und besonders als Ornithologe hervor-

ragend (geb. 1801), endlich den Medicinalrath Carl Ulrik Söndén, geb. 1802, seit 1849 Mitglied des Gesundheitscollegiums und der Akademie der Wissenschaften, hoch verdient um die Fortschritte der Psychiatrie und um die Einrichtung brauchbarer Irrenanstalten in Schweden, übrigens auch als medicinischer Autor auf andern Gebieten bekannt und durch seine Schriften über Cholera und Gymnastik von Bedeutung.

Theod. Husemann.

Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indogermanischen Sprachen unter Berücksichtigung ihrer Hauptformen, Sanskrit; Zend-Persisch; Griechisch-Lateinisch; Littauisch-Slawisch; Germanisch und Keltisch, von Aug. Friedr. Pott, Dr., Professor der Allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität zu Halle, der Akademie der Wiss. zu Berlin u. s. w. Mitgließe. Zweite Auflage in völlig neuer Umarbeitung. Sechster Band. Register. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung. (Gebrüder Klingenberg). 1876.

Mit dem Nebentitel:

Wurzel-, Wort-, Namen- und Sach-Register zu den fünf Bänden des vorbezeichneten Werkes ausgearbeitet von Professor Dr. Heinr. Ernst Bindseil, Unterbibliothekar der kgl. Universitäts-Bibliothek in Halle a. d. S. VIII. 60<sup>2</sup>

Der Verfasser dieses Registers, welcher selbst sehr ernsthaft mit sprachwissenschaftlich Untersuchungen beschäftigt und schon vor n bald vierzig Jahren, im Jahre 1838, durch sei Abhandlungen zur allgemeinen vergleichen

Sprachlehre' sich einen ehrenwerthen Namen auf dem Gebiete der Linguistik erworben hat (vgl. die Anzeige dieser Abhandlung in diesen Anzeigen 1840 Stück 10 und 11, S. 89—95), hat sich durch die fleißige und mühevollen Abfassung des vorliegenden Registers alle Jünger dieser Wissenschaft zu vielem Danke verpflichtet. So sehr die berühmten Etymologischen Forschungen — eines der bedeutendsten Werke der neueren Sprachforschung und eine der größten Zierden deutscher Forschung überhaupt — von Jedem, welcher sich ähnlichen Studien widmen will, sorgfältig studiert zu werden verdienen und gewiß noch lange Jahre ihren hohen Werth auf diesem Gebiete behaupten werden, so ist der Umfang des Werkes — CCII und 6969 Octavseiten — doch ein so außerordentlicher, daß es kaum möglich ist, alle die Schätze, welche Pott's Wissen und Können darin aufgespeichert hat, auf unvergeßliche Weise sich anzueignen. Wenn irgendwo, war hier ein Register nothwendig, um diese Fülle von Geist und Gelehrsamkeit leichter zugänglich und nutzbar zu machen.

Wie der Titel des Registers zeigt, hat es der Anfertiger desselben in vier Rubriken getheilt. Das erste, das Register der von Pott angenommenen und behandelten indogermanischen Wurzeln, umfaßt S. 1—66. Das zweite, das Wort-Register, ist natürlich das umfangreichste; es reicht von S. 67—506. Die letzte Seite nur enthält einige Wörter nicht-indogermanischen Stammes; die übrigen 440 liefern nur Indogermanisches. Der Asiatische Zweig in vier Abtheilungen reicht bis S. 134; der europäische unter eine gleiche Anzahl von Rubriken gebracht, füllt die übrigen 306 Seiten. Den

größten Umfang nimmt die griechisch-römische Familie ein, speciell das Griechische (S. 134—244). Unter Lateinisch ist außer Öskisch, Umbrisch auch Etruskisch aufgenommen; dieser Index giebt dem Griechischen nur wenig nach; er reicht von 245 bis 342. Darauf folgt der der Romanischen Sprachen bis 361; der der Germanischen Familie von 362—446; der der lithu-slawischen Familie zerfällt in den Index für Lithauisch, Lettisch, Altpreußisch (S. 446—476) und in den der Slawischen Sprachen, denen auch Albanesisch beige-  
 gesellt ist (S. 476—506). Das dritte Register, das der Namen, reicht von 507—528 und das vierte, das Sach-Register bis zum Schluß (S. 603). Gerade dieses letzte betrachten wir als eines der werthvollsten. Pott, welcher sich fast einzig mit sprachlichen Forschungen beschäftigt hat, hat in die Maße dieser etymologischen Detail-Forschungen ziemlich oft und nicht selten an Stellen, wo man sie am wenigsten suchen würde, Ausführungen, Gedanken, Ansichten oder Andeutungen über allgemeine Fragen der Sprachwissenschaft verwebt, welche belehrend oder anregend unter allen Umständen gekannt und beachtet zu werden verdienen.

So sprechen wir denn dem Herrn Anfertiger dieser Register unsern Dank für seine Arbeit aus und hoffen, daß sie dazu beitragen wird, die tiefen Forschungen eines der größten Linguisten für jetzt und für die Zukunft recht nutzbar zu machen.

Th. Benfey.

---

Untersuchungen über pathologische Bindegewebs- und Gefäßneubildung von Dr. E. Ziegler. Würzburg. Verlag der J. Staudingerschen Buchhandlung. 1876. 8°. 100 Seiten mit 7 lithographierten Tafeln.

Die vorliegende Arbeit schließt sich eng an die kürzlich Stück 8 dieser Bll. besprochenen Untersuchungen über die Herkunft der Tuberkel-elemente von demselben Verfasser. Er hat die Schicksale der zwischen zwei Glasplatten eingewanderten Zellen vom 25. bis 70. Tage weiter verfolgt. Wenn die Entwicklung der farblosen Blutkörperchen früher bis zur Riesenzellenbildung fortgeführt war, so folgt nun in dem weiteren Zeitraume die eigentliche Gewebsbildung. Die Fortsätze der Zellen fügen sich zu einem Netze zusammen. Dann erscheinen Gefäße, welche sich durch Canalisation von Zellsprossen vermehren. Durch Differencierung des Protoplasma's bildet sich aus den Zellen eine homogene oder fasrige Zwischensubstanz. Auf diese Weise gehen aus den Riesenzellen wieder einkernige, durch jene Zwischensubstanz getrennte Zellen hervor. Die Aehnlichkeit mit der Entwicklung des Granulationsgewebes ist sehr groß.

Das ursprüngliche Reticulum um die Zellen ist vergänglich und führt nicht zur Bindegewebsbildung, diese geht von den Zellen selbst aus. Die Zellen verbinden sich zum Theil durch Fortsätze und bilden so die Vorläufer der Gefäße, dann aber gehen von ihnen sehr feine Faserbüschel aus, welche zur Fibrillenbildung führen. Zuweilen verschmilzt das Protoplasma der Zellen zu einer homogenen Masse und in dieser treten später die Fibrillen auf. Als Reste der Bildungszellen erhalten sich die Kerne, umgeben

von einem kleinen Theile des Protoplasmas, und liegen den Fibrillenbündeln in Spalten an.

Die Riesenzellen sind also das Zwischenglied zwischen weißen Blutkörperchen und Gewebsbildung. Sie verfallen aber unter ungünstigen Bedingungen (Fehlen der Gefäßbildung) den repressiven Metamorphosen. Alle Bindegewebsfibrillen sind Derivate von Zellen, bald durch Zerkleinerung der Zellenenden, bald durcherspaltung der Breitseiten. Der kleine bleibende Rest des Protoplasmas bildet mit dem Kern die fixe Bindegewebszelle. Vielleicht gehen auch manche Zellen ganz unter.

Der Verf. hat seine Auffassung der Riesenzelle wesentlich geändert und meint auch, es sei nicht nöthig, daß ihre Kerne alle von einem Kerne einer Zelle abstammten.

Die Gefäßbildung geschieht durch Sprossen, welche Fortsätze der Gefäßwandzellen sind, wahrscheinlich aber auch durch außerhalb der Gefäßwand gelegene Zellen, deren Fortsätze hohl werden (intracelluläre Gefäßbildung). Die Riesenzellen nehmen an der Gefäßbildung Theil, aber nicht vorwiegend.

Zwischen gesunden und tuberculösen Granulationen bestehen anatomische Unterschiede; diese beruhen aber in krankhafter Entwicklung derselben Elemente, also gehemmter Vascularisation oder Nekrobiose der Gefäße. — Etwas gezwungen versucht dann der Verf. die Erklärung der gefäßlosen Tuberkelknoten. Die theoretischen Deductionen über Tuberculose und Sarkombildung, welche doch mit jedem Tag sich anders formulieren, sind in solchen experimentellen Arbeiten schwerlich am Platze.

R.



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 40.

4. October 1876.

Extracts from the Reports of Capt. Nares, H. M. S. Challenger. — (London, printed by George E. Eyre and Will. Spottiswoode, Printers to the Queen's most Excellent Majesty for Her Majesty's Stationary Office). 80 S. fol. und 27, zusammen 36 Diagramme umfassende Karten. — Auch unter den Umschlagstiteln: *H. M. S. Challenger*. Reports of Captain G. S. Nares, R. N. With Abstracts of Soundings & Diagrams of Ocean Temperature in North and South Atlantic Oceans 1873. 22 S. fol. und 9 Karten. — *H. M. S. Challenger* No. 2. Reports on Ocean Soundings and Temperature, Antarctic Sea, Australia, New Zealand. 1874. 20 S. und 3 Karten. — No. 3. New Zealand to Torres Strait, Torres Strait to Manila & Hong Kong. 1874. 7 S. und 3 Karten. — No. 4. Pacific Ocean, China and adjacent Seas. 1875. 9 S. und 1 Karte. — No. 5. Pacific Ocean. 1875. 3 S. und 5 Karten. — No. 6. Pacific Ocean. 19 S. und 6 Karten.

Wir glauben manchem unserer Leser, welche

bisher wie wir vergebens sich bemüht haben, sich eine vollständigere Kenntniß der geographisch überaus wichtigen Berichte über die speciell zur Untersuchung der Oceane ausgerüstete Challenger-Expedition zu verschaffen, einen Dienst erweisen zu können, daß wir hier auf diese amtliche Publication der britischen Admiralität über diese Expedition aufmerksam machen, welche nicht in den Buchhandel gekommen und deshalb leicht Manchem, für dessen Studien sie von der größten Wichtigkeit sind, ganz entgehen könnten, während sie doch auch zur Verbreitung in wissenschaftlichen Kreisen gedruckt worden und von den *Lords Commissioners of the Admiralty* mit großer Liberalität auch an Private, die dafür ein wissenschaftliches Interesse bezeugen, mitgetheilt werden.

Dabei kann es aber nicht unsere Absicht sein, aus diesen Heften hier eine auch nur einigermaßen erschöpfende und das Neue für die Wissenschaft verwerthende Zusammenstellung oder gar eine kritische Analyse ihres Inhalts zu geben. Dazu ist das hier für die Wissenschaft gebotene Material viel zu mannigfaltig und nach der Natur dieser Auszüge aus den an den Hydrographen der britischen Admiralität, Rear Admiral Richards, von der Reise aus gerichteten Reports auch zu schwer zu übersehen und genügend zusammenzustellen. Nur daß die von den Geographen so sehr ersehnten Berichte über die auf der Challenger-Expedition angestellten Untersuchungen über die Tiefe der Oceane und die Temperaturverhältnisse derselben, über welche wir bisher nur vereinzelte Mittheilungen in Zeitschriften und Zeitungen erhalten haben, jetzt in einer gewissen Vollständigkeit und im Zusammenhang veröffentlicht und da:

auch der wissenschaftlichen Benutzung dargeboten worden, wollten wir hier anzeigen, und wenn wir dem noch einige Bemerkungen hinzufügen, so geschieht das nur, um Denen die es angeht, einen allgemeinen Begriff von Dem zu geben, was in dieser Publication zu finden ist.

Jede der sechs vorliegenden Nummern enthält

- 1) fortlaufende Berichterstattung über die Reise und die auf derselben ausgeführten Arbeiten,
- 2) Tabellen über die ausgeführten Lothungen mit Angabe der Länge und Breite, der Temperaturen in verschiedenen Tiefen, der Tiefe und Natur des Meeresbodens und der dabei ausgeführten Schleppnetzoperationen und meistens auch der Temperatur am Meeresgrunde und des specifischen Gewichts des Wassers an der Oberfläche und am Meeresgrunde und 3) graphische Darstellungen der Configuration des Meeresgrundes und der Isothermen der oceanischen Gewässer.

Die Reports sind von No. 4 an, nach Abberufung des Capt. Nares zum Commando der großen britischen Arktischen Expeditionen von 1875, von Capt. Frank J. Thomson unterzeichnet und beschränken sich von da an fast nur auf einige Erläuterungen zu den Diagrammen, während Capt. Nares in seinen Berichten vielfach auch schon besonders wichtige Resultate der Untersuchungen, insbesondere in Betreff der Meeresströmungen darlegt. Ungern enthalten wir uns aller Auszüge aus diesen Reports des Capt. Nares und umfassenderer Zusammenstellungen aus den Tabellen, weil dies auch in einer den in diesen Bll. dazu zu gewährenden Raum ganz ausnützenden Anzeige doch nur sehr ungenügend würde geschehen können und dabei die Bedeutung dieser Mittheilungen doch nur sehr einseitig

hervortreten würde. Um jedoch diese Anzeige nicht ganz ohne eine specielle Mittheilung aus dieser Publication zu schließen, wollen wir hier noch die von den verschiedenen Karten umfaßten Oceanischen Sectionen näher bezeichnen und dabei zugleich für jede Section die ermittelte größte Tiefe und die daselbst gefundene Temperatur des Wassers angeben, wodurch einige positive Daten sich ergeben, welche schon für sich von allgemeinem Interesse und auch durch ihre bloße Mittheilung schon geeignet sind, auf die durch diese Expedition gewährte außerordentliche Erweiterung unserer Kunde der großen Oeane aufmerksam zu machen.

Um das Auffinden der einzelnen Sectionen zu erleichtern, führen wir sie nach ihrer Reihenfolge in den verschiedenen Heften auf; eine übersichtlichere geographische Zusammenstellung wird darnach der Leser leicht selbst vornehmen können.

Heft I. 1) Zwischen Sombrero-Insel (Kleine Antillen) und Teneriffa, 3150 Faden  $35^{\circ},5$  Fahrenheit. 2) New-York—Bermuda 2600 F.,  $35^{\circ},3$  3) Halifax—Bermuda 2800 F.,  $34^{\circ},8$ . (Diese beiden Sectionen enthalten auch sehr interessante Lothungen durch den Golfstrom und unterhalb desselben\*). 4) Bermuda—St. Thomas 3875 F.

\*) Es ergibt sich daraus, daß der Golfstrom außerordentlich oberflächlich ist, indem er sich nur einhundert Faden unter die Oberfläche erstreckt; unter ihm findet sich der kalte, längs der Amerikanischen Küste nach S. fließende Labradorstrom. Capt. Nares macht dazu die interessante Bemerkung (S. 7 und 11), daß Bodentemperatur dieses Stroms nicht niedriger und sel nicht so niedrig ist, als die in den tiefsten Theilen Atlantischen Oceans weiter im S. gefundenen Temperaturen, was anzuzeigen scheine, daß dieses kalte Wasser am Boden eher eine Antarktische als eine Arktische

(ohne Temperaturbeobachtung am Meeresgrunde; bei 2860 F.  $34^{\circ},7$  \*). 5) Bermuda—Azoren 2875 F.,  $35^{\circ},2$ . 6) Azoren—Madeira 2675 F.,  $35^{\circ},7$ . 7) Madeira—St. Vincent 2400 F.,  $35^{\circ},2$ . 8) St. Vincent nach einer Position unter  $3^{\circ} 8' N.$  B. und  $14^{\circ} 49' W.$  L. v. Greenw. 2575 F.,  $35^{\circ},2$ . 9) Pernambuco—Fernando de Noronha 2275 F.,  $35^{\circ},2$ . 10) Fernando de Noronha—St. Paul's Rocks 2475 F.,  $32^{\circ},4$ . 11) St. Paul's Rocks \*\*) bis zu einer Position unter  $3^{\circ} 8' N.$  und  $14^{\circ} 39' W.$  (sic) 2500 F.,  $35^{\circ},2$ . 12) Abrolhos-Inseln—Tristan

Quelle habe, was übrigens auch durch die Configuration des Atlantischen Meeres-Beckens sich erklärt, welches gegen die Arktische Zone durch die gegenseitige Annäherung der Küsten der Alten und Neuen Welt und wie die Untersuchungen der »Porcupine« und »Lightning« in den nordatlantischen Meerestheilen gezeigt haben, auch durch eine Bodenschwelle sehr abgeschlossen ist, während es gegen die Antarktische Zone ganz offen steht. — Capt. Nares ist auch zu der Annahme geneigt, daß zur Herbeiführung dieses kalten Wassers nach dem Aequator im südatlantischen Ocean ein tiefer Canal und zwar wahrscheinlich ganz nahe der amerikanischen Küste existiere, da er die Erfahrung gemacht habe, daß in der Nähe der Continente das Wasser gewöhnlich tiefer sei als in der Mitte des Oceans. Capt. Nares verspricht auch diesem ihm noch entgangenen Canal auf der Rückreise besonders nachzuforschen, was jedoch von seinem Nachfolger im Commando nicht ausgeführt zu sein scheint (Rep. p. 13. 14).

\*) Die Tabelle S. 3 bringt eine ganze Reihe von Tiefenbestimmungen um Bermuda herum, woraus hervorgeht, daß diese Insel einen von einer sehr schmalen Basis schroff aufsteigenden Pik bildet. — Unmittelbar im N. der Virgin-Inseln fand sich eine bemerkenswerthe 3,875 F. tiefe Höhlung (Rep. p. 5).

\*\*) Ueber diese gefährlichen Klippen in der Mitte des Atlantischen Oceans fast unter dem Aequator giebt Capt. Nares interessante Details und hebt hervor, daß sie für die Errichtung eines Leuchthurmes einen vortrefflichen Grund darbieten (Rep. p. 9.).

da Cunha 2350 F.,  $33^{\circ},4$ ). 13) Tristan da Cunha — Cap der Guten Hoffnung 2650 F.,  $33^{\circ},3$ .

Heft No. II. 1) Zwischen den Parallelen von  $65^{\circ} 42'$  und  $50^{\circ} 1'$  S. Br. (und den Meridianen von  $80^{\circ}$  und  $123^{\circ}$  O. L.); stellt nur die Isothermen in den verschiedenen Tiefen bis 1700 F. dar, ohne bis zum Meeresgrunde vorzudringen. Die niedrigste Temperatur an der Oberfläche  $30^{\circ}$ , zeigte das Wasser unter  $65^{\circ} 42'$  S. Br., wonach die Temperatur zwischen etwa 200 und 500 Faden Tiefe wieder auf  $32^{\circ}$  stieg und diese Isotherme bis unter die Breite von  $50^{\circ} 1'$  S. sich allmählich bis auf 1800 F. senkte. 2) Von einer Position unter  $53^{\circ} 55'$  S. Br. und  $108^{\circ} 35'$  O. L. bis Cap Otway, Australien 2600 F.  $32^{\circ},4$ . 3) Sydney—Porirua, Cook's Strasse, Neu-Seeland 2600 F.,  $33^{\circ}$ .

Heft No. III. 1) Neu-Seeland bis Fidschi-Inseln. (Nur die Isothermen bis 1000 F. Tiefe enthaltend). 2) Raine-Insel bis Api-Insel (Neu-Hebriden) 2650 F.,  $35^{\circ},3$ . 3) Api-Insel bis Kandavu (Fidschi-Inseln) 2650 F.,  $35^{\circ}$ . 4) Temperaturen des Wassers in der Banda-, der Celebes-, der Sulu- und der China-See abwärts bis zur niedrigsten und bis zum Meeresgrunde sich gleichbleibenden, welche in der 1sten  $37^{\circ},5$ , in der 2ten  $38^{\circ},5$ , in der 3ten  $50^{\circ},5$  und in der 4ten  $36^{\circ},2$  ( $36^{\circ},1$ ?) beträgt und resp. im 900, 700, 400 und 900 Faden unter der Oberfläche anfängt, an welcher die Temperatur in den drei ersten Meeren  $80^{\circ}$  und in dem chinesischen  $75^{\circ}$  beträgt.

Heft No. IV. 1) Süd-See unter  $22^{\circ} 1'$  N. und  $140^{\circ} 42'$  O. L. 2500 F.,  $35^{\circ}$ . 2) China-See 2100 F.,  $36^{\circ},5$ . 3) Sulu-See 2550 F.,  $50^{\circ},5$ . Celebes-See 2600 F.,  $38^{\circ},5$ . 5) Moluccen-Passa 1200 F.  $35^{\circ},2$ . 6) Süd-See unter  $4^{\circ} 19'$  N.

und  $130^{\circ} 15'$  O. L. 2550 F.,  $35^{\circ}$ . 7) Banda-See 2800 F.,  $37^{\circ},5$ . 8) Philippinen-Inseln 700 F.,  $51^{\circ},5$ .

Heft No. V. 1) Süd-See, Meangis-Insel bis Admiralitäts-Inseln, zwischen den Parallelen von  $5^{\circ}$  N. und  $2^{\circ}$  S. B. 2550 F.,  $35^{\circ}$ . 2) Japan bis Admiralitäts-Inseln 4475 F., (Temperatur am Boden nicht bestimmt, da beide Grundthermometer zerbrochen waren, s. N. 4. Tab. p. 3). 2) Westlicher Theil der Süd-See zwischen den Parallelen von  $3^{\circ}$  S. und  $18^{\circ}$  N. B. Nur die Temperaturen bis 200 F. zeigend. 3) Nosima-Head, Japan bis zum  $180^{\circ}$  Meridian (zwischen  $35^{\circ}$  und  $36^{\circ}$  N. B.) 3950 F., Temperatur unter  $35^{\circ}$ . 4) Süd-See. Zwischen den Meridianen von  $180^{\circ}$  und  $156^{\circ} 25'$  W. L. auf dem Parallel von  $38^{\circ}$  N. B. 3050 F. unter  $35^{\circ}$ .

Heft No. VI. 1) Auf der Höhe der Südküste von Japan; nur Temperaturbeobachtungen ohne Bodensondierungen. 2) Von dem Parallel von  $38^{\circ} 9'$  N. B. nach den Sandwich-Inseln 3125 F. unter  $35^{\circ}$ . 3) Zwischen dem Parallel von Oahu (Sandwich-Insel) unter  $21^{\circ} 30'$  N. B. und dem Parallel von  $23^{\circ} 45'$  S. Br. 3000 F. unter  $35^{\circ}$ . 4) Zwischen den Sandwich- und den Societäts-Inseln; nur die Isothermen von der Oberfläche bis 200 Faden Tiefe ( $81^{\circ},2$  bis unter  $50^{\circ}$ ) zeigend. 4) Zwischen Tahiti und einer Position unter  $40^{\circ} 3'$  S. B. und  $132^{\circ} 58'$  W. L. 2600 F.,  $33^{\circ},4$ . 5) Von derselben Position nach der Mocha-Insel an der Küste von Chile ( $38^{\circ}$  S. B.) 2550 F.,  $33^{\circ},4$ . —

Bemerkenswerth ist noch, daß nur an einer Stelle die Tiefe über 4000 Faden gefunden worden, nämlich zwischen Japan und den Admiralitäts-Inseln unter  $11^{\circ} 24'$  N. und  $143^{\circ} 16'$  O. von Greenw. zu 4475 F. (Rep. N. 4, p. 2, 3; die

Angabe von 4575 F. in No. 6, p. 4, wo die Tabelle aus N. 4, p. 3 zum Theil wiederholt ist, muß ein Druckfehler sein), daß jedoch Tiefen von 3000 Faden in der Südsee in verhältnißmäßig großer Zahl gefunden sind, z. B. von Yokohama nach Honolulu (zwischen  $34^{\circ} 43' \text{ N.}$  und  $23^{\circ} 11' \text{ N.}$ ) unter 24 Lothungen 6 über 3000 F. und 14 von 3000 F. und nahe daran. Darnach erreicht die größte gemessene Tiefe unter dem Meeresniveau zwar noch lange nicht die Erhebung des höchsten gemessenen Berges der Erde über dieselbe (Gaurisankar 29.002 engl. Fuß). Dagegen übertrifft die Meerestiefe in der Südsee an verhältnißmäßig sehr vielen Stellen die Höhe der höchsten Berge in Europa, Afrika, Neu-Holland und Nord-Amerika und erreicht auch beinahe die der höchsten Gebirge von Süd-Amerika, so daß hiernach schon feststeht, daß die mittlere Tiefe des Meeres die mittlere Erhebung des Festlandes bedeutend übertrifft. Zu bedauern ist, daß auf der Challenger-Expedition die tiefste bisher bekannte Lothung nämlich die von Capt. James Ross auf seiner antarktischen Expedition am 3. Juni 1843 ausgeführte und von ihm als hinlänglich zuverlässig bezeichnete (im Atlantischen Ocean unter  $15^{\circ} 3' \text{ S.}$  und  $23^{\circ} 4' \text{ W.}$ ), wobei mit 4600 Faden\*) noch

\*) Nicht 30.000 engl. Fuß (4691 t.) wie von Humboldt i. J. 1843 in s. *Asie Centrale* III, p. 548 angegeben wird nach einem Berichte von Capt. James Ross in *Jameson's Edinb. N. Phil. Journ.* XXIX, p. 144, der sich aber in diesem Journal gar nicht findet, welches überhaupt nur einmal einen Bericht von Ross über seine antarktische Reise bringt, nämlich Bd. XXXII, der aber aus V diemensland vom April 1842) datiert und in welchem Lothungen garnicht die Rede ist. Daß indeß um die die von Humboldt gebrachte Angabe durch mehrere



kein Grund gefunden wurde, (*Voyage of Discovery and Research in the Southern and Antarctic Regions* etc. II. 381), wonach aber auch dort die gemessene Tiefe des Oceans die Höhe des Gaurisankar noch nicht erreicht, nicht hat express geprüft werden können.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß noch zur Zeit von Laplace gar keine Sondierung auf hohem Meer ausgeführt war, so daß der berühmte Verfasser des *Traité de Mécanique céleste* und der *Exposition du Système du Monde* bei seinen wiederholten Bearbeitungen der zu-

lische Zeitschriften verbreitet worden, geht aus einem Berichte im *Bulletin d. l. Soc. de Géograph. II. Série* T. 20 (1843) hervor, wo S. 272 nach englischen Zeitschriften mitgeteilt wird, daß Ross am 3. März 1843 unter  $68^{\circ} 34'$  S. und  $12^{\circ} 49'$  W. v. Gr. bei vollkommener Windstille mit 6000 brasses (10972 mètres) keinen Grund erreicht habe. In der Reisebeschreibung von Ross heißt es aber unter dem angeführten Datum: »Owing to our having allways struck ground in less than two thousand fathoms in other parts of the Antarctic ocean, we, unfortunately, had only four thousand fathoms of line prepared, the whole of which ran off the reel without reaching the bottom (II p. 363), und da Ross bei der Lothung von 27.600 Fuß am 3. Juni 1843 ausdrücklich hinzufügt: *This is the greatest depth of the ocean that has yet been satisfactorily ascertained* etc. (p. 382), so ist die Angabe, daß Ross eine Lothung von 30.000 engl. Fuß ausgeführt habe, ohne den Grund zu erreichen sicher irrig. Später hat Humboldt in seinem *Kosmos* an zwei Stellen der tiefsten Lothung von Ross erwähnt, jedoch ohne seine Quelle anzugeben und dieselbe zu 25,400 (paris.) Fuß bestimmt (Bd. 1, S. 167 und S. 321 - zu 25,300 F.), was weder mit der richtigen noch mit der irrthümlichen Angabe über die Ross'sche Lothung übereinstimmt, und da die verschiedenen Angaben Humboldt's über die tiefste bisher ausgeführte Lothung vielfach in die geographischen Lehrbücher übergegangen sind, so schien es nicht überflüssig, dieselben bei dieser Gelegenheit einmal zu untersuchen und zu berichtigen.

erst schon i. J. 1777 in seinen *Recherches sur plusieurs points du Système du Monde (Histoire de l'Académie Roy. des Sciences Année 1775. Paris 1778. Vgl. auch Mémoire sur le flux et le reflux de la mer in d. Mém. de l'Acad. de Sc. Année 1790. p. 46)* dem Drucke übergebenen Theorie der Ebbe und Fluth von der Hypothese ausgehen mußte, daß das Meer die ganze Erde gleichmäßig überschwemme, obgleich er dabei bemerkte, daß die Unregelmäßigkeit der Meeres-tiefe das Resultat der Einwirkungen des Mondes und der Sonne verändere und er in seinen späteren Jahren die Behauptung aufstellte, daß man daraus, daß die Oberfläche des Erdsphäroids sehr nahe die des Gleichgewichts sein würde, wenn dasselbe flüssig würde, schließe, daß das Meer eine geringe Tiefe habe, während er früher nach der Theorie der Ebbe und Fluth die Tiefe auf 16.000 Meter angenommen haben soll\*), und

\*) Nach Humboldt, *Asie Centrale I, p. 187*. Von den beiden dort für Laplace's Meinungen aufgeführten Citaten ist freilich das eine irrig, das andere ganz falsch. Die auch durch ihre entschiedene Verwerfung jeder auf eine beträchtliche Veränderung der Pole an der Erdoberfläche gegründete Hypothese wichtige Stelle, in welcher L. sagt, daß das Meer eine geringe Tiefe haben müsse, und welche Humboldt auch ganz besonders wegen des Zusatzes interessierte, »daß die mittlere Tiefe des Meeres von derselben Ordnung sein müsse, wie die mittlere Höhe der Continente und Inseln über seinem Niveau, welche nicht 1000 M. übersteige« (wozu H. auch eine interessante Erläuterung von Poisson, a. a. O. S. 185 beigebracht hat), findet sich nicht in der *Exposit. du Syst. du Monde*, sondern in der *Mécan. cél.* (Vol. -- L. XI. Chap. 1 (*Oeuvres complètes de Laplace. T. Paris 1846. 4. p. 16*), welche dafür auch früher (p. von H., wenn auch mit unrichtiger Seitenzahl angeführt ist. Schlimmer jedoch ist der andere Irrthum, wenn S. 187 heißt: »Laplace et Thomas Young (*Lect.*

ferner daß Alexander v. Humboldt noch um das Jahr 1840 bei seinen durch La-

*Natural Philos.* 1807 t. I. p. 581) avaient cru jadis pouvoir déduire de la théorie des marées que la profondeur moyenne de l'Océan devait atteindre soit 16.000, soit 4800 mètres, mais le premier de ces hommes célèbres a bientôt abandonné ce résultat etc. Das angeführte Werk (*A course of Lectures on Natural Philosophy, by Thomas Young* London. 1807. 2 Voll. 4) enthält im 1. Bande Vorlesungen von Young und im 2. Bande ein ungemein fleißig gearbeitetes, werthvolles Repertorium der naturwissenschaftlichen Litteratur, aber durchaus keine Vorlesungen von Laplace, wie man nach dem Citat glauben könnte, sondern nur Auszüge und Citate aus dessen Schriften, denen noch dazu von Young gerne widersprochen wird, indem derselbe aus Patriotismus, wo er kann Laplace des Irrthums anklagt und für dessen Entdeckungen die Priorität für sich selbst in Anspruch nimmt, obgleich er einmal auch anerkennt, daß England d. Z. keinen Lagrange und keinen Laplace besitze. An der angeführten Stelle heißt es nun blos: »Mr. Laplace supposes that the tides, which are observed in the most exposed European harbours, are produced almost entirely by the transmission of the effect of the main ocean, in about a day and a half«. Dabei wird aber hinzugesetzt, daß diese Meinung durch die Beobachtung nicht gerechtfertigt werde, worauf Young dann nach der von ihm angenommenen Bewegung der Fluthwelle im Ocean die Behauptung aufstellt, daß die Tiefe des Meeres nicht sehr groß sein könne und nirgends bis auf 4 Miles angenommen werden dürfe und daß man den Atlantischen Ocean als einen abgesonderten Theil von ungefähr 3000 M. Breite und 3 M. Tiefe ansehen könne. — Wo Humboldt die mitgetheilten Angaben von Laplace gefunden haben mag, vermögen wir nicht nachzuweisen; in den verschiedenen die Theorie der Ebbe und Fluth betreffenden Abschnitten seiner *Méc. cél.* und seiner *Exposit. du Sys. du Monde* finden sie sich nicht. Bei dem kolossalen Gedächtniß H.'s darf man aber, zumal dieser Gegenstand ihn besonders interessierte, wohl überzeugt sein, daß er sie irgendwo in L.'s Schriften wirklich gefunden habe. Recht zu bedauern ist, daß der deutsche Bearbeiter dieses Humboldt'schen Werks,

place's Ansichten über die Lage des Schwerpunkts des Volumens des über das jetzige Meeresniveau gelegenen Landes veranlaßten mühsamen Untersuchungen über die mittlere Höhe der Continente bezeugen mußte, daß es gänzlich an Daten fehle, um die Angabe einer Grenze für das Minimum der mittleren Tiefe des Meeres in Zahlen wagen zu können und darüber nur die Meinung aussprach, daß die mittlere Höhe der Continente (welche er auf 157,8 t. bestimmte, während Laplace sie auf etwa 1000 Meter geschätzt hatte), wahrscheinlich mindestens fünf- bis sechsfach kleiner sei, (*Asie Centrale* T. 1. p. 187), so muß man, da auch Humboldt in seinem Kosmos nur noch 2 oder 3, und noch dazu offenbar sehr unzuverlässige Tiefmessungen inmitten der großen Oeane anzuführen vermag, erkennen, welche staunenswerthe Fortschritte dieser Theil der physikalischen Geographie in den letzten zwanzig Jahren gemacht hat. Vornehmlich ist dies zwar, wenn man von dem Werke James Rennell's (*An Investigation of the Currents of the Atlantic Ocean etc. London 1832. 8<sup>o</sup> mit großem Atlas*) absieht, durch welches damals schon die allgemeine Meerescircula-

Prof. Mahlmann, selbst ein sehr tüchtiger Geograph, der die Uebersetzung auf die Aufforderung H.'s unternahm und dieselbe auch mit dessen Genehmigung mit werthvollen Zusätzen bereichert hat, bei seiner Arbeit nicht, wie Ideler bei seiner vorzüglichen Bearbeitung von H.'s *Examen critique* etc. es gethan, die dem französischen Text einverleibten Auszüge in den Quellen selbst nachgesehen und nicht einmal über Citate, welche die Zeiger der Unrichtigkeit so sehr an der Stirn tragen, wie hier besprochne bei Humboldt, mit dem er doch in tem persönlichen Verkehr stand, sich Auskunft holt hat.

tion vortrefflich dargestellt worden\*), den Nord-amerikanern zu verdanken, und insbesondere dem Vorsteher des Observatoriums und des Hydrographischen Amtes zu Washington M. F. Maury durch sein berühmtes Werk: *»Explanations and Sailing Directions to accompany the Wind and Current Charts etc. (5. edit. Washington 1852. 2 Bde. 4. mit vielen Karten) und Physical Geography of the Sea. (2. ed. London 1855. 8°.)* so wie auch durch seine *Wind and Current Chart of the North und South Atlantic*

\*) Freilich beschränkt sich dies Werk nur auf die Strömungen in den oberen Schichten des Oceans, während wir gegenwärtig und vornehmlich durch die Challenger-Expedition auch davon unabhängige Strömungen in der Tiefe und Zustände des Meeresbodens kennen gelernt haben, die nicht allein für die Theorie der Meeres-circulation von der größten Wichtigkeit sind, sondern auch, beiläufig bemerkt, von gewissen Geologen mit größtem Eifer aufgegriffen worden, um die ehemalige oceanische Bedeckung der Continente bis auf die höchsten Gebirge zu erklären, indem sie darauf die Theorie bauen, daß diese Grundströmungen von Anfang an den Meeresboden ausgehöhlt hätten und daß durch diese allmähliche Erosion die Oberfläche des Meeres stetig gesunken sei, s. z. B. Malet, The sea-level, im *Geograph. Magazine* Sept. 1876. Diese Hypothese, die der bisher wohl ziemlich allgemein herrschend gebliebenen Ansicht Laplace's so sehr widerspricht, wonach dieser, nachdem er den Satz aufgestellt, daß die Tiefe des Meeres nur eine kleine Fraction des Ueberschusses der Aequator-Axe über die Polar-Axe sei, hinzufügte, daß zwar ebenso wie hohe Gebirge einige Theile der Continente bedeckten, auch im Bassin der Meere große Höhlungen vorkommen könnten, daß es jedoch »natürlich sei zu denken, daß ihre Tiefe geringer sei als die Höhe der Gebirge, weil die von den Strömungen herbeigeführten Ablagerungen der Flüsse und die Ueberreste der Seethiere diese Höhlungen mit der Zeit ausgefüllt haben müßten«, (*Mécan. cél. V. p. 17*) scheint uns jedoch auf schwachen Füßen zu stehen, doch müssen wir deren Kritik den Geologen überlassen.

*Ocean.* (3. ed. *Washington 1852.*) — Aber selbst verglichen mit den dadurch und später durch die Untersuchungen im Nordatlantischen Ocean behufs der Kabellegung und in der Süd-See durch die amerikanische Fregatte »*Tuscarora*« gewonnenen Kunde \*) muß man die ebenso vorzüglich ausgerüstete wie ausgeführte Expedition des Challenger für die Geographie der Oceane als ebenso epochemachend bezeichnen, wie es die

\*) Sehr anzuerkennen sind auch die Beiträge, welche neuerdings auch die deutsche Marine zu dieser Kunde geliefert hat, namentlich auf der Expedition der »*Gazelle*« in den Jahren 1874 und 1875, über welche wir auch einen sehr werthvollen, den besten derartigen Arbeiten britischer Marineoffiziere vollkommen würdig an die Seite tretenden Bericht durch den Commandanten der »*Gazelle*« Capitain zur See, Freiherrn von Schleinitz in den von der Kaiserlichen Admiralität herausgegebenen immer inhaltreicher gewordenen Hydrographischen Mittheilungen, (jetzt *Annalen der Hydrographie u. s. w.*) Jahrgang 1874, 75 und 76 erhalten haben, bei welchem nur auszusetzen ist, daß auf den dazu gegebenen Karten die gelotheten Tiefen allein in Meter angegeben sind. Es ist dies störend und auch ungehörig, da diese Lothungen, ebenso wie die für diese Karten gleichfalls in Meter umgerechneten des »Challenger«, doch nach Faden ausgeführt und auch nur in runden Zahlen aufgezeichnet worden sind. Da indeß bei der gegenwärtig herrschenden Tendenz in Allem möglichst mit der Vergangenheit zu brechen, diese Erinnerung kaum noch verstanden werden wird, so wollen wir hier nur noch den Wunsch aussprechen, daß die im Text bislang nur noch in Klammern erscheinenden Meterangaben vernünftigerweise wenigstens nicht eher allein und ausschließlich aufgeführt werden mögen, als bis die Deutsche Marine auch statt nach Seemeilen nach Kilometer und consequenterweise, dem Gesetz des französischen Nationalconvents vom 18. Germinal des 3. Jahrs der Republik gemäß, auch nach Bogengraden zu 100 Minuten u. s. w. rechnet, was schwerlich sobald geschehen wird, obgleich in Preußen ja jetzt auch das Kilometer schon officiell eingeführt ist.

Weltumsegelungen James Cook's für die Geographie der Süd-See gewesen sind. Mit größtem Interesse muß man deshalb dem Erscheinen des umfassenden Werkes entgegensetzen, welches dem Vernehmen nach gegenwärtig unter der Leitung des wissenschaftlichen Begleiters der Expedition, Professor C. Wyville Thomson bearbeitet wird, dem wir auch schon das schöne Werk über die Tiefsee-Untersuchungen der britischen Schiffe »*Lightning*« und »*Porcupine*« in der See zwischen Schottland und den Faroer-Inseln, an der Küste von Portugal und Spanien und im Mittelländischen Meere i. d. J. 1868, 1869 und 1870 zu verdanken haben (*The Depths of the Sea etc. London 1873. 8<sup>o</sup>*). So freudig aber auch dies Werk von der Wissenschaft begrüßt werden wird, so wird dadurch die Bedeutung der angezeigten Reports sowie der Dank nicht beeinträchtigt werden können, zu welchem die Geographen der britischen Admiralität für diese Publication und deren liberalen Verbreitung verpflichtet sein müssen.

Wappäus.

---

Memoir and correspondance of Caroline Herschel by Mrs. John Herschel. With Portraits. London, John Murray 1876. XII. und 355 Seiten in 8.

Caroline Herschel ist in der gelehrten Welt als die Entdeckerin mehrerer Cometen und Nebelflecken, als die Verfasserin verschiedener astronomischen Arbeiten und in weiteren Kreisen als die langjährige unermüdliche Gehülfen

ihres Bruders, des berühmten Wilhelm Herschel, bekannt. Geboren 1750, gestorben 1848, hat sie fast ein volles Jahrhundert durchlebt, ein Jahrhundert ungewöhnlich reich an großen politischen Ereignissen wie an großen wissenschaftlichen Entdeckungen. Man würde sich indessen sehr enttäuscht finden, wenn man hiernach, in ihren schriftlichen Aufzeichnungen, über die Weltereignisse oder über die Geschichte der Entdeckungen, diejenigen ihres Bruders ausgenommen, viel bemerkenswerthe Mittheilungen erwartete. Aehnliches gilt von ihrer Correspondenz, die viel weniger von Bedeutung enthält, als man nach den glänzenden Namen, die darin vertreten sind, es mögen nur Gauß und Alexander von Humboldt namhaft gemacht werden, vermuthen möchte.

Die Schrift ist ein Denkmal der Pietät, welches die Wittwe John Herschels der Tante ihres Mannes gestiftet hat. Sie giebt, wenn auch in Bruchstücken, ein Lebensbild der merkwürdigen Frau, meistens nach ihren eigenen Aufzeichnungen und mit ihren eigenen Worten. Wissenschaftlich betrachtet besteht der Werth dieser Schrift wesentlich darin, daß hier sehr viel Stoff zu einer Lebensbeschreibung W. Herschel's gesammelt ist, was um so schätzenswerther ist, als die bisher erschienenen Biographien dieses großen Astronomen viel zu wünschen lassen und selbst in den einfachsten Beziehungen unrichtige Angaben enthalten. So z. B. beginnt die bekannte Arago'sche Biographie mit der Notiz, daß W. Herschel's Urgroßvater Abraham, sein Glaubens wegen, Mähren verließ, dessen Sohn Isaac in der Umgegend von Leipzig Pächter war, der älteste Sohn Isaac's, mit Namen Jacob sich der Musik widmete und dessen dritter S.



W. Herschel war. Hier sind aber alle Namen unrichtig oder vertauscht. Nach der ersten Abtheilung dieser Schrift, welche recollections of early life in Hannover überschrieben und in zwei Capitel getheilt ist, haben drei Brüder Herschel, da sie Protestanten waren, sich aus religiösen Gründen veranlaßt gesehen, Mähren zu verlassen und sich in Sachsen niederzulassen. Der eine, mit Namen Hans, war Brauer in Pirna und hatte zwei Söhne, von welchen der eine, Abraham, einen Sohn Isaac hatte und dieser war der Vater W. Herschel's. Diese Angaben beruhen auf einem Schriftstücke, welches Isaac Herschel selbst aufgesetzt hat. Man erhält überhaupt aus diesen Erinnerungen ein viel deutlicheres Bild von der Familie und der Umgebung, in welcher W. Herschel aufgewachsen ist, namentlich tritt die geistige Bedeutung seines Vaters viel stärker hervor, obgleich man ihn schon bisher als einen sehr begabten Mann kannte; gewiß ist es interessant zu erfahren, daß auch dieser schon ein großer Verehrer der Astronomie und nicht ohne astronomische Kenntnisse war.

Es ist ferner ein Irrthum, wenn Arago sagt: Mlle Caroline Herschel passa en Angleterre aussitôt que son frère fut devenu l'astronome particulier du roi. Caroline Herschel gieng im Jahre 1772 mit ihrem Bruder Wilhelm, der zu einem kurzen Besuche in Hannover gewesen war, nach England, zu einer Zeit, wo von dessen Ernennung zum königlichen Astronomen noch gar keine Rede war\*). Er lebte damals in Bath

\*) In Mädlers Geschichte der Himmelskunde findet sich Richtiges und Unrichtiges nur durch wenige Seiten getrennt, denn S. 8 heißt es: (er) übersiedelte sofort nach Slough und ließ seine damals 81jährige unvermählte

als Musiklehrer und Organist an der Oktogon-Capelle und hatte seine Schwester mitgenommen, nicht um sie als Gehülfin bei astronomischen Beobachtungen zu verwenden, sondern sie als Sängerin auszubilden und in den Concerten, die er immer im Winter gab, als solche auftreten zu lassen. Mit ihrer Ankunft in Bath schließt das erste Capitel. Das zweite schildert ihr Leben dort und den späteren Umzug mit ihrem Bruder nach Datchet, dann nach Clay Hall und zuletzt nach Slough. Hier findet man viele interessante Einzelheiten über die ersten Versuche W. Herschel's größere Teleskope mit Hülfe seines talentvollen Bruders Alexander herzustellen bis zur Vollendung des 40füßigen, zu einer Zeit, wo er wöchentlich mitunter 35 bis 38 Stunden Musikunterricht gab, daneben Concerte dirigierte und Lieder componierte. Man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß noch eine große Anzahl von Herschel's Compositionen handschriftlich vorhanden ist, aber auch sehr viele verloren sind, namentlich Psalmen und andere kirchliche Musikstücke, welche er für den Gottesdienst in der Octogoncapelle componiert hatte. Sein Eifer in der Herstellung der Spiegel war so groß, daß seine Schwester, wie sie versichert, ihm das Essen bittenweise in den Mund stecken mußte. Einmal arbeitete er 16 Stunden ununterbrochen an einem solchen Spiegel.

Allmählich greift die Schwester in die astronomischen Arbeiten ein, zuerst nur, indem sie Cataloge, Tafeln u. s. w. copiert, dann hilft

Schwester Caroline als seine Gehülfin nach England kommen. Dagegen S. 9: 1772 ging sie zu ihrem Br. nach Bath, unterstützte ihn in seinen Arbeiten, wie seinem Hauswesen, und ging mit ihm später nach Slo

auch bei den Messungen. I found I was to be trained for an assistant astronomer schreibt sie an einer späteren Stelle. Nachdem Herschel im Jahre 1781 den Uranus entdeckt hatte, wurde er bekanntlich zum königlichen Astronomen ernannt. Es war dies keinesweges das, was man gewöhnlich eine glänzende Stelle nennt. Im Gegentheil brachte er große pecuniäre Opfer, indem er seine Stellung in Bath aufgab; ihm kam es aber nur darauf an, seine Zeit ungestört der Astronomie widmen zu können. Das Parlament hatte damals dem König jährlich 80,000 Pfund zur Hebung wissenschaftlicher Bestrebungen bewilligt. Davon erhielt Herschel jährlich die bescheidene Summe von 200 Pfund (nicht 300 wie es bei Arago heißt). Im Jahre 1782 zieht Herschel in seiner neuen Eigenschaft zuerst nach Datchet und hier fängt Caroline Herschel an selbständige astronomische Beobachtungen zu machen und sogar Spiegel zu schleifen und wird im Jahre 1787 förmlich als Assistentin ihres Bruders mit dem kleinen Gehalte von 50 Pfund angestellt; wie sie später gelegentlich erwähnt, wurde ihr sogar einmal, während 9 Quartale, gar Nichts bezahlt (p. 178).

Das dritte und vierte Capitel umfaßt die Zeit von W. Herschel's Verheirathung bis zu seinem Tode und ihrer Rückkehr nach Hannover, im Wesentlichen nach Auszügen aus einem Tagebuche. Am 8. Mai 1788 heirathet Herschel. An diesem Tage legt seine Schwester die Leitung seines Haushalts nieder und bezieht eine eigene Wohnung, im Uebrigen aber bleibt sie, wie früher, die Assistentin und Secretär ihres Bruders. Ein wohl sonst unbekannter Umstand, den wir aus diesen Aufzeichnungen erfahren ist der, daß Herschel beinahe am 22. Sept. 1807 von dem

großen Spiegel des 44füßigen Telescops erschlagen worden wäre.

Nach dem Tode ihres Bruders (25. Aug. 1822) faßte sie den Entschluß England zu verlassen und kehrte nach 50jährigem dortigen Aufenthalte als 72jährige Frau nach Hannover zurück, wo sie nun 26 Jahre bis ans Ende ihres Lebens blieb. Hierauf beziehen sich die letzten Capitel. Sie hatte gehofft hier ein angenehmes Leben im Kreise ihrer Familie zu finden und sah sich hierin sehr getäuscht, sie konnte sich weder in die Menschen noch in die sehr veränderten Verhältnisse finden. Außer einer Nichte, die erst viel später im Jahre 1835 nach Hannover zog und mit der sie in sehr gutem Vernehmen stand, war ihr die übrige Familie mehr als gleichgültig. Sonst fehlte es ihr nicht an Auszeichnungen und Verehrung. Namentlich wurde sie von der königlichen Familie mit großer Aufmerksamkeit behandelt, zuerst von dem Herzog von Cambridge, dem damaligen Vicekönig von Hannover, dann von dem König Ernst August und dem Kronprinzen, dem späteren Könige Georg V. Im Jahre 1828 erhielt sie die goldene Medaille von der Royal astronomical society und wurde 1835, als 85jährige, Ehrenmitglied dieser Gesellschaft, sowie drei Jahre später Ehrenmitglied der Royal Irish Academy, und noch im Jahre 1846 überschickte ihr der König von Preußen durch Alexander von Humboldt die goldene Verdienstmedaille. Wie sehr sie es bereute England verlassen zu haben, darüber kommen namentlich in ihr Briefen an ihren Neffen vielfache Aeußerung vor. Einmal schreibt sie: from the first moment I set foot on German ground, I found was alone, sogar als 85jährige sagt sie noch I will be no Hannoverian.

Wie früher auf ihren Bruder so concentrirt sich nun Alles was sie von Liebe besitzt, auf dessen Sohn, Sir John Herschel; sein wachsender Ruhm und seine Familienverhältnisse, seine Fortsetzung der Arbeiten, die sein Vater begonnen, machen nun den Inhalt ihres Lebens aus. Im Jahre 1826 schreibt sie ihm, wenn sie ihre Gesundheit und Körperkraft von vor zwanzig oder dreißig Jahren zurückrufen könnte, so würde sie mit dem nächsten Dampfschiffe nach England kommen, um ihm ebenso, wie ehemals seinem Vater, bei den Beobachtungen Hülfe zu leisten. Ihr gutes Gedächtniß rühmt sie selbst noch im Jahre 1840, ihre feste Hand wird noch im Jahre 1843 bewundert. Erst im Jahre 1846, zwei Jahre vor ihrem Tode fangen ihre Kräfte an merklich zu sinken.

Ein recht empfindlicher Mangel dieser Schrift ist der Umstand, daß die nicht englischen Namen fast immer falsch geschrieben, oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind. Der Graf Kuefstein z. B. kommt dreimal vor, und jedesmal unrichtig geschrieben, als Rapfstein (p. 182), als Kupfstein (p. 216), als Rupfstein (p. 228). Unrichtig ist, wenn es p. 125 heißt, John Herschel sei member of the university of Göttingen geworden, während gemeint ist, daß er zum Correspondenten der Gesellschaft der Wissenschaften ernannt wurde. Eine offenbare chronologische Verwirrung ist es, wenn Caroline Herschel erzählt (p. 133) sie sei im Jahre 1787 gerufen worden, um ihren Bruder beim Empfange der Prinzessin Lamballe, welche den Mond u. s. w. sehen wollte, behülflich zu sein und dann hinzusetzt: about a fortnight after, her head was off. In einem Briefe ihres Neffen

(p. 261) ist my father's results statt my brother's zu lesen.

Vielleicht erweise ich einigen Lesern einen Gefallen, wenn ich die Bedeutung des mehrfach vorkommenden Wortes montem (z. B. p. 100) angebe, da es sich in den gangbaren englischen Wörterbüchern nicht findet. Es ist ein Fest der Schüler von Eton, welches alle drei Jahre stattfindet. Sie ziehen dann auf einen Hügel (ad montem) und sammeln Geld, welches ihr Senior erhält, um die Kosten seines Aufenthalts auf einer der englischen Universitäten zu decken. Die Sammlung soll schon manchmal an 1000 Pfund eingebracht haben.

Die Schrift enthält das Porträt von Wilhelm Herschel und von Caroline Herschel in ihrem 92ten Jahre, außerdem eine Skizze des 40füßigen Herschel'schen Telescops. Stern.

Norme per l'archivio del municipio di Milano. Milano, tipografia Pietro Agnelli, 1874. 135 Seiten klein Folio.

In der Ordnung des Archivwesens schreitet Ober- und Mittelitalien erfreulich vor. Den Anstoß und den Anfang gab der unvergeßliche Francesco Bonaini bei den Toskanischen Archiven, Turin folgte bald nach (vgl. G. G. A. 1872 St. 50, 1873 St. 14), am 1. Mai 1874 Mailand. An diesem Tage nämlich genehmigte die Municipalgiunta unter dem Vorsitze des Sindaco Giulio Belinzaghi die „Norme“. Aber liegendes Buch enthält nicht nur diese, sondern auch a) eine Geschichte dieses Archivs (bis S. 6

b) die Namen der Archivvorstände vom 14. Febr. 1595 an. Das archivio civico hatte vor 1655 soprintendenti ordinari und straordinari; von 1655—1796 waren die soprintendenti immer ordinari und zwar jedesmal 3, nämlich 1 decurionale perpetuo (für Lebenszeit), 1 provvisoriale für das laufende Jahr und 1 patrimoniale von 4jähriger Dauer. In der Tafel b) befinden sich nur die Namen der Soprintendenti straordinari und der decurionali. c) die Namen der archivisti civici von 1562—1797. Eine vollständige Liste der Archivbeamten der scritture civiche im 16. und 17. Jahrh. zu geben, war dem Schreiber dieses Buches nicht möglich, weil es dem Archive an einem allgemeinen Personen- und Sachenverzeichniß gebricht. d) die Namen der Archivbeamten von 1797—1802/1805. Hier wird wieder unterschieden das alte archivio civico, das dicastero centrale und die 4 municipalità. Beim archivio civico unterscheiden wir von 1800 an: die prefettura generale degli archivi nazionali (governativa), das archivio di deposito (das alte civico) und das Archiv der Munizipalverwaltung, zugleich Departement-Archiv für Olona. e) die Namen der archivisti governativi des alten archivio civico von 1806—1873. Hier sind die Unterabtheilungen: prefettura generale degli archivi nazionali, deposito comunale (antico) e dipartimentale, direzione generale, deposito civico (antico) provinciale. f) die Namen der Munizipalarchivare von 1802 an. g) eine sehr schätzbare Uebersicht der Hauptbestände, S. 72—88. Im Archive werden aufbewahrt: 1) Die Atti del consiglio generale della Città di Milano, anhebend mit dem 14. März 1330; mit dem 27. Sept. 1543 beginnen die appuntamenti consigliari d. h. die Verhandlungen und Verord-

nungen der cameretta, die mit ihrer Unzahl von Beilagen eine der reichsten geschichtlichen Sammlungen bilden. Um dies zu begreifen, muß man wissen, daß der Rath von Mailand eine Gerichtsbarkeit hatte, die sich auf Verwaltung, Heer und Geldwesen von 2300 Comunen des Herzogthums Mailand erstreckte, welches noch 1796 über 900 Comunen in den Provinzen Mailand, Pavia, Como, Bergamo und Cremona umfaßte. 2) Die Atti del Tribunale di Provvisione. Dies war die ausführende Behörde, mit welcher 1515 verbunden wurden die giudicature già ducati delle Acque e Strade e delle Vettovaglie, 1573 die giudicatura della Legna e Carbone. Die Atti beginnen mit dem 12. Mai 1385 und gehen bis zum 31. Okt. 1786, dem Tage der Aufhebung dieser Behörde. 3) Atti della deputazione di 30 per la fabbrica del duomo; ein Originalcodex enthält die Verordnungen vom 16. Okt. 1387 bis 24. Jänner 1401. Die 1. Verordnung befiehlt die Ernennung von 100 Männern zur Unterstützung der Deputation; ihnen wurden noch 118 andre zugestellt, 1. Febr. 1388; am 18. Jänner 1438 waren es 260, die vom damaligen Herzoge Filippo Maria Visconti auf 21 vermindert wurden; in dieser Anzahl blieben sie bis ins 19. Jahrh. 4) Atti della congregazione dei deputati alla riforma delle mercedi. Bemerkenswerth eine Verordnung vom 15. Juni 1535, welche die Preise aller Leistungen feststellte. 5) Atti della congregazione sopra l'abbonanza; dieselbe war zusammengesetzt aus 6 Edlen und 6 Bürgern; sie erhielt am 20. Jän. 1540 vom Spanischen Gouverneur eine wegehende Vollmacht. 6) Atti della congregazione dei Signori VIII prefetti sopra l'estimo. Die Behörde ward eingesetzt am 27. Sept. 1540.



ihre Verordnungen sind die appuntamenti; sie hatte die Aufgabe, die neue Schätzung einzuführen, welche Karl V. durch Erlaß vom 13. März 1543 verordnet hatte; sie hörte 1599 auf, indem an ihre Stelle die congregazione di patrimonio trat. 7) Atti della congregazione dello stato. Sie sind nur von 1601 an erhalten; das Archiv dieser Behörde wurde 1740 neu geordnet. Aus dem reichen Inhaltsverzeichniß ergibt sich, daß dieselbe ihre regelmäßige Thätigkeit erst 1545 begann, wenn auch Bellati sagt, daß sie bereits 1543 eingesetzt wurde; unterdrückt wurde sie im Oktober 1786, erstand aufs neue Mitte März 1791; am 21. Mai 1796 nahm sie den Namen an: Congresso di Stato per la Amministrazione generale della Lombardia francese, indem sie einen Monat später ihren Sitz aus dem palazzo civico in den palazzo Marino verlegte; Juli 1797 löste sie sich für immer auf. 8) Atti della congregazione del ducato. Diese Behörde befand sich fast immer in Streit mit dem großen Rath, der sie eigentlich nie anerkannt hat; er betrachtete sie höchstens als eine Vereinigung ländlicher Grundbesitzer; sie schützte diese gegen die Willkür der städtischen Bevölkerung. Eine Einsetzungsurkunde hat sich bis jetzt noch nicht aufgefunden, wie dies z. B. bei der congregazione del contado di Cremona der Fall ist (Urk. Philipps III. \*) vom 23. Aug. 1605). Aufgelöst wurde die Behörde 1759 in Folge des Ediktes der Königl. Giunta der Einschätzungen vom 10. Febr. 1758, welche für den 1. Jänner 1760 die Regierung von Stadt und Herzogthum Mailand einer neuen congregazione di patrimonio

\*) Förster Gedächtnistafeln (Posen 1885) läßt ihn S. 89 am 28. Febr., S. 61 am 30. März 1621 sterben; das Buch enthält überhaupt viele Fehler. Dies zur Warnung bei seiner Benutzung.

anvertraute. 9) Atti della congregatione de' VI prefetti per la fortificatione di Milano et refatione delle Mura. Eingesetzt vom großen Rath am 7. März 1548, wurde diese Behörde geleitet vom vicario di provvisione; unter ihren Akten sind besonders bemerkenswerth 4 schöne Bände, enthaltend die häufigen Sitzungen des Zeitraumes vom 4. Jänner 1553 bis 15. Dec. 1567. Um diese Zeit scheint die Behörde aufgelöst zu sein; so oft das Bedürfniß es erheischte, wurde eine besondere Commission mit dieser Aufgabe betraut; am 20. Dec. 1697 übertrug der Rath dies Amt auf den sovrintendente generale della milizia urbana; ihm wurde ein decurione beigegeben. 10) Atti della congregazione de' VI Deputati sopra gli scrutinii del mensuale. Letzteres war eine Kriegssteuer, die monatlich der Regierung gezahlt wurde; die Behörde empfing ihr Mandat am 27. Febr. 1552 von der Cameretta. Die Beamten wurden später bis auf 4 vermindert und jährlich ernannt vom tribunale di provvisione; mit ihrer Ernennung tauchen zugleich einige verwandte Congregationen oder Giunten auf, die alle 1599 mit der Einsetzung der Conservatori del patrimonio aufhören. 11) Atti della congregazione dei conservatori del patrimonio della città e ducato o provincia di Milano. Dies war das eigentliche Finanzministerium und zugleich eine Rechenkammer im 17. und 18. Jahrh. Eine solche Behörde wurde vorgeschlagen in der Cameretta am 12. März 1594; sie sollte eine Unzahl von kleinen Commissionen ersetzen, die sich mit den comunalin Finanzen beschäftigten; aber erst am 30. Juni 1599 wurde sie von der Regierung genehmigt; am 12. Aug. 1599 wurden 8 Männer ernannt, die durch Rathswahl immer erwähl-

werden und eine 4jährige Amtsdauer haben sollten; den Vorsitz sollte der Vikar führen. Diese überaus wichtige Behörde zog immer mehr Angelegenheiten vor ihr Forum und hatte um 1760 die Verwaltung fast aller bürgerlichen Interessen in Händen; Ende Okt. 1786 hörte sie auf. Ihre Akten bilden ein Archiv für sich; seit 1601 hatte diese Behörde auch die Aufsicht über das große Munizipalarchiv. Man wundert sich nicht, daß sie 4 Unterbehörden hatte, nämlich a) die 6 vierjährigen Dekurionen der neuen giunta per la soldatesca; b) die Dekurionen (in unbestimmter Anzahl) zur Abtragung der städtischen Schuld; c) die giunta consigliare der 8 Dekurionen sopra la compera dei redditi camerali; d) la congregazione del risparmio delle spese superflue. 12) Atti della delegazione dei X prefetti alla navigazione nuova dell' Adda. Ueber die Adda habe ich in meinem Mailänderkriege S. 18 ff. 113 ff. 115 ff. gehandelt. Durch das zeitweise starke Anschwellen derselben scheint das Bestehen dieser Behörde hinlänglich gerechtfertigt. Zwar sind ihre Akten nicht von großem Umfang, aber von Wichtigkeit. Sie bestand vom 18. Januar 1557—1623 ungefähr. Praefekten waren der Vikar und der kgl. Statthalter pro tempore, 2 Senatoren und 2 Doktoren auf Lebenszeit, endlich 4 auf unbestimmte Zeit Erwählte. Eine Nachricht vom 14. Okt. 1622 besagt, daß die Stadt Mailand für die Addaschiffahrt 862,828 Lire Mailändisch, ss. 4 ausgegeben habe. 13) Atti di varie delegazioni per le providenze da darsi in tempo di peste. Bereits im Kriege von 1158 entstand eine pestartige Krankheit (Tourtual M. K. 56. 57). Aber diese Delegationen sind viel späteren Ursprunges; wir finden die Daten: 26. Okt. 1565;

29. März 1576; 22. Aug. 1624; 9. Okt. 1628; 30. Juni 1656; 26. Sept. 1720. Man muß sich wundern, daß sie zur Zeit Karls V. nicht entstanden. Oder sollten diese Papiere verloren gegangen sein? Bemerkenswerth ist eine Urkunde des Edlen Marc' Antonio Arese, Richter über die Lebensmittel, von 1269 Okt. 16. 14) Atti della congregazione di 3 signori, li quali abbiano da fare consideratione sopra il voto, o altra divotione, che dovrà fare la città per ottenere la liberatione del presente gastigo della peste. Eingesetzt 20. Sept. 1576. 15) Atti del banco civico di Sant' Ambrogio. Vorgeschlagen wurde die Bank von Gianantonio Zerbi Juni 1592; angenommen vom großen Rath den 28. Mai 1593, bestätigt von der Regierung 14. Sept. 1593, eröffnet 2. Januar 1594. Sie wurde 1. Novb. 1786 mit dem K. K. monte di santa Teresa vereinigt, am 10. Mai 1796 dem Munizipium wiedergegeben und am 21. März 1804 sul debito pubblico Italico aufgehoben. Diese Bank hat dem Munizipalarchive eine Reihe hochwichtiger Aktenstücke geliefert; viele sind aber in den Händen des Staates verblieben. Ihre 10 Vorsteher (governatori) wurden alle 4 Jahre von der Cameretta erwählt; den Vorsitz führte der Vikar oder Provikar. 16) Atti della congregazione dei delegati o provinciali o soprintendenti all' archivio civico, seit dem Febr. 1595, durch 2 Jahrhunderte hindurch. 17) Atti che riguardano i delegati o soprintendenti alle storie e alla stampa. Es sind hier geschichtliche u.<sup>n</sup> überhaupt Unterrichtsbücher gemeint, die s. Stadtkosten gedruckt wurden. Eine erste Nachricht darüber haben wir in einer Verordnung d. großen Rathes vom 18. Sept. 1598. Vgl. Can Milano e il suo territorio t. I p. 49; wir hab

## Norme per l'archivio del municipio di Milano. 1277

weitere Verordnungen vom 30. Dec. 1654 und vom 24. Januar 1656 betr. die Herausgabe der *Dissertazione nazariana* und der *Storia dei Santi Arialdo Alciato* (vgl. über dieses Geschlecht G. G. A. 1874 St. 24) und Erlembaldo Cotta, lateinisch geschrieben von Mons. Puricelli; ferner Gratifikationen des großen Rathes von 1639 und 1640 für Giovanbattista Bonacina für ein Geschenk von 100 Exemplaren des geograp. Werkes: *L'Italia nuova* von Gianantonio Magino und von Exemplaren des *Disegno topografico della città*; für Giampaolo Bianchi von 1769 wegen einer Zeichnung des Schreines des h. Karl Borromäus, welchen der Kaiser dem Dome geschenkt; jedoch fehlen diese Sachen im Archive. 18) *Carte dei 6 gentiluomini per attendere al negozio della canonizzazione del b. Carlo Borromeo, card. di S. Prassede.* Eingesetzt wurden sie 6. Mai 1602. 19) *Atti della congregazione consigliare dei 3 signori conservatori perpetui degli ordini.* Eingesetzt 13. April 1641, aufgehoben 1796. 20) *Atti della giunta per il ristabilimento delle arti.* Vom Spanischen Gouverneur vorgeschlagen, wurde eine solche Einrichtung vom großen Rathe mit Freuden angenommen, 20. Juli 1631. 10 Männer unter Vorsitz des Vikars besorgten diese Angelegenheit. 21) *Atti della congregazione militare urbana.* Eingesetzt Juni 1636, nachdem im Aug. 1635 die Regierung den Antrag gestellt hatte; der drohende Einfall der Franzosen gab dem Antrage größeren Nachdruck. Die Akten dieser Behörde für Organisation einer Nationalgarde für Stadt und Umgebung von Mailand sind im 17. und 18. Jahrh. dürftig, was aber durch die Reichhaltigkeit und Genauigkeit der Regesten Lualdi's wieder ausgeglichen wird. 22) *Atti del monte di S. Carlo und del monte*

vitalizio governativo di S. Francesco. 23) Atti della giunta per lo sbilancio degli interessi della città e del banco S. Ambrogio, einer Einrichtung von kurzer Dauer, aber nicht geringer Wichtigkeit. Eingesetzt ward die giunta Okt. 1658 und noch im selben Jahre aufgelöst. Es handelte sich um 45 Millionen Lire Mailändisch, welche die Stadt ihren Gläubigern zu einer Zeit schuldete, in welcher der Werth des Geldes gegen früher ein dreifacher war. 24) Atti del monte civico. Eingesetzt 21. Juli 1757, aufgelöst Juni 1771 von der Oestreich. Regierung, die ihn mit dem der h. Therese, gegründet 1755 verband; nur ein kleiner Theil des Archives verblieb der Stadt Mailand. 25) Atti della nuova congregazione di patrimonio. Das Jahr 1760 brachte dem Munizipalarchiv eine reiche Ernte an Aktenstücken, zunächst wegen der Aenderung in der städtischen und in der Provinzial-Verwaltung, die von der congregazione (riformata) di patrimonio vorgenommen wurde, dann wegen der Einführung der neuen Schätzung, welche nach Karl VI. und Maria Theresia ihren Namen führte. Die betreffenden Kataster für das ganze Mailänder Gebiet, welche früher die Provinzialdelegation (aufgehoben um 1802) besaß, werden jetzt im Munizipalarchive aufbewahrt, außerdem ein großer Stoß von Aktenstücken, die mehr oder weniger Bezug darauf haben und welche eine vollständige Umformung der tributi und der öffentlichen Diskasterien betreffen. Am 28. Febr. 1761 beauftragte die Cameretta 6 Ritter, um die Vorarbeit in Angriff zu nehmen und eine neue Ordnung für die Eintreibung der Gemeindesteuern feststellen; diese Herren nahmen den Titel a Giunta urbana dieciennale dei bilanci. Sie blieb bis zur Auflösung des großen Rathes. Am 27. I

## Norme per l'archivio del municipio di Milano. 1279

1764 ward eine delegazione perpetua von 4 Dekurionen eingesetzt zur Aufsicht über die Wasser der Stadt, am 5. April 1777 ein Ausschuß von 12 Herren, um einen neuen Straßenplan zu prüfen. 1774 wurde von Josef II. ein gemischter Ausschuß niedergesetzt, um die Exemtionen zu ordnen. Hierhin gehören ferner einige merkwürdige Rathsverordnungen. So setzte er 16. Aug. 1776 4 Dekurionen, welche keine Balkone besaßen, und 2 Patrimonialen von derselben Eigenschaft, mit den Delegaten für die Erbauung zweier neuer Theater ein; am 31. Aug. 1776 überließ er unentgeltlich ein städtisches Grundstück zur Erbauung des großen Theaters alla Scala; am 4. Okt. gab er ein Kapital (welches zu  $3\frac{1}{2}\%$  verzinst wurde) von 230,000 Liren Mailändisch für die Beförderung der Errichtung der beiden Theater; am 21. März 1778 überließ er unentgeltlich ein Grundstück für Erbauung des kleinen Theaters in der contrada larga, später della Canobbiana genannt. 26) Atti della congregazione municipale della città e provincia di Milano. Die Veränderungen in der Verwaltung, welche Josef II. 1786 vornahm, beraubten Mailand der Gerichtsbarkeit, die von Alters her dem tribunale di provvisione und den vereinigten giudicature delle strade, delle vettovaglie e della legna zustand. Die Akten vom 1. Nov. 1786 bis 2. Febr. 1790 sind von nicht so hoher Bedeutung. Ueber die Gerichtsbarkeit Mailands im 12. Jahrh. s. Tourtual M. K. 45 ff. 27) Atti della delegazione mista decurionale. Eingesetzt 3. Febr. 1790 vom großen Rath. Atti della deputazione sociale oder rappresentanza delle 6 città e provincie dello stato, beginnend 1. Juni 1790. Ihre Akten sind von hohem Werthe. Die erstere war zusammengesetzt aus 3 conservatori degli ordini, aus 6 decurioni anziani und aus 6 Herren von der giunta dei bilanci; den Vorsitz führte der

prefetto civico. Diese Behörde war zu Lebzeiten Josefs zusammengesetzt worden, um ihm eine Bittschrift zu unterbreiten zur Wiedererlangung der öffentlichen Verwaltung gemäß den Bestimmungen der letzten Steuerreform; unter der öffentl. Verwaltung verstand man aber eine von den Bürgern gewählte Behörde. Da aber Josef am 20. Febr. starb (Hüffer Oestreich und Preußen gegenüber der franz. Revol. S. 18. Förster Gedächtnistafeln S. 35), welche Nachricht nach vorliegendem Werke erst am 2. April nach Mailand gelangt sein soll, was kaum glaublich, so spannten die Mailänder ihre Forderungen höher und begeherten von Leopold II. den Widerruf der Josef-Reformen. Der Kaiser befahl den Zusammentritt der deputazione sociale in Mailand; 3 Mitglieder derselben begaben sich Juli 1790 nach Wien; 20. Jan. 1791 machte Leopold die weitgehendsten Zugeständnisse; er stellte die congregazione dello stato wieder her, ebenso den Vikariat di provvisione und eine große Anzahl alter Rechte. An Stelle der delegazione decurionale vom 3. Febr. 1790 wurde 29. April 1791 eine andere per l'esecuzione del r. dispaccio 20 gennajo 1791 ernannt. Die congregazione dei conti oder delle rendite e spese del comune, gegründet 15. März 1791, bestehend aus 6 Gemeinderäthen, hörte am 21. Mai 1796 auf. Die delegazione per l'imposta straordinaria di un milione war die letzte, welche der große Rath ernannte, 11. Dec. 1795. Es handelte sich darum, mit einer Million Gulden der Oestreich. Regierung für den drohenden Krieg zu Hülfe zu kommen. Dann kamen die Napoleonischen Zeiten, die wir hier nicht mehr berücksichtigen können. Eine völlige Veränderung griff Platz. Dieselbe wird in vorliegendem Werke S. 85 ff. geschildert. — Wir haben früher einmal (G. G. A. 1869 St. 25) über ein Summarium Vercellense berichtet; es war das ein kurzes Inhaltsverzeichnis aller Munizipal-urkunden Vercelli's; hier handelt es sich nicht um einen Bericht über die Urkunden eines Archivs, sondern über den Inhalt einer ganzen Reihe von Archiven; das reichste geschichtliche Leben stellt sich uns dar in einer Fülle von Behörden und Corporationen; und diese Fülle ist -- groß, daß es eine gar schwere Aufgabe ist, von all das Wichtigste hervorzuheben. — Druck und Ausstattung des Werkes sind vorzüglich und machen der Agnelli'sch Offizin alle Ehre.

Münster.

Dr. F. Tourtual.



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 41.

11. October 1876.

Die Ausbildung der Theologen im Prediger-Seminar des Klosters Loccum, mit Andeutungen über des Klosters Geschichte, Alterthümer und Kunstschatze. Dargelegt von C. F. Th. Schuster, Conventual Studiendirector. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1876. 114 Seiten in Octav.

Die mir zugewiesene und von mir mit besonderer Freude übernommene Anzeige der Schuster'schen Schrift muß ich mit dem Geständniß eröffnen, daß ich für einen völlig unparteiischen Recensenten kaum gelten kann. Ich bin der Dienstvorgänger des mir befreundeten Verfassers, welcher damals seinen cursus im Hospize, dem Prediger-Seminare zu Loccum, durchmachte, gewesen. Die sieben Jahre meines Studiendirectorats rechne ich zu den glücklichsten meines Lebens. Aber schon in diesem Bekenntniß liegt ein Stück Recension nicht nur der klösterlichen Bildungsanstalt, sondern auch der von dem gegenwärtigen Studiendirector gegebenen Darlegungen, da ich mit Freude von vorn

herein zu bezeugen habe, daß der Verfasser in derselben liebevollen Werthschätzung der eigenthümlich Loccum'schen Verhältnisse und Anstalten geschrieben hat, zu welcher ich meinestheils noch heute in dankbarer Erinnerung mich bekenne und in welcher, so viel ich weiß, alle übereinstimmen, welche im Kloster, und insbesondere in seinem Hospize, gelebt haben.

Die Schuster'sche Schrift schließt sich an meine Darstellung (Das Hospiz im Kloster Loccum) vom Jahre 1863 an, greift aber insofern weiter, als zunächst eingehender von der Geschichte des Klosters — nicht des Hospizes, worauf ich mich beschränkt hatte — und zwar von der Gründung und von der Reformation desselben, sodann auch von den Alterthümern und den Kunstschatzen des Klosters gehandelt wird. Der Haupttheil der Schuster'schen Schrift ist aber gleichfalls dem Hospiz und seiner Studienordnung gewidmet, indem namentlich dargelegt wird, welche Veränderungen in dem letzten Jahrzehend eingetreten sind. — Eine willkommene Beigabe ist das hübsche Bildchen, welches von einem allen Luccensern wohlbekannten östlichen Standpuncte aus die schöne Stiftskirche, das eigentliche Hospiz und die alte Abtei, jetzt Wohnung der Studiendirectoren, auch einen kleinen Theil des Dorfes in sauberer Anschaulichkeit darstellt.

Wenngleich auch die ersten Abschnitte des vorliegenden Buches das Interesse der Leser in Anspruch nehmen, möchte ich doch meine Bemerkungen vorzugsweise auf die letztere, größte Hälfte, welche sich auf die theologische Bildung anstalt bezieht, richten, schon deshalb, um an dieser Stelle die wärmste Empfehlung jener gesegneten Anstalt auszusprechen, und in c

Hoffnung, daß das hier Gesagte dazu beitragen möge, daß sich die Blicke unserer Theologie Studierenden schon während der Universitätszeit auf den demnächstigen Eintritt in das Hospiz als auf ein wahrhaft begehrenswerthes Ziel hinrichten. Aber auch bei dieser Begrenzung meiner Aufgabe muß ich zuvörderst einiges von demjenigen hervorheben, was der Verfasser im Eingange und in den ersten geschichtlichen Capiteln darbietet. Mit Recht weist er darauf hin, welche Bedeutung für das seminarische Leben der Candidaten sowohl aus der Stille und der Lieblichkeit der klösterlichen Stätte mit ihrem prächtigen Walde, als auch von der ehrwürdigen Schönheit der Stiftskirche, an welche das Hospiz sich anlehnt, von den edlen Hallen des alten Kreuzgangs mit dem Capitelhause und dem jetzt zur Bibliothek eingerichteten Refectorium, und aus der Fülle von mancherlei andern Denkmälern längst vergangener Geschlechter sich ergibt. In dem allen liegen ganz eigenthümliche sittliche Mächte, reiche Quellen des Wohlseins für Leib und Seele. Der stille Frieden innerhalb der altersgrauen Klostermauern, die frische Waldluft, die hellen Teiche und die duftigen Wiesen — das alles sind wesentliche Factoren in dem Loccumer Leben. Von der ganzen Gestalt des Klosters, dessen Glied das Hospiz ist, geht ein besänftigender, auf ernste Sammlung weisender, zum frommen Sinnen, zu eigener Gedankenarbeit wie zu brüderlichem Verkehr und zu neidlosem Austausch einladender Einfluß aus, welchem sich niemand entziehen wird, der offne Sinne und ein jugendlich unbefangenes Gemüth mitbringt. Diese, man kann sagen, natürlichen und geschichtlichen Grundlagen und Vorbedingungen des seminarischen Lebens im Hospize sind ganz

eigenthümlicher Art und in ihrer Besonderheit unersetzlich.

In Jahrhunderte langer Entwicklung hat sich auf diesen Grundlagen unter der sorgsamsten Pflege von Seiten des Klosters, namentlich der Aebte, und unter dem wohlwollendsten Schutze aller betheiligten Behörden das seminarische Hospiz erhoben. Das neuere Hospiz, welches man von dem Jahre 1832 an datieren kann, hat seitdem mancherlei wichtige Veränderungen und wesentliche Verbesserungen erfahren. In dem Jahre 1852/53 ist die im Allgemeinen noch gültige Ordnung aufgerichtet. Erhebliche Modificationen sind aber seitdem immer, nach sorgsamster Berathung, vorgenommen, wenn die Umstände darauf hinleiteten; namentlich kommen für die Gegenwart die gänzlich veränderten Zahlenverhältnisse in Betreff der zuwachsenden Candidaten und die neuern Ordnungen auf den Gebieten des Schulwesens und des gesammten staatlichen und kirchlichen Lebens in Betracht.

Die Zeit, da die kirchlichen Behörden vor dem Zudrange zum theologischen Studium warnen mußten, da in einem Jahre dreimal so viele Candidaten examiniert als angestellt wurden und da die erste Anstellung im eigenen Pfarramt in das vierzigste Lebensjahr und noch später fiel, liegt etwa ein Menschenalter hinter uns. Gegenwärtig hat auch die Hannoversche Landeskirche über den Mangel an Candidaten bitter zu klagen. Diese Ungunst der Zeit macht sich für Loccum bis jetzt nicht dadurch geltend, daß etwa das Hospiz in empfindlicher Weise ungesetzt geblieben wäre — bis jetzt ist die Zwölfzahl der Seminaristen im Ganzen 1 Großen, von einzelnen Ausnahmen, namentlich vorzeitigen Abgängen in den Pfarrdienst, 2<sup>1</sup>

sehen, in erwünschter Weise vorhanden gewesen — sondern dadurch, daß die noch immer geltende und mit Recht nach wiederholten, sorgsamsten Erwägungen festgehaltene Regel, nach welcher Candidaten des Predigtamts, nach dem zweiten theologischen Examen, Aufnahme finden sollen, um am Schlusse des ordnungsmäßigen zweijährigen Cursus in den pfarramtlichen Dienst überzugehen, in Wirklichkeit der zugelassenen Ausnahme, daß auch geeignete Candidaten der Theologie, nach der ersten theologischen Prüfung, Aufnahme finden können, hat weichen müssen. Während der letzten zehn Jahre sind Candidaten des Predigtamts immer seltener eingetreten; die thatsächliche Regel ist gewesen, daß von Loccum aus — und zwar thunlichst nach einjährigem Aufenthalt im Hospiz — die Meldung zum zweiten Examen erst gemacht wird. Dann haben die Hospites, wenn nicht die Anstellungsbehörde von der Noth gedrängt zu einer früheren Berufung in's Pfarramt schreiten muß, ein zweites Seminarjahr, welches durch die Rücksicht auf ein noch bevorstehendes Examen nicht mehr beeinflußt wird.

Entschieden festgehalten hat man aber den Gesichtspunct, daß im Hospiz nicht eine Nachhülfe für nicht recht befriedigend gebildete Candidaten gewährt werden solle, um ein leidliches Mittelmaß auch bei solchen zu erzielen, sondern daß das Seminar eine Elite-Anstalt sein müsse, eine Pflanzschule für Solche, welche demnächst noch eine über das Mittelmaß hinausgehende Thätigkeit fruchtbare Anregung auch für Andere geben könnten. Diesem zum unverkennbaren Segen unserer Landeskirche immer festgehaltenen Ziele entspricht die Aufnahmebedingung, daß das zweite, jetzt beziehungsweise

das erste theologische Examen »gut« bestanden sei, während natürlich das sehr selten vorkommende Elogium »ausgezeichnet« zu besonderer Empfehlung gereicht. Die neuere Prüfungsordnung von 1868 kennt nur drei Hauptprädicate: ausgezeichnet, gut, genügend. Die ältere Scala hatte die vier Prädicate: optime, valde bene, bene, fere bene; in der consistorialen Praxis hatten sich sogar noch daneben gewisse Modificationen dieser vier officiellen Prädicate eingebürgert. Nach der ältern Scala war mindestens bene für den Eintritt in das Hospiz erforderlich. In der jetzt geltenden Prüfungsordnung entspricht das »gut« nicht nur dem alten bene, sondern auch dem alten valde bene, während unser heutiges »genügend« nicht nur dem alten bene, sondern insofern auch dem alten fere bene entsprechen kann, als doch auch das fere bene ein Bestehen der Prüfung aussagte. Hieraus ergibt sich, daß auch ein »genügend« bestandener Candidat für das Hospiz geeignet sein kann. Es wird auf den Werth des »genügend« ankommen. Eine entsprechende Bezeugung, eine ausdrückliche Empfehlung für die Seminarien zu Loccum und zu Hannover, wird im Sinne der Prüfungs-Commission von dem Vorsitzenden zu den Acten der Prüfungsbehörde, des Landes-Consistoriums, gebracht.

In Betreff der Aufnahme in das Hospiz ist endlich noch zu erwähnen, daß die frühere Beschränkung auf Candidaten aus dem Bezirke des Provinzial-Consistoriums zu Hannover schon in einer längern Reihe von Jahren beseitigt ist, wenn es auch in der Natur der Sache liegt, daß der weitaus größte Consistorialsprengel Hannover die überwiegende Mehrzahl von Seminarien liefert. Wenn aber während der letzten

auch einige aus den älteren Provinzen der Monarchie gebürtige Candidaten eingetreten sind, so ist damit die ausschließliche Bestimmung des Hospizes für Candidaten der Hannoverschen Landeskirche keineswegs beseitigt; die betreffenden Candidaten hatten ihre Prüfung bei dem Landes-Consistorium bestanden, waren einem diesseitigen Provinzial-Consistorium zugewiesen (vgl. Candidatenordnung vom 25. October 1872 § 1) und waren somit Candidaten unserer Landeskirche, in deren Verzeichnisse ihre Namen eingetragen waren, geworden.

Wenn seitens des über die Aufnahme beschließenden Klosters in einer Bekanntmachung vom Jahre 1870 darauf hingewiesen ist, daß es sich empfehle, schon vor dem förmlichen, an den Abt zu richtenden Aufnahmegeesuche eine vorläufige Wunschbezeugung möglichst frühzeitig eintreten zu lassen, so mag heutiges Tages angesichts des immer empfindlichern Mangels an Candidaten und angesichts der immer höher steigenden Einnahmen der Hauslehrer die Mahnung für die jungen Theologen am Platze sein, daß sie die für das ganze Leben unschätzbaren Bildungsmittel von Loccum mit ganzem Ernste würdigen möchten. Auch äußerlich sind die Hospites, welche neben freier Wohnung und — bis auf Kleinigkeiten — freier Station jährlich eine Competenz von 600 Mark zu beziehen haben, recht günstig gestellt. Was aber will der vielleicht drei- ja vierfache Einnahmebetrag während einiger Hauslehrerjahre im Vergleich zu dem geistigen Ertrage eines Loccum'schen Curusus bedeuten? Mit dem Verfasser bin ich völlig darüber einverstanden, daß es für einen jungen Theologen überaus heilsam ist, wenn er sich zu rechter Zeit in der Welt umsieht und als Haus-

lehrer oder sonstwie in geeigneter Weise sich übt und Erfahrungen sammelt; aber hinzusetzen möchte ich, was der gegenwärtige Studiendirector nicht füglich sagen konnte, und zwar gestützt auf meine nun mehr als zehnjährigen Erfahrungen als Examiner, daß nach den mancherlei Zerstreuungen des Hauslehrerlebens nichts segensreicher sein kann, als ein Cursus im Hospiz. Gerade je glänzender eine Hauslehrerstellung gewesen ist, desto trauriger sieht es manchmal nachher mit der theologischen Bildung aus. Jeder Studiosus der Theologie sollte es sich zur Aufgabe machen, die Qualification für Loccum zu erreichen, um demnächst den Eintritt gewinnen zu können.

In Betreff der innern Organisation des Hospizes kommen zunächst die leitenden und lehrenden Personen in Betracht. Aenderungen in der hier fraglichen Ordnung sind während der letzten Jahrzehende nicht eingetreten, wenn auch einiger Wechsel in den Personen stattgefunden hat. An der Leitung theilhaftig ist zuoberst der Abt, welcher, abgesehen von seinem etwaigen Aufenthalte im Kloster und der dann stattfindenden unmittelbaren Beobachtung des Studienganges, regelmäßig nach Ablauf jedes Semesters eingehende Studienberichte sammelt, den dazu gehörigen Arbeiten, Protokollen u. s. w. empfängt und darauf rescribirt. Die beständige Leitung des Seminars liegt in der Hand des Studiendirectors, welchem für die praktischen Fächer der Stiftsprediger in höchst willkommener Weise zur Seite steht. Das Kloster, dessen Conventual der Studiendirector ist, sorgt dafür, daß zu diesem Amte ein Mann berufen wird, welcher nicht nur die erwünschte wissenschaftliche Befähigung besitzt, sondern auch schon :



praktischer Geistlicher Erfahrung gesammelt hat. So viel ich weiß, legt das Kloster bei Berufungen zum Studiendirectorat auch darauf Gewicht, daß der Betreffende verheirathet sei. Dies ist in der That ein Punct von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Innerhalb des Klosters selbst — der Stiftsprediger wohnt im Dorfe — haben dann die Hospites eine für beide Theile willkommene Theilnahme an einem Familienleben.

Auch die Berufung des Stiftspredigers liegt in der Hand des patronatberechtigten Klosters, welches ohne Zweifel bei seiner Auswahl nicht ohne Rücksicht auf die Mitthätigkeit des Stiftsgeistlichen bei den seminarischen Uebungen des Hospizes verfährt. —

Die gesammte Ordnung der gemeinschaftlichen Studien und Uebungen ruht mit Recht fortwährend auf der erprobten Grundanschauung, daß die seminarische Bildung der jungen Theologen, im klar erkannten Unterschiede von dem akademischen Studium und der ganzen Lebensgestalt des Hospizes entsprechend, nach Art der Societät, d. h. unter wesentlicher und beständiger Selbstthätigkeit aller Genossen des seminarischen Coetus geschehen müsse. Mag immerhin im Hospiz vom »Colleg« und von »Collegstunden« die Rede sein, so ist es doch in keiner Weise, auch nicht bei den kirchenrechtlichen, dem Studiendirector vorbehaltenen Vorträgen, auf akademische Vorlesungen abgesehen; auch bei den kirchenrechtlichen Vorträgen kann jederzeit eine Frage seitens der Hospites gestellt werden und eine gemeinschaftliche Discussion eintreten, auf welche bei allen übrigen Sachen das Absehen recht eigentlich gerichtet ist. Immer liegt es namentlich dem Studiendirector ob,

Perspectiven zu eröffnen, Anregungen zu geben, das eigene Mitreden der Hospites zu veranlassen, zu weiterm Nachforschen, zu eigenem Quellenstudium. Anreizung und Anweisung zu geben. Keine theologische Disciplin bleibt während des zweijährigen Cursus ohne mehr oder weniger tief eingehende Behandlung. Verschiedenartige mündliche und schriftliche Erörterungen — an welche letzteren sich aber immer mündliche Verhandlungen anschließen — geben dazu ausreichend Gelegenheit.

Das reichhaltige Detail, wie es der Verfasser lichtvoll darstellt, kann hier auch nicht annähernd vollständig wiedergegeben werden. Eini-  
ges möchte ich aber hervorheben. Das Latein ist aus den Dissertationen und aus der mündlichen Rede im Colleg fast ganz verschwunden; eine letzte Zuflucht hat indessen die lateinische Rede noch in der einen Stunde, welche für alttestamentliche Exegese wöchentlich bestimmt ist, behalten. Die Sache hat eben nicht anders gehen wollen. Auch ich muß von meiner Erfahrung als Examinator aus klagen, daß in den weitaus meisten Fällen die Fähigkeit der Prüflinge, lateinisch zu schreiben und zu sprechen, eine unglaublich geringe ist. Daß dies aber ein trauriger Rückschritt ist, scheint mir auf der Hand zu liegen. Mag man über die Kunst, lateinisch zu schreiben und zu reden, urtheilen wie man will, jedenfalls ist sie ein Symptom allgemeiner philologischer Bildung; und man möge doch ja nicht übersehen, daß mit der Beseitigung des Lateinsprechens und des Lateinschreibens auch das Lateinlesen abkommt. Wehe aber, wenn es einmal gelten sollte: *Latina se non leguntur!* Ich fürchte, wir sind auf dem kürzesten Wege zu diesem elenden Zustand.

Zu den Mittheilungen des Verfassers über die kirchengeschichtlichen und über die dogmatischen und ethischen Studien möchte ich mir einige Bemerkungen gestatten, welche wiederum weit mehr aus meinen Erfahrungen bei den Prüfungen, als aus meiner Erinnerung an mein eigenes Studiendirectorat sich ergeben. Handbücher sind es — wenigstens nach der fast ausnahmslosen Regel — welche den Vorträgen und Discussionen über jene Materien zu Grunde liegen. Das ist an sich gewiß durchaus zweckmäßig. Von der höchsten Wichtigkeit ist es dabei aber, daß in Loccum über den Horizont der Handbücher hinausgeblickt, daß der Zugang zu den Quellen gewiesen, daß in mannigfacher Weise, unter aner kennenswerther Bemühung des Studiendirectors, das eigene Forschen der Candidaten in Anspruch genommen wird. Das Gieseler'sche Lehrbuch behauptet mit Recht fortwährend seinen hervorragenden Platz im Hospiz. Dies Werk hat reiche Belege aus den Quellen. Werden diese sorgfältig benutzt, so gewinnt das kirchengeschichtliche Studium den unschätzbaren Hauch des unmittelbaren Lebens, das sich gestaltende Bild einer Periode empfängt frische Farben, wie sie nur aus den ursprünglichen Zeugnissen der Quellenschriften sich ergeben. Und die Bruchstücke im Handbuche mögen ja auch zu einem zusammenhängenden, weitem Studium der Quellen anreizen. Mit gleicher Entschiedenheit gilt dies Dringen auf Quellenstudium wegen der dogmatischen und ethischen Sachen. Mancher Candidat ist in seinem Handbuche recht gut bewandert. Er hat damit, daß ich so sage, auf der bequemen Fahrstraße sich ganz wohl orientiert. Will man ihn aber einmal auf einem Nebenwege zum Ziele

führen, soll er in einer andern als handbuchs-mäßigen, eigenes Nachdenken bezeugenden Weise über ein Problem sich aussprechen, so findet er sich schwer zurecht. Dies trifft bei den ethischen Materien vielleicht noch mehr zu als bei den dogmatischen. Giebt es doch nicht einmal ein Handbuch der Ethik, welches in gleichem Ansehen stände, wie die allbekannten dogmatischen Handbücher — zu geschweigen von dem Unfug, daß mancher Studiosus von der Universität abgeht, ohne nur eine Vorlesung über Ethik gehört zu haben.

Wenn ich die Dissertationen und Propositionen, auf welche mit Recht fortwährend großes Gewicht gelegt wird, hier nicht weiter hervorhebe, so hat das nur darin seinen Grund, daß ich den eingehenden Mittheilungen des Verfassers nichts anderes als meine freudigste Anerkennung beizufügen weiß. Namentlich in Betreff der in den Propositionen zur Verhandlung gestellten Gegenstände wird bezeugt, daß dieselben, mit besonderer Sorgfalt von dem Studiendirector dargeboten und von den Referenten gründlich bearbeitet, bei der Discussion vorzugsweise anregend und erfolgreich fortwährend sich erweisen. Die Debatten über die Propositionen machen aber auch an den Leitenden die erheblichsten Ansprüche. Rede und Gegenrede kann, und soll in richtiger Weise, auf die verschiedenen Gebiete der Wissenschaft führen und nicht minder den Anliegen des praktischen Lebens gerecht werden.

Diese Arbeiten, welche auch auf Materien der praktischen Theologie und der Volksschulkunde bestimmt gerichtet sein können, mögen uns zu den besondern, den praktischen Fächern gewidmeten Studien und Uebungen hinleiten.

Hier bietet sich uns ein großer, wohl geordneter Reichthum dar. Mit Recht ist namentlich dem Volksschulwesen, den neuern Zeitverhältnissen entsprechend, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Vor allen Dingen ist aber hervorzuheben, daß alle praktischen Leistungen der Hospites, insbesondere auch alle zur Beurtheilung gelangenden, eine wahrhafte Belebung dadurch erhalten, daß alle jene Leistungen vermöge der eigenthümlichen, in gewissem Sinne amtlichen Betheiligung der Mitglieder des Klosters, auch der Hospites, an den pfarramtlichen Diensten keineswegs als pure Exercitien sich darstellen. Die Hospites sind durch ihre Zugehörigkeit zum Kloster — die allerdings keine wirkliche Mitgliedschaft wie bei den Conventualen ist — zu einer gewissen regelmäßigen Uebernahme von gottesdienstlichen Leistungen, Predigten, Diakonalien, Katechisationen, verpflichtet. Aehnlich, wenn auch nicht gleich, verhält es sich mit dem Unterrichte in den Volksschulen. Dies eigenthümliche Verhältniß ist aus einer sehr langen Entwicklung in gesunder Ordnung erwachsen. Die Bedeutung desselben ist nicht hoch genug anzuschlagen. Der junge Candidat fühlt sich bei seiner Leistung, mag sie vielleicht anfangs noch ein schwacher Versuch sein, von einer wirklichen Macht des Lebens getragen; er tritt vor die Gemeinde, nicht weil er einmal eine Uebung haben möchte, sondern weil er vermöge seiner Stellung zum Kloster dazu berufen ist. Liegt hierin eine unersetzliche Eigenthümlichkeit des Hospizes, so kommt in Beziehung auf die nachfolgende Kritik in Betracht, daß neben dem Studiendirector in sorgsam geordnetem Wechsel auch der Stiftsprediger an der Leitung der praktischen Uebungen theilhaftig ist, so daß un-

mittelbar aus dem pfarramtlichen Leben heraus die kräftigsten Momente der Bildung und der Zucht sich ergeben.

Die ganze reiche Mannigfaltigkeit aller auf das Praktische gerichteten Ordnungen und Veranstaltungen, auch literarische Hilfsmittel einbegriffen, wird man mit dem lebhaftesten Interesse von dem Verfasser selbst sich vorführen lassen. Soll ich als gestrenger Recensent auch noch ein anderes Wort als das der herzlichsten und freudigsten Zustimmung sprechen, so mag wenigstens das Bedenken laut werden, ob es rathsam sei, die im Colleg regelmäßig vorkommende praktische Exegese (Behandlung der Perikopen u. dgl.) dadurch »praktisch« sich gestalten zu lassen, daß (S. 70) »die Anwendung nicht selten in anregender und anfassender Weise unmittelbar an den Zuhörerkreis sich selbst wendet«. Dies mag ja ausnahmsweise einmal am Platze sein; niemals aber darf eine Collegstunde zu einer Andachtsstunde gestaltet werden; und der kritischen Discussion muß ihre unbeengte Bewegung und ihr volles Recht verbleiben. Sodann stelle ich ein bescheidenes Fragezeichen zu den neuerlich zugelassenen praktischen Versuchen in der Seelsorge (Krankenbesuchen u. dgl. S. 96). Gern gestehe ich vorab, daß ich von meinem Studiendirectorate her in dieser Beziehung keine eigene Erfahrung habe. Die Betheiligung der Berliner Dom-Candidaten an der Stadt-Diakonie kann man nicht wohl vergleichen. Frühere Versuche in der fraglichen Richtung, die man seitens des Klosters einmal im Auge hatte (vgl. Das Hospiz. 1863. S. 36), haben ersichtlich keinen Erfolg gehabt. Ohne Zweifel wird jetzt bei der Sache durchaus mit der gebührenden zarten Discretion

verfahren; ich verhehle aber nicht, daß ich mich einer gewissen Besorgniß nicht entschlagen kann. Ich möchte glauben, daß ein Seminar, zumal bei recht jugendlichem Alter seiner Glieder, füglich ohne praktische Uebungen in der speciellen Seelenpflege das Seinige leisten kann. Kommt ein Candidat nach tüchtiger theoretischer und sonstiger praktischer Vorbildung in's Amt und hat er dann das Herz auf dem rechten Flecke, so wird er nach und nach in die rechte Praxis der Seelsorge schon hineinwachsen, auch ohne specielle seminarische Vorübungen, welche sogar mehr schaden als nützen können. — Endlich vermisse ich (S. 110 f.), bei den Mittheilungen über die Pflege der Musik, das ausdrückliche Zeugniß darüber, daß noch fortwährend nicht nur die Melodien der Kirchenlieder eingeübt, sondern auch die Texte derselben auswendig gelernt werden (vgl. Das Hospiz. S. 79), eine Einrichtung, welche Palmer (Evangel. Pastoraltheologie. 1863, S. 105) besonders anerkannte. Hervorheben möchte ich aber noch, und zwar zur Nutzenanwendung für das heranwachsende Geschlecht der Theologen, das Zeugniß des Verfassers (S. 87), daß während der letzten zehn Jahre nur einmal eine völlige Unfähigkeit zum Singen bei einem Hospes sich gezeigt habe. Ich kann das aus meiner eigenen Erfahrung bestätigen. Während meines siebenjährigen Studiendirectrates fand sich auch nur ein Candidat ohne alles musikalische Gehör. Möchten doch die Studiosen und Candidaten der Theologie durch solche Erfahrungen sich bewegen lassen, daß sie ernste Versuche im Singen machen, ehe sie mit der Entschuldigung, daß sie keine Anlage haben, sich beruhigen. Schon des-

halb sollten sie sich im Singen üben, weil sie dadurch am Besten reden lernen.

Hannover.

Dr. Fr. Düsterdieck.

---

Experimental investigation of the action of medicines. By T. Lauder Brunton, M. D., Sc. D., F. R. S., Member of the Royal College of Physicians etc. London: J. & A. Churchill 1875. 84 und IV Seiten in Octav.

Die kleine Schrift des durch eine Reihe verdienstlicher pharmakologischer und toxikologischer Untersuchungen und vor allem als Entdecker der physiologischen Wirkungen des Amylnitrits wohlbekannten Verfassers giebt in 4 Abschnitten und einem Anhange gewissermaßen eine Einleitung in die experimentelle Pharmakologie, wie sie sich in der Neuzeit auf Grundlage der Fortschritte auf dem Gebiete der Physiologie zu entwickeln begonnen hat.. Nach dem auf dem Umschlage befindlichen Zusatze zum Titel: »Part. I. Circulation. scheint es, als ob Brunton eine Fortsetzung dieser ursprünglich mündlich vorgetragenen Aufsätze beabsichtige und als ob der vorliegende Theil sich ausschließlich auf die physiologisch-pharmakologischen Verhältnisse des Kreislaufs bezöge. Wir hoffen, daß der erstere Schein zur Wahrheit werde, und daß der Verf. die in diesem Theile nicht besprochenen Veränderungen einzelner Systeme des Organismus, z. B. des Nervensystems, gleicher Weise wie die bis jetzt von ihm behandelt Gegenstände bearbeiten möge. Was aber die Beschränkung der gegenwärtigen Sch-



auf die Circulation anlangt, so findet dieselbe in Wirklichkeit nicht statt, indem wenigstens der erste Aufsatz vollständig und vom zweiten ein großer Theil der Beprechung von Objecten gewidmet sind, welche mit dem Kreislauf wenig oder nichts zu thun haben.

Der erste Abschnitt bespricht ganz allgemeine Verhältnisse, nämlich die Wege, auf welchen wir zur Kenntniß der Wirkungen eines Medicaments gelangen, die Art und Weise dieser Action und die Bedingungen, unter denen sie sich entfaltet. Daß es gemäß dem Standpunkte des Verf. hier nicht an polemischen Bemerkungen gegen die ältere Methodik in der Pharmakologie fehlt, bedarf als selbstverständlich keiner besonderen Hervorhebung. Daß diese Bemerkungen z. Th. recht treffend sind, läßt sich nicht bestreiten, und wenn Brunton z. B. den Empiriker mit einem Schützen vergleicht, welcher im Dunkeln Schießübungen anstelle und deshalb höchstens durch Zufall treffe, da er sein Ziel niemals deutlich zu sehen vermöge, so ist das gewiß nicht übertrieben, und man könnte sogar versucht sein, hinzuzufügen, daß der betreffende Schütze auch die Tragweite seiner Schußwaffe nicht kennt und deshalb entweder über das Ziel hinausschießen oder dasselbe nicht erreichen wird. Recht hat auch Brunton, wenn er Seite 3 es ausspricht, daß die Insufficienz der gegenwärtigen Therapie und die dringende Nothwendigkeit einer exacten Kenntniß der Pathologie und Pharmakologie vor Allem in der Art und Weise sich zu erkennen gebe, mit welcher die Aerzte jedes neue Arzneimittel aufnehmen und es in allen möglichen Fällen verwenden, selbst in solchen, wo die Kenntniß der pathologischen Processe und der Wirkung des

Mittels eher eine schädliche als nützliche Action desselben erwarten lassen. Brunton bedurfte keiner Belege für diesen Enthusiasmus der Mediciner beim Auftauchen neuer Drogen, da gerade das letzte Jahr in der Salicylsäure und im Jaborandi in die Augen springende Beispiele blinden Arzneiglaubens bietet. Aber ich glaube, wir dürfen doch dreist sagen, daß trotz dieses Voreingenommenseins für Neuerungen, das sich noch hie und da geltend macht, ein großer Fortschritt in der Therapeutik sich offenbart, denn es folgt in der Regel sehr rasch dem Fanatismus die Ernüchterung, dem Triumphwagen des neuen Medicaments die Verbannung. Die deutschen Aerzte wenigstens haben den Nihilismus und die abwartende Methode der Wiener Schule überwunden, nicht um sich dem Joche eines modernen Arzneiaberglaubens zu beugen; der Unglaube ist verschwunden, die Kritik ist geblieben. Selbst ein großer Verehrer der Application physiologischer Prüfungsmethoden auf pharmakologische Untersuchungen, glaube ich doch, daß der unmittelbare Gewinn aus denselben für die Therapie nicht so groß ist, daß aus ihm allein das nach Brunton in nicht zu langer Zeit bevorstehende Uebergewicht einer rationellen Behandlung über blinden Empirismus abzuleiten wäre. Die nüchterne kritische Prüfung von Medicamenten am Krankenbette wird zur Vervollkommnung der Therapie eben so viel beitragen wie die feinsten physiologischen Versuche, welche selbst in der Hand der geübtesten Experimentatoren häufig genug verschiedene Ergebnisse liefern und noch häufiger differente Deutungen zulassen. Um ein naheliegendes Beispiel zu citieren, verweise ich auf das Amylnit: das Brunton selbst in die medicinische Pra

einführte und physiologisch studierte, hinsichtlich dessen Wirkungssphäre aber fast jeder spätere Experimentator seine eigene Ansicht hat, so daß eine Begründung therapeutischer Indicationen auf das physiologische Experiment mit dieser Substanz dem praktischen Arzte nur unter Anwendung des verpönten Autoritätenglaubens möglich ist. Auch die klinische Prüfung der Arzneimittel ist, wie Brunton dieses in correcter Weise bemerkt, ein experimentelles Verfahren und steht deshalb nicht im Gegensatze zur physiologischen Prüfung, sondern muß Hand in Hand mit derselben gehen, um uns zu dem gehofften Ziele zu führen, dessen nahes Erscheinen wir zwar sehnlichst wünschen, aber wohl trotz der Beihülfe ausgezeichneten Physiologen kaum zu erwarten berechtigt sind, wenn wir uns klar machen, wie vieler Jahrhunderte es seit der Zeit des Hippokrates bedurfte, um durch die angestrengte Arbeit der vorzüglichsten Aerzte die Medicin auf ihren gegenwärtigen Standpunkt zu heben.

Wir übergangen Brunton's Erörterungen über Leben, Gesundheit, Krankheit, Wirkung der Drogen im Allgemeinen, directe und indirecte, locale und entfernte Wirkung und erwähnen bezüglich der Gabe der Medicamente, daß Brunton eine Dosis actualis von der gewöhnlichen Dosis unterschieden wissen will, wobei er unter ersterer die zu einer gewissen Zeit im Blut enthaltene Menge des Medicaments versteht. Diese Actualdosis dürfte nach unserem Ermessen selbst bei Infusion des Medicaments in die Venen eine illusorische sein, oder doch nur für die kurze Zeit eines einzigen Blutumlaufs existieren, weshalb ich mit der Bezeichnung Infusionsdosis mehr einverstanden sein würde. Die

Seite 11 vorgetragene Hypothese, daß die Gewöhnung an bestimmte Substanzen in erhöhter Ausscheidung oder verminderter Absorption beruhe, findet bis jetzt in keiner exacten Studie Unterstützung; in Bezug auf Opium- und Arsenikesser wissen wir zwar, daß dieselben durch die Nieren nicht unbeträchtliche Mengen Morphin oder arsenige Säure ausscheiden und somit die Resorption nicht verzögert ist, wir wissen auch dasselbe durch die Erfahrung, daß Opiumesser durch plötzliche Steigerung ihrer gewöhnlichen Dosis in heftigster Weise erkranken können. Quantitativ chemische Untersuchungen über die Ausscheidung bei Arsenophagen und Opiophagen fehlen zwar bis jetzt gänzlich, aber ich möchte auch a priori kein Gewicht darauf legen, weil eine Toleranz auch solchen Stoffen gegenüber eintreten kann, welche im Organismus verbrennen oder mit Glykokoll sich verbinden. Die von Brunton erwähnte stärkere Action von Hyoscyamus in wärmeren Klimaten dürfte sich auch wohl kaum auf die Verminderung der Nierensecretion in Folge der vermehrten Transpiration zurückführen lassen; ich habe in meinem Handbuche der Arzneimittellehre I p. 421 auf verschiedene Momente aufmerksam gemacht, welche dabei in Frage kommen können und außerdem wissen wir, daß bei alkaloidischen Stoffen häufig beim Stocken einer Secretion eine andere die Ausfuhr übernimmt. Brunton scheint S. 13 auch die Idiosynkrasien und Immunitäten auf Verschiedenheiten in der Absorption und Excretion zurückführen zu wollen wobei er freilich auch noch eine differente relative Entwicklung einzelner Theile, besonders gewisser Partien des Nervensystems, als einen andern Erklärungsgrund zuläßt. Hinsichtlich d

ersteren Momente bin ich wiederum etwas ungläubig; so gern ich auch diese Wunder aus der Pharmakodynamik verschwunden sähe, so muß ich doch diejenige Anschauung bekämpfen, welche z. B. die Immunität gewisser Pflanzenfresser gegen einzelne giftige Solaneen aus dem Umstande erklären will, daß die giftige Substanz im gefüllten Magen nicht zur Resorption gelange. Diese von Cl. Bernard aufgestellte Hypothese zerfällt in Nichts, wenn man erwägt, daß dieselbe Immunität, z. B. von Kaninchen gegen Atropin auch bei subcutaner Injection eintritt. Ueber die Ausscheidung von Atropin bei Kaninchen, welche mit Belladonna gefüttert werden, hat in der neueren Zeit Heckel angegeben, daß eine solche durch die Nieren nicht stattfindet. Es würde also auch hier eine größere Wahrscheinlichkeit für Destruction als für verstärkte Elimination vorhanden sein. Die Präponderanz gewisser Theile des Nervensystems als Grund einer verschiedenen Wirkung eines und desselben Mittels ist eher einleuchtend, und an die von Brunton zur Erläuterung gegebenen Beispiele ließen sich noch verschiedene andere anreihen, durch welche der Nachweis geführt wird, daß auch bei derselben Thierclassen individuelle Verhältnisse die Wirkung modificieren, ein Umstand, dessen Nichtbeachtung der Anlaß zu einer bekannten neueren literarischen Fehde deutscher Pharmakologen gegeben hat.

Während in dem ersten Abschnitte die Abstraction vorherrscht, tritt vom zweiten Abschnitt an der Hauptzweck der ganzen Arbeit klar zu Tage, als welche sich eine Darstellung der pharmakologischen Untersuchungsmethoden nach Maßgabe des gegenwärtigen Standpunktes der Physiologie bezeichnen läßt. Es dürfte kaum

nothwendig sein, darauf hinzuweisen, daß die Beschreibung der pharmakologischen Technik, wie sie Brunton mit der Schilderung der Methoden verbindet, ein recht verdienstvolles Unternehmen ist, da die neueren Handbücher der Pharmakodynamik auf die Versuchsanordnung aus verschiedenen sehr nahe liegenden Gründen, namentlich aber wegen der enormen Zunahme des abzuhandelnden Materials, nur in untergeordneter Weise eingehen. Die pharmakologische Technik ist zwar im Allgemeinen identisch mit der physiologischen und in den beiden großen Werken Cyon's und Gscheidlen's, mit denen in der neuesten Zeit die Literatur der physiologischen Operationen als ein besonderer Zweig der physiologischen Literatur sich zu entwickeln begonnen hat, wird man im Wesentlichen auch dasjenige wieder finden, was Brunton seinen Lesern als pharmakologische Technik vorführt. Immer aber sind es bestimmte Theile der physiologischen Operationstechnik, welche die Pharmakologie besonders interessieren, während sie in der Physiologie ziemlich stiefmütterlich behandelt werden und bei der großen Vorliebe, welche nach dem Ueberwinden des Nihilismus in der Therapie bei den praktischen Aerzten sich für eine wahrhaft rationelle, d. h. auf das Experiment begründete Therapeutik zu entwickeln begonnen hat, muß eine so gedrängte und gleichzeitig klare Schilderung des experimentellen Verfahrens in der Pharmakologie einer großen Zahl von Aerzten eine sehr willkommene Gabe sein. Der zweite Abschnitt handelt zuerst die Experimente, welche zur Bestimmung der Wirkung gewisser Stoffe auf Protoplasma dienen, wobei Brunton im Wesentlichen von Binz bei seinen bekannten Chininunt-

suchungen betretenen Bahnen folgt, obschon Brunton selbst die betreffenden Untersuchungen als keineswegs abgeschlossen und manche darauf gestützte Anschauung als problematisch betrachtet. Nach S. 20 gewinnt es den Anschein, als ob Brunton die Injection von Jauche zum Zwecke der Erzeugung putrider Infection und deren Verhütung durch medicamentöse Substanzen als von Binz in die experimentelle Pharmakologie eingeführt ansehe. Ich brauche wohl nur an die bekannten Experimente von Polli über die Sulfite zu erinnern, um eine solche Ansicht als irrig erscheinen zu lassen. Im Uebrigen beweist gerade dieser Abschnitt am besten, daß gewisse Differenzen zwischen pharmakologischen und physiologischen Operationen bestehen. Bezüglich der gährungshemmenden Versuche wäre es vielleicht zweckmäßig gewesen, noch einzelne Variationen aufzuführen, welche nicht in den ersten Schriften von Binz über Chinin sich finden. Sehen wir auch ab von den chemischen Fermenten (Emulsin, Myrosin), so bleiben uns doch noch die im Tract zur Wirkung kommenden physiologischen Fermente, deren Beeinflussung durch antizymotische Stoffe neuerdings fast regelmäßig in die pharmakologische Prüfung einbegriffen wird. Daß verschiedene der sogenannten Gährungsprocesse durch die einzelnen Antiseptica in differenter Weise beeinflusst werden, hätten wir an dieser Stelle gern hervorgehoben gesehen, ebenso wie die Betonung des Umstandes, daß jede Complication derartiger Versuche zu vermeiden ist, indem eine solche oft zu dem Gegentheile der erwarteten Resultate führt, wie dies mannigfache Erfahrungen in Bezug auf die fäulnißwidrige Wirkung der Salicylsäure in allerneuester Zeit dargethan haben. Aus

der Nichtberücksichtigung dieser complicierenden Momente in Gährungsversuchen sind, wie Kolbe nachgewiesen hat, die negativen Resultate einzelner Forscher über die Einwirkung der Salicylsäure auf die alkoholische Gährung zu erklären, welche ein prächtiges Beispiel für die von Brunton S. 18 so treffend hervorgehobene Differenz der Versuche und der aus ihnen gezogenen Schlußfolgerungen abgeben könnten.

Bei den auf die Prüfung sogenannter Antiphlogistica bezüglichen Methoden, deren Besprechung Brunton ebenfalls nach dem Vorgehen von Binz sofort auf die der gährungshemmenden Action folgen läßt, wäre vielleicht ein Eingehen auf die Zählungsmethoden der Blutkörperchen am Platze gewesen. Wenn Brunton auch hier die Versuche von Binz über Chinin für nicht entscheidend hält und eine Wiederholung derselben dringend befürwortet, so müssen wir ihm darin um so mehr beistimmen, als die neuesten Arbeiten von Tarchanoff darthun, wie unter dem Einflusse der Immobilität beim Frosche die weißen Blutkörperchen aus den Blutgefäßen in die Lymphsäcke übersiedeln und daß somit das Verschwinden der ersteren aus dem Blute bei Fröschen nicht eine Vernichtung der weißen Blutkörperchen bedeutet, wie eine solche z. B. dem Curarin fälschlich zugeschrieben worden ist.

Nach einer kurzen Erwähnung der Versuche über die Wirkung von Gasen auf Infusorien, wobei auf Strickers Histologie verwiesen wird, wendet sich Brunton zu den Versuchen an größeren Thieren, wo er zunächst die bei der subcutanen Application zu beachtenden Vorsichtsmaßregeln erwähnt. Das für die inter Application für ihn zugelassene Aufstreuen



die Zungenwurzel ist meines Erachtens unzulässig; man kann auch in Wasser unlösliche Substanzen zu einem Brei verrührt mittelst elastischer Katheter beim Kaninchen in den Magen bringen, wie ich mich davon, z. B. bei meinen antidotarischen Versuchen mit *Calcaria carbonica praeipitata* wiederholt überzeugt habe. Bei Hunden und Katzen ist Verfütterung der fraglichen Stoffe in einem Convolut von Fleisch die zweckmäßigste Methode. Ausführlich ist die Befestigung der Versuchsthiere besprochen, wobei die Kaninchen- und Hundehalter von Czermak und Cl. Bernard abgebildet sind; ebenso die Bereitungsweise von Canülen und T förmigen Röhren, die ebenfalls abgebildet sind. Die Narcotisation der Versuchsthiere findet, wie von vornherein zu erwarten stand, gleichfalls eine ausführliche Besprechung; ist es doch gerade England gewesen, von wo aus wiederholt in den verschiedensten Ländern Angriffe gegen die physiologischen Versuche an Thieren als Grausamkeiten und wissenschaftlichen Thierquälereien gerichtet wurden, Angriffe denen gegenüber z. B. Schiff in Florenz mit dem Hinweis auf die Narcotisation der Versuchsthiere antwortete. Leider sind wir, wie Brunton an die Spitze seiner Betrachtungen stellt, gerade bei pharmakologischen Studien, zumal bei Feststellung der allgemeinen Wirkung eines Stoffes, sehr häufig außer Stande, Narcotica zu verwenden, weil durch deren Anwendung die Richtigkeit der Versuchsergebnisse getrübt würde. Wo dies nicht der Fall ist, dürfte allerdings das Unterlassen der Narcotisation den strengsten Tadel verdienen, da wir, um Brunton's eigene Worte zu gebrauchen, kein Recht haben, unnöthigen Schmerz zuzufügen, wenn wir auch berechtigt sind, das

Leben niederer Thiere zu vernichten, um das werthvollere Menschenleben zu erhalten, sei es, indem wir ihn mit Nahrung vermittelt der in den Schlachthäusern getödteten Thiere versehen, sei es, indem wir uns Kenntnisse durch Thiersversuche erwerben, welche uns in den Stand setzen, Krankheiten zu heilen. Neben Opium und Chloral, deren hauptsächlichste physiologische Wirkungen in Kürze mitgetheilt werden, bespricht Brunton auch an diesem Orte das Curare; die für dasselbe angegebene Dosis dürfte sich nur für die stärksten Curaresorten als richtig erweisen. Aeltere Curaresorten erfordern meist etwas größere Dosen. Indem der Verfasser für Chloral und Opium die directe Einführung in die Blutgefäße befürwortet, führt er damit zur Besprechung der Infusion und ihrer Methodik über, an welche er diejenige der Durchschneidung und Reizung der Nerven anreicht; ob die für letztere neben Dubois-Reymond's Schlittenapparat empfohlene Pulvermacher'sche Pincette immer ihren Zweck erfüllt, will ich dahin gestellt sein lassen. Den Schluß des zweiten Abschnittes bildet die künstliche Respiration bei Säugethieren und Fröschen und die damit in Zusammenhange stehende Einführung von Gasen oder Dämpfen in die Lungen, wobei Brunton auch eine eigene Vorrichtung beschreibt, welche in sehr bequemer Weise die abwechselnde Einführung von Gasen und Luft ermöglicht.

Erst im dritten Abschnitte gelangt Brunton zu der Circulation, wobei er zunächst im engst Anschluß an die künstliche Respiration die artificielle Circulation, wie sie von Ludwig u Cyon bekanntlich zu physiologischen Zweck verwerthet ist, und auf deren Verwendbark

für pharmakologische Studien hinweist, welche in der allerneuesten Zeit durch Ludwig und Mosso so wie durch Héger praktisch nachgewiesen ist und zur Entdeckung der vasomotorischen Selbstständigkeit der Gefäßwandungen geführt hat. Es folgt darauf eine Darstellung der Circulation im lebenden Körper und der physiologischen Verhältnisse des Blutdrucks (Oscillationen, Ursache der Blutdrucksschwankung, Einfluß der Nerven auf den Blutdruck), welche durchweg klar und anschaulich gehalten sind; die Ursachen der Veränderungen des Blutdrucks und der Pulszahl sind noch dazu in einer besondern Tabelle übersichtlich vorgeführt. Hieran reiht sich die Betrachtung der Manometer von Hales und Poiseuille und des Kymographion von Ludwig, welches, wie auch das Fick'sche Spring-Kymographion, in zwei Figuren versinnlicht sind. Genaue Vorschriften für die Anwendung des Kymographions, die Reduction der Zeichnungen desselben und die Anwendung der graphischen Methode auf die Experimente schließen den dritten Abschnitt.

Der vierte Abschnitt ist die Anwendung des dritten auf die Pharmakologie, indem er Anweisung zur Prüfung der Action von Medicamenten auf die einzelnen Substrate des Herzens und der Gefäße giebt. Brunton beginnt mit einer Vergleichung der Wirkung von Arzneikörpern auf verschiedene Thierspecies in differenten Dosen, wobei er das Atropin nach von Bezold als Muster benutzt, an welchem er den Gang der Untersuchung im Anschluß an bestimmte von ihm aufgestellte Fragen anknüpft. So wird zuerst die Frage, ob die Beschleunigung des Pulses durch Atropin einer indirecten Reizung des Sympathicus vermöge Abnahme des

Blutdrucks ihre Entstehung verdanke, aufgeworfen und daran die Besprechung der Methoden, den Blutdruck künstlich zu erhöhen (Injection von Wasser, Compression der Aorta) und der Zählung des Herzschlages bei Thieren (Einstechen von Nadeln, Stricker's Apparat) gereiht; darauf folgt die Erörterung der Abhängigkeit der Pulsbeschleunigung von directer Reizung des Sympathicus, von Reizung der Herzganglien oder von Lähmung der verschiedenen Partien der Vagi. Die weitere Besprechung der Ursachen der Verlangsamung des Herzschlages führt Brunton zur Darlegung der Hering'schen Methode, dem Kopf und Rumpf Blut von verschiedener Beschaffenheit zuzuführen und der Mittel, den Blutdruck abwechselnd herabzusetzen und zu erhöhen, weiterhin auch zu dem Apparat von H. P. Bowditch für Experimente an aufgeschnittenem Froschhärzen und des Coat'schen Froschpräparats. Die Untersuchungen über die Wirkungen von Atropin, Physostigmin und Muscarin leiten den Verfasser naturgemäß zu einer kurzen Besprechung des sogenannten Antagonismus, wobei er die Ansicht äußert, daß, wie es gelungen sei die Wirkung gewisser Gifte zu paralysieren, ohne eine Elimination derselben vorher zu bewirken, es auch wahrscheinlich gelingen werde, ähnliche Antagonisten für zymotische Krankheiten aufzufinden. Mit der Untersuchung des Blutdrucks und einer kurzen Anweisung für die Benutzung des Sphygmographen schließt der 4te Abschnitt.

Im Anhange macht Brunton noch eine kurze Mittheilung von den bereits oben erwähnten Studien Ludwig's und Mosso's und giebt die Berichtigung einer früheren Angabe über die Nichtanwendbarkeit des Chloroforms als anaest.

sierendes Mittel bei Thieren, indem er sich durch weitere Versuche davon überzeugt hat, daß die Anaesthesierung aller Thiere unter einer Glasglocke durch Verdunsten des Chloroform, welches Brunton wegen der Schwere der Chloroformdämpfe nicht am Boden, sondern in der Höhe anzubringen räth, recht wohl möglich sei. Brunton hat bei Operationen am Bauche, z. B. bei Anlegung von Magen fisteln den Tod chloroformirter Thiere in Folge von Shock eintreten gesehen und befürwortet für solche Fälle die Anwendung des Aethers, welcher die Herzenergie eher stärkt als schwächt. Die Möglichkeit, Thiere auch ohne Anwendung von Glasglocken ziemlich rasch durch Chloroform oder Aether zu narcotisieren, hatte übrigens schon früher Schiff dargethan, wie bekanntlich auch B. W. Richardson früher ausführliche Experimente über die Wirkung anaesthesierender Mittel, allerdings mit Zuhülfenahme der Glasglocke ausgeführt hat, welche jedenfalls die Anwendbarkeit der Anaesthetica in Fällen, wo mit stärkerer Schmerzhaftigkeit gepaarte Operationen an Thieren vorgenommen werden sollen, darthuen. Bei großen Hunden würden wir allerdings der Infusion von Chloral überall den Vorzug geben.

Man erkennt aus den von uns gemachten Mittheilungen über den Inhalt der Brunton'schen Schrift leicht, daß der Verfasser es verstanden hat, auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum einen großen Theil des in Bezug auf die Methodik pharmakologischer Experimente Wissenwerthen zu vereinigen und sogar an einzelnen Stellen noch Excurse in die praktische Therapie u. dgl. gemacht hat. Natürlich war dies nur bei Anwendung einer knappen und präcisen Diction möglich, aber trotz einer solchen liest sich

die Schrift sehr gut, wenn man von dem außerordentlich kleinen Druck absieht, welcher ja nicht selten in englischen Büchern unsere Augen nicht sonderlich anspricht. Wir hoffen, daß der Verf. dem Part I bald einen weiteren folgen lassen wird, in welchem die übrigen Theile der physiologisch - pharmakologischen Methodik in analoger Weise dargestellt werden. Neben den größeren gleichartigen Werken der Neuzeit, welche vorzugsweise auf die Anschaffung von Bibliotheken und zum Nachschlagen berechnet sind, wird die nicht zu umfangreiche und durchweg praktisch gehaltene Arbeit sich zum Studium bei Weitem besser eignen und vielleicht sogar für die Wissenschaft einen größeren Gewinn dadurch abwerfen, daß sie älteren Aerzten und Studierenden zur praktischen Ausführung pharmakologischer Experimente einen bestimmten Gang vorlegt, der überall zu einem sicheren Ergebnis führen würde, wenn dabei einerseits die Anwendung vollständig chemisch reiner Substanzen stets möglich und andererseits die physiologische Grundlage schon jetzt eine stabile wäre. Daß letzteres nicht der Fall ist, kann auch Brunton bei den Fragen über die Herzinnervation nicht verhehlen, und mancher Pharmakologe wird bei seinen Studien über Heilmittelwirkungen, wie dies S. Mayer in seinem neuesten Aufsatz über Amylnitrit hervorhebt, bald an einen Punkt gelangen, bei welchem es ihm nothwendig erscheinen muß, vorerst durch neue Versuchsreihen die Basis für die Deutung der durch die Wirkung eines differenten Körpers abgeänderten Functionen zu verbreiten oder zu vertiefen.

Theod. Husemann.

Arctic Expedition. Further Papers and Correspondence etc. Presented to both Houses of Parliament by Command of Her Majesty. — Admiralty, July 1876. London 1876. 25 S. fol.

Diese amtliche Publication der britischen Admiralität, eine Fortsetzung derjenigen über die Ausrüstung der Arktischen Expedition von 1875, welche wir in diesen Bll. (Stück 19) ausführlicher besprochen haben, bringt einige weitere Instructionen für die Befehlshaber der beiden Expeditionsschiffe und für den Capt. Loftus Jones des Transportschiffs »Valorous«, welches die Arktischen Schiffe bis nach Disco zu begleiten hatte, einige Berichte vom Capt. Nares, von welchem der letzte vom 27. Juli von der »Pandora«, Capt. Allen Young unter eine Cairn auf einer der Carey- (richtig Cary-) Inseln gefunden und nach Hause gebracht wurde, und endlich die Vereinbarung zwischen der Admiralität und dem Capt. Young über eine neue (3. Juni d. J. angetretene) Reise der Pandora zur Aufsuchung fernerer Nachrichten über die Arktische Expedition. Das augenblicklich Interessanteste daraus scheint uns die Darlegung des Capt. A. Young darüber zu sein, wie er den ihm gewordenen Auftrag auszuführen gedenkt und was der Wahrscheinlichkeit nach von seiner Expedition für die Erlangung neuer Kunde über die Arktische Expedition zu erwartep steht. »Capt. Nares hat in seiner Mittheilung von der Disco-Insel gemeldet, schreibt Capt. A. Young an den Secretär der Admiralität, Hrn. Robert Hall, daß er seinen zweiten Capitän, Stephenson beauftragen werde, im Frühling dieses Jahrs mit einem Depot an dem Eingange des Smith-Sundes oder in der Nähe desselben zu communiciren, und vielleicht auch wieder im Herbst. — Darnach wird es meine Pflicht sein Depeschen und Briefe in diesem Depot nie-

derzulegen und diejenigen, welche ich finden möchte mitzubringen. — Meine Meinung ist, daß wenn die Expedition eine sehr beträchtliche Distanz gegen Norden im Sommer 1875 erreicht hat, ungefähr so weit als Hall's Ueberwinterungsplatz, dann kein Versuch zu einer Communication mit einem Depot am Eingange des Smith-Sundes während des Frühlings dieses Jahres gemacht worden ist und in diesem Falle würde ich dort keine späteren Briefe finden, als die, welche wahrscheinlich im August 1875 auf dem Wege zum Norden niedergelegt sein werden und welche nur wenige Tage spätere Kunde bringen würden, als die von mir im October nach London mitgebrachten. Was die möglichen Communicationen von der Expedition im Herbste betrifft, so wird es Ihren Lordschaften nicht entgehen, daß Reisen erst unternommen werden können, nachdem die Sommerschiffahrt geschlossen und die See wieder übergefroren ist und dann auch nur in beschränkter Ausdehnung. Um solche Communicationen in Empfang zu nehmen, müßte ich zu Ende dieses Sommers Winterquartiere beziehen und würde dann für das Mitbringen von Nachrichten in keiner besseren Lage mich befinden als das Gouvernementsschiff, welches im J. 1877 expediert werden soll (wenn die Expedition nicht in diesem Sommer zurückgekehrt sein sollte). Es ist jedoch möglich, daß Capt. Nares oder sein zweiter Capt. Stephenson eine Bootexpedition nach dem Depot im Monat Juli dieses Jahres expediert und wenn das der Fall, so ist es möglich, daß ich damit in Communication trete. In dieser Erwägung würde ich es für meine Pflicht ansehen, an den Eingängen des Smith-Sundes noch eine gute Weile nach völliger Eröffnung der navigablen Jahreszeit zu bleiben, wobei zu hoffen wäre, während dieser Zurückhaltung solche Informationen zu gewinnen, welche in Betreff der Ueberwinterungsplätze an jeder Seite für die im Sommer 1877 zu expedierenden Schiffe nützlich sein würden. — Wenn übrigens die Expedition unfähig gewesen, weil als 60—70 Meilen innerhalb des Smith-Sundes vorzudringen, so werden ihre Communicationen mit ihrem Depot viel sicherer sein und in gleichem Verhältniß damit als meine Chancen Informationen von ihnen mitzubringen. Ich glaube jedoch zuversichtlich, daß dies nicht der Fall gewesen sein wird.

Wappau.



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 42.

18. October 1876.

Joh. Friedr. Herbart's pädagogische Schriften in chronologischer Reihenfolge herausgegeben mit Einleitung und comparativem Register versehen von Dr. Otto Willmann, Prof. in Prag. Bd. 1. Leipzig. Voss. 1873. XLII. 613 S. — Bd. 2. ib. 1875. V. 694 S. Octav.

In vorliegendem Buch ist derjenige Theil von Herbart's Philosophie, den er selbst als Ausgangspunkt seiner philosophischen Thätigkeit bezeichnete, in erneuter Gestalt dargeboten. Wiefern neben der wohlausgestatteten Ausgabe seiner sämtlichen Werke von Hartenstein, bei demselben Verleger, eine separate der pädagogischen wünschenswerth erscheine, das sucht die Einleitung darzuthun aus der Eigenart von H.s Bildungsgang und dem daraus abgeleiteten Verhältniß seiner Specialschriften zu einander: weshalb denn hier nicht systematische, sondern chronologische Reihenfolge beliebt worden (welche indeß schon Hart. in tabellarischer Uebersicht am Schluß der Sämmtl. Werke gegeben) — als Neues aber hinzugebracht sind:

Kritische Vergleichenngen der ältesten und späteren Ausgaben, manche werthvolle Nachträge aus Briefen, endlich eine schätzbare Reliquie: Dissens »Anleitung die Odyssee mit Knaben zu lesen« vom J. 1809, welche laut Willm. 1, 570 anfänglich nicht mitgedruckt ward und späterhin äußerst selten geworden. — Willkommen wird die Herstellung der Chronologie erscheinen bei den Aphorismen, welche Hart. systematisch zu ordnen gut fand, und dadurch dem frischen Eindruck, den Aphoristisches vor dem Systematischen voraus zu haben pflegt, zuweilen Eintrag that. Die häufigen Einleitungen dagegen, die der neue Herausgeber noch mehr als der ältere den größeren Partien reichlich gespendet, möchte manch emsiger Leser gern entbehren, der etwa die Redaction der Hegel'schen Werke vorzüge wegen der massiven Originalität, die durch geburtshülfliche Randglossen leicht verdunkelt wird.

Es wird Herbart zum Verdienst gerechnet, gewisse Lücken des Hegel'schen Systems nicht als Gleichsinniger, sondern als fortschrittlicher Neuerer gefüllt zu haben, da der Mangel an systematischer Ethik und Psychologie desto fühlbarer wird, je verwegener die großgewachsene Speculation durch sporadische Berührung des ethischen Gebietes in Staat und Kirche zu wühlen begann. Wie weit vor und nach der kräftigen Reaction Trendelenburg's — Herbart's Arbeiten Erfolg gehabt, ist aus der Vergleichung seiner Bücher mit den Thatleistungen seiner Schüler schwierig zu berechnen. 1 aber in Ihm selber ein zweifelndes Schwan sich aussprach sowohl über die »zur vollsten Wissenschaft erhobene Pädagogik«\*)

\*) H. S. W. 11, 66. 240. — Anderswo sag'

über seine eignen Erziehungsresultate — wie die mathematische Psychologie nach seinem eignen Geständniß ohne thatsächlichen Erfahrungsgrund in die Luft gebaut war, weshalb denn sein enthusiastischer Schüler Benek e eben dies goldne Vließ des Meisters abwarf (B. Lehrb. d. Psych. 1833 S. XII) — wie trotz solcher Unzulänglichkeiten dennoch H.s Name auf den Schild erhoben ward von einer nicht verächtlichen Jüngerschaft: das mögen wir wie bei Pestalozzi, wohl eher seiner gemüthlich lehrhaften Persönlichkeit, Andre meinen: seiner schönen Darstellung zu gute rechnen, als dem Sachinhalt seines Systems, dessen Symbolum Realismus heißen sollte. Wiefern aber die Pädagogik ihn zur Psychologie führte, und dann wiederum die Psychologie Grundlage der Pädagogie ward: das ist nur so verständlich, daß H. gleichwie alle selbständigen Denker pflegen, an irgend einem Punkte des rastlos beweglichen Gedankenkreises Halt machte (clavum fixit!) je nach Schicksal oder Eigenwillen, um von dem befestigten Irgend ausgehend vor und rückwärts zu denken. Wie nun sein Fortgang — nicht mehr nach eigner Wahl, — auf die sonderliche Erfindung der Seelenmessung sich gewendet habe, darüber sprechen sich außer einzelnen brieflichen Aeußerungen mehr systematisch aus: die trefflichen Erläuterungen zu Pestalozzi's ABC der Anschauung (Hart. 11, 79. 89. 109 u. s. w.) — nirgend aber mit dem verkehrten Anspruch auf die alleinige Oberhoheit der »Mathematik als Ideal aller anderen Erkenntniß«, wozu sich ein

»Pädag. ist kein philos. System« — Willm. 1, XXXI — »muß und soll aber doch eine philos. Wissenschaft sein, weil der Mensch zur Tugend soll erzogen werden«. H. S. W. 11, 421, vgl. Willm. 2, 506.

begeisterter Anhänger H.s verstieg. — Dem gemeinen Verstande will es nicht einleuchten, wie man durch Algebra und Trigonometrie zur Psychometrie gelange. Wer ein wenig tiefer gräbt, dem wird etwa beim ersten Gange sichtbar, wie ein Wechselringen seelhafter Vorgänge in gleichsam wägbarer Symmetrie sich zuweilen erigne; den zweiten Gang durch künstliche Gränzlinien und selbstquälerische Dialektik der Widersprüche werden die Wenigsten fruchtbar finden und sich dafür erquicken am dritten, dem Ziel der Ausgleichung aller Seelenkräfte zu friedlichem Gleichgewicht, was auf pädagogischem Gebiet gedeutet wird als harmonische Bildung, wie sie nach Austoben der Sturm- und Drang-Leute Erziehungs-Ideal ward, und die auch in Herbart's »gleichschwebender Vielseitigkeit der Interessen« mit zu Grunde liegt. (H. S. W. 11, 433. Willm. 2, 365).

Hier begegnen wir einem Worte, das H. oft und gleichsam als Terminus gebraucht, wo Andere schwanken zwischen Theilnahme, Aufmerksamkeit, Liebe, Neigung; gern hätten wir jenes ganz entbehrt, da es zuweilen unrichtig für Liebe und Neigung gilt, anderswo auch für vornehm kalte Kenntnißnahme (Prinz X. interessiert sich für Bildung, zeigt Interesse am Theater) — in Norddeutschland aber nur zu sehr specifisch industriell verstanden wird. Da aber jenes Wort eine Rolle spielt, die mehr bedeuten soll, so erwartet man auch dessen Beschreibung: diese Erwartung wird getäuscht dem Capitel Begriff des Interesse« Will 1, 387), indem dort nur einige Seitenverwandt aufgezählt, auch die Spaltung in vielerlei Art tabellarisch verzeichnet, ein einheitlicher Begriff aber nicht erzielt wird. — Nebenbei war

vor mißbräuchlicher oder frühzeitiger Anwendung des sonst allgemein verständlichen Wortes Liebe, aus Furcht vor sentimentaler Weichheit ... anderswo heißt es freilich »Autorität und Liebe sind Hülfen der Regierung« (Willm. 1, 354) ... alle diese Hilfsarbeiten sollen dann den Unterbau der Pädagogik als Wissenschaft gründen helfen.

Ist es überhaupt der Sache, d. h. der Erziehungslehre nützlich und heilsam, nach dem hohen Range vollendeter Wissenschaft zu ringen, welche vom Ursprung zum Ziele mit unzerstückter Schlußfolgerung operirte, ohne auch den armen Leuten die nicht durch die Hallen der Schulweisheit gegangen, irgend eine saftige Frucht, ein aus der Weisheit in die Wirklichkeit hineinragendes darzubieten? — was wird dem Hungrigen aus der Wägung imponderabler Seelenströme, aus dem ängstlich unablässig *μυθῶν ἄγαν* läutenden Schulprincipien und Hausregeln? — Dieser Art Ehrenfragen dürfte man, nachdem von Kant bis Hegel die Begriffe von Wissenschaft und Philosophie so ziemlich im Gebrauch fixiert sind, einstweilig ruhen lassen wenigstens um der Schwachen willen, die sich durch hochklingende Worte selbst zu erhöhen meinen. Allerdings kann man allerlei Dinge philosophisch auffassen ohne sogleich Systeme zu construieren, wie das ja außer der Logik und Metaphysik allen übrigen Wissenschaften geschieht: daß sie nämlich fließende Aggregate sind und bleiben, ohne dadurch an Ehre\*) zu

\*) Hegel faßt u. a. die Engländer gemüthlich humoristisch an wegen liberaler Verschwendung hochklingender Worte, wonach es möglich ward zu reden von philosophical economy, oder gar the art of preserving the hair on philosophical principles. Encyc. d. Philos.

verlieren. Thaulow und Stoy verharren bei jener gefährlichen Nomenclatur; der letztere versichert sogar hoch und theuer (in s. Encyclop. der Päd. Leipz. 1861. vgl. d. Bl. 1862, 1966) sich »auf dem Gebiete der Wissenschaft« zu befinden, ungeachtet er selber die P. aggregativisch, nicht centralistisch definiert als »Inbegriff derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, ohne welche die richtige Erziehung unmöglich« sei. Wenn wirklich — was Stoy unverkennbar wünschte — dergleichen Bücher in die Hand einfacher seminarisch gebildeter Schulmeister gelangen, da können sie nur einen Hochmuth auffuttern, der taube Früchte trägt. Wer sich ernstlich mit so jenseitigen Ideen-Gebäuden befaßt, der wird alsbald inne, daß jedes Ding und jedes Wissen zwar dem Logos, der allgemeinen Vernunft eingeordnet ist, daher auch logisch behandelt werden kann; mit diesem ist jedoch in specie (in casu) wenig anzufangen, wenn nicht zum *Λόγος* ein *Λογίδιον* kommt, welches im Urlogos nicht enthalten, nicht ohne Hinzutreten neu eigenes Stoffes verstanden wird. Welche Irrungen hat unsre Zeit erlebt durch Vergessen des *Λογίδιον*, indem sie Algebra, Theologie, Politik, Natur und Geschichte — alles über denselben Leisten des einsamen, allerallgemeinsten Logos schlug, und nun erst meinte die Theologie verstanden und todtgemacht zu haben — und siehe, sie lebt: e pur si muove!

Richtig sagt daher Palmer in s. Evangel. Pädag. S. 92: »Die Pädagogik hat weder P

Ed. III § 7 n. Vgl. hiemit auch das vorzüglich al.  
»Metaphysik des Violinspiels«, welches H. S. W. 5, 2;  
aus einem französischen Buche anführt — ähnlich  
»Philosophie der Klangfarben« C. M. v. Webers,  
der man in der Romantik der zwanziger Jahre f<sup>1</sup>

noch Macht ein Princip aufzustellen; sie muß sich das Princip geben lassen und bekennen, von welcher sittlichen Lebensanschauung sie ausgeht, christlich oder heidnisch u. s. w. Die sittliche Grundlage, darin stimmen unsre besten Lehrer überein, soll das Princip sein, denn alles übrige Leiten und Lehren der Jugend bedeutet weniger Erziehung als Ueben, Unterrichten, Abrichten. — Also irgend ein sittliches Ideal aber »beileibe kein Bibelspruch ohne Weiteres!« warnt Stoy (a. O. 33) aus Furcht vor drohendem Pietismus. Doch scheint ein Spruch oft sprechender als manche stoische Definition, z. B. Fürchte Gott und halte seine Gebote — Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang — sollten solche Sätze nicht ebensowohl dem denkenden Erzieher zum Ausgang als dem Zögling zum Fortgang nützlich sein? Das ethische Ideal, wie es schon die Heiden ahnten, spricht unsre Offenbarung nach höherer Ordnung aus in dem Wort: Ihr sollt heilig sein, denn Ich bin heilig. Solcher Spruch dürfte sich als grundlegende Idee wohl eignen vermöge der Satzform, worin überhaupt Ideen zu erscheinen pflegen, gegenüber der Substantivform des Begriffes z. B. hier der Gottebenbildlichkeit, welche Carl v. Raumer richtig an die Spitze stellt. Dagegen die Bildsamkeit des Zöglings als Grundbegriff der Päd. hinstellen (Willm. 2, 506) klingt seltsam: wer würde die Bildsamkeit des Marmors Grundbegriff der Plastik nennen? — Man erräth wohl, was H. meint, vermißt aber die sonst übliche Schärfe der Bestimmung.

Daß aber die Idee der Erziehung auf ethischem Grund beruhe, weist wiederum auf ein Höheres zurück: die Quelle des Ethos.

Die sonst übliche Meinung, es stamme wie alle gute Gabe von Gott, von der Gotteskraft und Gottesverehrung, scheint bei H. wo nicht vergessen, doch verschoben, wenn er den Grund der Religion in Naturbetrachtung setzt, welcher dann erst die Ethik ausbildend hinzutrete: also gleichsam als Besserndes, vielleicht Primitives? — In wohlthätigem Selbst-Widerspruch gesteht jedoch H. ausdrücklich, seine Metaphysik werde ihm gleichsam entfremdet, wenn er sie auf den Gottesbegriff anwenden wolle: es sei mithin ein wissenschaftliches Gebäude der natürlichen Theologie unerreichbar.

Wir haben das Wort *Ethos* eingebürgert als Collectiv-Symbolum für die mannigfach mehrdeutigen Begriffe Sitte Gemüth Sittlichkeit, Güte Pflicht Recht Moral Tugend. — Dieses nun ordnet H. der praktischen Philosophie unter, deren Glied oder ebenbürtiger Bestandtheil die Aesthetik sei; zur ästhetischen Auffassung eigne sich nämlich das Wohlgefallen am Schönen, daher auch an der geordneten Wohlgestalt freier Willenshandlung (*καλοκαγαθία*), welches sich eben durch die Theilnahme des Gemüthes deutlich vom Recht unterscheide.

Die Darstellung der ethischen Kategorien im ersten Theil der praktischen Philosophie (H. S. W. Th. 8) vollzieht sich in scheinbar lose gereihten Aufsätzen, deren reicher Inhalt jedoch in steigendem Fortgang vom sittlichen Geschmack bis zur Analyse des Naturrechts und der Moral sich zu einem System zusammenfügt, das H.s ethische Ideen am vollständigsten darlegt, aber wiederum nur die Vorhalle des *Ethos*, nicht dessen Quelle aufthut. Der Pädagogik wird daselbst nicht gedacht während umgekehrt in dem »Umriss pädag. Vo



lesungen (Willm. 2, 512) die Ethik nicht grundlegend, sondern accidentiell erläuternd eingeführt wird. Richtig ist auch durch unsern Herausgeber an gehöriger Stelle eingeflochten, daß die Religion bei H. an wichtigen Stellen nicht fundamentale, sondern nur accessorische Bedeutung habe (Willm. 1, 291 n. am Ende).

Aus dem bisher Besprochenen bewährt sich H.'s eignes Wort, daß die Pädagogik mehr Kunst als Wissenschaft sei — welchem wir völlig beistimmen, um so mehr, als ein genügendes systematisches Werk weder von ihm selbst noch von seinen Schülern bisher geleistet ist. Versuchen wir nunmehr an den wichtigsten Abhandlungen den Kern und das Streitbare zu erkennen, um daraus auf den Einfluß seiner Lehren zu schließen.

Th. I enthält: 1. Aus H.'s Erzieherleben. — 3. 4. Pestalozzi, Gertrud. ABC der Anschauung. — 7. Aesthetische Darstellung der Welt. — 9. Allgemeine Pädagogik. — Th. II: 12. Pädagog. Seminar. — 13. 14. Schule und Leben. — 17—18. Gutachten u. s. w. — 19. 21. Idealismus — Psychologie zur Päd. — 24. Umriß päd. Vorlesungen.

I, 1 erzählt und betrachtet in Briefen an Freunde die dreijährige Laufbahn, welche H. entscheidend schien fürs ganze Leben — in freier gemüthlicher Art wohlthuend, doch mit Vorklängen der späteren kunstvoll verschränkten Sprache, wie sie dem wachsenden Inhalt nachwuchs. Merkwürth ist hier der frühe Eintritt der Vielseitigkeit des Interesses, des Wechselbezuges von Erziehung und Unterricht, der Herrschaft des sittlichen Gesetzes, endlich auch der beiden Eckpfeiler aller (höheren?) Bildung: Mathematik und Poesie. — I, 2 be-

spricht in einem Briefe an drei Frauen, Pestalozzi's Buch: »Wie Gertrud ihre Kinder lehrte« hauptsächlich um des wunderbaren Mannes Lehrweise nach ihrem inneren Werth darzulegen, wohl zu compliciert, doch werden sie das Wesentliche fühlen: die Anschauungslehre, die Bildung der Sinne, die geistige Erweckung durch das systemlose System des Lehrers, welches nicht durch Wissenschaft getragen und geboren ward, sondern durch hingebende Liebe. Das ist, was Pestalozzi über so viele Zeitgenossen erhebt, was den Kern seines Denkens und Handelns ausmacht: das naturgeistige Wunder der opfernden Liebe von der Mutter angeerbt und anerzogen, was dem weit höher begabten Rousseau ja schmerzlich mangelte. Darum stand Pestalozzi in solcher Achtung bei Gleich- und Ungleich-Gesinnten, und darum haben weit größere Lehrer, Meister und Philosophen sein kleines Königreich bewundert, wie schlecht es auch verwaltet, wie wenig es auch methodisch geordnet war. Und selbst Pädagogisches konnten sie sich aneignen aus seiner systemlosen Lehrart: die praktische Hinleitung auf das Wirkliche, Brauchbare, die Spannung der Seele auf einheitliche Gedankenreihen, und vieles Andere, was die gelehrte Pädagogik nicht lehren kann. Was P. persönlich eigen war, erscheint deshalb unnachahmlich. Man könnte es vielleicht Massenerwirkung nennen, doch unzutreffend: aber es tritt hier zuerst in Sicht, was H. und P. und somit ganze Systeme der Pädagogik gründlich scheidet: es ist der Gegensatz der privaten und öffentlichen, der individuellen und volksthümlichen Erziehung.

Herbart und Rousseau gehen aus von dem seltenen Glück, wo Einer Einen oder Vier

eine beschränkte Zahl Zöglinge zu leiten haben. Rousseau thut es idealiter, indem er sich einen gesundbegabten älternlosen Emil imaginirt, den er vom Schul-Alter bis ins Ehebett geleiten will; ein philosophischer Roman, der durch Geistesblitze mächtig erregt, als Lehrsystem aber schwerlich zu verwerthen ist. Herbart hat die kurze Laufbahn in glücklichen anständigen Verhältnissen so geführt, daß ihm die Größe und Verantwortung seines Berufes Last und Lust ward, dennoch aber der spätere gelehrte Ausbau der Pädagogik mißlang, woran ihn nicht die mikroskopische Casuistik seiner widersprüchlichen Spekulationen hinderte, sondern Anderes. Basedow nimmt die Sache realiter (was der Hamburger reell nennt), wünscht seiner Anstalt (nach Stoy wohl zu unterscheiden von Institut a. O. 240. 244) ordentliche Leute, Europäer mindestens, ja nicht Proletariergesindel oder gar Heiden, braucht viel Geld und richtet weniger aus als er möchte. — Pestalozzi zieht eine bunte Schaar verlassener Kinder an sich, um sie menschlich zu erheben aus dem Jammer eines zerrütteten Volkes, theilt seine Armuth mit den Armen, und leistet mehr als er meint, realiter und idealiter; zwar mit wechselndem Erfolg durch manche Höhen und Tiefen wankenden Schicksals, seiner Mängel wohlbewußt, aber bis ins hohe Alter die Ideale behauptend, die seinen Namen unsterblich machen.

Was ist nun der Wesens-Unterschied der privaten und öffentlichen Erziehung, den wir eben aus diesen Meistern erkennen lernen? Nackte Einheit und Mehrheit kann den Scheidegrund nicht bezeichnen: es wäre ja eine kleine Schule von zehn Kindern und ein gesegnetes Haus von zwölfen immer gleichweit ent-

fernt. Theilung der Arbeit als Grund der Trennung bezeichnen riecht nach Fabrik-Mechanik, ist negativ ersonnen und um so mehr zu verwerfen, als es schon zum allzeit willkommenen Nothnagel\*) verbraucht ist, während man eben so richtig deren positiven Inhalt als Collectiv-Arbeit herausheben könnte. — Wie wichtig die Frage selbst sei, erkennt schon der Römer Quintilian, und bespricht sie mit einer Liebe, die einem Anhauch des Christenthums ähnlich sieht (inst. or. 1, 2—3); ihm sind alle Vorzüge und Mängel beider Arten wohlbekannt, welche aus Einseitigkeit des Gemüthes und Mannigfaltigkeit der weltbeweglichen Anforderungen ganz natürlich entspringen; den Gegensatz beider hat weder Er noch unsere neueren Pädagogen so genügend dargestellt, wie er sich aus dem Zustand der Gesellschaft ergibt — und zwar nicht bloß unsrer civilisierten, sondern aller Zeiten soweit uns bewußt ist: wir meinen die Lebensalter und Geschlechter. — Daß die Kindheit für beide Geschlechter gleichmäßige (häusliche) Erziehung fordert ist ziemlich allgemein anerkannt; in der Folgezeit walten andere Einflüsse vor; das erste Alter ist allgemein menschlich, das andre zeitlich zeitgemäß oder weltlich männlich. — Um dies richtig zu schätzen, erinnere man sich der uralt biblischen Jahrwochen, welche die natürlichen Altersstufen bezeichnen, die im Grunde noch heute bestehen, wenn auch namentlich in der dritten Jahrwoche Schwan-

\*) Hat doch sogar der *σάτωρ παρθεύς* der Winiker herausgebracht, daß der Act der Zeugung nichts sei als Theilung der Arbeit! — Stoy sagt h getheilte und ungetheilte Erziehung (a. O. 226), nichts besser ist als jenes.

kungen eingetreten sind — geschichtliche, die wie alle psychischen Vorgänge, statistisch summirt und verglichen, niemals stetig mathematische Größen ergeben, sondern lebendig fluctuirende — nicht etwa nach Maaß der Breitengrade natürlich bestimmte; daher H.s willkürliche Spaltung der Lebensalter in 4—8jährigen Methoden (*»Umriss pädag. Vorlesungen«* 1844 Willm. 2, 598. Vierter Abschnitt) unhaltbar ist. — Naturgemäß soll die erste Jahrwoche — welche sich an dem überall gleichmäßigen Zahnwechsel im 7. Jahr bezeugt — vorzüglich in der Mutter Hut und Schirm verweilen und von ihr sinngeistig in göttlich und menschliches Wissen eingeführt werden, in Sprache, Zahl, Maaß, Glauben und Sitte. Die folgende Woche des 7—14 Jahres scheidet die Geschlechter oft bis zur Feindschaft; es erwacht Neugier, Thatlust, Selbstgefühl und Umblick in die Welt; die dritte Jahrwoche vollendet die Jugendreise, wo der Kampf von Natur und Geist sich ausspielt zum Heil oder Unheil — der Wendepunkt der Charakterbildung, die bei H. in den Vordergrund tritt als specifisch pädagogische Aufgabe. Die Behandlung der Kindheit tritt bei H. merklich zurück gegen die späteren weltgemäßen Interessen, während sie bei Pestalozzi, Beneke und Raumer besser zu ihrem Rechte kommt — vielleicht weil die wachsende Lebensblume sich dem speculativen Gelüste weniger willig zeigt? — denn die erste Erziehung ist der Mutter Amt und Ehre, ihr höchst verantwortliches Eigenthum, sinngeistig durchflochten mit dem ersten Unterricht, der jedoch noch nicht Mittelpunkt aller Thätigkeit wird.

Die häusliche Geschlossenheit wird durch-

brochen von Anspruch und Bedürfniß der Weltlichkeit, welche aushäusiges Wissen fordert, zu geben was das Haus nicht besitzt. Häuslich und Weltlich erscheint demnach als Wesensunterschied der scheinbar unzertrennlichen Gegensätze. Die beste häusliche Erziehung, worauf der Hauslehrerdienst H.s beschränkt war, kann im heutigen Weltstand den Mangel der öffentlichen nicht ersetzen, vornämlich beim männlichen Geschlecht; der Gegensatz der Geschlechter ist hier mehr zu erwägen als dem Zeitgeist geläufig ist. Dem Manne gebührt die Weltbeweglichkeit, obgleich ihm einsamere Persönlichkeit, entschiednere Individualität gegeben ist: um diesen Widerstreit zu überwinden, muß er in strengerer Disciplin allgemeiner Massenwirkung erzogen werden, was seine Kraft eher erhöht als zerbricht; daß diese Zucht dem Charakter nicht schadet, ist sichtbar am wohlgeschulten Heere, wo jedermann neben dem starren Gehorsam doch sein redlich Theil Eigensinn bewahren kann. — Wie Mann und Weib sinngeistig gegensätzlich gestaltet sind, davon wissen die Maler zu erzählen. Denn des Weibes Natur ist mehr typisch als individuell gestaltet; ihre Persönlichkeit ist nicht niedriger an Muth, Verstand und Lebenskraft, aber mehr erhaltend, vermittelnd zum allgemeinen Guten hingewandt als zur idealen Selbstschöpfung: hoch über dem Manne steht ihre hingebende Liebe, die eben das Individuelle sucht, liebt und hegt. Deshalb ist des Weibes Lebensgang einfacher, seine Natur früher vollendet als die männliche, ihre Erziehung und Disciplin leichter zu führen, weniger specifischer Schulung bedürftig. — Wie kommt es doch, daß H. und Rousseau nur von Männerziehung reden? vielleicht giebt Goeth

Erziehungs-Staat im Wilhelm Meister darauf Antwort . . . freilich negative! — Raumer — der ohne fachgelehrte Prätension die Sache philosophischer ergründet als viele andere, hat die Weiblichkeit in ihrer Hoheit erkannt, indem er ihr Theil giebt an allen geistigen Gütern, soweit sie den heiligen Bezirk des häuslichen Heerdes nicht schädigen; darum verwirft er die Pensionate, Anstalten und Institute, die in Oeffentlichkeit prangen mit Schul-Actus, Censuren und Prämien; was würde er sagen, wenn er die jüngsten staatsbühlichen Lehrerinnen-Seminare gesehen hätte mit Abiturienten-Examen in allen Lehrfächern, sogar theoretischer Pädagogik! Wir wünschen von der Schule der Zukunft nicht Bloomers, sondern deutsche Hausfrauen, so ist beiden Geschlechtern geholfen.

Wie diese »Geschlechtsfrage«, so ist auch das »Altersklassen-Problem« nach Verhältniß des »Natur-Realismus« bei H. nicht so erschöpft wie die mikroskopische Psychologie zu fordern scheint. Es befinden sich in Willm. 2, 15—18 verschiedene Gutachten, die insbesondere die Altersklassen, verknüpft mit Berufsklassen zum Inhalt haben. Vornämlich das durch Reg.-Rath Graff angeregte Capitel von Umwandlung des Classensystems, worin die Schwächen unserer Gymnasien Hauptschulen und kleinen (Kinder- und Volks-)Schulen scharf beleuchtet werden, dies hat H. veranlaßt, seine Pädagogie mehr zu individualisieren als in der öffentlichen Schularbeit möglich scheint. Die innere Gliederung unserer Gymnasien und Hauptschulen und höheren Bürgerschulen — sollte doch für mittlere Verhältnisse genügen, ohne die neu erfundenen Elementarclassen der Gymnasien, die die Volksschule schädigen und dem Gymnasium wenig

nutzen, gewaltsam einzuführen; wo in Großstädten die Uebersahl der Lehrbedürftigen es fordert, ergeben sich von selbst mancherlei Nebenclassen — wohl zum Vortheil der Schüler und Lehrer, aber zu wachsender Schwierigkeit der Gesamt-Regierung in Schulplan und Sittenordnung. Wir brauchen nicht schon hier den alten Particularismus der Mannigfaltigkeit, die dem deutschen Geiste so heilsam gewesen, zu Hülfe zu rufen, wenn wir im Ganzen kleinere Classen bis höchstens 30—40, und Gymnasien von höchstens 300 Schülern förderlich achten; nur möchten wir erinnern, daß der Kampf des Individualismus mit dem Cäsarismus, dessen H. nicht offenbar, aber im Verlauf der Verhandlung mehrmal durchscheinend erwähnt (z. B. H. S. W. 11, 500), einer gründlicheren Erwägung bedürftiger sei als manche untergeordnete Psychologeme. Die Forderung, der jugendlichen Individualität zu schonen, unsern starkknochigen Ahnen fast unbekannt, tritt in der modernen Erziehungslehre so anmaßlich hervor, daß alle Theile darunter leiden würden, wenn nicht Leichtsinns und Trägheit der Ausführenden ihr die Spitze abbrächen. Die Mentor-artige Beobachtung der Zöglinge, das Grübeln und Bosseln an Leib und Seele, die mehr als väterliche Fürsorge für richtige Berufswahl: dergleichen ist den Engländern weder in Haus noch Schule geläufig; und es erwachsen doch tüchtige Charaktere aus den äußerlich scharf disciplinirten, innerlich unbändigen Jungen der gar mancherlei Schulen. Das können wir ihnen nicht nachmachen, aber wenigstens zu Herzen nehmen wie Wiese erzählt: daß dort nicht jeder Lehrer wie anderswo darnach trachte, sein eigen lieb Ebenbild dem Zögling einzuimpfen. — Wie



sich nun aber die Achtung der Persönlichkeit ausgleichen mit der Zucht, die väterliche Sorge mit Abwehr der Tyrannei? — Nicht anders als sonst der Weltlauf thut und das Wohlwollen, deren gelegentlichen Widerstreit H. ausgleicht durch das zarte Wort Takt — ein vermittelndes Wort, das aus der ganzen Lehr- und Denkweise H.s hervorgeht vermöge der ihm inwohnenden gleichschwebenden Temperatur, welche erst durch vereinte Ansicht des Charakters, des Ethos, der Gesellschaft, des mechanischen Gleichgewichts verständlich wird.

Charakter, insonderheit Charakterbildung ist ein Wort vermeintlich ethischen Inhalts, welches wir zu allgemeinem Verstande lieber mit Sittlicher Erziehung vertauschen möchten. Es giebt gute und böse, feste und schwankende Charaktere; doch hat, wie leider so oft, die emphatische Prägnanz latinistisch französischer Schreibart viele Deutsche vorführt, ein unnatürliches Specificum, ein schillerndes Lob daraus zu schmieden\*). Nun freilich nennt man

\*) H. Heine's »Kein Talent, doch ein Charakter« ist bekannt. Cet homme est un caractère — est un principe — est l'incarnation d'une idée — sogar l'homme principe mußte sich Graf Chambord schelten lassen. — Ähnliche Declamir-Worte sind noch neuerlich in Paris hoffähig geworden, z. B. Action — Événement — und wir mußten die Narrheit nachahmen: »Goethes größte That ist der Faust ... Lessings Auftreten war ein Ereigniß« — ebenso: der erste Auftritt der Signora X. war ein Ereigniß, l'événement du jour. — Vgl. lat. facinus. fatum. fatalis. Dergleichen sind der deutschen Art eigentlich fremd, aber heutzutage Futter und Häcksel geworden für den magern Pegasus des Schriftgelehrten. Daß leider H. verwandte Sprachgebilde nicht scheut, erhellt aus der zweiten Vorlesung über P. (Willm. 1, 241): »Denken Sie sich einen Mann von Charakter — bei dem das Moralische — so weit gediehen ist, daß er den Na-

Cromwell, Napoleon, Danton, Bismarck, gleichermaßen Charaktere, ohne damit ein sittliches Lob auszusprechen, es sei denn dieses, daß sie gleich anderen Charakteren zwar berechenbar scheinen, aber nicht sind, da sie gern ihre eignen Wege gehen ohne andre drum zu fragen. Es ist mit dem Worte gemeint the man of principles, welcher ebensowohl rechts als links gestaltet sein mag, aber im sittlichen Gange an Gewohnheiten festhält: Gewohnheit aber ist mehr physischer als ethischer Natur; die Seele leidet Gewohnheit, der Geist nicht. Was soll also dies schillernde Lobeswort in der Pädagogik aussagen? Nach unsrer Schul- und Lebens-Erfahrung bildet sich der Charakter mit und ohne Hofmeister gewöhnlich am Anfang der dritten Jahrwoche, die zwischen Kindheit und Mannheit gestellt ihren Ansatzpunkt bezeugt in der Befestigung der Physiognomie, die das kindliche Wachs krystallisiert in »geprägte Form die lebend sich entwickelt«.

Man zieht hier gern die Lehre von den Temperamenten mit hinzu, weil sie oft Hintergrund der Charaktere scheinen, obwohl sie offenbar noch weiter vom Ethischen entfernt, rein leibliche Begleiter, kaum Werkzeuge desselben sind. Sie werden von Hb. in den Briefen über »Anwendung der Psychologie auf Pädagogie« (1831. Willm. 2, 314) transitorisch erwähnt in Bildnissen nach Labruyeres Weise; etwas ausführlicher im Lehrb. der Psychol. § 132, aber mit überwiegend ethischer Auffassung die nicht im Wesen der Temperamente

men Charakter mit Recht verdient«, vgl. Willm. 1, 457. In verbis ne simus faciles, muß der Lektiker sagen.

gründet ist. Die eigentliche Naturbedeutung ist in der uralten Viertheilung Galen's nicht nur faßlicher, sondern auch philosophischer, nämlich als Gegensätze von Gewicht und Bewegung des Blutes || schwer — leicht = melanch. — sanguin. || träge — schnell = phlegm. — cholerisch || welche darum von Bedeutung sind, weil sie das ganze Leben (fast) unverändert begleiten, weniger wandelbar sind als Charaktere und alles Reinsittliche; auch darum, weil sie rechtwinklig kreuzende Gegensätze sind, nicht schräge schielende unendlich annähernde; denn der Sprachgebrauch schon bezeugt, daß man niemals sagt, weil man nicht denken kann: cholerisch phlegmatisch — so wenig als Süd-Nord, wohl aber: cholerisch sanguinisch wie Süd-West, Süd-Ost u. s. w.

Ungern vermissen wir in H. psychologischen und ethischen Werken eine nähere Betrachtung der Leidenschaften, welche doch auch der Erziehung von Gewicht wäre, nicht allein zur Theorie von Gut und Bösem, sondern weit mehr in praktisch-ästhetischer Ansicht. Eben dies letzte wäre von weltgeschichtlicher Seite wohl ins Auge zu fassen, wie denn Hegel geeigneten Ortes sich der noblen Passionen annimmt, der Gewalt des Genius, der mit unbändiger Kraft bis in den Tod Einem einzigen Ziele nachringt, der *ἡσυχία πάλαι* der maßvollen Griechen. — Dergleichen gehört nun zwar der Pädagogik nicht eigentlich an: aber die rechts und links gleichschwebende Temperatur vielseitiger Interessen für das richtige Mittel zu achten ist leicht aus in die falsche Idee des Musterhabens, dieser Gliederpuppe ohne Liebe und Lorn; wir haben nur eine Rechnung mit entgegengesetzten Größen, gleichwie Aristot. Eth.

Nic. 2, 6. 7 die Tugend als Mittel der Gegensätze — μέσον μεταξύ τῶν ἀκρῶν — darstellt, z. B. zwischen Geiz und Verschwendung u. s. w. Unsre germanische Art würde sich übel dabei fühlen; dem antiken μηδὲν ἄγαν entgegen singen unsre deutschen (und englischen) Dichter von übermüeten recken, überküenen helden — mit freudigem Stolz am Ueberschwang der Natur; dieses aber nicht unsittlich verstanden, sondern als Bild der Tiefe der Persönlichkeit von einseitigem, nicht viel- und allseitigen Interesse. Wir lassen nicht jeden rasenden Ajax im Gedichte sogleich zu Grunde gehen und halten es mit Hamann: Nichts Großes in der Welt ist ohne Leidenschaft zuwege gebracht. — Diese Tiefe der Persönlichkeit kann freilich keine Erziehung schaffen, aber wohl lenken und ausbilden.

Nachdem uns im Vorigen Material und Werkzeug der Erziehung leitend und geleitet aus psychologischer Ethik vorgestellt sind, geziemt sich, den letzten Gründen des Ethos nachzuspüren, wiefern sie aus dem ewigen Unwandelbaren hervorgehen, oder welche Heimath sie sonst haben mögen von übermenschlichem Werth; dieses aber nicht in einseitigem Bezug der Erziehung, sondern der ganzen Weltschau. Gedenken wir nun der alten, uns noch heut beherrschenden Gliederung alles Wißbaren in Logos Physis Ethos: so ist kein Zweifel, wohin die Erziehung gehöre, da sie nicht ein selbständiges außer jenen dreien sein will, und zu dem nur einen Theil der Menschheit angeht. H. hat den ethischen Kern der Erziehung anerkannt, aber durch die ästhetische Auffassung etwas ins Physische hinein temper was nach seiner geistvollen Erläuterung an

wohl annehmbar aber insofern ungenügend ist, weil es nicht ausreicht, Gut und Böse, somit auch Gnade und Vergeltung, Liebe und Gerechtigkeit an die richtige Stelle zu bringen: ob sie dem ewigen Grunde entsprossen oder etwa menschliche Syllogismen sind. Hierin ist sein begeisterter Schüler Beneke tiefer vorgedrungen, der in s. Erziehungslehre (Ed. II. 1842. 1, 513 f.) die Anfänge der Erziehung sogleich ins Gebiet des Heiligen versetzt, und auch sonst durchgehends die ethischen Lehren auf religiösem, d. h. gläubigem Grunde aufbaut. Leider hat H. diesen getreuen Schüler gering geachtet, und sein tiefes Gemüth, das manche Mängel des Lehrers auszugleichen suchte und in vielen Stücken den Meister übertrifft — geringschätzig behandelt als dilettantisch popularisierende Allerweltsweisheit H. S. W. 12, 628 = Willm. 2, 226. Es ist zu bedauern, daß H. eben so wenig als Hegel, die Philosophie bis an die letzten entlegenen Gründe fortgeführt hat, um sein System zu vollenden; denn weder die Psychologie noch Metaphysik sind Ersatz für den Mangel systematischer Ethik und Religionsphilosophie (Theosophie), und darum bleibt sein gesamtes Wirken als erfülltes maßgebendes System unvollendet.

Von Ethischem Inhalt im Allgemeinen handeln ferner die Aufsätze in der Allg. Praktischen Philosophie und in der Allg. Pädagogik:  
»Vom sittlichen Geschmack — von der inneren Einheit — Vollkommenheit, Wohlwollen, Moral, Licht, Tugend — Schranken des Menschen — Gesellschaft — Sittlichkeit« u. s. w. und behandeln sie dergestalt, daß wir uns im sittlichen Gebiet heimisch fühlen, ohne jedoch in Grund zu fahren: es ist immer nur Vor-

halle, nicht Quelle, wenn wir selbst im »Begriff der Sittlichkeit« (Willm. 1, 462) nur ein Instrument zur Charakterbildung erkennen sollen, nicht als das Obere, sondern als niederes Dienendes: nämlich als die »Censurgewalt«, die wiederum einem Höheren dienstbar sei; welchem aber? der praktischen Philosophie, und zwar dem Theile derselben, der der ästhetischen Darstellung der Welt angehöre (W. 1, 271—279). Es wird an den angeführten Stellen mit ängstlicher Casuistik eine Reihe von Abstractionen, zuweilen mit Allegorien geschmückt mehr verdunkelt als erläutert, und zwar mit solchem Ergebnis, daß wir Arten und Verhältnisse — Methode der Beziehungen — kennen lernen, statt Begriff, Idee, Ursprung und Ziel.

Was ist Ursprung und Ziel des Guten? Wem zu Liebe bin ich gut oder wünsche es zu sein und haben, und nenne es besser als das Böse? Was ist Gut und Böse, wo beginnt's, wo erfüllt sich's? Diese Grundfragen aller Ethik hat H. umgangen, während sie doch von Alters her mannigfach reizend angeregt und geprüft worden und im System doch irgend eine Stelle haben müßten, sei es auch nur um der Tagesfragen willen: nach Utilitarismus oder Idealismus, zeitlicher oder ewiger Bedeutung — deren H. sich sonst eifrig annimmt. Hier hat Schopenhauer, der arme Vater des ärmeren E. v. Hartmann, — doch das Licht in der Finsterniß das den blöden Augen vieler Männer der Zeit verloren, richtig erkannt, indem er die unnünftigen Weltanschauungen des Materialis. Mechanismus und Pantheismus verwerfend Theismus, d. h. die Lehre vom vernünftigen persönlichen Gott, allein fähig und genügend, um Ethos zu haben, Ethisches --

gründen — zwar mindert er sein gutes Wort durch den heidnischen Beisatz »es brauche grade nicht Monotheismus zu sein« — aber seine irrende Seele war hier doch auf richtigerem Wege als die thörichten Anbeter, die nur die Irrsalse ihres Idols gierig eingeschluckt haben. — Wenn H. selber eingesteht, daß ihm seine Metaphysik nicht zur Vollendung der Naturtheologie ausreiche: warum geht er nicht schnurstracks ebendorthin, wo er die Kinder frühe, d. h. ohne Metaphysik und Definition ansiedeln und einheimeln will? da er den Pantheismus verwerfend die Heilige Liebe — nicht dialektisch, doch gläubig — anerkennt? da er das leere Absolute, die stupende Unendlichkeit nicht als Nahrungsmittel des Gedankens noch als Inbegriff der Weltschau verbraucht, um es wie David Strauß mit hohlem herzlosen Staunen anzubeten? da er endlich zum Heil der gesunden Vernunft Hegel's productive Selbstbewegung der Begriffe verdammt?

Die Religion, nur pädagogisch betrachtet in dem »Umriß pädag. Vorlesungen« (III. Theil cap. 1. Willm. 2, 611) ist von geringem Inhalt bis auf den Edelstein § 236, wo ihre Anfänge in der Pietät des Hauses (Familiengefühl) begründet werden. Die didaktische gemüthliche Darstellung H. S. W. 11, 385 von Zeit, Ort und Vortrag dieses Unterrichts ist wenigstens nicht störend, wenn sie auch — methodisch und systematisch — nicht so ausgiebig ist wie dasselbe Thema bei Raumer, oder das trefflich schöne Büchlein Schüren's des Ungelehrten: »Religionsunterricht in Volksschulen«. — Wie es mit den übrigen Gebieten derselben Kategorie bewandt ist, haben wir nicht Anlaß zu urtheilen; nur das Verhältniß von Gesellschaft und

Staat (H. S. W. 8, 127—143) muß näher angesehen werden, da es eben ein modernes Thema ist, welches die Fundamente der Ethik berührt, und alte Wunden aufreißt, die man wo nicht geheilt, doch längst verschmerzt glaubte: es ist der Kampf des Nominalismus und Realismus, der zuerst durch Aristoteles berührt und bearbeitet, später in die geheimsten Kammern der Weltweisheit sich einnistete — eigentlich uralt und neu zugleich, weil er unser Denken und Reden überall durchzieht, ja der niedrigsten und höchsten Sprache eingefleischt ist. Man möchte den Wesens-Unterschied von Mensch, Menschheit, Gattung, Gesellschaft u. dgl. wissen, man fordert oder verneint die Definition: ob nämlich die Collectiv-Wörter Namen oder wirklich Dinge bedeuten, Nomina — Res. — Sind wir zwar des gewiß, daß niemand mit Augen die Gattung Menschheit schauen kann, mithin das Wort ein Name sei, nicht Ding bedeute: so treten doch bei gewissen Ereignissen Fälle ein, wo man zweifelt an der Sache oder ihrem Werth, ihrem Mehr und Minder. Ein Kriegsheer kann man als Ganzes anschauen, doch kann es noch ein Heer heißen bei ziemlichem Menschenverlust, wann hört es auf ein Heer zu heißen? (Sorites); den Staat kann niemand sehen, wohl aber fühlt man seine Macht und fragt: Bin Ich des Staates willen da oder umgekehrt? Gerichte und Consistorien gelten für moralische Personen, sind aber Collectiva ohne mehr Ichheit als sonst ein Menschenhaufe: wie kann man nun solches Nicht-Ich (persönlich) beleidigen? — Hiernach kann man Gesellschaft nur als Sammelwort verstehen, und hat darin nichts zu suchen als irgend eine Mehrheit; was darüber ist kann nur aus Pr



dicaten abgeleitet werden, nicht aus dem Begriffe; die Bestimmung des Zweckes, eine ethische, ist ein Prädicat, durch H. hinzugefügt, um aus der gemeinsamen Wirkung verschiedener Interessen den Staat zu construieren — »Welchen Zweck? in der beseelten Gesellschaft wissen es die Ideen, die den Zweck setzen, den niemand ohne zu mißfallen weigern kann« (H. a. O. 128).

Diese seltsame Deduction hat etwas von der vorhin besprochenen emphatischen Weise, worin Frankreich an der Spitze geht. Guizot nimmt auch *société* in ähnlichem Sinn eines philosophisch verblühten Begriffes; einiger Grund scheint darin vorhanden, daß in Frankreich eben die Gesellung mannigfaltiger\*), vielleicht blumenreicher ist: einen terminus technicus hegt die pariser Sprache in der vornehmen Anwendung: ob der und der zur *société*\*\*) gehöre, oder zum *demi monde*. Will man nun den flattrigen Begriff mehr Ehre gönnen als die nackte Numeration disciplinierter Massen oder die beseelte Actien-Interessen-Gesellschaft zuwege bringt, so wird man historisch und poetisch sicherer gehen, wenn man aus der Ethik diese Art Benennung ganz eliminiert und statt dessen der ältesten Ueberlieferung folgt, welche von der Einheit der ersten Ehe beginnend die wachsende Gesellschaft entwickelt in: Haus, Sippe, Horde, Stamm, Volk (Clan. — *ἄγῃοι* und *ἄγῃος* — Familia Gens Tribus Populus ...), welchen Naturgebil-

\*) Im Französischen befinden sich u. a. verba re-exiva mit *s'entre* ... tenir — aïder — aimer — choquer — souffrir u. s. w. wohl zehnmal so viel als im Deutschen.

\*\*) Wiederum dem verhaßten Welschen nachgeäfft agt der deutsche Metropolit beim Anblick des Provinzialen mitleidig gnädig »s ist keine Race darin«.

den begleitend und nachfolgend die ethischen leichter definirbaren: Gilde, Genossenschaft, Stand, Reich und Staat auch vorhanden sind, und mit gleichem Rechte wie alle übrigen dem inhaltleeren Abstractum »Gesellschaft« logisch angereiht werden können ohne irgend begrifflichen Gewinn, und insoweit ungefährlich. Wird nun aber die Entstehung des Staates aus der Anschichtung einer »Menge kleiner und verschiedener Gesellungen« beschrieben (a. a. O. 130), so sind wir nicht weit von Rousseaus *contrat social*, während die heilige und weltliche Geschichte im Gegentheil zu der Erkenntniß führt, daß nicht aus numerischer Anschichtung noch aus absichtlich politischen Ideen, sondern aus der natürlichen Verzweigung — Progenitur — des Urstammes sich über der ältesten sichtbaren Einheit eine jüngere unsichtbare Einheit des Collectiv-Ganzen erhebt, welche dann die erblich geheiligte Sitte befestigt zum Rechtsgesetz, also nicht umgekehrt ein bereits vorhandener Staat zur Sicherheit seiner Macht das *corpus juris* erfindet. Mit andern Worten: mit dem Wachsthum höherer Einheiten erwächst das Bedürfniß des Rechtes als Schutz und Schirm vorhandener Sitte: selbst herzlos, ohne Mitgefühl muß es dienen als Damm und Mauer des Schatzhauses, als Panzer wider die Feindschaft der Abtrünnigen in und außer dem Stammvolk: Das ist die Zwangsgewalt des objectiv ethischen Collectiv-Körpers über der subjectiven Verwilderung.

Sollten wir H.'s Sinn nicht völlig verstand haben, so mag sein jeweiliges Schwanken zwischen historischer und speculativer Darstellur uns geirrt haben an dieser Stelle wie an mancher andern z. B. der auffälligen Wendung b

züglich der Classen-Unterschiede der Zöglinge, wo die Religion in parenthesi den Meinungen beigesellt wird (Willm. 2, 665 n. 124 vgl. H. S. W. 11, 404) — was uns jedoch eher als flüchtige Randglosse erscheint, nicht aber als wolle H. eben hier Glauben und Wissen gleichwie Plato *δόξα* und *ἐπιστήμη* gegenüber stellen. — Daß unsre Zweifel am Verständniß nicht unbegründet sind, entnehmen wir auch aus der Lehre vom »Begriff der Gesellschaft« (Allgem. Prakt. Phil. Buch 2 Cap. 5, 6) und aus der Klage über die Dunkelheit der Allg. Pädag. H.s von unserem Herausgeber Willmann selbst. Zu diesen Dunkelheiten gehören auch jene Allegorien, die mehr Hegelisch klingen als H. selbst wünschen mochte, z. B. die Ideen wissen es — — die Idee, träte sie redend auf, würde Frieden stiften, dergleichen Plato im Phädon allerdings sogar den *νόμοις* andichtet, aber freilich auf anderem Felde und zu anderem als speculativem Zwecke.

Was H.'s Schüler zur Aufklärung und Fortbildung seiner Lehre geleistet, würden wir kürzlich dahin zusammenfassen: Drobisch und Wittstein haben vorzüglich die mathematisch psychologischen Untersuchungen dem Ziele näher zu bringen gesucht; Mager hat die Pädagogie mehr praktisch als theoretisch angefaßt, anfangs mehr im Hegel'schen, später im Herbartischen Sinne. Von den jüngeren ist auszuzeichnen Th. Waitz, dessen »Allg. Päd.« 1852 nicht nur H.'s Ideen klarer und faßlicher darbringt, und daneben manches Fehlsame des Meisters theils berichtigt, theils stillschweigend beseitigt, sondern auch die bis dahin vermißte Systematik soweit sie überhaupt möglich und nützlich ist, wirklich durchführt. Wenn wir ihn so als den

gültigsten Interpreten H.'s auf diesem Gebiete erkennen, so müssen wir doch wiederum bedauern, daß zum wissenschaftlichen Gebäude der Abschluß fehlt, indem Quelle und Ziel des Ethos nicht klar genug heraustreten. Waitz entschuldigt dies selbst in Vorrede und Text durch die mehr der allgemeinen Bildung als der Fachgelehrsamkeit zugewandte Tendenz: er zeigt, daß Pädagogik nicht Kunstlehre der Ethik sei, aber auf ethischen Grundlagen sich bewege; daß die Psychologie Hilfswissenschaft, nicht aber Quelle der Pädagogik sei; daß die Pädagogik somit strenge Wissenschaft heißen könne nur insofern sie den Zweck der Erziehung aus dem Allgemeinen nachweise — woraus dann weiter sich ergebe, daß eine allgemeine Pädagogik unmöglich (S. 10. 11) und die Forderung rein begrifflicher Construction unerfüllbar sei, weil man nirgend den allgemeinen Menschen, sondern überall nur wirklich national und individuell verschiedene Menschen in Erzieher und Erzogenen vor Augen habe; jeder Versuch zur vermeinten Allgemeinheit könne nur zu hohlen Idealen führen. Die vernünftige Erziehungslehre werde demnach diejenige sein, die sich mit Begriff, Zweck und Mittel befasse und diese Art Lehre in allgemein verständlicher Sprache darbringe. Goldne Worte für Wissende und Unwissende! damit jene nicht fürder vertrackte esoterische Philosopheme vorbringen, die den Unwissenden nur Worte, Worte! — sind um sich zu brüsten mit hochklingenden Fremdwörtern — dergleichen man von eitlen Trivialehrern hören muß, wenn sie den Geistlichen verschmähen trotz der besten Katechisation weil er — nicht »pädagogisch« genug verfal

— Daß aber selbst eine gewisse Erfüllung der Erziehungslehre annähernd möglich ist, zeigen Beneke und Raumer, der erstere in der Erziehungslehre und Psychologie, der andre in der geist- und gemüthvollen Geschichtserzählung.

Nach solchen Meistern viel Neues, Wirk-sames zu bringen, scheint heute weder Bedürf-niß noch Fähigkeit zu sein; der größte Theil der pädagogischen System-Bücher zeigen Ver-armung, kürzere Brochuren über Specialfächer sind manche gelungene und brauchbare. Im Ganzen scheint man bei obwaltender Superfö-tation der Sache längst müde, behilft sich mit Praxis, Tact, Zucht und persönlichem Eifer, und wie es scheint sehnt sich aus der Mikrologie heraus nach dem Mikrokosmos.

E. Krüger.

Central-Afrika und die neueren Expeditionen zu seiner Erforschung. Vortrag gehalten von Dr. Josef Chavanne. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben's Verlag 1876. 64 S. 8°. (Sam-mlung gemeinnütziger populär-wissenschaftlicher Vorträge. 6. Heft).

Das vorliegende Heft dieser Sammlung bringt wieder eine ebenso anerkennenswürdige geogra-phische Abhandlung wie die von uns in diesen Bl. (S. 1212 f.) angezeigte von Weyprecht, mit welcher diese Sammlung gemeinnütziger Vorträge eröffnet wurde. Unser Verf. kommt damit in der That einem wirklichen Bedürfnisse aller Der-

jenigen entgegen, deren Interesse vorzüglich durch die von Stanley über die neuen Entdeckungen Livingstone's mitgebrachten Nachrichten auf die Geographie des Innern von Afrika und insbesondere auf die Nilquellen-Region gelenkt und durch die großen seitdem zur Verfolgung jener Entdeckungen ausgerüsteten und zum Theil schon glücklich durchgeführten Expeditionen rege gehalten worden, die aber nicht in der Lage sind, die darüber bereits sehr umfangreich gewordene Litteratur im Einzelnen zu verfolgen und sich eine klare Anschauung davon zu verschaffen, was durch die bisherigen Expeditionen für die Kunde Central-Afrika's gewonnen und was zu dessen Erforschung noch zu thun übrig bleibt. In richtigem Verständniß seiner Aufgabe, knüpft der Verfasser an die ältesten Nachrichten an, welche uns besonders durch Ptolomaeus über die Region der Nilquellen aufbewahrt worden, erwähnt darauf kurz, was an weiterer Kunde darüber im Mittelalter hinzugekommen und verfolgt dann von Mungo Park an alle erwähnenswerthen Versuche in das unbekannte Innere des abgeschlossensten aller Erdtheile einzudringen nicht allein auf Grund einer sehr umfassenden Kenntniß aller darüber vorhandenen Nachrichten, sondern mit so richtigem Verständniß der geographischen Fragen, daß das was von dieser ausgedehntesten terra incognita der Erde in neuerer Zeit allmählich enthüllt worden, dem Leser klar vor Augen tritt. Man braucht aber nicht weit zu lesen, um zu erkennen, daß die Studien, die der Verf. seinem Gegenstande gewidmet, nicht bloß zum Zwecke eines populären Vortrags angestellt worden und in der That denn auch der Verf. dieselben schon and-

zu einer mehr wissenschaftlich gehaltenen Arbeit verwerthet, welche unter dem Titel: »Central-Afrika nach dem gegenwärtigen Stande der geographischen Kenntnisse« im diesjährigen Septemberheft der Mittheilungen der kais. königl. Geographischen Gesellschaft in Wien abgedruckt ist und einen sehr wichtigen Beitrag zur Geographie von Afrika bildet. Und in Wirklichkeit ist denn auch der vorliegende Vortrag nur eine Wiederholung dieser Abhandlung mit Hinweglassung der Noten und Citate und derjenigen Partien, welche mehr den Charakter wissenschaftlicher Discussionen über noch nicht abgeschlossene geographische Fragen tragen. Es ist gewiß mit Dank anzuerkennen, daß der Verf. durch diesen Vortrag nun die Früchte seiner Arbeit auch dem größeren gebildeten Publicum vorgelegt hat, für den Druck des Vortrags wäre es aber wohl wünschenswerth gewesen, daß der Verf. expreß auf jene Abhandlung verwiesen hätte, schon um diejenigen seiner Leser, welche den interessanten Gegenstand noch weiter verfolgen und über Einzelnes sich noch genauer unterrichten möchten, dazu den Weg zu zeigen. Denn dazu eignet sich jene Abhandlung ganz vorzüglich, sie bildet ohne Frage einen sicheren Führer auch zum weiteren wissenschaftlichen Studium des behandelten Gegenstandes und wird auch von den Geographen von Fach als ein dazu nicht zu entbehrendes Hülfsmittel mit aufrichtigem Dank entgegengenommen werden müssen. Dies mag hinreichen, diese kleine Schrift allgemein zu empfehlen, wie dies hier nur unsere Absicht sein konnte, da eine eingehendere Analyse derselben viel zu weit führen würde. Dem Verf. möchten wir aber noch den Wunsch ausdrücken, dem mit so großem Fleiße und Geschick behandelten Gegenstande auch ferner seine Studien zuzuwenden und dabei auch noch mehr seine Aufmerksamkeit auf die ältesten Nachrichten über die Nilquellen und besonders die von Ptolomaeus und Strabo, oder vielmehr Eratosthenes zu

richten, wie sie von v. Klöden in seinem, wie es scheint dem Verf. entgangenen wichtigen Buche: »Das Stromsystem des Oberen Nil u. s. w. (Berlin 1856. mit Atlas) dargelegt worden, welches, obgleich vor den Entdeckungen von Speke, Burton, Grant und Baker geschrieben, doch für die Nilquellen-Frage noch immer von Wichtigkeit ist, indem dies große geographische Problem doch, wenn man den Begriff der Quellen eines Flusses nicht willkürlich beschränken will, noch keineswegs vollkommen gelöst erscheint und weil das, was wir bis jetzt über das Quellenland des Weißen Nil erfahren haben, immer mehr gezeigt hat, wie gut die Alten über einen Theil des Innern von Afrika unterrichtet gewesen, der später so viele Jahrhunderte lang bis auf die neueste Zeit für die Wissenschaft wieder ganz in Dunkel verhüllt war. Ohne Zweifel verdankten sie diese Kunde den Aegyptern, von denen wir jetzt aus ihren Tributlisten schon wissen, daß ihnen lange vor Christi Geburt schon zahlreiche Völkerschaften des tropischen Afrika's bekannt waren und daß sie sehr früh, namentlich auch mit Zanzibar (Aegyptisch Sanga, Suanga, daraus arabisch Zindg, dann Zange-bar Zanzi-bar, d. h. Küstenland von Z.; Azania bei Ptolom.) in Handelsverbindungen gestanden haben.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß es für einen populären Vortrag wohl passender gewesen wäre, nicht nach Quadrat-Kilometer, sondern nach Quadrat-Meilen zu rechnen und für viele Leser dieser kleinen Schrift auch die Zugabe einer Kartenskizze gewiß sehr erwünscht gewesen wäre und deshalb bei einer wohl zu erwartenden neuen Auflage durch Zugabe einer solchen Karte und durch Aenderung der Quadrat-Kilometer in Quadrat-Meilen oder mindestens, wenn der Verf. noch in der Meinung befangen sein sollte, daß es wissenschaftlicher sei, in der Geographie nach Kilometer statt nach Meilen zu rechnen, durch die Angabe des Flächeninhalts in Q.-Meilen neben den Q.-Kilometern die Brauchbarkeit und den Werth der kleinen Schrift ohne Zweifel noch erheblich erhöht werden würde.

Wappäus.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 43.

25. October 1876.

**Asseburger Urkundenbuch.** Urkunden und Regesten zur Geschichte des Geschlechts Wolfenbüttel-Asseburg und seiner Besitzungen. Erster Theil bis zum Jahre 1300. Mit Stammtafel und Siegelabbildungen. Herausgegeben von J. Graf von Bocholtz-Asseburg. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. XV und 336 S. in Quart.

Schon öfter haben Urkundensammlungen zur Geschichte einzelner Geschlechter wichtiges historisches Material zu Tage gefördert oder bequem vereinigt: es genügt an die von Lisch bearbeiteten Urkundenbücher Mecklenburgischer Familien zu erinnern, die, ehe es zu dem umfassenden Mecklenburger Urkundenbuche kam, erwünschte Gelegenheit boten, ein reiches, zum Theil ungedrucktes Material zugänglich zu machen. Daß außerdem die urkundliche Geschichte eines einzelnen angesehenen, durch amtliche Stellungen und Güterbesitz ausgezeichneten Geschlechtes nicht bloß für die Angehörigen desselben, auch für weitere Kreise der Geschichtsforscher Interesse

hat, versteht sich von selbst. Um deswillen wird jeder neue Beitrag der Art willkommen sein, doppelt willkommen, wenn er ähnliche Sammlungen sowohl an Reichthum des Materials wie an Tüchtigkeit der Bearbeitung übertrifft, oder sich doch den besten Arbeiten auf dem Gebiet der Urkundenpublication anschließt. In beiden Beziehungen verdient das hier angezeigte Buch eine besondere Hervorhebung.

Das Geschlecht Asseburg-Wolfenbüttel, ob schon, wie fast alle Geschlechter unseres jetzigen Adels, aus dem Stande der Ministerialen hervorgegangen, hat lange eine bedeutende Stellung in Norddeutschland eingenommen. In der Zeit Heinrich des Löwen emporgekommen, erhob es sich unter Otto IV., da Guncelin von Wolfenbüttel die Würde eines Reichstruchsessens erlangte, zu hohem Ansehn; Guncelin behauptete das Amt unter Friedrich II., und in dem langen Leben, das ihm vergönnt war (geb. 1187, gest. 1255—1258), hat er an den wichtigsten Angelegenheiten des Reichs diesseits und jenseits der Alpen theilgenommen: ein Urkundenbuch, das seine Wirksamkeit verfolgt, mußte so nothwendig vielfach auf die allgemeine Reichsgeschichte eingehen. Von Guncelin stammt durch drei Söhne eine zahlreiche Nachkommenschaft, welche Besitzungen auch über die Grenzen Niedersachsens hinaus hatte, von denen ein Zweig nach Westfalen kam und sich hier später erhalten hat.

So erklärt sich, daß bis zum Jahr 1300 in diesem Band 436 Urkunden vereinigt wer konnten, abgesehen von Regesten, die geleglich in den Noten über andere Verhältnisse geben werden. Von andern in der Vorrede Vergleichung angeführten neueren Publicatio

ähnlicher Art haben es nur zwei bis über 100 Stücke gebracht; und selbst manche allgemeinere Urkundensammlung wird aus dieser Periode keine solche Zahl vereinigen können. Darunter sind nicht wenige Urkunden deutscher Könige, die hier, wenn auch nicht zuerst, doch in verbessertem Text aus den Originalen erscheinen; der Herausgeber zählt im ganzen 102, worunter allerdings manche nur auszugsweise gegeben sind.

Das Princip, nach welchem eine solche Scheidung gemacht, ist mir nicht ganz klar geworden. In der Vorrede heißt es nur, daß da, »wo die Urkunde im ganzen abzudrucken dem engern Zwecke nicht gedient hätte«, wenigstens die betreffende Stelle oder Zeugenreihe und Datierung unverändert wiedergegeben seien. Damit kann man sich ganz einverstanden erklären, aber man sieht nicht, warum in manchen Fällen eine Urkunde ganz, in andern eben nur ein solcher Theil mit vorangestelltem Regest gegeben ist. Das Consequente wäre wohl gewesen, dies überall da zu thun, wo eben nicht der Inhalt der Urkunde für die gestellte Aufgabe in Betracht kam, sie nur insofern berücksichtigt ward, als Mitglieder des Geschlechts als Zeugen erscheinen. Davon hätte dann eine Ausnahme gemacht werden können, wenn die Urkunde ungedruckt oder bisher sehr mangelhaft überliefert war. Der Herausgeber ist aber hierbei nicht stehen geblieben (z. B. gleich Nr. 24. 25. 26); und umgekehrt sind einzelne ungedruckte Stücke nicht vollständig mitgetheilt (Nr. 413).

Es sind auch nicht bloß Urkunden, auch Stellen von Chroniken aufgenommen, welche Mitglieder der Familie oder ihre wichtigsten Besitzungen betreffen. Die Sammlung beginnt mit der Stelle der Fränkischen Annalen, die der Er-

oberung der Hohseoburg durch Karlmann und Pippin gedenken, indem mit Wedekind und Ledebur hier die Asseburg verstanden wird. Ich will hier auf diese Frage nicht näher eingehen, glaube aber bemerken zu müssen, daß der Ort, welcher im 8ten Jahrhundert so hieß, unmöglich, wie Nr. 2 angenommen wird, von Thietmar Hesleburg genannt sein kann: jedenfalls nur eins oder das andere, wenn überhaupt eins von beiden, kann dem späteren »Asseburg« zu Grunde liegen; Lappenberg, Giesebrecht u. a. erklären das letzte denn auch anders, was wohl hätte angeführt werden sollen.

Dagegen scheint es mir ziemlich überflüssig, wenn zu einer solchen einzelnen Stelle (4 Zeilen des Thietmar) auf die Handschriften des Autors und zur Belehrung über ihn auf allgemeine Bücher wie Wattenbach und Potthast verwiesen wird. Bei andern Stellen aus Schriftstellern ist der Herausgeber wirklich auf die Handschriften zurückgegangen, hat z. B. beim *Chronicon Stederburgense* selbst offenbare Fehler derselben aufgenommen und die Verbesserungen der Ausgabe in den *Monumenta Germaniae* nur in den Noten angeführt.

Im hohen Grade zu loben ist, daß bei den Urkunden überall das Original oder in Ermangelung eines solchen die je beste Ueberlieferung benutzt worden ist. Der Herausgeber hat sich in dieser Beziehung offenbar keine Mühe verdrießen lassen: die verschiedenen in Betracht kommenden Archive und andere Sammlungen sind ausgebeutet und so fast überall authentische Texte gegeben. Welcher Wehierauf gelegt, zeigt sich auch darin, daß regelmäßig bei früheren Abdrücken bemerkt ist, sie correct oder fehlerhaft gemacht; wol-

nur nicht immer deutlich ist, ob das Prädicat auf alle aufgeführten Ausgaben gehen soll, z. B. bei dem nach dem Original mitgetheilten Testament Otto IV. auch auf den Abdruck LL. II, S. 221: bei den kleinen Verschiedenheiten, die sich finden, möchte ich wenigstens an einigen Stellen die Lesart der Mon. für richtiger halten (z. B. 'usque quaque' statt des hier gedruckten 'usque quoque').

Der Herausgeber lehnt das Verdienst der Feststellung authentischer Texte in der Vorrede im allgemeinen von sich ab und vindiciert es den verschiedenen Archivbeamten oder Gelehrten, die ihn unterstützt. Daraus hat sich wohl eine gewisse Ungleichheit in der Behandlung ergeben, indem bald die offenbarsten Schreibfehler im Text beibehalten sind (z. B. geririmus S. 13) und nur durch eine Note oder ein eingeklammertes 'sic' oder ! darauf aufmerksam gemacht wird, daß die Vorlage es habe, bald dagegen corrigiert, auch wo es vielleicht nicht nöthig (z. B. S. 271), und selbst bloße Abweichungen der Orthographie (wie 'malingnantes', S. 249) geändert werden.

Uebler ist, daß, trotz aller Strenge, die der Herausgeber wie gegen andere so gegen sich übt, eine Anzahl Fehler in den Texten geblieben sind, für welche die Verantwortlichkeit wohl eine getheilte sein wird. Einen nicht kleinen Theil denke ich werden Setzer oder Corrector zu tragen haben. So steht S. 6 Z. 13 v. u.: 'exilibus' für 'exitibus', S. 21 Z. 4 v. u.: 'non' für 'nos', S. 22 Z. 10 'principium' für 'principum', S. 219 Z. 4 'proveve' für 'propeve', S. 225 Z. 2 ein ganz unmögliches 'cedinatio', wahrscheinlich für 'ordinatio'. Ebendahin mag zu rechnen sein S. 281 Z. 4 v. u.: 'matris' statt 'matri'

S. 238 Z. 9 v. u.: 'quo' statt 'quos', S. 13 Z. 15: *pashuis* (wenn ungewöhnliche Schreibung der Urkunde, wäre es hervorzuheben gewesen). Zweifelhaft bin ich bei S. 269 Z. 14: 'vulgarie', S. 215 Z. 17: 'proximo nunc venturi' statt des im Zusammenhang geforderten 'proxime nunc venturo'. 8 Zeilen weiter steht 'quicque', ein offenkundiger Fehler statt 'quicumque', den schwerlich die Urkunde verschuldet; auf der folgenden Seite Z. 7 v. u.: 'per annona' statt 'pro annona', und umgekehrt S. 24 Z. 20: 'pro eorum vestigia' statt 'per eorum vestigia'; was doch offenbar Lesefehler. Und so kann ich mich auch nicht überzeugen, daß S. 323 Z. 4 v. u.: 'burgensis' statt 'burgensibus', S. 324 Z. 2 das ganz unverständliche 'huic' richtig ist, oder daß im Original einer Urk. Friedrich I (S. 23) 'authoritate' stehe. Es sind diese Beispiele einzelnen Urkunden entnommen, die ich genauer durchgelesen; sie berechtigen wohl zu der Bitte an den Herausgeber, bei der Fortsetzung nicht zu sehr den ihm gelieferten Abschriften zu vertrauen, und vor allem für einen guten Corrector Sorge zu tragen. Dieser dürfte insbesondere auch der Interpunction seine Aufmerksamkeit zuzuwenden haben, die sehr ungleich, oft keineswegs dem Verständnis dienlich, einige Male fast zum Ver zweifeln ist (z. B. S. 4. 18. 139. 147. 164).

Bei dem großen Werth, der auf Zuverlässigkeit des Textes und Bequemlichkeit des Gebrauchs gelegt ist, sollen diese Ausstellungen nur ein Zeichen des Interesses sein, das ich an dieser Arbeit genommen.

Einige Male werden die von Stumpf gegebenen Notizen über die Bewahrung der Originale ergänzt oder berichtigt (Nr. 24. 25. 26); darf ich meinerseits bemerken, daß ein Gottor

Archiv in Kopenhagen nicht mehr existiert, die betreffenden Stücke (166. 167) ohne Zweifel dem Geh. Archiv einverleibt, schwerlich, wie es sich gebührt, nach Schleswig ausgeliefert sind; das Copialbuch von Asti (Nr. 160) ist nicht mehr in Wien; die Gesta Florentinorum des Sanzalone (Nr. 112) sind inzwischen im Druck erschienen.

In den Anmerkungen sind einzelne Fragen meist sehr eingehend und sorgfältig behandelt, z. B. S. 195 die nach dem Todesjahr des Truchsessen Guncelin, auch einzelnes, was nicht streng zur Aufgabe gehört, wie S. 205 ein Itinerar Herzog Albrechts von Braunschweig gegeben, S. 124 das urkundliche Material zur ältern Geschichte der Stadt Peine, einer von den Asseburgern früh erworbenen Besizung, die noch jetzt ihr Wappen als Stadtwappen führt, mitgetheilt wird.

Das Hauptinteresse gewähren aber immer die Urkunden selbst, wo es dann unter ungedruckten und gedruckten nicht an solchen fehlt, deren Bedeutung weit über den Bereich der Familiengeschichte hinausreicht. Ich hebe unter jenen z. B. die hübsche Urkunde Nr. 8, undatiert, aber um 1140—42 zu setzen, hervor, die sehr klar und bestimmt die Rechtsverhältnisse bei einer standesungleichen Ehe und einem Beneficialgut darlegt: von zwei Brüdern »libertate et vite honestate illustres« ist einer ein *matrimonium sue conditioni dissimile* eingegangen, 'quia ipse libertate pollebat', wogegen die Frau Ministerialin von Hildesheim war; deshalb 'secundum leges liberorum Saxonum idem filius propter dissimilitudinem conditionis ei succedere in heredem non potuit'. Da wird der Ausweg getroffen, daß der Vater und sein wie es scheint

unvermählter Bruder, 'quoniam uterque alterius justus et legitimus heres erat', ihr gesammtes Gut dem Kloster Heinigen übertragen, dem auch Frau und Tochter aus jener Ehe sich anschließen, der Sohn aber erhält einen Hof und 16 'jugera agrorum in jus beneficii, ipso prius sibi hominum faciente, sine gravamine servitii'; heirathet er eine Frau aus der Familie des Klosters, so soll der Sohn das Beneficium empfangen, aber so, daß er 'servitium et censum persolvat'. Unter den Zeugen der Urkunde werden milites und ministeriales des Klosters, sowie cives der villa Henyngen und des pagus Dorstide unterschieden.

Bedauern mag man, daß dem Bande nicht ein Register beigegeben ist, auch kein zusammenfassendes Verzeichnis der Urkunden, was bei der Mannigfaltigkeit des Inhalts, der vieles bietet was hier nicht eben gesucht wird, sehr erwünscht gewesen wäre. Ein Glossar hätte auch auf die zahlreich vorkommenden Deutschen Rechtsausdrücke aufmerksam gemacht: z. B. Nr. 20: bona que vulgo dicuntur *sebehtisgot*; 281 *affaldere* und *hege*, 339 *jar unde tach*, 406 *judicium quod vulgo dicitur grefdinc*, 510: *judicio quod vulgariter dicitur barrichte*. Deutsch ist nur eine Urkunde Nr. 271 v. J. 1252, bisher nur in einem wenig bekannten Buche gedruckt; der Text wird aber als Uebersetzung anzusehen sein, die in zwei Exemplaren des 15. Jahrhunderts vorliegt; das um einige Jahre ältere, was dem Druck zu Grunde gelegt, giebt aber nicht den besseren Text, wie gleich zu Anfang das bedenkliche 'keyser frygen' gen konnte.

Sehr erwünscht ist die Beigabe einer Stammtafel, die sich von allen unsicheren oder fabelhaften Gliedern der Familie frei hält.



deshalb auch nicht über den Ausgang des 11. Jahrhunderts (Wittekind von Wolfenbüttel 1090 in einer Stelle der Braunschweigschen Reimchronik, 1118 in einer Urkunde) hinaufgeht. Sie dient namentlich auch die fünf gleichmäßig Burchard genannten Söhne des gleichnamigen Vaters zu unterscheiden, wie sie mit Beinamen bezeichnet in der Urk. Nr. 515 neben einander vorkommen. Neben Wittekind, der aber bald verschwindet, und Burchard finden sich in den ersten Generationen hauptsächlich nur die Namen Guncelin und Ekbert. — Endlich sind noch vier sorgfältig ausgeführte Siegeltafeln mit dazu gehöriger erläuternder Beschreibung zu erwähnen.

Druck und Ausstattung sind sehr ansprechend, ganz nach den Grundsätzen, die Ficker, dessen Rath und Hülfe der Herausgeber rühmend hervorhebt, empfohlen und zur Anwendung gebracht. Ein besseres Vorbild konnte derselbe nicht wählen, und so haben wir nur den Wunsch auszusprechen, daß das so lobenswerth begonnene Werk in der entsprechenden Weise fortgeführt werde.

Aber auch noch zu einer allgemeinen Bemerkung giebt diese Publication Anlaß. Sie zeigt aufs neue, welche Fülle wichtiger Urkunden Niedersachsens noch ungedruckt daliegt. Nicht bloß die großen Archive zu Braunschweig und Hannover enthalten ihrer in bedeutender Zahl, auch Corporationen, Klöster, Private sind im Besitz derselben. Haben die letzten so erwünschten Veröffentlichungen des Harzvereins, die Urkundenbücher von Drübeck und Jlsenburg gelehrt, welche Reichthümer das Stolbergische Archiv birgt, so erfahren wir hier, daß einzelne Gutsarchive Urkunden bewahren, die

bis in das 12te Jahrhundert und vielleicht höher hinaufgehen. Das oben angeführte interessante Document vom Kloster Heinigen und 15 andere hier mitgetheilte des Stifts befinden sich in den Händen des jetzigen Besitzers Hrn. Degener, ebenso sind im Privatbesitz die reichen Archive des Klosters Dorstedt und der Deutsch-Ordens-Commende Lutlum. So bereitwillig die Eigenthümer Hrn. Grafen von Bocholtz ihre Schätze mitgetheilt haben und wahrscheinlich in jedem ähnlichen Fall das Gleiche thun werden, so ist doch nicht zu verkennen, daß dieselben sich nicht in solcher Sicherheit befinden, wie man wünschen sollte, am wenigsten so allgemein zugänglich sind wie in einem öffentlichen Archiv. Eine Bekanntmachung durch den Druck würde da am besten Abhülfe gewähren, und wohl nirgends passender könnte sie geschehen als in einem allgemeinen Niedersächsischen Urkundenbuch, wie es seit funfzig Jahren erstrebt und vorbereitet und ein dringendes Bedürfnis norddeutscher Geschichtsforschung ist.

G. Waitz.

---

Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache von Heinrich Rückert. Erster Band. Die Gründung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Leipzig, J. O. Weigel, 1875. — X und 400 S. Oct.

Eine Einsicht in das Wesen unserer jetzigen Schriftsprache entweder überhaupt erst zu werben, oder die bereits vorhandene nach Kategorien zu erweitern, ist gewiß ein Wunsch, der

jeden Gebildeten unserer Tage herantritt; denn das Mittel, durch welches fast alle geistigen Interessen uns zugeführt werden und auch das eigene geistige Bedürfniß sich zum Ausdruck verhelfen soll, eben nur als todes Mittel und Werkzeug zu betrachten, stände in zu schroffem Widerspruch gegen den organischen Zusammenhang der äußeren und inneren Functionen, wie er neuerdings überall erfaßt wird, um nicht sofort als einem überwundenen Standpunkte angehörige Denkweise sich zu verrathen. Erscheint es darnach als eine ungemein dankbare Aufgabe, in der bezeichneten Richtung selbstthätig forschend Anderen die Resultate dieser Forschung in allgemein-verständlicher Form vorzutragen, so liegen andererseits die Schwierigkeiten einer »Geschichte der neuhochd. Schriftsprache« fast ebenso offen zu Tage. Nicht nur ein Zurückgehen auf die älteren und ältesten hochdeutschen Sprachformen muß als nöthige Voraussetzung einer gedeihlichen Bearbeitung der neueren Schriftsprache erscheinen — und oft kann es sich doch dabei nur um vorläufige Abfindung mit Problemen handeln, deren reinliche Lösung die gegenwärtige Generation eifrig anstrebt, aber vielleicht doch nur vorbereitet — sondern mit dem sprachlichen Verständniß muß empfänglicher Sinn für alle die Geistesmächte Hand in Hand gehen, die in der gebildeten Schriftsprache nach einem Ausdruck ringen. Wir bekennen es gern, daß gerade die Art, in der eine so vielseitig und fein angelegte Natur wie die des (leider unter der Arbeit verstorbenen) Herrn Verf. ihre Aufgabe erfaßt und annähernd gelöst hat, eine vielfach für uns selbst belehrende und neu anregende gewesen ist, doch darf auch eine dankbare Pietät gegen den um die Wissenschaft so

hochverdienten Gelehrten nicht dazu verleiten, die in der Natur des Stoffes liegenden, von uns bereits angedeuteten Schwierigkeiten zu übersehen, deren völlige Lösung jetzt eben noch nicht möglich war. Eine Geschichte der nhd. Schriftsprache aber für »verfrüht« zu erklären, weil wir über die älteren Perioden noch nicht völlig im Reinen sind, dürfte keinem verständigen Beurtheiler in den Sinn kommen. Trägt doch eine jüngere Epoche oft auch ihrerseits etwas zur Erklärung einer älteren bei!

Der uns vorliegende erste Band des auf drei Bände berechneten Werkes ist als Einleitung in die eigentliche Aufgabe zu betrachten, er widmet sich noch ganz den älteren Sprachperioden, und läßt sich kurz als Geschichte der hochdeutschen Sprache bis 1500, mit besonderer Rücksicht auf ihre Bedeutung als Schriftsprache bezeichnen. In diesem Bande hatte der Herr Verf. denn auch Gelegenheit, einer neuerdings wieder vielfach erörterten Frage — nämlich ob schon dem mittelhochdeutschen Zeitraum eine sogen. Schriftsprache zuzuerkennen sei — näherzutreten. Im Wesentlichen mit Rückert's Ausführungen S. 122 fg., S. 137 fg. übereinstimmend, glaubt Ref. doch bei der Wichtigkeit und Vielseitigkeit der Frage noch einige weitere Erwägungen hierüber vortragen zu dürfen.

Während die Früheren ohne Weiteres die schwäbisch-alemannische Mundart als dialektische Unterlage der gebildeten Sprache (resp. höfischen- oder Schrift-Spr.) des dreizehnten Jh annahmen, zeigte zuerst Pfeiffer in seiner gründlichen Weise das Unhaltbare dieser Annahme vgl. den in Freie Forschung S. 307 fg. abgedruckten Aufsatz: die mittelhochdeutsche Hofsprache. Nicht auf das Zurücktreten der ande-

ren Mundarten vor einer bevorzugten glaubte Pf. das Wesen der Hofsprache zurückführen zu müssen, sondern auf die reinlichere Durchführung der Abschwächung aller Flexionsvokale zu tonlosem e. Ohne zu übersehen, daß dieser Vorgang sich auch auf niederdeutschem Gebiete, und fast noch schärfer vollzogen, hob Pf. doch dieses Kennzeichen als das eigentlich wesentliche der mittelhochd. Hofsprache gegenüber den Besonderheiten der hoch-deutschen Mundarten hervor, wobei die fränkische und bairisch-österreichische M. der Hofsprache näher stehen sollen, die alemannische ferner bleibt. Da es sich ja zunächst um diese Unterscheidung der hochd. Hofsprache von den hochdeutschen Mundarten handelt, genügt Pfeiffer's Definition dem nächsten Bedürfnis; Jeder sieht leicht, daß die scheinbare Uebereinstimmung der hochdeutschen Hofsprache mit den niederdeutschen Mundarten eben nur eine scheinbare sein kann, wobei wirkliche Berührung nur zufällig mit hineingespielt haben mag. Si duo faciunt idem, non est idem: aus ganz andern Gründen äußerte sich die träge, oder doch bequeme Sprechweise der nördlichen Mundarten des lebhafteren Vocalspiels, wie sich scheinbar derselbe Vorgang in der hochdeutschen Hofsprache vollzog.

Es muß als eine ganz nebensächliche Frage erscheinen, ob jene volleren Flexionsendungen, wie sie namentlich in alemannischen Denkmalen der letzten Jahrh. des MA. sich noch finden, unmittelbar an die althochd. Zeit geknüpft werden dürfen, oder sich hier vielmehr nur eine andere Bezeichnung des tonlosen e finden sollte. Denn solcher willkürlich-wechselnden Bezeichnung des unbetonten oder tonlosen Hilfsvokales

der Endungen, wobei z. B. -un, -on, -in, -en nahezu als gleichwerthig erscheinen konnten, enthielt sich eben die Hofsprache, wie sich durch die Reime hinlänglich constatieren läßt\*). Und auf der Hand liegt, daß eben die Rücksicht auf eine reinliche und regelrechte Reimbildung\*\*) zwar nicht der einzige, aber doch wohl der wichtigste Grund für die literarisch ausgebildete Hofsprache gewesen ist, den geschwächten Vokal der Endungen fast ausnahmslos durch e darzustellen. Jene volleren Flexionsvokale finden sich in späterer Zeit aber namentlich in prosaischen Sprachdenkmalen vor.

Die Kennzeichnung der mittelhochd. Hofsprache, wie sie Pfeiffer versuchte, läßt sich allerdings noch vervollständigen. Es wird dabei gerathen sein, den von Pfeiffer gebrauchten Ausdruck festzuhalten, und nicht etwa durch »Schriftsprache« zu ersetzen. Denn so gegründet auch die von Pfeiffer und nach ihm von H. Paul in seinem scharfsinnigen, aber den Gegenstand nicht erschöpfenden und somit in seinen Resultaten einseitigen Vortrage »Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache?« (Halle a./S. 1873) gegen die Versuche, jene Hofsprache an den kaiserlichen Hof in der ersten Hälfte des dreizehnten Jh. anzuknüpfen, erhobene Polemik immerhin sein mag, läugnen läßt sich ja nicht, daß — ähnlich wie noch in den jüngsten Jahrhunderten — auch damals die kleineren Fürstenthümer, beispielsweise in Thüringen und Oesterreich, den Hauptanstoß oder doch die Hauptpflege der geistigen Bildung auf sich nahmen,

\*) Ueber Heinrich von Veldeke vgl. Zeitschr. f. d. Philol. IV, 266, 276.

\*\*) Auch die sogen. Vokalverschleifungen im Innern des Verses kommen nebenbei in Betracht.

und warum sollte also jenes Sprach-Ideal der gebildeten Kreise des dreizehnten Jahrh., die ja fast nur aus noch in unserm Sinne »hoffähigen« Rittern und Frauen bestanden, nicht als eine Hof-Sprache bezeichnet werden, da wir ja noch jetzt im weiteren Sinne »höflich« und »Höflichkeit« als Epitheta für die gute Gesellschaft auch aus bürgerlichen Kreisen ohne Anstoß verwerthen? Die Bezeichnung »Schriftsprache« aber schiene andeuten zu wollen, als ob die Gebildeten schon damals nach dem Vorbilde einer klassischen Literatur sich zu sprechen bestrebt hätten — ein Verhältniß, das ja thatsächlich so wenig gegründet war, daß man die Existenz einer mittelhochd. »Schriftsprache« immerhin mit H. Paul verneinen könnte.

Um etwas ganz Anderes handelte es sich damals, als im — wenn auch fließenden — Unterschiede von den Mundarten sich die Hofsprache zu bilden begann, deren Pfleger, wie auch Rückert hervorhebt, häufig ja nicht einmal zu schreiben oder zu lesen wußten. Im Gegensatz zu dem naturgemäßen, oft derben oder durch mundartliche Besonderheiten dunkeln Ausdruck früherer Jahrhunderte, war man vielmehr in den höfischen Kreisen des zwölften und dreizehnten Jahrh. um eine gewähltere Sprechweise bemüht, die insofern es sich in diesen Kreisen ja überall um eine artige Rücksichtnahme auf die höhere Frauenwelt fast in erster Linie handelte, zuvörderst einen Ausschluß aller obscönen oder doch volksthümlich derben Ausdrücke bedingte, und auch den kräftigen, gerade ausstrebenden Styl des Volkes leicht dem zierlichen, nicht selten etwas gewundenen, eleganter Conversation opferte\*). Mit den eigentlichen Obscönitäten

\*) Wie weit die syntaktischen Eigenthümlichkeiten

aber wurden begreiflicherweise auch gröbere Scheltworte in den feinen, höfischen Cirkeln nahezu verpönt, und für die auch damals unvermeidliche Satire ein feinerer Zuschnitt gefordert, als sonst üblich war\*). Ist es nun auch wiederum Pfeiffer's Verdienst, in seinem Aufsatz: *Höfisch und Unhöfisch* (Fr. Forsch. S. 343 fg.) den Ausschluß obscöner oder sonst derber Ausdrücke als das Hauptkennzeichen der Hofsprache nach ihrer lexikalischen Seite hin dargestellt zu haben, so glauben wir doch nicht, daß Derselbe Recht hatte, von anderweitigen »Beschränkungen« der Hofsprache so gut wie Nichts wissen zu wollen. Mögen die auf Anregung Lachmann's in seiner Schule weiter geführten synonymistischen Sonderungen zwischen der höfischen Sprache und derjenigen des sogen. Volksepos auch hie und da vielleicht von zu beschränkten Gesichtspunkten ausgegangen, mag die Grenze hie und da zu enge oder zu scharf gezogen sein — läugnen läßt sich unseres Erachtens doch nicht, daß es hier um wirkliche und auch jener Zeit wohl bewußte Unterschiede sich handelt. Ist es bei der durch die fast völlige Ignorierung unserer großen nationalen Epopöen, der Nibelungen u. s. w., in den von fremdem Einfluß bestimmten Produktionen der Hofdichtung schon deutlich genug dokumentier-

unserer höfischen Gedichte, die neben der Zierlichkeit gelegentlich auch eine nicht ungefällige Nonchalance zeigen, sich aus den Motiven eines feineren Conversationstones entwickeln lassen, könnte noch Gegenstand ziehender Untersuchungen werden.

\*) Man darf dies wohl auch aus Walther 78, 26-L. schließen, wengleich der Dichter leider für uns nicht deutlich genug sich ausdrückt; *gouch* begegnet öfter Schelte.



ten Abneigung der damals herrschenden Geschmacksrichtung gegen volksthümliche Stoffe irgendwie zu verwundern, daß auch der Styl, die herkömmlichen Worte und Wendungen der Volksdichter in höfischen Kreisen eher gemieden als gesucht wurden, mochten sie an und für sich auch gut und edel sein und Nichts im idealen Sinne »unhöfisches« enthalten? Auch der Einwand, daß gerade bei einem jüngeren Hofdichter, Rudolf von Hohen-Ems, sich ältere volksthümliche Ausdrücke wieder häufiger finden, schlägt eben nicht durch; so festgebannt waren die Vorurtheile der ob auch conventionell vielfach befangenen höfischen Kreise glücklicherweise noch nicht, daß sie sich gegen die bessere volksthümliche Weise ganz hätten absperren können, und nicht gelegentlich auch von dort her sei es aus Neigung (wie bei Wolfram) oder vielleicht nur aus Laune (wie etwa bei Rudolf) hätten entlehnen dürfen, wie so viel häufiger aus der Fremde; und wie andererseits sich die volksmäßige Epik seit dem Ende des zwölften Jh., ob auch mit schwachem Erfolg bemühte, dem höfischen Geschmack gerecht zu werden. Die principielle Abneigung höfischer Kreise gegen die anscheinend veralteten Volksmäßigkeiten des Epos kann durch die ausnahmsweise nach dieser Seite hervortretende Conniveuz nur ebenso bestätigt werden, wie der Abfall von den Anstands-Idealen der höfischen Lyrik sich — nach Pfeiffer's trefflicher Darlegung — gerade durch das Beispiel des formell noch höfischen Neidhart von Reuenthal am besten erläutert. War so in höfischen Kreisen eine Schranke gegen das Gemeine nicht bloß, auch gegen den derben Kraftausdruck, und die ehrbare Alterthümlichkeit gezogen, läßt sich viertens eine Abneigung gegen

das leichte Verständniß erschwerende Provincialismen oder durch Gelehrsamkeit dunkle und nach dem Zeitgeschmack schwerfällige Ausdrücke doch auch nicht verkennen\*). Mag auch mit Recht neuerdings behauptet sein, daß selbst niederdeutsche und mitteldeutsche Autoren sich ihrer angeborenen Mundart nicht etwa zu Gunsten einer hochdeutschen Schriftsprache entäußert hätten, so stimmt es dagegen mit dem von uns wieder in Kürze umschriebenen Character einer Hofsprache völlig überein, daß sich hier mundartliche Besonderheiten dann höchstens hervorthun durften, wenn die betreffende Mundart, z. B. das Vlämische, einen besonderen Antheil an den Idealen der damaligen höfischen Gesellschaft hatte. Daß doch nur Unverstand dazu führen konnte, in affectierter Weise zu »vlämeln«, räumen wir willig ein; daß in der Regel Jeder die ihm angeborene Mundart sprach, schließt aber doch die Wahrnehmung nicht aus, daß je feiner oder höher gestellt die Kreise waren, in denen sich der Einzelne bewegte, um so mehr er von selbst dahin kommen mußte, die gröberen Besonderheiten seiner Mundart sowohl nach der lexikalischen Seite wie bez. der Aussprache fallen zu lassen. So vollzog sich damals in minder fester aber freier und lebensvoller Weise, was in den Perioden einer wirklichen Schrift- oder Drucksprache, die als Norm für den Gebildeten sich aufdrängt, in halb-erstarrten Formen fort dauert. Direkte Zeugnisse für ein solches Verhalten der wirklich ton-

\*) Der Gefahr einer zu gelehrten oder doch ti sinnigen Diktion waren allerdings nicht viele Hofdichter ausgesetzt; und die Dunkelheit des Ausdrucks milde selbst ein Wolfram in seinem reifsten Werke, d Willehalm.

angebenden Hofdichter sind allerdings nur spärlich vorhanden \*), das indirekte aber der Werke, namentlich Walther's, Hartmann's und Gotfrits spricht um so deutlicher, wenn man den jedenfalls österreichisch-gebildeten Walther neben den dort auch heimischen, vom höfischen Ideal bereits abgefallenen Neithart, den zierlichen Hartmann neben den gleichfalls alemannischen Verfasser des Lanzelet stellt, der ohne recht die Vorzüge höfischer Kunst zu kennen, ihre Fehler bezeugt. — Denn wenn die bisher genannten Beschränkungen, welche die Hofsprache sich auferlegte, zwar nicht durchweg, aber doch überwiegend als in ihrer Art weise, wohlangebrachte Maßnahmen erscheinen, und sie mit Verpönung des gröberen Bestandes der Mundarten doch manche feinere, bisher nur unbewußt geübte Technik des volksthümlichen Ausdrucks sich in bewußter Weise aneignete und weiter ausbildete — ein Gegenstand, über den genauere Untersuchungen noch gänzlich ausstehen \*\*) — so bestand ihre Schwäche vor Allem darin, daß sie in der Hauptsache doch nicht als natürliches Produkt der voraufgegangenen Perioden deutscher Bildung erschien, sondern von ausländischen Mustern soweit geregelt wurde, daß man

\*) Wie Kaiser Otto I. (vgl. Rückert S. 101) zwar sein Sächsisch, aber doch nur leniter saxonizans sprach, so werden die feineren Kreise des deutschen M. A., wenn sie nicht geradezu ausländisch zu sprechen sich mühten, ihrer angeborenen Mundart gegenüber gestanden haben.

\*) Es mag hier nur daran erinnert werden, wie die mildere Bezeichnung eines Uebels oder einer Ungehörigkeit durch die Negirung des erwünschten Gegensatzes dazu, dem Volksmunde längst geläufig und noch jetzt unverschollen (vgl. z. B. für ungut nehmen = übel nehmen), von Hartmann mit Vorliebe zur künstlerisch bewußten Litotes ausgebildet ward.

fast versucht sein könnte, als die wahre, für den Geschmack tonangebende Schriftsprache mittelhochd. Zeit die alt-französische zu bezeichnen; ein Verhältniß, wie es bekanntlich auf jeder Seite unserer höfischen Dichtungen sich durch mehr oder minder direkte Entlehnungen aus dem Franz. dokumentiert, und das ja auch in späteren Jahrh. sich noch in ähnlicher Art wiederholte. Doch suchten auch hier Verständigere, wie Hartmann, wenigstens das unnöthige Uebermaß der Fremdworte in ihren späteren Werken abzuwehren, wie denn auch die höfische Lyrik, weniger an directe Nachahmung fremder Muster gebunden und zu äußeren Schilderungen ihrem Wesen nach selten veranlaßt, der entlehnten Wortfülle leichter entging. Ein bescheidenes Maß der Entlehnungen aus dem Französischen aber kennzeichnete diese Hofdichtung ganz richtig in ihrer culturhistorisch-bedingten Abhängigkeit von fremden Vorbildern nun auch auf dem weltlichen Gebiete, während für geistliche Interessen längst schon das Lateinische eine ähnliche Stellung errungen hatte, und dieselbe auch in der höfischen Zeit, ob auch etwas geschwächt, behauptete. — Können wir es dem geistvoll-gelehrten H. Rückert nur Dank wissen, daß Derselbe die mittelhochd. Hof- (oder wohl minder glücklich so gen. Schrift-)Sprache vor den bei ihrer weit mehr negativ als positiv garteten Bestimmbarkeit allerdings erklärlichen Beanstandungen wieder kräftig in Schutz genommen, so fehlt es auch sonst schon in den ersten, doch nur einleitenden Bande, neben unminder zusagenden Einzelheiten \*) durchaus nicht

\*) So hätte bei der Uebersichts-Zeichnung S. 9 der gotische Zweig (a) sich wohl besser auf der andern,

an durch Gehalt und Form wahrhaft fesselnden Abschnitten. Ueberall da, wo die wissenschaftliche Forschung schon jetzt — wenn nicht einen wirklichen Abschluß, so doch einen vorläufig orientierenden Ueberblick ermöglicht, ist die saubere Darlegung der Verhältnisse so wohl gelungen\*), daß wir dem Erscheinen des zweiten nun auch bereits ausgegebenen Bandes, der von 1500 bis in die Mitte des vorigen Jahrhr. die Geschichte der neuhochd. Schriftsprache fortführt, mit wirklicher Spannung entgegen sahen. Dieser andere Band wird leider der Letzte bleiben, wenn es der Verlagshandlung nicht gelingt, für den Abschluß des Werkes einen geeigneten Ersatzmann ausfindig zu machen.

E. Wilken.

---

Die Nominalsuffixe a und â in den Germanischen Sprachen. Von Heinrich Zimmer. Eine von der philosophischen Facultät der Universität Straßburg gekrönte Preisschrift. Straßburg. Karl J. Trübner. 1876. (Auch unter dem Titel: Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der Germanischen Völker u. s. w. XIII). XII und 316 SS. 8°.

Daß die germanischen Sprachen neben Nominalthemen auf -i, -u u. s. w. auch solche auf

zugekehrten, Seite von A befunden, um die nähere Verwandtschaft mit dem Skandinavischen und Niederdeutschen anzudeuten.

\*) Schwerlich wird es Tadel verdienen, daß nicht alle neueren grammatischen Theorien, über die sich z. Th. noch Viel streiten ließe, für die Darstellung verworthen sind.

-a besitzen, ist eine Erkenntniß, zu welcher Jak. Grimm erst lange nach Vollendung seiner germ. Wortbildungslehre gelangte; in ihr betrachtete er noch in z. B. dags dag als die reine Wurzel und s als Flexionsendung. In Folge dieser unrichtigen Auffassung ist seine Wortbildungslehre in einer Beziehung verfehlt und bedarf der Berichtigung. Herr Zimmer hat sich in der vorliegenden Schrift bemüht, dieselbe zu geben, indem er auf Grund sorgfältiger Sammlung der auf -a und -â auslautenden Nominalthemen der germ. Sprachen Gebrauch, Bedeutung und Geschichte der von ihm angenommenen Nominalsuffixe a und â innerhalb des genannten Sprachkreises zu bestimmen sucht. Eine längere Einleitung orientiert über die bisherigen Auffassungen und Erklärungen jener Suffixe. Der Herr Verf. bespricht in ablehnender Weise den bekannten Aufsatz Prof. Benfey's KZs. IX. 81 ff. und außerdem besonders die Ansicht Scherer's, nach welcher sowohl a als â Locativsuffixe und die mit ihnen gebildeten Themen erstarrte Locative sein sollen (ZGDS. 332 ff.). Diese Ansicht hätte er unbedenklich entschiedener verwerfen dürfen, da es indogermanische Locativbildungen auf a und â nicht giebt, und da sich ja »aus unrichtigen Prämissen kein richtiger Schluß ziehen läßt«. Herr Zimmer erklärt auf Grund seiner Kritik die ganze Frage nach der Herkunft jener Suffixe für noch nicht spruchreif; ohne dieselbe erklären zu wollen, erlaube ich mir von neuem auf die Frage einzugehen.

Der Herr Vf. erkennt (p. 15) »eine Stufe der Entwicklung im arischen\*) Sprachstamm

\*) Der Hr. Vf. gebraucht den völlig fehlerhaften Ausdruck »arisch« statt »indogermanisch« und motiviert d

wo ein Unterschied zwischen Nomen und Verbum nicht existierte, d. h. die verbale oder nominale Verwendung einer Prädicativwurzel wurde äußerlich an ihr nicht bezeichnet« (vgl. S. 6); S. 7 erkennt er den Satz an, »daß die beiden Kategorien der Verba und Nomina aus der indifferenten Wurzel hervorgegangen sind«, und zwar indem die »prädicativen« und »demonstrativen« Elemente sich mit einander verbanden (das.). Acceptieren wir diese Sätze, so nehmen wir damit zunächst zwei Stufen für die Entwicklung des ig. Wortes an: 1) indifferente Wurzel, 2) indifferenter Wortstamm. Ich nehme nun eine Reihe von Wurzeln: ag, gad, gar, tak, dargh, darbh, dhagh u. s. w. und bilde aus ihnen mit Hilfe des demonstrativen Elementes *a* Stämme: aga, gada, gara, taka, dargha, darbha, dhagha u. s. w. Diese Wortstämme waren indifferent, denn es bestand zur Zeit ihrer Bildung »weder ein morphologischer noch functioneller Unterschied zwischen Nomen und Verbum«; wollte man sie zu Verbal- oder Nominalformen gestalten, so konnte das nur in der Weise geschehen, daß man an sie die Flexionsendungen entweder des Verbs oder des Nomens treten ließ, also: aga-mi: aga-s, gada-mi: gada-s, gara-mi: gara-s, taka-mi: taka-s u. s. w.\*). Ist die hier gezeichnete Entwicklung richtig, so ist das stammbildende Element *a* der Nomina und

durch die Bemerkung, jener sei kürzer und bequemer als dieser (S. 5 Anm.). Was würde er sagen, wenn ein moderner Sprachforscher z. B. die kurzen und bequemen Ausdrücke »hart« und »weich« statt »tonlos« und »tönend« brauchte?

\*) Vgl. J. Schmidt Jen. Lit.-Ztg. 1875, Art. 588 S. 6 des Separatabz.

Verba dasselbe, d. h. ein »nominales« Suffix *a* existiert nicht. Dasselbe läßt sich von anderen Suffixen behaupten. — Man kann sich die Entwicklung des indogermanischen Wortes auch in etwas anderer Weise denken, als ich sie oben, mich den Anschauungen des Herrn Vf. accomodierend skizziert habe; das Hauptresultat, die Verwerfung eines indog. »nominalen« Suffixes *a* aber wird stets dasselbe bleiben; man müßte sonst etwa annehmen wollen, daß das Nomen die Grundlage des indog. Formenbaues und damit zugleich des Verbums sei, etwa wie mhd. *hals* Basis des Verbs *halsen*, lit. *darbas* Basis von *dirbti* ist. Indessen gegen diese Annahme spricht abgesehen von vielem anderen die historische Entwicklung der indogermanischen Sprachen, in denen überall das Verbum vor dem Nomen dominiert und einen mächtigen Einfluß auf die Gestaltung desselben ausgeübt hat, der sich im german. u. a. durch die Wiederkehr der verbalen Ablautsformen in Nominibus äußert. Der Hr. Verf. hat diese Thatsache freilich wenig berücksichtigt; er bemerkt S. 2 gelegentlich einer Erwähnung von Jacobi's »Untersuchungen über die Bildung der Nomina in den germanischen Sprachen« tadelnd, daß Jacobi »wenigstens theilweise in der noch heute weit verbreiteten Ansicht befangen sei, der Ablaut der Nominalbildung sei von dem im Verbum hervortretenden abhängig«. Dieser Bemerkung gegenüber behaupte ich mit derselben Bestimmtheit, mit welcher der Herr Vf. trotz seiner theoretischen Abneigung gegen einen bestimmten Ton (Anzeiger f. deutsch. Alterth. I. 110) sei Ansichten hinzustellen pflegt, daß jene »theilweise noch heute weitverbreitete Ansicht« vö. richtig sei. Man vgl. z. B. as. ags. nhd. *hela*



hal, hálum, holana: germ. helma, hala, hála, hola; germ. getan, gat, gátum: an. geta, germ. gata, gáta; germ. geban, gab, gábum: germ. geba, gabaga, gábân; germ. graban, grób: germ. graba, grôba; germ. teuhan, tauh, tuhum: an. tjúga, germ. tauha, tuga; germ. þeutan, þaut, þutum: germ. þeuta, þauta, got. þut-; germ. þreutan, þraut, þrutum: an. þrjótr, germ. þrauta, an. þrot; germ. blíkan, blaik, blikum: mhd. blíche, germ. blaika, blika u. s. w. Wir sehen hier, daß die verbalen Ablautsformen mit den im Nomen erscheinenden Gestaltungen des wurzelhaften Vokals sich decken; daß diese Uebereinstimmungen nicht zufällig sind, wird auf das schlagendste dadurch erwiesen, daß die neben starken Verben stehenden Nomina — mit völlig verschwindenden Ausnahmen — nur diejenigen Vokale in der Wurzelsilbe enthalten, welche die Ablautsreihen jener zeigen, daß z. B. neben geban kein \*gôba, neben neman kein \*nôma, neben graban kein \*grôba vorkommt. Wo andererseits eine Anzahl verwandter Nomina neben einander liegen, deren verwandtes starkes Verbum eingebüßt ist, da schließen sich jene fast durchaus an eine bestimmte Ablautsreihe an; ein starkes Verbum wurde gewissermaßen fingiert und dessen Ablaut entlehnt. Mit dieser letzteren Bemerkung nehme ich bestimmte Stellung zu der Frage, ob der Ablaut der Verba bestimmend auf den der Nomina eingewirkt hat, oder ob das umgekehrte Statt fand. Die letztere Annahme würde unrichtig sein; nur die erste entspricht den Resultaten der vgl. Sprachwissenschaft, und erst wenn nachgewiesen wäre, daß die bisherigen Erklärungen des verbalen

Ablautes unrichtig seien, würde überhaupt eine ernstliche Discussion jener Frage zulässig sein.

Nach allem dem glaube ich sagen zu dürfen: neugebildete Nomina nehmen als wurzelhaften Vokal einen der Ablautsvokale der verwandten starken Verba an und altüberlieferte Nomina accomodieren sich diesem Usus. Eine bestimmte Regel, wann der eine oder der andere Ablautsvokal gewählt wird, läßt sich einstweilen nur in den seltensten Fällen erkennen. — Vom isolierenden Standpunkte der Einzelsprache aus kann man sogar weiter sagen, daß jeder einzelne Tempusstamm als Nominalthema verwandt werde: Präsensst. *graba*: Nominalth. *graba*; Perfectst. *grôba*: Nominalth. *grôba*. Nicht nur für die germanischen, sondern für alle indogerman. Sprachen haben diese Bemerkungen Gültigkeit. Daß die sanskr. Nominalbildung bei unbefangener Betrachtung zu derselben Anschauung führen kann\*), mag Çakatajanas »*nâmânyâkhyâtajâni*« (Nir. 1. 12) beweisen, und daß die griech. Nominalbildung in derselben Weise die Verbalbildung zum Ausgangspunkt nimmt, wie dieß im germ. Statt fand, wird ein Aufsatz Prof. Fick's »über die suffixlosen Nomina der griech. Sprache« erweisen. [Derselbe ist jetzt Beitr. I. 1 ff. erschienen].

Ich glaube nun gezeigt zu haben, daß von einem »nominalen« Suffix *a* zur Zeit der indogerm. Formbildung nicht die Rede sein kann und daß das spätere Uebergewicht der mit je-

\*) Vereinzelte Aeußerungen des Herrn Verf. zeigen, daß er selbst diesem Standpunkt nicht ganz fern steht. So, wenn er p. 55 zur Erklärung von *pev-isa* ein : dem Präsensstamm *táva-* entstandenes *tiva*, *tevu* zu Hilfe nimmt; oder wenn er ags. *ásce* afr. *áske* alts. *eisca* mit sskr. *icchâ* aus dem Präsensstamm der *W* *zel* erklärt. Der Präsensstamm wurde eben nominal flektiert.

nem Suffix gebildeten Verbalformen über die gleichgebildeten Nominalformen die Berechtigung seiner Annahme für die historisch überlieferten Sprachen sehr illusorisch erscheinen läßt. Sehen wir nun von diesen mehr principiellen Fragen ab und erkennen einfach an, daß eine Reihe german. Nomina den themat. Auslaut *a* haben, so hat sich ihnen gegenüber die Arbeit des Hrn. Verf. darauf gerichtet, die mit dem von ihm angenommenen Suffix *a* gebildeten nom. agent. und actor. aus den germ. Sprachen zu sammeln und zu ordnen. »Sammeln« und »ordnen« sind im allgemeinen keine Worte von gutem Klang, sie können ihn aber haben und haben ihn hier. Diese Arbeit konnte nur ein mit sämtlichen germ. Sprachen gründlich vertrauter unternehmen; an vielen Stellen galt es kritische Bedenken aufzuwerfen und zu erwägen, Thema und Geschlecht schwieriger ἀπαξ εἰρημένα mußten bestimmt werden. An anderen Stellen, wo die deutschen Sprachen jede Auskunft verweigerten, mußten die verwandten Sprachen herbeigezogen werden; auch hier zeigt der Hr. Verf. tüchtige Kenntnisse — abgesehen von den lituslav. Sprachen, die er so gut, wie gar nicht berücksichtigt hat — und wenn es trotzdem ihm häufig nicht gelungen ist, eine sichere Entscheidung zu treffen, so wird man dennoch anerkennen müssen, daß er geleistet hat, was sich leisten ließ. — Dasselbe ist von den übrigen Partien des Buches zu sagen, der »Geschichte des Primärsuffixes *a*« (S. 167—205), der Behandlung des »Sekundärsuffixes *a*« (205—235) und des »Suffixes *â*«. Auch hier befinde ich mich freilich vielfach im Widerspruch zu Herrn Zimmer, am schärfsten bezüglich des »Sekundärsuffixes *a*«. Der Unterschied, welchen er zwischen Primär- und Secun-

därsuffix macht, ist der gewöhnliche (S. 23); die Annahme eines secundären Suffixes *a* sucht er SS. 206 und 207 zu rechtfertigen, ohne indessen ihre Nothwendigkeit erweisen zu können. Ich leugne ein Sekundärsuffix *a* oder vielmehr das, was man vulgär darunter versteht, nicht; ich leugne es aber in den von dem Hrn. Vf. angeführten sskr. und germanischen Beispielen, in denen, wie ich nur beiläufig erwähne, man es vergeblich mit den Augen sucht. Es soll im germ. bilden I Collective gen. ntr. (Beispiele S. 207—214) II Adjective und Appellative (Beispiele S. 214—216). Um zunächst bei den letzteren stehen zu bleiben, so würde der Hr. Verf. gewiß ihre richtige Erklärung gefunden haben, wenn er die Arbeit des von ihm so oft, so oft ohne Grund und mit so befremdlicher Animosität angegriffenen Fick über die Bildung der Gr. Personennamen in ihrer ganzen Tragweite gewürdigt hätte. Die sämtlichen von ihm angeführten germ. Beispiele sind Kürzungen von Compositis\*), dasselbe ist zu behaupten von sskr. *âçvâ*, das nach Art der Patronymika von *âçvavant* gebildet ist. Bildungen auf *vant*, werden nicht selten als Composita betrachtet; jene Kürzung ist kühn, findet aber Analoga z. B. *mâ*, gr. *μα*, *ματᾶ* gegenüber *mâtr*, *μήτηρ*, oder lit. (*žem.*) *seja* Demin. zu *sesũ* (Schwester). Möglich wäre es, daß *âçvâ* direct von *açvâ* gebildet wäre, indem dem Bildner ein Compositum vorschwebte; dasselbe ist von *sâmvatsarâ* anzunehmen. Ein

\*) Vgl. noch Fick in G. Curtius Stud. IX. 167 Wenn Curtius dort p. 178 Anm. von den Bildungen *a-* sagt: »etwas namenartiges behalten solche Bildung trotz alledem, aber verkürzte Composita kann ich selten darin anerkennen«, so gestehe ich, diese Bemerkung nicht zu verstehen. Wenn solche Bildung »namenartig« sind, beruhen sie ja eben auf Compositis; thun sie das nicht, so sind sie nicht namenartig.

secundäres Suffix ist hier durchaus nicht angetreten, und wenn es die indischen Grammatiker annehmen, so ist das nur eine ihrer vielen systematischen Geschraubtheiten, die ein moderner Gelehrter nicht nachahmen sollte. — Ganz ebenso, wie âçvá und sâmvatsará erkläre ich die von Herrn Z. angeführten germ. Adjectiva, resp. Appellativa, deren mehrere noch die für sie voraussetzenden Composita neben sich haben: farwa (in farauuiu aureus flos) ist Kürzung von goldfarwi, und in wola farawero hûti sind wola und farawero zum Compositum wolafarawero zu verbinden, oder das einfache Adjectiv ist Kürzung von gafaro, missafarwi, ebenso wie ags. fearo; mhd. schalc ist Kürzung von schalchaft, schalclîch; neben Grímr erscheint grímu-maðr (Grímnir ist daraus in anderer Weise verkürzt\*); neben an. táll steht tálsamr, tálsamligr; zu loup vgl. loubuoller (Graff III. 481), an. laufsettr; kambr ist Kürzung von kambhöttr, und afr. lîf von lîfheftich. Daß meine Erklärung dieser Wörter richtig sei, findet auch darin eine Bestätigung, daß Hr. Z. sie fast alle compositionsartig übersetzt. — In ganz analoger Weise sind die von dem Hrn. Vf. unter I zusammengestellten Collective zu erklären; die modernen germ. Sprachen sind reich an solchen Kürzungen: nhd. Heide = Heidekraut, engl. hoar = hoarfrost u. drgl. mehr. Ebenso ist got. lauba- Kürzung gegenüber dem nhd. Laubwerk; bokâ- ist Kürzung von ahd. puohstap; fer-

\*) Die Kürzungen von Wortcompositis konnten offenbar in derselben Mannigfaltigkeit vorgenommen werden, wie die von Namencompositis. So wenig nhd. Wolfo Wolfilo, Wolfizo, neben Wolf in diesem ein Secundärsuffix a beweisen, beweist Grímnir dasselbe für Grímr, oder mëlja- für mêla-.

ner lim von lim byrdr und lið von liðsam-naðr. Die übrigen Beispiele sind Compositionen mit ga-, das in an. hróf geschwunden ist. Ihnen gegenüber kann man zweifacher Ansicht sein: entweder ist ga- später vor das fertige Neutrum getreten, also von z. B. Flechtwerk wurde \*flecht gebildet und dieses von neuem mit ga componiert, um die collective Bedeutung mehr hervortreten zu lassen, oder das Simplex wurde unmittelbar mit ga- componiert, z. B. ags. vāsc das Waschen: ge-vāsc der Ort, wo zusammengewaschen wird, vgl. got. qumþs das kommen: ga qumþs der Ort, wo man zusammenkommt. Wie man sich auch hier entscheiden mag: so viel steht für mich fest, daß die Annahme eines Secundärsuffixes a in den sämtlichen von dem Hrn. Vf. angeführten Beispielen ganz unzulässig ist und daß sie alle in das Gebiet der Compositionslehre gehören. — Daß die von mir vorausgesetzten Composita oft nicht mehr nachzuweisen sind, begründet keinen Einwand; Analogien thaten auch hier das ihrige und die Freiheit der alten Sprache im componieren gestattete sehr wol Kürzungen nur gedachter Composita.

Ich muß es mir aus Mangel an Zeit versagen, die übrigen allgemeineren Punkte, in denen mir Hr. Zimmer nicht das richtige getroffen zu haben scheint, zu besprechen, um so mehr, als ich noch ein paar Einzelheiten erledigen möchte.

Die Erklärung von nhd. essa aus id-ta ist sachlich unzutreffend; das richtige siehe bei Fick II<sup>a</sup>. 28. Dorthin gehört noch gr. ἑστία Feuerstelle, Heerd (ἑστία- vgl. got. azgôn cf. l pēlenas Heerd, pelenai Asche). — Daß c von dem Hrn. Vf. S. 49 angeführte Erklärung von germ. lokka das kk unerklärt lasse, dem lit. lagna gegenüber nicht zuzugeb. Die Aufklärungen, welche er uns an dieser St-

in Aussicht stellt, entziehen sich einstweilen noch der Discussion; ich freue mich sehr auf sie, denn das »Allerweltssuffix« wird alsdann ein hübsches Pendant an einem »Allerweltsnasal« haben. — Was »das noch unaufgeklärte Verhältniß« von ags. bearg, ahd. barch majalis, porcus castratus zu ags. fearh u. s. w. betrifft (S. 51), so sind beide völlig von einander zu trennen. Jene gehören zu lit. berždžas unfruchtbar; Nesselmann p. 328 belegt nur das fem. berždža »giest, nicht tragend, von Kühen, zuweilen auch von Stuten« u. s. w. Das Settegastsche Bienenbuch S. 77 gebraucht das Wort aber auch von der Bienenkönigin (jey iussū Spieczus rods Motiną turretu bet jiji butu berždžia ir Weiflei ne tiktu u. s. w.) und die ältere Sprache kennt auch das masc. in der allgemeinen Bedeutung »unfruchtbar« z. B. berždžias alijwos médis Röm. 11. 17 (ein »wilder« Oelbaum) im lit. neuen Testament v. J. 1701 u. ö. Berždžas ist gleich berž-dja-s, von einer Wurzel bhergh (oder bherk?) abgeleitet, zu der auch die genannten deutschen Wörter gehören, die ursprüngl. bedeuten »keine Frucht hervorbringen könnend«, »zeugungsunfähig«, später »verschnitten« und speciell vom Schweine gebraucht, wahrscheinlich unter dem Einfluß des Anklanges von fearh, farh, der, wie ahd. barch zeigt, auch formell von Einfluß war. — Ob man an. aurr, ags. eár u. s. w. anstatt sie zu lat. ūrināri zu stellen (p. 57) nicht besser von an. ausa ableitet, fragt sich; im letzteren Falle würde sich an. eyrr ziemlich nahe an gr. ἡώων (= ἀφσιων) anschließen. — Mhd. klôz u. s. w. (S. 76) gehört zu lit. glausti. — Germ. halba (S. 105) könnte Hr. Zimmer höchstens zu den mit seinem Secundärsuffix a gebildeten Formen stellen; das Wort bezeichnet eigentlich »das auf einer halbâ (Seite) befind-

liche<; halbâ gehört zu lit. szalis. — Ags. ahd. stîf (S. 110) sind mit lit. stiprus verwandt. — An. kurr (S. 118) hat den Stamm kurra = kursa, vgl. KZs. XXII. 479. — Der erste Theil von avi-liud (S. 155) scheint mir altgall. avi gut zu sein, vgl. Fick Gr. Personenn. LXXI, Weinhold die Got. Sprache im Dienste des Christenth. S. 12. — An. frakka u. s. w. (S. 281) erinnert an lit. prakti (Präs. pranku) aufstechen. — S. 109 bemerkt der Hr. Vf. gelegentlich einer Erwähnung von an. hárr, ags. hâr, engl. hoar grau, grauhaarig: »an. ags. ahd. hâr crinis ist wohl hieraus subst. Neutrum«. Indem ich es dem »Anhänger der wie es scheint mehr und mehr aus der Mode kommenden Logik« (S. 15) überlasse, es zu rechtfertigen, wie die blondhaarigen Germanen dazu kamen das Haar als das graue oder das grauhaarige zu bezeichnen, verweise ich bez. hâr auf GGA. 1875 S. 1314; die angeführten Adjective gehören zu lit. szirmas grau, szerksnas, schimmelig, szerksznas Reif, lett. sêrsna Reiffrost (cf. engl. hoar-frost).

Die letzte Bemerkung würde ich einem anderen Autor gegenüber unterdrückt haben; wenn ich das Hrn. Zimmer gegenüber nicht thue, so geschieht es, um ihn nur durch ein Beispiel daran zu erinnern, daß es niemanden giebt, der sich nicht gelegentlich Blößen gäbe, indem ich hoffe, daß ihn diese Erkenntniß gegen die anderer etwas nachsichtiger machen möge, als er bisher gegen sie zu sein scheint, indem er die geringfügigsten Lappalien, in denen irgend einer seiner Vorgänger geirrt hat und durch deren Uebergang oder stillschweigende Correctur die Wissenschaft wahrhaftig nicht geschädigt wird, mit übertriebenem Eifer zu finden und zu berichtigen bemüht ist. Vielleicht innert sie ihn auch daran, in der Kritik seiner eig. Äußerungen und Anschauungen und damit in der Kr. überhaupt, etwas vorsichtiger zu sein. Seine Arbeit würden dadurch entschieden gewinnen und einen schiedenen günstigeren und so zu sagen liebenswürdigeren Druck hinterlassen, als sie bis jetzt trotz der auf sie wandten umsichtigen Sorgfalt thun. A. Bezzenberg



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 44.

1. November 1876.

Neue Beiträge zur Geschichte des alten Orients. Die Assyriologie in Deutschland. Von Alfred von Gutschmid, o. Prof. der class. Philologie a. d. Univ. Jena. Leipzig, Teubner. XXXVI u. 158 S. Octav.

Als einst Aristarch von Samos die viel später als richtig erkannte Meinung aufstellte, daß die Erde sich mit geneigter Achse um die Sonne bewege, griff ihn der Philosoph Kleanthes nicht auf mathematischem Wege an, sondern verfolgte ihn wegen seines Atheismus, da auf das Volk die Hervorkehrung dieses Unrechts mehr Eindruck machen mußte, als eine rein wissenschaftliche Ansichtsverschiedenheit. Und als er behauptet hatte, daß die Erdbahn sich zum Fixsternhimmel verhalte, wie der Mittelpunkt zum Umfang, erklärte der große Archimedes: »Es ist klar, daß dieses unmöglich ist« (*τοῦτο δὲ εὐδηλον ὡς ἀδυνατόν ἐστιν*). Viele Jahrhunderte später widersprach dem Copernicus noch Tycho de Brahe, und manche heute vergessene Gelehrten bewiesen dem

Leibnitz und dem Newton die Unmöglichkeit der Infinitesimalrechnung.

Solches war das Loos exacter Wissenschaften, und dies war das Geschick, das Entdeckungen ersten Ranges wartete. Darf nun eine weniger in die allgemeine Entwicklung der Gesittung eingreifende Wissenschaft, wie die Assyriologie, sich wundern, wenn auch sie dem allgemeinen Schicksale des Angriffs verfällt? Möge sie sich trösten mit dem zugleich vortheilhaften und ungünstigen Umstande, daß, wenn auch ihre Urheber keine Copernicus, ihre Gegner noch lange keine Archimedes und noch lange keine Tycho de Brahe sind.

Freilich muß man auch zugeben, daß eine nicht exacte Wissenschaft, gegründet auf Combination und Hypothese, dem Zweifel bedeutenden Vorschub leistet. Da nun diese Hypothesen häufig unbedacht und die Combination verfehlt sein können, ist von vornherein eine derartige Entdeckung um so mehr mißgünstiger oder selbst ernster Zweifelsucht ausgesetzt. Dieses hat auch die Assyriologie erfahren; doch sagen wir nicht, daß solche Erlebnisse schließlich zum Nachtheil für den Fortschritt der Wissenschaft ausfallen werden.

Die Assyriologie ist nicht auf deutschem Boden entstanden. Muß auch der Mann, an dessen Andenken sich die erste Lesung eines altpersischen Namens knüpft, von Deutschland als einer der Seinen angerufen werden, so war doch ein Franzose der Entdecker Ninive's, und die erste Entzifferung assyrischer Namen verdankt man bischer und französischer Wissenschaft. Laistand, mit wenigen ehrenvollen Ausnahm Deutschland allein diesen Forschungen fern, 1

wir können sagen, abwehrend gegenüber. Es ist unsere Absicht, hier nicht einzugehen auf die Gründe, die der Keilschriftforschung in Deutschland entgegentraten, und die noch einen schwachen Nachhall in der Gutschmid'schen Schrift finden.

Herrn Schrader gebührt das Verdienst, zur Ehre der deutschen Wissenschaft, diesem Unglaubensunfug ein Ende gemacht zu haben. Seine Vorgänger, die ihn heute zu ihren Mitarbeitern zählen, sind ihm dafür verbunden, daß er durch seine lichtvolle Behandlung die Keilschriftforschung den deutschen Gelehrten »mundgerecht« gemacht hat. Nicht Jedem ist der Muth gegeben, oft wiederholte Zunftvorurtheile zu bekämpfen, oder die Beharrlichkeit beschiedenen worden, sich in diese schweren Studien hineinzuleben, dieselben zu durchdringen, zu verarbeiten. Das allerdings schon systematisch und methodisch Geordnete hat er in deutscher Sprache, wenngleich häufig weniger systematisch und weniger klar, jedoch der deutschen Lehrmethode zusagender, vorgetragen. Hiermit hat Schrader der künftigen Betheiligung Deutschlands an diesen Studien das Thor geöffnet, und, wie wir zeigen werden, sich, trotz aller Anfechtungen, ein bleibendes Verdienst erworben.

Schaffend aufzutreten, ist bis jetzt Schrader's Beruf nicht gewesen. Daher ist der ihm gemachte Vorwurf, er habe nie eine Inschrift zuerst übersetzt, nicht am Platze. Noch weniger darf man ihm vorhalten, er habe seiner Vorgänger Uebertragungen nicht nur nicht verbessert, sondern zuweilen Veränderungen vorgeschlagen, die noch unannehmbarer seien als die seiner Führer. Es genügt für Jeden seine Aufgabe; die Ansprüche,

die an Schrader zu stellen sind, hat er im vollsten Maaße gerechtfertigt.

Man weiß, daß Petrarca sein vergessenes Heldengedicht über den zweiten punischen Krieg höher schätzte, als seine Sonnette an Laura. Ein großer Maler in Frankreich spielte die Violine denen vor, die kamen um Gemälde zu sehen, und nicht um Musik zu hören. Diese sich oft wiederholende Sonderbarkeit kann auch Herrn Schrader vorgeworfen werden.

Der bedeutendste Vertreter der Assyriologie »in Deutschland« ist nicht Historiker, noch weniger Chronolog. Es ist überhaupt ein Vorurtheil zu glauben, die Vorkenntnisse zu chronologischen Studien beständen in der Ueberzeugung, daß zwei mal zwei nicht fünfst. Wer sich um die großen Chronologen des 17. Jahrhunderts, P. Petau, Usher, die Benediktiner nicht gekümmert, wer Ideler's classisches Buch nicht studiert, wer keine Gleichung bilden, oder ein sphärisches Triangel nicht zur Noth auflösen kann, der mag davon bleiben. Aber auch damit kommt man nicht aus: um ein Historiker zu sein, muß man Respect vor den historischen Documenten haben, die uns die Daten überliefern, und ohne welche man keine Geschichte und keine Chronologie machen kann.

Sich selbst Geschichte einreden, darf nur ein Romanschriftsteller. Auf diesem Felde wird indeß jeder Assyriologe hinter dem letzten der dichtenden Autoren zurückbleiben. Seit sechs Jahren habe ich mich vergeblich bemüht, meinem werthen Freunde Schrader diese Thatssachen klar zu machen. Er hat das Gefährliche einer mächtiger Geschichtserfindung nicht erkennen wollen: nun sind seine Ansichten den Angri- ausgesetzt, die man ihm längst vorausge-

hatte. *Habeat sibi*, wie mein verehrter Lehrer Vangerow zu sagen pflegte.

Man traut seinen Augen kaum, wenn man folgendes liest: »War Duncker noch in der dritten Ausgabe in der Lage, sich mit den Berichten der Griechen über die früheste Geschichte des Orients ernsthaft auseinander zu setzen, so haben die neuesten Entdeckungen (die wünschte ich denn doch zu kennen) dieselben in vernichtender Weise (!) Lügen gestraft. Die chronologischen Aufrisse weiter des Herodot und der Hebräer sind zerschellt (!) an den zwei-, drei-, vierfach controlierten Regentencanones und Eponymenlisten der assyrischen Thontafeln«.

Was haben denn in aller Welt die »Thontafeln« die zerschellen machen sollen, mit dem Herodot zu thun, der doch durch andere Inschriften in glänzendster Weise bestätigt wird? Nicht alle Keilschriftendocumente sind »Thontafeln«, und Schrader war nicht, wie es dem Ref. vergönnt war, nach Herodot und mit demselben in der Hand, auf den Ruinen von Babylon.

Der ernsteste Vorwurf, der gerade Duncker zu machen ist, ist, daß er den Ideen, die allein »zerschellt« sind, nämlich der ganz grundlosen Schrader'schen Theorie, gehuldigt hat. Hr. Schrader ist sein Lyrismus zu verzeihen, der Historiker Duncker ist unbegreiflich\*). In seinem trefflichen Werke durfte die Chronologie der Juden nicht schlechter behandelt sein, als sie es ist von Des Vignoles, Usher und Don Calmet, von Grätz und — in Becker's Weltgeschichte. Und diese sind gerade nach assyrischen Quellen, der Wahrheit gemäßer, als Duncker, der Schraders Verwirrung vulgarisiert hat.

\*) Um so mehr, als diese falschen Angaben schon in populären Schriften verbreitet werden.

Diese beruht nur auf *petitiones principii*. Warum denn sollen die Hebräer nicht so gut die »Regentencanones« zerschellen machen, als diese die letzteren? Vielleicht wird aber nichts »zerschellt«, es sei denn die Schrader'sche Auffassung der »Regentencanones«, die als fortlaufend postuliert werden, während sie eine Unterbrechung von 46 Jahren enthalten. Und warum sind sie unterbrochen? Weil es während der Herrschaft der von den Assyriern todtgeschwiegenen, nach Königsjahren rechnenden Chaldäer, zu denen Phul gehörte, keine Eponymen gab! Die Existenz des Königs Phul, den Schrader weg demonstrieren möchte, beruht auf historischen Urkunden; auf ihnen fußt auch die biblische Chronologie, die die assyrischen »Thontafeln« bestätigen. Und diese Urkunden haben Beweiskraft, so lange man nicht das Gegentheil dargethan, was nicht geschehn. Schrader's Ansichten basiren sich auf persönliche Combinationen, die dadurch schon keine Autorität haben, weil sie keine geltend machen können.

Wo ist denn in den »Eponymenlisten« und »Regentencanones« von Salomon, Rehabeam, Abia, Asa, Josaphat, Joram, Ahazia, Athalia, Joas, Amazia, Uzia, Jotham, Ahaz, Hiskia, Manasse, Amon, Josia, Joachim, Jojakim, Zedekia und von den Königen Israels die Rede? Die einzige Hülfe, die die »Regentencanones« gewähren, ist die allerdings nicht hoch genug anzuschlagende Gewährleistung der biblischen Chronologie durch das eine Factum, daß, in der controlierten Reihe auf sich folgender Jahre, einer Sonntagsfinsterniß gedacht wird, die am Ende Sivan, Jahre nach dem Tode des Ahab stattfand.

\*) Diese bedeutende Angabe führt zu dem defini-

Die einzige, während 400 Jahre passende Sonnenfinsterniß ist die ringförmige, in Ninive fast totale, Eclipse vom Freitag, den 13. Juni julianisch, 5. Juni gregorianisch, des Jahres 809 chronologisch v. Chr. (9, 192), — 808 astronomisch, Morgens 10 Uhr nach Ninive's Zeit.

durch alle Documente bestätigten Resultate, daß der Tod Salomon's 978 vor Chr. Geburt, der Tod Ahab's gegen Ende 900, Jehu's Regierungsantritt in die Mitte 887 zu setzen ist. Alles ist nur eine genauere Präcisierung der vollständig richtigen biblischen Zeitrechnung. Hierauf folgt für den Anfang des Tempelbaues October 1014 v. Chr. Es läßt sich nun auf streng mathematischem Wege, aus den synchronistischen Angaben der Königsbücher nachweisen, daß diese nur auf einer fortlaufenden Aera fußen können. Dieses ist die Aera des Exodus, die nach dem hebräischen Texte mit der Epoche des Nisan 1493 v. Chr. begann. Ob diese Epoche das wirkliche Datum des Auszuges darstellt, ist wieder eine andere Frage; genug, bei den Verfassern der »Annalen der Könige von Juda« und den »Annalen der Könige von Israel« galt sie dafür. Nach einer anderen Lesung, der der Septuaginta, fiel die Epoche auf 1453 v. Chr.

Auf Herrn von Gutschmid's oberflächliche Einwände komme ich später zurück. Schlägt man indessen einen so unpassenden Ton an, wie Herr von G., der wünschte, daß sich doch »ein auf der Höhe der heutigen Wissenschaft« stehender Astronom der Assyriologen »erbarmte«, so sollte er sich mindestens nicht der Antwort aussetzen, daß dieser mitleidige Dienst schon geleistet ist. Die Berechnung der Eclipsen in London und Paris haben zu keinem erheblich andern Resultate geführt, als dem der »Art pour vérifier les dates«. Es ist doch wohl dem Herrn v. Gutschmid bekannt, daß der »auf der Höhe der heutigen Wissenschaft stehende Astronom«, der die Finsterniß des Thales berechnet hat, zu keinem andern Resultat gelangt ist, als vor zwei hundert Jahren Kepler und Newton; und doch ist die Sache heute noch so unklar wie zuvor. Es giebt Wissenschaften, und das sind nicht die »niedrigsten«, die nicht die Vorgänger verachten; die »heutige« sogenannte kritische Wissenschaft steht so hoch auch gar nicht, außer in der Meinung mancher ihrer Vertreter.

Ist es vielleicht, um der Bibel ein Vergnügen zu bereiten, daß die Sonne so gut war, sich während 400 Jahre gerade das eine Mal zu einer Zeit verfinstern zu lassen, die ganz genau zu der Angaben der »Hebräer« paßt?

Dieser höchst wichtige Gesichtspunkt ist niemals gehörig gewürdigt worden.

Wie gesagt, es giebt auch noch andere Documente außer den »Thontafeln«, und diese wendet doch selbst Herr Schrader gegen Herrn Gutschmid an; in den historischen Inschriften finden sich, wo sie hingehören, Tiglatpileser, Salmanasser, Sargon, Sanherib und Assarhaddon, Ahaz, Hiskia, Manasse, Jehu, Pekah, Hosea und der Sohn Tabeels, Asria, so wie die Aramäer Benhadar, Hasael, Rezin, die den wunden Fleck des Gutschmid'schen Angriffes bilden. Warum zertrümmern denn diese nichts?

Der Kritiker hat nun Recht, wenn er den sogenannten Eponymenturnus leugnet, die unsinnige Identification Phul's mit Tiglathpileser abweist, und in den Asria\*\*), der Inschriften nicht den König Azaria sieht, dessen Namen von *sechszehn* andern Personen in der Bibel geführt wird. Herr Gutschmid hätte noch fragen können, wie es denn überhaupt möglich ist, daß nach der Erklärung der Inschriften durch Schrader der Großvater Azaria neben seinem Enkel Ahaz regierte!

Diese Dinge sind sammt und sonders dargelegt in einem eigenen, über die biblische Chronologie ex professo handelnden Buche, das kürzlich in Paris erschien, und den Namen führt: Sa

\*\*) Es ist vollständig falsch, daß Asuriau im steht, es steht dort Asriau, אשריאו.



mon et ses Successeurs«, welches aber Hr. Gutschmid nicht zu kennen scheint, obgleich einige seiner Argumente wesentlich mit den unsrigen übereinstimmen.

Der Kritiker hat auch vollkommen Recht, den Berossos gegen Schrader in Schutz zu nehmen; so lange wir keine assyrische Geschichte in Keilschrift haben, müssen wir zu den unschätzbaren Angaben der griechischen Autoren unsere Zuflucht nehmen. Berossos schrieb griechisch, aber er schöpfte doch aus einheimischen Documenten, und verstand von Keilschrift, ohne Einem von uns zu nahe zu treten, viel mehr als Einer von uns.

Wider diese von Hrn. Gutschmid gegen die Schrader'schen Ansichten geltend gemachten Gründe läßt sich nun allerdings gar nichts einwenden, und er hat Recht gehabt, sich gegen sie mit allem Nachdruck zu erheben. Aber auch er hat die Gränze überschritten, die er innehalten mußte, und dort an der Gränze halten wir ihn an.

Hätte sich Hr. Gutschmid darauf beschränkt, die fehlerhaften Anwendungen der Erklärungen, deren sich einige Assyriologen schuldig gemacht, zu rügen, so könnte kein unparteiischer Mann ihm darüber grollen. Aber dieses genügte seinem Plane nicht. Mit erheblich zweifelhafter Logik hat er die Entzifferung selbst für die unrichtige Verwendung des gewonnenen Materials verantwortlich gemacht und dabei ist es ihm sehr häufig passiert, daß er vollkommen richtige, unantastbare Lesungen angezweifelt hat. Jeder nun der unbefangen seine Angriffe liest, muß den Eindruck mitnehmen, daß er öfters Schrader für etwas verantwortlich macht, was dieser richtig in den Texten gelesen hat, weil —

es eben in denselben dasteht. Dieses ist dann gewöhnlich mit einer niemals sehr geistvollen Ironie geschehen, deren Spitze sich immer gegen Hrn. von Gutschmid und nicht gegen Schrader wendet.

Was kann, zum Beispiel, Schrader dafür, daß in dem Text von Korkh deutlich A-ha-ab-bu (mat) Sir-'la-ai steht, und daß dieses das »einzigste Mal« ist, wo dieser Ausdruck sich in den erhaltenen Inschriften findet? Die Lesung ist sicher: als ich am 4. October 1865 den Namen auf dem Obelisk las, erklärte der damals noch lebende Hincks diesen Fund für eine Entdeckung; Rawlinson, Norris und Coxe stimmten bei, und wenn alle späteren Assyriologen von Fach selbige annahmen, so geschah es vielleicht, weil sie nicht anders konnten\*). Durch den Passus S. 52 beweist Hr. v. Gutschmid, daß er sich um die Lesung assyrischer Texte nie gekümmert, da er erstaunt, daß man hier ein Zeichen Sir liest, welches indessen in hunderten von Stellen so vorkommt, und keinen weiteren Werth hat als mus. Es ist nicht wahr, daß dieser Buchstabe je say oder su ausgesprochen wird. Man darf also, den Lautgesetzen gemäß, nur Sir-'lai, oder Mus-'-lai lesen. Wo ist denn die »Verblendung«, die er mir in komischer Weise vorwirft, was ich denn auch seiner »Blindheit« verzeihe. Wie darf er Schrader ein »Um so schlimmer« zurufen, weil er eine Herrn v. G. genierende, nicht »vermeintliche«, sondern »wirkliche« Lesung reproducirt? Herr von Gutschmid »verzeiht« mir einen mein

\*) Hr. v. G., der alle abgeschmackten Ansichten hervorsucht, citirt allerdings einen längst abgewiesenen Vorschlag eines englischen Dilettanten, der auch in Chronologie machte, und den auch der Ahab genierte.

wichtigsten historischen Funde: besten Dank. Warum aber mäkelst denn Hr. v. Gutschmid nichts an der Lesung des Namens Ababbu, wo die »leidige Polyphonie« ihr Unwesen nicht treibt?

Alle Einwendungen, die Hr. v. G. gegen die Arbeiten Schrader's macht, beziehen sich auf die Umschreibung oder die Identificierung zum Theil sicherer Eigennamen; Hr. von Gutschmid bezweifelt Ithamar und Saba, die doch dastehn. Die Stadt Kumuh, die ich mit Commagene verglichen habe, ist so geschrieben\*); gesetzt aber, meine Identification mit Commagene wäre unrichtig, nun was dann? Melukhi ist wohl nicht Meroë, wie ich früher glaubte, sondern Libyen (vielleicht die Milyes des Herodot); was hat denn diese Verbesserung mit der Aufgabe der eigentlichen Assyriologie zu schaffen? Die Auseinandersetzung über Palasta, Palaestina, Philistaer, aus der Schrader ein ungeheurer Vorwurf gemacht wird, habe ich nicht verstanden: ob es Philistaea, ob es Palaestina ist, ist in den beiden Texten, wo es sich findet, vollends irrelevant. Daß das von mir zweifelnd übersetzte »Ebenholz« vielleicht ein anderes Holz ist, ist möglich, aber die Bemerkung, daß der Baum nicht in Phönizien wächst, zeugt von der größten Oberflächlichkeit. Die Phönicier gaben Gold, Silber und Blei, die auch nicht in diesem Lande gefunden werden. Von Sepharad, das Herr von Gutschmid, hier hinzuzieht, ist in der Assyrischen Monumenten vollends gar nicht die Rede; hier will auch selbst Hr. v. G. eine geographi-

\*) Dagegen ist was Hr. v. G. gegen das Balkh Schrader's sagt, nur zu sehr gerechtfertigt. Die von S. nur entlehnte Identification von Araquattu mit Arachotis muß indessen bestehen bleiben.

sche Entdeckung gemacht haben, die aber nichtig ist. Saparda ist die südliche Küste Kleinasiens, und wohl noch in den griechischen Namen Sarpedon erhalten.

Auch die einst schwierigeren, jetzt leichteren Namen der Könige sind der Gegenstand des ziemlich wohlfeilen Spottes des Herrn von Gutschmid; für den »jetzt nicht mehr jedes Semester sich ändernden«, sondern Bennirar genannten König citiert er gar nicht einmal alle Vorschläge! Einige wenige andere Namen sind noch jetzt ein Räthsel; dieses beweist nur unsere ungenaue Kenntniß gewisser Ideogramme, die wir heute nicht verstehen, für die wir aber morgen ein direktes Zeugniß aufgedeckt haben können. Aber daß wir einiges nicht wissen, daraus folgert sich doch nicht, daß uns alles unbekannt ist. Jene Könige sind keineswegs die »Schmerzenskinder« der Assyriologie, wir kennen ihre Geschichte, und sind nicht falschen Identificierungen ausgesetzt gewesen, weil man sie bloß mit in den classischen Schriften genannten Herrschern verglichen hat. Auch ist diese Auslassung übertrieben; es handelt sich nur um drei oder vier Könige, die man nennen kann wie man will; über die Lesung der Tiglatpileber, Salmanassar, Sargon, Sanherib, Assarhaddon, Nebuchadnezzar, Belsazzar, Neriglissor, Nabonid schweigt wohlweislich Hr. v. Gutschmid.

Hunderte von assyrischen Namen sind philologisch sicher gelesen, selbst wenn die »Tradition« nichts mit ihnen zu schaffen hat. Man braucht auch diese nicht zu identificieren, wie sie in den hebräischen oder griechischen Quellen nicht erwähnt sind. Was überhaupt an historischen und geographischen Eigennamen anbelangt, so wird auch in dieser Hinsicht N

mand Herrn von Gutschmid davon freisprechen, daß er den Assyriologen einen ungerechten Vorwurf gemacht hat. Man staunt darüber, daß er zu Ungunsten Schrader's, der zuweilen die Namen identifiziert, einen andern, nur aus zweiter Hand arbeitenden Assyriologen hervorhebt, der aus irgend einem Grunde es vorzieht, keinen Namen zu übersetzen. Wissenschaftlicher handelt doch Schrader jedenfalls, wenn er durch Combination diese Namen zu identifizieren sucht, selbst in dem Falle, daß hier und da seine Vergleichen verfehlt wären. Worin besteht denn das Interesse der Assyriologie? Eben darin, daß man sich unter sonst schon bekannten Größen bewegt, und hierdurch hat die Keilschriftforschung mehr Anziehungskraft als selbst die Hieroglyphenkunde; von der Interesselosigkeit der chinesischen oder japanischen Eigennamen, die Hr. v. Gutschmid besonders zusagen werden, wollen wir nicht reden.

Uebrigens ist diese ganze Diatribe eine sehr unüberlegte. Wenn auch Hr. v. Gutschmid sich nur oberflächlich mit der Realexegese des Alten Testamentes beschäftigt hat, so muß er doch wissen, daß dieselben Schwierigkeiten, was »Holz« und »Büffel« anbelangt, sich zu Hunderten von Beispielen in der zweitausend Jahr alten Erklärung des Alten Testaments wiederfinden. Ist es jemals einem vernünftigen Menschen in den Sinn gekommen, die Erklärung der Psalmen anzugreifen, weil man nicht weiß, wo Ophir liegt, oder weil ein Wort tukjim durch Aethiopen, Pfauen und Papageien wiedergegeben, weil das Holz alummim auch aluggim gelesen wird? Ist die Genesis deshalb unerklärt, weil die Sternbilder im Hiob dunkel sind? Man müßte ja auch die Erklärung des Aristoteles an-

zweifeln, weil es dem Herrn von Gutschmid, heute ord. Professor der classischen Philologie in Jena begegnet ist, auf eine schon vor ihm nachgewiesene Fälschung des Commentars des Simplicius fussend, ein bereits im Mittelalter gekanntes, unrichtiges chronologisches System zum zweiten Male wieder zu erfinden \*).

\*) Es handelt sich hier um die Zahl 1903. Nicht zu verwechseln mit 1003, die sich im Don Juan findet, und nicht angezweifelt ist. Es findet sich nämlich im Simplicius Commentar des Aristoteles de coelo eine Anführung des Porphyrius, nach welcher Callisthenes dem Aristoteles aus Babylon die Sternbeobachtungen während 31,000 Jahre gesandt hatte. Aus sehr begreiflichen biblischen Gründen haben die Alden in ihrer lat. Uebersetzung die Zahl 31,000 in 1903 gefälscht. Warum sie nun 1903 genommen haben, hängt so zusammen. Es bestand im Mittelalter, wohl auf Grund von Jesaias cap. 45, die falsche Ansicht, die Babylonier hätten mit Cyrus eine neue Aera begonnen, und von der Sintfluth auf Cyrus gerade 36,000 Jahre berechnet. Die Ansicht scheint von irgend einem christlichen Chronographen, vielleicht auch von irgend einem Annius von Viterbo herzuführen. Außerdem hatten die Alden noch als Hilfsmittel die ganz corrupten Zahlen, die sich im Syncellus finden. Von Cyrus auf Alexander sind aber 208 Jahre, von 538—330. Man rechnete also:

Von der Sintfluth bis Cyrus . . .	36,000 Jahre
Von Cyrus bis Alexander . . .	208 -
Von der Sintfluth bis Alexander . .	36,208 Jahre
Nun hat Syncellus folgende Zahlen:	
Von der Sintfluth bis auf die Chaldäer	34,090 Jahre
Von den Chaldäern bis Semiramis .	215 -
Von der Sintfluth bis Semiramis . .	34,305 Jahre
Es ist nun:	
Von der Sintfluth bis Alexander . .	36,208 Ja
Von der Sintfluth bis Semiramis . .	34,305

Ergo von Semiramis bis Alexander . 1,903 Jal  
Diese Fälschung beruht also auf der irrigen Vor-  
setzung der 36,000 J. bis Cyrus. Merkwürdigerweise

Der Schreiber dieses ist namentlich angezogen worden durch eine pompöse Aufschrift (S. 40): »Mathematisch-chronologische Beweise gegen einzelne Entzifferungen«. Von Mathematik habe ich indessen gar nichts bemerkt. Was die von Fachgelehrten anerkannten wirklich mathematischen Beweise in meinem Etalon des mesures assyriennes betrifft, so hat der Kritiker sie hübsch »in Ruhe gelassen«. Hr. v. Gutschmid handelt von Smith, der das Unrecht gehabt hat, qasitti, die Bogenschützin, d. h. die Kriegsgöttin Istar, der der Monat Ab (August) geweiht ist, mit dem Zeichen des Sagittarius zu verwechseln. Hierüber weitläufige, jedoch sehr wenig mathematische Elucubration\*). Dem leider ver-

nun Hr. von Gutschmid die Entdeckung von wegen der 86,000 Jahre zu zwei verschiedenen Malen gemacht, das erste Mal indem er die ganz abweichenden Zahlen des armenischen Eusebius zustutzte, und die Zahl 1903 für baare Münze nahm: das andere Mal, nachdem er die Fälschung eingesehn, wo er dann, um auf sein Facit von 86,000 zu kommen, die Posten anders änderte. Immer die Anwendung des unbestreitbaren Lehrsatzes:  

$$a + b - b = a.$$

\*) Herr von Gutschmid, und darin liegt das unmathematische seiner Arbeit, spricht von einem Ueberschuß, den sowohl der achtjährige, als der neunzehnjährige Cyclus haben. zeigt aber nicht, wo der Ueberschuß steckt. Nach seiner Exposition sollte man glauben in den 8 oder in den 19 tropischen Jahren, die 2921<sup>d</sup> 94 und 6939<sup>d</sup> 60 ausmachen: dem ist aber nicht so. Die beiden Lunarperioden von 99 und 235 synodischen Monaten sind größer; sie machen aus 2928<sup>d</sup> 53 und 6939<sup>d</sup> 69; also hier 1 $\frac{1}{2}$  Tage, dort um 2 Stunden mehr. Das Verhältniß des Ueberschusses ist somit nicht 1:10, wie Hr. v. G. meint, sondern 1:44. Diese Cyclen haben hier nichts zu thun; die einzige »mathematische« und keinen Rechnungsfehler enthaltende Antwort war, daß der assyrische König im ersten Jahrtausend vor Christo lebte,

storbenen Smith passierten solche Dinge zuweilen; sie gehen indessen die »Assyriologie in Deutschland« gar nichts an, da Schrader richtig durch »Schützin« übersetzt.

Aber auch großer Leichtfertigkeit macht sich Hr. v. Gutschmid in seinen Angriffen auf Schrader schuldig. So wirft er letzterem implicite vor, die Verschiedenheit des Sargon und Salmanassar geleugnet zu haben, da die Assyriologen dieses thaten. Die Anschuldigung ist falsch. Schreiber dieses hat auf Grund der »Tradition« sowohl, als der Texte selbst, seit 20 Jahren die Verschiedenheit der beiden Namen aufrecht erhalten, und noch 1870 in der deutschen Zeitschrift: »Studien und Kritiken« die Beweise gegeben. Schrader hat sich immer dieser meiner Ansicht angeschlossen.

Ein classischer Philolog mag sich wirklich mehr für die cyprischen Inschriften »begeistern«, aber ist es ihm dann weniger gestattet, Brandis' Namen zu verschweigen (S. 25). Es ist doch für »einen classischen Philologen so leicht, sich mit Keilschrift« gar nicht abzugeben, wenn er es aber schon thut, so sei er auch »Linguist«.

Dieses führt uns zu dem wichtigsten Theile der Assyriologie, dem grammatisch-philologischen.

Hr. von Gutschmid erklärt, er sei Historiker und kein Linguist. Wäre er letzteres, so hätte er nicht Halevy'sches Machwerk angeführt; die rein philologischen Arbeiten auf diesem Gebiete sind von ihm sanguine viperino cautius gemieden: er scheint nichts von deren Existenz zu ahnen. Nach diesen aber, und nicht nach dem 10ten, wo allerdings die Sonne im F des Schützen während des gregorianischen Augustmonats zwei Monate nach dem Nordsommersolstitium, star



den Ergebnissen der »angewandten Assyriologie« würde er hastig gegriffen haben; so machte es wirklich Renan, als er einst, noch ungläubig, die Resultate der Keilschriftlesung leugnen wollte. Herr v. Gutschmid dagegen wirft den heutigen Erklärern die sogenannte Polyphonie vor, wofür letztere aber gar nichts können. Hätte Herr von Gutschmid einen assyrischen Text »linguistisch« studieren können, so würde er mit allen Assyriologen dahin übereinstimmen, daß diese Schwierigkeit in der Praxis nicht so groß ist, wie sie ihm, dem vollständig Uneingeweihten, vorkommen muß. Was Schrader hierüber sagt, würde er nicht verspottet, sondern einfach bestätigt, er würde nicht die wahrhaft kindischen Seiten 8 und 9 geschrieben haben. Er begeht darin Irrthümer, die auf reiner Unkenntniß beruhen. So verwechselt er die Anwendung zusammengesetzter Ideogramme mit der »Allophonie«, die etwas ganz anders ist, nämlich die assyrische Uebersetzung phonetisch geschriebener sumerischer Worte. Hr. Schrader wird natürlich wieder wörtlich angeführt, um die Schwierigkeit der Lesung zu bekräftigen; ist diese aber das Werk des Berliner Akademikers? Hierzu kommt nun vollends die Vergleichung mit der Pehlewischrift, wo der Kritiker die Assyriologen entschuldigt und doch wieder bekämpfen will; die Zusammenstellung beweist zur Genüge, daß er auch über selbige nicht die Quellen befragt hat, die ihn über das Wesen und den Ursprung dieser ganz verschiedenen Schrift aufgeklärt hätten.

Sogar über einzelne Schreibfehler wundert sich Hr. von Gutschmid. Man stößt auf solche, wenngleich selten\*). Doch kommen sie überall

\*) So fehlt in den grammatischen Texten, unter

vor, in griechischen, phönizischen, arabischen Inschriften. Dennoch entdeckt ja selbst Hr. von G. vermeintliche Fehler in den Eponymenlisten. Und bei Herodot sollen sich Gedächtnißfehler finden, wie Herr Gutschmid versichert \*).

10,000, zweimal ein Keil bei ma, und es findet sich iz. statt a-izru ist am aru, statt issadu: masadu zu lesen.

\*) Man sehe folgende Stelle, die ich wörtlich copiere (p. 88, Note).

»Von Phraortes an ist die Herrschaft der Meder über Oberasien Her. I 180 gerechnet (nein!). Durch einen Gedächtnißfehler (!) sind nämlich dort (?) von Herodot auf Phraortes statt der ihm zukommenden 22 Jahre die 53 seines Vaters Dejoces gerechnet und so die Summe von 128 Jahren herausgebracht worden, wie zuerst C. T. Zumpt gesehen hat«. — Herr Zumpt hat zuerst gesehen, daß  $35 + 40 + 53 = 128$  ist? Denn darauf reducirt sich die ganze Entdeckung.

Zum Unglück für die Entdeckung hat Hr. von Gutschmid ganz übersehn, daß man hier von »dem Abfall der Meder« an rechnen muß. Die medische Macht endet 560; 228 dazu macht 788, und dieses Datum ist längst von de Saulcy in vollständiger Uebereinstimmung mit den Ktesianischen Listen festgestellt worden. Die Gutschmid'sche Theorie reducirt sich auf den Satz  $a + b - b = a$ . Aber meint Hr. v. G. ernstlich, daß man ihm auf sein Wort »einen Gedächtnißfehler« zugeibt, um eine mit dem Herodoteischen Text unvereinbare Unwahrscheinlichkeit anzunehmen?

Der Einwand, daß es sich um die Herrschaft der Meder östlich vom Halys handelt, wird dadurch widerlegt, daß 657 v. Chr. die Meder doch noch nicht bis an den Halys gekommen waren. Die Erwähnung des Flusses bezieht sich auf die Gränze des Mederreiches zur Zeit seines Falles.

Der Fehler liegt in der Zahl 128, denn diese fi auf das vollends unannehmbare Datum 688. Aber Jahr 788 wird auch durch die assyrischen Eponym listen, und durch die Zahlen des Berossos bestätigt: d von dort ab zählen auch die 526 Jahre des Assyrerreichs.

So groß die Zumpt'sche Entdeckung ist,

Dieser Mangel an sprachlichem Gefühl zeigt sich geradezu in den, den Assyriologen gemachten Vorwürfen betreffs der abweichenden Uebersetzungen. Wir haben noch nicht auf das Factum hingewiesen, daß im ganzen der Ton des Buches gegen Schrader ein durch die Sache selbst ungerechtfertigter und unpassender ist. (S. 33).

»Da dürfte denn einem also Getrösteten endlich die Geduld reißen und die Antwort unseres Historikers an die Assyriologen kann die sein: Es kann uns vollkommen gleichgiltig sein, warum ihr von einander differiert (dieses ist denn doch interessant zu wissen!), mir genügt die Thatsache, daß ihr differiert (!); ich weiß nun, woran ich bin, laßt mich gefälligst in Ruhe und fragt einmal wieder bei mir vor, wenn verschiedene Ansichten unter Euch über „ermorden“ und „ermordet werden“ nicht mehr möglich sein werden!«

Much ado about nothing. Wenn Hr. v. Gutschmid Linguist wäre, so würde er wissen, daß in jeder semitischen Sprache die Nichtpunctierung

$35 + 40 + 53 = 128$ , so recht hat auch de Saulcy, wenn er annimmt, daß  $28 + 30 + 20 = 78$  ist. Nur hat de Saulcy den Vortheil, diese Zahlen in den Autoren gefunden, und nicht geändert zu haben: es ist die Summe der documentarisch angegebenen Regierungsjahre der drei Vorgänger des Dejoces. Die überlieferten Zahlen sind:

Arbaces . . .	28	Diodor
Mandaucos . .	30	Diodor
Sosarmos . . .	20	Diodor
Dejoces . . .	53	Herodot, Diodor 50
Phraortes . .	22	Herodot und Diodor
Cyaxares . . .	40	Herodot und Diodor
Astyages . . .	35	Herodot und Diodor

228 wirkliche Zahl des Herodot.

Also 228 Jahre, und von dem Abfall der Meder an.

solche Widersprüche zur Folge haben kann. Im Koran ist eine Stelle, wo gestritten wurde ob zu übersetzen: *vicit* oder *victus est*. Dem ungeachtet versteht man arabisch. Im hebräischen giebt es solche Formen auch. Aber von einem »o. Prof. der cls. Ph.« muß es doch Wunder nehmen, daß er nicht an den in Inschriften unerkennbaren Unterschied zwischen *θεότοκος* und *θεοτόκος* denkt. Freilich ist Herr v. Gutschmid kein Linguist.

So erklärt sich denn auch seine Bestürzung, die wir beruhigen wollen. In einem Text findet sich das Ideogramm des Verbums »ermorden« neben dem »König von Assur«. »Mord des Königs« muß aber passiv genommen werden, nicht activ\*; und es ist gar nicht klar, ob Smith, (dessen Ansichten nur dann herausgestrichen werden, wenn Herr v. Gutschmid einen Unsinn wittert) in seinem *the king slew*, nicht, *the king*, als Accusativ genommen hat\*). Was aber Hr. v. Gutschmid verschweigt, ist die Folge des Satzes, die ein viel wichtigeres Moment enthält und die Sache entscheidet, nämlich: »und am 12. Ab bestieg Sanherib den Thron«.

Dieses Schweigen des Herrn von Gutschmid ist fatal: denn es giebt ihm den gewiß trügerischen Anschein der *mala fides*.

Der »Historiker« muß sich doch sagen, daß der Sohn den Thron besteigt, nicht weil der Vater gemordet hat, sondern weil er ermordet worden ist.

Ein Blick in eine grammatische Arbeit der Assyriologen würde Hrn. von Gutschmid ützzeugt haben, daß dieselben den Kal oder

\*) Wir haben genug zu thun mit den Deutungen ass. Texte; auf eine Discussion über das Smith'sche Falsch lassen wir uns nicht ein.

Activ vom Niphal oder Passiv zu unterscheiden verstehen.

Die grammatisch-philologische Untersuchung der Assyriologie ist gerade die, in der sich der wissenschaftliche Forscher zeigt. Diese Seite anzuerkennen, lag nicht in der Aufgabe des Herrn Kritikers, der sich um die wirklich philologischen Arbeiten nicht hat kümmern können. Dieses Unterlassungsverfahren hat nun die aller-sonderbarsten Folgen.

Bescheidenheit ist eine Zier. Auch unser Kritiker pflegt sie, namentlich wenn es sich um die Verdienste — Anderer handelt. Es wird dem Ref., der sich in mannichfacher Weise durch Hrn. von Gutschmids Schuld in *disputationibus eorum* befindet, erlaubt sein, auch hier persönlich zu antworten. Der Herr Kritiker war so freundlich, mir die »Entzifferung« mit großem Lobe zuzusprechen, mich dagegen zu belehren, daß wenn man entziffert habe, man noch lange nicht interpretieren könne. Dieses Prinzip habe ich seit zwanzig Jahren anerkannt. Die Anfänge der Entzifferung gehören, und darin liegt das Wunderliche dieser Vertheilung der Rollen, doch nur zum letzten Theile mir: sie war richtig angebahnt vor Allem durch Hincks und Rawlinson. Ich habe allerdings die allgemeinen Prinzipien festgestellt. Gerade das, weshalb Rawlinson mir die »Vaterschaft der Wissenschaft, wie sie heute ist«, zuertheilte, ist auch dasjenige, was Herrn von Gutschmids Unkunde der Thatsachen mir abzusprechen geneigt ist. Die Texteserklärung begründet, die Grammatik geschaffen zu haben, das ist mein Werk. Und dieses ist möglich geworden, nicht durch mein Verdienst, sondern durch günstige Lebensverhältnisse, die mich practisch linguistisch aus-

bilden ließen, und namentlich mir jahrelange Muße verliehen. Mein Verdienst ist, Zeit gehabt zu haben; genügten sechs Monate nicht, nun so konnte ich mir sechs Jahre nehmen, um die Dinge zu finden, zu deren Annahme meine Nachfolger keine sechs Secunden brauchten.

Es ist nicht meine, sondern meiner verehrten Mitarbeiter Sache, Hrn. von Gutschmid über mein Verhältniß zu meinen Schülern und Nachfolgern aufzuklären. Ich bin nicht abgetreten. Vor zwei Jahren zeigte ich den Weg zu den astrologischen und teratologischen Texten; jetzt öffne ich die Thür für das Verständniß der juristischen Documente; hierzu ist mehr als »Entzifferung« erforderlich.

Diese Ergreifung des Wortes »pour un fait personnel«, wie man in der französischen Kammer zu sagen pflegt, ist durch die Auslassungen des Herrn von Gutschmid gerechtfertigt und zur Pflicht gemacht.

Die große Ungerechtigkeit der Schrift des genannten Kritikers besteht in der constanten Verwechselung der reinen und der angewandten Assyriologie. Ein anderer Fehler ist die Sucht in landläufiger Phraseologie ganz allgemein gehaltenen und deshalb unbefolgbaren guten Rath zu geben. Was heißt Willkür, was Unzuverlässigkeit, was Mißbrauch, was Mangel an Methode, was »ungenügende Unterscheidung zwischen dem was sicher und unsicher« ist? Ist der Gedächtnißfehler Herodot's sicher oder unsicher? Ist Hrn. v. G.'s Verwechselung von Hadad und Adar zuverlässig oder das Gegtheil? Ist die Aenderung der Berosianisch Zahlen willkürlich oder nicht? Herr von Gutschmid wird der Erste sein, der den Assyriern diese indiscreten Fragen verzeiht.

Hätte der deutsche Kritiker die verwundbaren, neueren englischen sowohl grammatischen als sachlichen Interpretationen angegriffen, so würde kein Philologe etwas dagegen haben; aber diese Auswüchse verhärten sich geradezu zu Steinen, die er in Schrader's Garten wirft. Man versteht deshalb auch nicht, warum die Schrift den Namen führt: »Die Assyriologie in Deutschland«. Letztere an Schrader zu »exemplifizieren« ist ungerecht gegen diesen, so wie gegen Prätorius, Delitzsch und andere, die nicht die apologetisch-historische Richtung verfolgen, und denen die Erforschung der Inschriften Selbstzweck ist. Hierin ähneln sie der französischen Schule, für welche die Fragen über das Sumerische, über die historischen Erörterungen nur secundäre Seiten der Hauptforschung sind.

Noch weniger scheint uns der Haupttitel gerechtfertigt, da die Schrift gar nichts zur Kunde des alten Orients beiträgt. Neue Entdeckungen, thatsächliche Fortschritte, Feststellungen gewisser geschichtlicher Begebenheiten, sei es auch nur in chronologischer Hinsicht, enthält die Schrift gar nicht. Selbst die Annexe über Samaria, über den bestreitbaren Nergal-sar-uzur bringen keine neuen, annehmbaren historischen Momente.

Aber was vorzüglich dem Leser auffällt, ist der ganz zwecklos gereizte Ton, zu dem die Zahlen 747 oder 526 doch unmöglich Anlaß geben können. *Tantaene animis coelestibus irae?* Leider muß Jedermann hier weniger auf rein wissenschaftliche, als auf nur persönliche Gründe schließen; dieses darf Herr v. Gutschmid Niemandem verargen. Hätte er nun wirkliche Resultate an die Stelle des Angegriffenen gesetzt, so könnte man dem Kritiker diesen Eifer zu

Gute halten. Solche aber vermißt der selbst wohlwollende Leser; letzterer erklärt sich in peinlicher Stimmung die Leerheit dieser Schrift nicht, die gegen andere ausgezeichnete Leistungen des Autors allzusehr absticht. Von den Entdeckungen bleibt immer etwas; die stets negierende, die wie eine Säure auflösende Kritik endet aber mit einem wissenschaftlichen Marasmus.

Das temperierte und regulierte Wohlwollen, welches mir Hr. von Gutschmid jetzt erst entgegenbringt, hat mich nicht bestechen können, und nicht vermocht mich davon abzuhalten, daß ich für meinen Fachgenossen und wissenschaftlichen Schüler eintrete. Es macht mir freilich Hr. von Gutschmid die Freude, zu sagen: »Ich gehe zum Andreas«. Nimmt der gelehrte Herr Kritiker meine Ansichten an, nun so bin ich aufrichtig erfreut über diese höchst schätzbare Anerkennung. Die Anwendung der Assyriologie betrifft indeß nur eine Seite meiner Bestrebungen. Auf meiner Mitarbeiter Unkosten mich anpreisen zu lassen, das habe ich aber Gottlob nicht nöthig. Und da kein Einwand des Kritikers ohne Antwort geblieben ist, was bleibt jetzt von den Angriffen?

Chaldaeos ne consulto! so schließt mit dem alten Cato Herr von Gutschmid. Wir danken ihm, daß er nicht auch gesagt: Carthago delenda. Will er aber einen lateinischen Rath haben, dann schlage ich ihm den Ausspruch des großen römischen Rechtsgelehrten vor:

Recte agere, neminem laedere, jus su-  
cuique tribuere!

Paris, Oct. 1876.

J. Oppert.



George Smith's Chaldäische Genesis. Keilinschriftliche Berichte über Schöpfung, Sündenfall, Sintfluth, Thurmbau und Nimrod, nebst vielen andern Fragmenten ältesten babylonisch-assyrischen Schriftthums. Mit 27 Abbildungen. Autorisirte Uebersetzung von Hermann Delitzsch. Nebst Erläuterungen und fortgesetzten Forschungen von Dr. Friedrich Delitzsch. Leipzig bei Hinrichs. 1876. 8<sup>o</sup>. XIV und 321 SS.

Das Buch von G. Smith, the Chaldean account of Genesis u. s. w., in diesen Blättern unter dem 11. Juli d. J., S. 865—890, von einem competenten Fachmann, Dr. Oppert, angezeigt, hat in und außer England großes Aufsehen gemacht; eine deutsche Uebersetzung davon war dadurch wohl gerechtfertigt. Hr. Herm. Delitzsch, Kaufmann, hat es über sich genommen, mit Hülfe seines Bruders, des Assyriologen Dr. Frdr. Delitzsch, eine solche zu liefern. Unter der Hand des Letztern ist die Uebersetzung des Buchs insofern eine neue Bearbeitung geworden, als nicht bloß Manches darin etwas anders geordnet, die angeführten Zeugnisse aus den griechischen Texten aus diesen selbst, nicht aus ihrer englischen Uebersetzung verdeutsch, eine Reihe offenkundiger Versehen Smith's stillschweigend verbessert, der oft unklare oder unverständliche Sinn von Smith's Uebersetzung der assyr. Texte mit Hülfe der assyr. Originale selbst klar gestellt und geeigneten Ortes Erläuterungen aus Smith's discoveries eingeflochten, sondern auch am Ende, S. 257—321, von Dr. Frdr. Delitzsch allerlei Beigaben, Verbesserungen und neue Forschungen enthaltend, hinzugefügt worden sind. An schöner Ausstattung hat es die Verlagshandlung nicht fehlen lassen und das Buch kann als eine verbesserte und er-

weiterte Ausgabe von Smith's englischem Buch wohl empfohlen werden.

Der neulich auf der Rückkehr von einer neuen Entdeckungsreise zu Haleb durch einen jähen Tod dahingerafft und in mehrern Beziehungen unersetzliche assyrische Inschriftenforscher G. Smith hat bekanntlich das große Verdienst, aus einer Masse von Thontäfelchen und großen und kleinen Fragmenten von solchen die auf die babylonische Mythologie, Kosmogonie und Theogonie bezüglichen herausgesucht und gefunden, die Trümmer wieder zusammengefügt und von ihrem Vorhandensein und ihrem ungefähren Inhalt die erste Kunde gegeben zu haben. Einige derselben, wie der Sintfluthbericht und die sog. Izdubar-Legenden sind durch ihn schon länger bekannt gemacht und seitdem von Fachmännern und in weiteren Kreisen viel besprochen; sie und manche andere bisher unbekannte, angeblich über Schöpfung, Sündenfall, Thurmbau, Nimrod hat er im vorliegenden Buch, nicht im Originaltext, sondern in einer Uebersetzung, mit Einleitungen und Erläuterungen versehen, für das große Publicum zusammengestellt. Hr. Smith wurde durch die Ungeduld der großen englischen Leserwelt gedrängt, seine neuen Funde in dieser Gestalt zu veröffentlichen. Daß seine erste vorläufige Uebersetzung der neuentdeckten Fragmente eine höchst mangelhafte und unvollkommene ist, spricht er selbst aus und kann auch gar nicht anders sein, da manche seiner Stücke völlig zusammenhangslose Trümmer sind und da man Keilschrift noch lange nicht wie griech. oder lat. Inschriften lie-  
ja sie ist noch unvollkommener, als er selbst meinte, weil er auch von den größeren und  
ler erhaltenen Stücken, die schon von mehre  
Fachgelehrten behandelt sind, hier nur seine ei

ungefähre Uebersetzung ohne alle Verbesserung wiederholt hat. Zieht man außerdem noch die Dichtungen ab, mit welchen Hr. Smith aus eigener, am AT. genährter Phantasie die Lücken ergänzt, das Unverständliche gedeutet und zwischen die unzusammenhängenden Trümmer einen leitenden Faden hineingeflochten hat, so wird man das Urtheil nicht ungerecht finden, daß Werth und Bedeutung seines Buches weit nicht dem entspricht, was man davon erwartet hat. Die Aufmerksamkeit ist nun, durch Smith's Verdienst, auf diese Stücke der ass.-babyl. Literatur gelenkt: die wissenschaftliche Bearbeitung derselben, wenn sie ohne weitere Funde überhaupt möglich ist, wird erst zu beginnen haben. An Ertrag für die biblische Forschung fällt vorerst nur wenig davon ab. Am beachtenswerthesten wären vielleicht noch die in ihrer Gesammtheit etwas umfänglicheren kosmogonischen Berichte, wenn sie nicht im Einzelnen gar zu fragmentarisch und die gegebene Uebersetzung völlig problematisch wäre (z. B. für *bu-ul* wird »Vieh«, für *sim-mas-si-i* »Gewürm« als Bedeutung einfach postuliert): in der That, vergleicht man die Verbesserungen, die Dr. Delitzsch dazu versucht, und die ganz abweichende Uebersetzung eines einzelnen Passus davon von Dr. Oppert, so wird man einsehen, wie gänzlich unsicher hier alles ist. Daß der angebliche Thurmbaubericht vom Thurmbau nichts enthält und Smith für die 2 Ausdrücke, auf die es ankommt, die Bedeutung ad hoc erfunden hat, giebt S. 310 Dr. Delitzsch selbst zu: wir erwarten auch gar keinen Thurmbaubericht, der dem biblischen zu entsprechen hätte, aus Babylonien. Nicht besser steht es mit dem angeblichen Bericht vom Sündenfall, der Rolle, die der Drache dabei gespielt und dem Kampf der Göt-

ter gegen diesen. Auch hier gesteht Dr. D. die Unverläßlichkeit von Smith's Uebersetzung im Grunde zu: nicht einmal, daß *kirkir tiamat* den »Drachen« bedeute, ist sicher. Wenn aber Dr. D. S. 305 f. meint, wenigstens das stehe fest, daß das babyl. Volk eine dem biblischen Sündenfallbericht analoge Erzählung hatte, so müssen wir auch dem widersprechen und können am allerwenigsten in der S. 87 mitgetheilten Abbildung auf einem altbabyl. Cylinder, deren Deutung völlig unsicher ist, einen Beweis für diese Behauptung finden. Von einem Fall in der Engelwelt weiß bekanntlich das A.T., mindestens vor dem bab. Exil, nichts; wenn also in der babyl. Mythologie von Kämpfen zwischen guten und bösen Mächten in der Götterwelt die Rede ist, so hat sie das mit manchen andern heidnischen Religionen gemein, aber eine Verbindung biblischer Erzählungen mit babylonischen Mythen findet darum nicht statt. Ob die babyl. Landschaft *Gan-Dunias* mit den Strömen *Surappu* und *Uknu* (oder wie Dr. D. S. 304 in Aussicht stellt, mit einem andern Paar) neben Euphrat und Tigris im Garten von Eden mit seinen 4 Strömen abconterfeit ist, wagen wir, trotz Rawlinson, Smith und Delitzsch, bis auf weiteres gänzlich zu bezweifeln. Daß der Lebensbaum in dem hl. Baum der Babylonier und Assyrer sein Analogon hat, wußte man längst, aber er hat auch noch bei andern Völkern Analogieen, und seine Herübernahme gerade aus Babylonien ist noch lange nicht erwiesen; zum Erkenntnißbaum konnte selbst Hr. Smith keine Analogie finden. Ist aber der babyl. Ursprung schon der Paradiessage bis jetzt gänzlich unerwiesen, so ist dagegen — wir sprechen da in directem Gegensatz zu Dr. D. aus — zu der biblischen Sündenfallerzählung ein innerlich ode

wesentlich analoges Seitenstück bei den durch und durch in Polytheismus und Mythologie versunkenen Babyloniern von vornherein gar nicht zu erwarten. Wie ihre Kosmogonie war, wissen wir aus Berosus zur Genüge; daß sie ein feineres und tieferes Gefühl der Sünde und Schuld gehabt hätten, als andere Heiden, bestreiten wir trotz der sogenannten Bußpsalmen. Ueberhaupt aber müssen wir vor der Manie, nicht bloß einzelne Sitten, Bräuche, Künste, Namen, Vorstellungen und Sagen der Israeliten, sondern nachgerade Alles und Alles, selbst die Form und nahezu auch den Inhalt der hbr. Poesie aus Babylonien oder Assyrien abzuleiten, ernstlich warnen. Uns steht aus Gen. 11, 28. 31 noch nicht einmal fest, daß Abraham aus Babylonien kam. Aber selbst wenn man das annehmen wollte, so liegt zwischen diesen ersten Anfängen und den eigentlichen Literaturzeiten des israel. Volks ein so langer Zeitraum (etwa ein Jahrtausend), ein so reicher und bunter Verkehr mit vielen andern Völkern und eine solche Fülle eigener wichtiger geschichtlicher Veränderungen und Erfahrungen, daß es wirklich mit Wundern zugehen müßte, wenn ihre Schriften so getreue Copien der babyl. Literaturstücke enthielten, und sich durchaus von diesen so abhängig erwiesen, wie man uns neuerdings zu glauben zumuthet. Außerdem war gewiß Vieles von dem angeblich Gemeinsamen beider Völker nicht ausschließlich babylonisches, sondern allgemein semitisches Erbgut. Gelänge es uns, von einem andern semitischen, etwa aramäischen Volksstamm plötzlich wieder alte Literaturreste zu entdecken, so würde sich wohl ebenso wieder viel Gemeinsames zwischen ihnen und den Israeliten herausstellen. Die Frage über das Alter der jetzt auf den assyr. Thontäfelchen uns er-

haltenen babyl. Literaturstücke, um die es sich hier handelt, ist ohnedem noch gar nicht angefaßt, geschweige denn gelöst. So mag es z. B. sehr wohl sein, wie Dr. D. S. 300 bemerkt, daß die Sitte, den Sabbath (aber wohlverstanden nicht den 7 Wochentag, sondern den 7, 14, 21 und 28 des Mondmonats) zu feiern und selbst der Name *sabbatu* jetzt auch in den assyr. Inschriften als assyrisch nachgewiesen werden kann; wann aber und wo diese Sitte zuerst aufkam und ob sie nicht auch noch bei andern Semiten verbreitet war, ist damit noch gar nicht entschieden. Der Ruf zur Vorsicht und Besonnenheit, den neulich A. v. Gutschmid von anderer Seite her erhoben hat, ist gewiß auch gegenüber von dieser Sucht, den Inhalt der ersten Theile der Genesis von Babylonien herzuleiten, zu erheben.

Daß der Hr. Bearbeiter in seinen Beigaben zu Smith's Arbeit philologisch manches gebessert und richtiger gestellt hat, brauchen wir kaum ausdrücklich zu bemerken (obwohl wir Stellen wie S. 296 »als droben nicht kundthat der Himmel, drunten die Erde einen Namen nicht nannte d. h. als weder Himmel noch Erde da waren« nicht zu den gelungenen rechnen können); ebenso hat er aus dem Ertrag seiner eigenen Studien manche interessante und gewiß auch richtige oder werthvolle Bemerkungen beigefügt; so glauben wir z. B., daß seine Deutung S. 269 von *Ramanu* (רמנו) als »Erhabener« besser begründet ist als Schrader's »Donnerer« (von רעם). Wir können das Einzelne hier nicht besprechen, sondern müssen auf das Buch selbst verweisen. Wir haben nur noch unsern Dissens zu 2 Punkten hervor. Dr. D. glaubt S. 277 ff. das assyrische Wort *istin* oder *istên* »eins« (erhalten i עשר עשרה) aus dem Akkadischen erklären z

können, weil im Akkadischen *as* das Zahlwort für »eins«, *tên* aber (eigentlich *ta-a-an*, was er *tain* oder *tên* zu sprechen befiehlt!) der akkadische Ausdruck für »Summe, Zahl« sei, so daß *astên* bedeutete »eins an Zahl« oder »eins«. Wir fürchten, daß diese Etymologie nicht Vielen einleuchten wird. Sollte wohl je ein Volk für »eins« gesagt haben »eins an Summe«? und wenn die Akkadier selbst bloß *as* sagten, warum hätten dann die entlehnenden Semiten noch ein ihnen unverständliches *tên* hinzugesetzt? und warum überhaupt für »eins« ein Wort entlehnt, da sie doch selbst eines hatten? — Der andere Punkt betrifft die Frage, ob die agglutinirende Sprache des alten nichtsemitischen Culturvolks von Babylonien sumerisch oder akkadisch zu benennen sei? Gegenüber von Schrader, welcher neulich für die von den Engländern und Lenormant adoptierte Benennung *akkadisch* die Unterschrift eines zweispaltigen Wörterverzeichnisses II. R. 36, 11 als entscheidend geltend gemacht hat, sieht er sich jetzt zu einer andern Auslegung dieser Unterschrift genöthigt, und stimmt vielmehr mit Oppert, aber aus andern Gründen als dieser, für die Benennung *sumerisch* (S. 286—293). Aber wir können nicht finden, daß seine Beweise zureichend wären, obwohl seine Auslegung jener Stelle richtiger sein mag. Denn mag auch der altbabylonische Ausdruck für Sumer, nämlich *Kingi*, in der X-Sprache »Land« bedeutet haben und daraus mit Wahrscheinlichkeit geschlossen werden, daß man in diesem »Land« d. h. Sumer wirklich die X-Sprache sprach, so ist ja dadurch nicht ausgeschlossen, daß man in Akkad einst dieselbe Sprache redete, also die Benennung »akkadisch« ebenso gut oder ebenso wenig berechtigt ist wie die Benennung

»sumerisch«. Noch mißlicher scheint uns der andere, schon von Oppert vorgebrachte und von Delitzsch gebilligte Beweis aus den Schriftelementen des angeblich zum Ausdruck des Begriffs »Sumer« von den Assyriern neu erfundenen Ideogramms, welche Schriftelemente »heilige Sprache« bedeuten sollen. Hier ist eben bis jetzt alles Hypothese und recht unwahrscheinliche Hypothese, denn es wird einem zugemuthet, zu glauben, daß das zweite (beziehungsweise dritte) dieser Schriftelemente *ku* einem assyrischen *rubu* = »groß, hehr, heilig« entspreche, während doch unglaublich ist, daß *rubu* »groß« zugleich »heilig« bedeutete. Uns scheint nachgerade das ganze Dilemma: entweder akkadisch oder sumerisch, zu beanstanden; mögen die Herrn Assyriologen den unentscheidbaren Streit ad acta legen und der X-Sprache einen Namen frei schöpfen! — Wenn der Hr. Bearbeiter aus Anlaß Nimrod's gegen die jetzt hervortretende Sucht, die in den ältesten Ueberlieferungen der Völker auftretenden Personen in Bilder von Naturerscheinungen oder Naturvorgängen aufzulösen, sich S. 311 f. sehr entschieden ausspricht, so finden wir das wohl begründet; um so mehr aber hätte er selbst mit seiner Billigung der Smith'schen Identification von Nimrod und Izdubar zurückhalten sollen. Bis jetzt liegt für solche Gleichsetzung kein irgend gewichtiger Grund vor, und umgekehrt ist der Unbekannte, dessen Namen man vorläufig Izdubar zu sprechen übereingekommen ist, doch am wahrscheinlichsten eine rein mythologische Figur. — Zu S. 928 dieser Blätter erlauben wir uns bei dieser Gelegenheit ein Wort hinzuzufügen. Wie wir hören, hat Herr Ch. Schöbel sich über unsere Anzeige seines Buches beklagt. Es versteht sich von selbst, daß wir dort über seine Person kein theil fällten, sondern nur über sein Buch. Dieses Urtheil halten wir aufrecht. Wenn er sich an dem Ausdr. »schmutzig« stößt, so können wir ihn zu »schlüpfrig« dern. Es mag sein, daß er von der wissenschaftlichen Bedeutung seines Buches überzeugt ist, wir sind's Gegentheil.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 45.

8. November 1876.

Clementis Romani ad Corinthios quæ dicuntur epistolæ. Textum ad fidem codicum et Alexandrini et Constantinopolitani nuper inventi recensuerunt et illustraverunt Oscar de Gebhardt Adolphus Harnack. (Patrum apostolicorum opera. Fasc. I. Part. I. Ed. II.) Lipsiae. J. C. Hinrichs. 1876. p. LXXVI. 158.

Ehe noch ein Jahr seit dem ersten Erscheinen des ersten Fascikels unserer Patres apostolici abgelaufen war, sind von Gebhardt und Harnack durch die Ende vorigen Jahres in Konstantinopel erschienene Ausgabe der Clemensbriefe genöthigt und durch die Liberalität des Verlegers in Stand gesetzt worden, den durch den Fund des Bryennios betroffenen Theil ihrer Arbeit aufs neue in wesentlich vollkommenerer Gestalt herauszugeben. Man sieht es dem Buche bald an, daß die Freude über die unverhoffte Bereicherung unserer Kenntnis der nachapostolischen Literatur die Herausgeber nicht nur zu sehr rascher, sondern auch zu sehr tüchtiger Erledigung der ihnen daraus erwachsenen Auf-

gabe angetrieben hat. Sie sind die Ersten, welche den neugefundenen Text mit dem bisherigen gründlich und allseitig verglichen und verarbeitet haben, und es steht nicht zu besorgen, daß sie jemals zu den Letzten gehören werden.

In textkritischer Hinsicht galt es vor allem das Werthverhältniß der bisher einzigen alexandrinischen Hs. (A) und derjenigen von Konstantinopel (C) richtig zu bestimmen. Von entscheidender Bedeutung für diese Frage wird wahrscheinlich die jüngst ans Licht getretene syrische Uebersetzung werden, deren Veröffentlichung in Aussicht steht. Bis dahin ist man, da die beiden Hss. von einander unabhängig sind, und jede von beiden vor der andern einige Vorzüge voraus hat, auf Abwägung der inneren Gründe in den einzelnen Fällen angewiesen. Die leipziger Herausgeber stimmen darin überein, daß A abgesehn von den zahlreichen, meist sachlich gleichgültigen Schreibfehlern in den meisten Fällen den ursprünglichen Text biete, und haben deshalb auch in den Fällen, wo innere Gründe nicht vorzuliegen schienen, A befolgt oder mit andern Worten den Text ihrer ersten Ausgabe möglichst unverändert gelassen (proll. p. XV sq.). Ich finde die Zahl der Fälle, wo es überhaupt an inneren Entscheidungsgründen fehlt, geringer, und die Fälle, wo dieselben für die Lesart von C entscheiden, viel zahlreicher. Wenn z. B. p. 84, 20 C den Moses *τὸν ἀνθρῶπον τοῦ Θεοῦ*, A dagegen *τὸν θεράποντα* — *Θεοῦ* nennt, so ist der in der kirchlichen Literatur sehr seltene erstere Ausdruck (Jos. 14, schon darum für den ursprünglichen zu halten, weil der andere regelmäßiges Epitheton des Moses wie in der kirchlichen Literatur überhau

so auch bei Clemens ist p. 10, 29. 68, 13. 86, 3. Wenn C auch 88, 3 statt *θεράπων* ein *δεσπότης* bietet, so kann das nicht aus einer sonderbaren Abneigung gegen jenen geläufigen Ausdruck erklärt werden, da C ihn an den vorher genannten Stellen nicht perhorrescirt hat. Bedenkt man, daß A sehr häufig einzelne und zwar nicht bloß mehr oder weniger entbehrliche Worte weggelassen hat (p. 8, 5. 10, 4. 20, 23. 32, 19. 48, 7. 54, 6 u. s. w.), so wird ihm absichtliche Beseitigung des *ἱεράς* vor *γραφάς* p. 74, 5 zur Last fallen. Kein Abschreiber wird den ohnedies volltönenden Ausdruck durch Einschlebung dieses Worts vollends überladen gemacht und statt des viel gewöhnlicheren *ἀγίας* das seltner, aber gerade clementinische *ἱεράς* getroffen haben (vgl. p. 86, 13 und Patr. apost. II, 128, 7). Es fehlt in A nicht an ungehörigen Zusätzen (*καί* p. 8, 14. *εἰς* p. 20, 2). Dahin wird aber auch das aus Matth. 16, 26 stammende *ὅλον* p. 118, 17 zu rechnen sein, und das *μου* hinter *ἀδελφοί* p. 120, 7. 124, 15. An letzterer Stelle zumal lag das *ἀδελφοί μου* aus p. 124, 13 noch im Ohr, und nur an einer einzigen Stelle des zweiten Clemensbriefes haben beide Hss. diese Anrede p. 128, 2, wohingegen das bloße *ἀδελφοί* diesem Prediger eigenthümlich ist p. 110, 1. 116, 13. 118, 6. 128, 13. 130, 15. 132, 11. 134, 20. 138, 13. 140, 18. Wichtiger als diese Kleinigkeiten ist die Frage, ob p. 6, 7 *Θεοῦ* (A) oder *Χριστοῦ* (C) zu lesen ist. Der Verdacht, daß C im Hinblick auf das nachfolgende *παθήματα αὐτοῦ* aus dogmatischen Gründen an *Θεοῦ* Anstoß genommen habe, ist unwahrscheinlich. Ich finde nicht, daß jüngere Abschreiber patristischer Werke etwa in der Weise des ignatianischen Interpolators gerade patri-

passianisch lautende Stellen häufig geändert haben. Sodann ist das *αὐτοῦ* durch so viele Worte von *θεοῦ* getrennt, daß einem Schreiber der Gedanke kaum auffällig wurde. Es kann auch nicht ein allgemeines Präjudiz gegen C begründet werden. Nicht ein dogmatisches Bedenken, sondern die unausweichliche Erinnerung an Jo. 1, 14 führte auf *λόγος* (C) statt *πνεῦμα* (A) in p. 124, 5. Es ist einer der zahlreichen Fälle, wo C den Text dem biblischen Original assimilirt hat (p. 10, 8. 28, 9. 40, 30. 56, 2. 60, 4. 94, 24 cf. Rom. 2, 9). Die Auslassung eines möglicher Weise anstößigen Satzes p. 66, 16 sq. ist durch Homoioteleuton entstanden und würde ihren Zweck, wenn ein solcher anzunehmen wäre, völlig verfehlt haben. Andererseits hat gerade A mehrfach, wo C auch nach v. Gebhardt's Urtheil das Einfachere bewahrt hat, die volleren Formeln hergestellt (p. 40, 5. 42, 19 *Χριστόν* zu *Ἰησοῦν*, p. 30, 14. 68, 2 *ἡμῶν* zu *κύριον*) und zeigt nicht ganz selten, wenn auch nicht ebenso häufig wie C, die Tendenz sachlich oder sprachlich Auffälliges zu glätten (p. 40, 10. 42, 7, vielleicht auch 42, 6. 70, 4). Sachlich aber war *Χριστοῦ* hier sehr auffällig, da man nach dem Vorangehenden unter den *ἐφόδια* Güter der Schöpfung und nicht der Erlösung glaubte verstehen zu müssen. Entscheidend aber ist, daß Clemens ebensowenig *τὰ παθήματα τοῦ θεοῦ* als Lucas *τὸ αἷμα τοῦ θεοῦ* (Act. 20, 28) beabsichtigt haben kann; denn nicht nur empfangen auch wir noch den Eindruck, welchen P<sup>h</sup>atius von diesem Briefe empfing, daß darin christologischen Aussagen durchweg ziemlich niedrig gegriffen seien, und zeigen gerade Aussagen über den Tod Jesu nichts Aehnliches (c. 7, 5. 12, 7. 21, 6. 49, 6), sondern

fehlt auch bei den ungefähr gleichzeitigen Schriftstellern, von denen das Gegentheil gilt, an wirklich zutreffenden Analogieen. In der von Harnack p. 7 citierten Stelle Ign. Rom. 6, 3 fehlt eben nicht das dort weggelassene und sehr wesentliche *μου* bei *Θεοῦ*, und die sämtlichen in dieser Richtung auffälligen Sätze des überschwänglichen Ignatius reichen nicht hinan an die LA von A oder an das »Gott selbst ist todt« des dogmatisch gewiß correct sein wollenen J. Rist, sondern sind zurückzuführen auf die Formel: »Derjenige (oder ein Solcher), welcher Gott ist«. An derselben Stelle wird die Berufung auf einige verdächtige LXXstellen, wo *προσέχειν τι* = *τινι* vorkommt, nicht genügen, um die Verbindung von *καὶ προσέχοντες* mit dem Folgenden zu rechtfertigen. Es wird durch diese Interpunction die Symmetrie sowohl im Verhältnis zum Vorigen als zum Folgenden gestört. Den beiden durch *ἡ* verbundenen Paaren von Participien folgt ein drittes, welches durch *καὶ* verknüpft ist. Die Voranstellung aber des *προσέχοντες* vor sein Object wäre nach dem, was vorangeht, nur dann keine Härte, sondern vielmehr ein passender Chiasmus, wenn mit *λόγους αὐτοῦ* der Satz beendigt wäre. So aber wird überdies noch der Gegensatz von *τοὺς λόγους* und *τὰ παθήματα* abgestumpft.

Die Conjecturalkritik, welche auch da, wo beide Zeugen reden und sogar, wo sie übereinstimmen, nicht selten herausgefordert wird, ist in der vorliegenden Ausgabe mit Besonnenheit und Glück gehandhabt. Eine kühnere Anwendung derselben mag vertagt bleiben, bis sich herausgestellt hat, ob der Syrer das Vermißte bewahrt hat. Aber es fehlt nicht an Stellen, wo selbst eine Zustimmung dieses dritten Zeu-

gen zu den gemeinsamen Fehlern der beiden bisherigen das Richtige nicht wird verdrängen dürfen. Dazu gehört Cotelier's Conjectur *θέωμεν* für *θῶμεν* p. 120, 11, welche Gebhardt selbst in erster Auflage recipirt hatte. Wir werden uns doch durch den Griechen Bryennios nicht einreden lassen, daß *θῶμεν* soviel heiße als *προθῶμεθα*, oder daß es überhaupt in Verbindung mit *τὴν ὁδὸν τὴν εὐθεῖαν* irgend etwas bedeute. Selbst die Verbindung des Verbs mit dem appositionellen *ἀγῶνα* würde nur den hier ganz unangemessenen Gedanken ergeben, daß die Angeredeten Kampfrichter statt Wettkämpfer sein sollen. Der von Bryennios gegen *θέωμεν* erhobene Einwand, daß der Aufforderung den Wettkampf zu bestehen die Aufforderung dazu hinzureisen nicht erst folgen könne, besagt an sich schon nichts, da ein mit diesem *θέωμεν* gleichbedeutendes *ἀγωνισάμεθα* auf jeden Fall unmittelbar vorangeht. Als Bild des Eifers, womit die Christen nach der Seligkeit ringen sollen, stellen sich dem Verfasser zunächst die Einheimischen dar, welche an den isthmischen Spielen theilnehmen, dann erst die Fremden, welche in großer Zahl übers Meer dazu herbeigereist kommen. Dieselbe Anschauung giebt sich schon c. 7, 1 in der Reihenfolge der Sätze zu erkennen. Das *καταπλέουσιν* dort, welches dann in der Aufforderung (§ 2) *καταπλεύσωμεν* wiederklingt, und von Jakobi jedenfalls missverstanden worden ist, wenn er darin eine Hinweisung auf Ruderkämpfe findet (Theol. Stud. u. Krit. 1872 S. 717), ist der richtige Ausdruck für das landen der Festbesucher im Munde des Lande Stehenden. Aber auch abgesehen da ist klar, daß so wie hier nur in einem Kr geredet werden konnte, welchem auch die —

lichen Wettspiele, die hier in so breiter Ausführung zum Bilde dienen, zur Hand waren (*ἐν χερσὶν ὁ ἀγών*), d. h. an einem Orte, in dessen unmittelbarer Nähe jene von auswärts und zwar auf dem Seewege stark besuchten Spiele gefeiert wurden, mit einem Wort in Corinth.

Man wird sich mit den überlieferten Texten auch p. 8, 2 nicht begnügen können. Zwar hat A gewiß das richtige *μετ' ἐλέους* bewahrt statt des von Gebhardt aufgenommenen *μετὰ δέους* (C); denn es handelt sich im Zusammenhang nicht um das gewissenhafte Trachten aller Einzelnen nach ihrer Seligkeit, sondern vorher (*ὑπὲρ πάσης τῆς ἀδελφότητος*) wie nachher (*ἀμνησικάκοι εἰς ἀλλήλους*) um Bestätigungen der Bruderliebe, wodurch verhütet werden soll, daß Einer, der sich versündigt hat (§ 3) von der Zahl der zu Rettenden verloren gehe (cf. c. 59, 2). Dazu bedarfs der Barmherzigkeit der Uebrigen; also paßt nur *μετ' ἐλέους*, vgl. das *μετ' οἰκτιρῶν* c. 56, 1. Unpassend ist aber auch das (*μετὰ*) *συνειδήσεως* beider Hss., selbst wenn man es dem griechischen Bischof gegen besseres Wissen zugeben könnte, daß das soviel heiße als *εὐσυνειδήτως*. Genauer dem Zusammenhang entsprechend und graphisch näherliegend, als die bisherigen Emendationen dürfte *συναθλήσεως* sein (cf. *συναθλεῖν* Philipp. 4, 3. Ign. ad Pol. 6, 1, *ἀθλησις* Hebr. 10, 32, *συναγωνίζεσθαι* Rom. 15, 30, und bei Clemens selbst das unmittelbar vorangehende *ἀγών* und c. 35, 4. Das seltene *συνάθλησις* selbst findet sich z. B. Basil. regul. fusius tract. interrog. 35, 3).

Von den Conjecturen, durch welche Gebhardt den Text der allein durch C vertretenen Stücke zu verbessern bemüht war, ist auf den ersten Blick einleuchtend *σκοπόν* für *κόπον* p. 140, 3

und ist, wie unter den Addenda noch bemerkt werden konnte, durch den Syrer inzwischen bestätigt. Richtig ist gewiß auch *μηδ' ἤδε* für *μηδέ* p. 128, 20 und *δ' ἀθανάτων* für *δὲ θάνατον* p. 140, 12, wogegen Harnack's Vorschlag, dafür *δὲ στέφανον* zu lesen, nicht nur des Inhalts in der überlieferten Schrift entbehrt, sondern auch zwei mit einander unverträgliche Bilder in einander schiebt, das vom Kranz, den man in die Hand bekommt und aufs Haupt setzt, und das von der Frucht, die man einärndtet und genießt, davon zu schweigen, daß das Ereignis der Auferstehung nicht wohl so wie die Eigenschaften und Zustände der *ἀφθαρσία*, *δικαιοσύνη*, *ζωή* mit *στέφανος* genitivisch verbunden werden konnte. Nicht zu billigen finde ich Gebhardt's *ἀσθενεῖς* für *ἀσθενείας* p. 100, 11, denn die Kranken finden gleich darauf p. 100, 12 ihre Fürbitte. Wäre Harnack's Unterscheidung zwischen *ἀσθενούντες* als den geistlich Schwachen und *ἀσθενεῖς* als den leiblich Schwachen nicht eine unstatthafte Eintragung dessen, was der Schriftsteller sagen mußte (c. 6, 2), und ohne Halt im Sprachgebrauch (vgl. Matth. 10, 8. Jo. 5, 3 einerseits und Rom. 5, 6. 1 Cor. 8, 9 f. andererseits), so wäre gerade p. 100, 12, wo in Wirklichkeit *ἀσθενούντες* steht, der rechte Platz für die *ἀσθενεῖς* hinter den Hungrigen und Gefangenen (vgl. Matth. 25, 44), und nicht p. 100, 11 zwischen den Gefallenen und Bittenden einerseits und den Verirrten andererseits. Meines Wissens hat εἶπα auch keins der beiden Wörter, wo immer metaphorisch gebraucht werden, die Bedeutung der Krankheit, welche geheilt werden muß, sondern stets die der Schwachheit, welche Stützung oder Stärkung bedarf (Rom. 14



15, 1. I Clem. 38, 2. II Clem. 17, 2. Clem. Alex. quis dives § 37). Sie eignen sich daher nicht zum Object eines jedenfalls metaphorisch gemeinten *ἰασαι*. Dagegen wird gerade die moralisch-religiöse Besserung der in Sünden oder seelengefährlichen Irrthum gerathenen Christen ganz regelmäßig als Heilung bezeichnet (cf. Herm. mand. IV, 1. sim. V, 7. II Clem. 9, 7. Ign. Eph. 7, besonders Tit. Bostr. ed. Lagarde p. 1, 6). Daß die Bitte sich auf Gemeindeglieder bezieht, macht der Zusammenhang allerdings unzweifelhaft; aber auch solche kranke Glieder heißen *ἀσθενῆς* (II Clem. 18, 1 cf. c. 10, 1. 17, 6) sogut wie *ἄπιστοι* oder *πλανώμενοι*. Also ist der überlieferte Text tadellos. — Nothwendig war die Aenderung von *ὀρωμένοις* p. 102, 3, und sachlich passend ist ohne Frage Harnack's in den Text aufgenommene Conjectur *σωζομένοις*, aber graphisch liegt sie ebenso fern, als Hilgenfeld's Vorschlag *ἐρωμένοις* nahe liegt. Aber letzteres Verb erfordert ein Object und würde auch so noch eher nach Ignatius als nach Clemens schmecken. Ich schlage vor *ὁσιουμένοις*. »Gott ist gütig an denen, die sich heilig halten, und treu an denen, die ihm trauen«. Daß der Fehler sich dann noch bequemer aus der Minuskel als aus der Majuskel erklärt, ist trotz der Bemerkung in den proll. p. XIV n. 5 unbedenklich, da es sich um einen Schreibfehler vielleicht nur unserer Hs. C handelt. Das Verb, welches an der vielleicht überhaupt anklingenden Stelle Ps. 18, 26 ebenso wie hier heißt »sich als einen *ὁσιος* thatsächlich beweisen«, findet sich nicht gerade bei Clemens, wohl aber sehr häufig der Begriff und gerade auch wie hier in unmittelbarer Nähe des Begriffs *πεποιθῆναι* z. B. c. 2, 3 *μεστοὶ ὁσίας βουλῆς . . . μετ' εὐσεβοῦς πεποιθῆ-*

σεως, c. 26, 1 τῶν ὁσίως ἀντιᾶ δουλευσάντων ἐν πεποιθήσει πίστεως ἀγαθῆς, ähnlich auch II Clem. 15, 3. Die Vorliebe des Clemens für ὁσιος, ὁσίως, ἰσιότης zeigt der Index. — Das Θεόν p. 138, 13 findet Gebhardt mit Recht unerträglich, denn Gott kann weder dem Redenden in seiner Eigenschaft als ἀναγινώσκων, noch seiner Ansprache als Object von dessen ἀναγινώσκειν vorangehend gedacht werden. Der Zusammenhang erfordert, daß dasjenige vorher genannt sei, was vor der Rede des Predigers der Gemeinde vorgelesen worden ist; das kann aber nur die Schriftlection sein. Auf diese allein bezieht sich auch die Angabe des Zwecks der Predigt: εἰς τὸ προσέχειν τοῖς γεγραμμένοις. Die Beziehung dieses Ausdrucks auf die, weil vorgelesene, allerdings auch geschriebene Predigt ist nicht nur, wie Harnack urtheilt, weniger passend, sondern wie leicht zu zeigen ganz verwerflich. Dann bestätigt dies τοῖς γεγραμμένοις, was ohnedies durch μετά c. acc. vor ἀναγινώσκω τὴν ἑντευξίν erforderlich wird, daß das vorgelesene Schriftwort vorher irgendwie bezeichnet war. Warum nicht durch τὸν λόγον τῆς ἀληθείας (2 Tim. 2, 15)? Wurde hinter (TO)N ein A übersehen, so mußte aus OFON ein OEON werden, und das um so leichter, da Gott hier zweimal (c. 3, 1. 20, 5) πατὴρ τῆς ἀληθείας genannt wird. — Zu den Stellen, wo auch vom Syrer Besserung kaum zu hoffen ist, gehört p. 138, 9, wo der Gedanke φυγῶν fordert und das überlieferte φεύγων aus Assimilierung an die präsentischen Participien vor und nachher erklärt. Erst wenn man p. 136, 2 γὰρ statt hinter ἀγάπη liest, kommt einige Klarheit der Gedankenfolge. Der Prediger subsummiert den Begriff der ἐλεημοσύνη unter den

*ἀγάπη*, und kann daher durch den Spruch von der Liebe, welche der Sünden Menge bedeckt, die Behauptung begründen, daß die Mildthätigkeit besser als Fasten und Beten sei. — In textkritischer Hinsicht sei schließlich noch bemerkt, daß die Lesarten meines Wissens überall correct angegeben sind. Nur scheint zu p. 10, 29 übersehen zu sein, daß Bryennios auch dort wie vorher mehrmals *ζῆλον* statt *ζῆλος* bietet, allerdings ohne sich hier ausdrücklich auf C gegen A zu berufen. Warum p. 32, 31 *Ἐλισαίε* geschrieben steht, während in der ersten Auflage auf die Schreibung *Ἐλισαίε* ausdrücklich hingewiesen war, wird nicht erklärt. Der Druck ist sehr correct. Ich finde im Text nur p. 134, 7 *ἐποισάμην* und p. 10, 13 hinter *Καὶν* Punct statt Kolon, in den textkritischen Noten nichts Nennenswerthes, im Commentar 18b *Mart.* statt *Tert.*, p. 104 a fehlt *καί* hinter *ἀρχαῖς*, p. 127 b mußte nach dem nunmehrigen Text (p. 42, 7) *τῇ ψυχῇ* statt *τὴν ψυχὴν* geschrieben werden.

Der Werth von Harnack's exegetischem Commentar beruht hauptsächlich auf der überaus reichen Mittheilung sachlicher und sprachlicher Parallelen aus der altkirchlichen Literatur, nicht in gleichem Maße auf der Auslegung des Textes. Neben einer passenden Auswahl aus dem von den Vorgängern, namentlich von Lightfoot beigebrachten Material findet man werthvolle neue Beiträge, welche eigene Belesenheit und glückliches Gedächtnis dem neuesten Commentator darboten. Natürlicher Weise wird ein Anderer in solchen Sammlungen stets Nützliches vermissen und Anderes, was beigebracht ist, minder triftig finden. So z. B. findet sich die Hauptparallele zu den nun erst durch C hergestellten Worten I Clem. c. 7, 3 bei Clem. strom. I § 15: *κατὰ*

τὸν εὐπλεῆ καὶ σεμνὸν τῆς παραδόσεως κανόνα. Zu II Clem. c. 13, 1: *ἐξαλείψωμεν κτλ.* gehört durchaus Clem. quis dives § 40: *ἀπαλείψας τὰ προσημαρτημένα.* Zu II Clem. c. 1, 4 wäre es nützlich gewesen, einige Stellen zu nennen, wo Christus im Verhältniß zu den Christen als Vater vorgestellt wird wie Clem. quis dives § 23. Acta Justini c. 4, besonders aber Clem. homil. 3, 19 wegen des hier wie dort dem *ὡς πατὴρ* Folgenden, zumal man an II Clem. 1, 6 auch in Clem. hom. I, 18 wieder sehr lebhaft erinnert wird. Zu II Clem. c. 15, 3 würde ich vor den apostolischen Constitutionen den älteren Clemens Alex. angeführt haben, wo er in einer Auseinandersetzung über das Gebet sagt: *ὁ δὲ ἑγγὺς καὶ ἐκ λαλοῦντος πάρεσται* strom. VII § 49. Zu II Clem. 19, 1 wäre statt Ign. Smyrn. 8, 1, wo der Bischof nicht direct zum Subject der kirchlichen Handlungen gemacht und des Predigens gar nicht gedacht wird, besser Ign. ad Pol. 5, 1 anzuführen als ältestes Zeugnis für regelmäßige Predigtthätigkeit des Bischofs. Zu dem berühmten *ἐπὶ τὸ τέρμα τῆς δύσεως* I Clem. 5, 7 verdient der Ausdrucksform wegen namentlich Eus. vita Const. I, 8, 4 genannt zu werden, und aus der überreichen Sammlung bei Gams, Kirchengesch. Spaniens I, 11 sq., deren Anführung im Commentar p. 17 a durch ihre Stellung irreführend ist, hätte Einiges zur Sicherung des richtigen Verständnisses ausgehoben werden können. Zu dem auf die weltliche Obrigkeit bezüglichen Theil des Kirchengebets I Clem. c. 6<sup>1</sup> ist die Parallele im Anfang der acta Acha (Ruinart ed. 2 p. 152) beachtenswerth. Zu Clem. 8, 5 mußte zwischen Luc. 16, 10 u Matth. 25, 11 auch Luc. 16, 12 angeführt werden; denn, wenn auch wirklich, was die v

Lightfoot und Harnack selbst beigebrachten Parallelen aus Irenäus und Hippolytus und das gerade nur hier vom Prediger angewandte ἐν τῷ εὐαγγελίῳ unwahrscheinlich machen, ein apokryphisches Evangelium zu Grunde läge, welches dann auch Irenäus benutzt hätte, so wäre doch anzunehmen, daß dies Evangelium, welches mit Luc. 16, 11 a hier wörtlich übereinstimmt, die Form für seine Umgestaltung von Matth. 25, 11 aus Luc. 16, 12 entlehnt hätte. Die charakteristische Voranstellung des τὸ μέγα hier und des τὸ ὑμέτερον dort vor τίς ὑμῶν δώσει kann in solchem Zusammenhang nicht zufällig bei zwei Evangelisten sich finden.

Es wäre erwünscht gewesen, zu c. 56, 1 außer den mehr als zweifelhaften neutestamentlichen Stellen einen einzigen Beleg für die Bezeichnung der Engel durch ein bloßes οἱ ἅγιοι zu finden. Sachlich empfiehlt sich die Deutung auf Engelanrufung doch wahrlich nicht; denn der bekannten Stelle bei Justin (apol. I, 6) steht nicht erst, wie es nach dem Schluß der Anmerkung p. 93 scheinen könnte, die spätere Orthodoxie des 4. Jahrhunderts gegenüber, sondern so alte Zeugnisse wie Apoc. 22, 8 sq. und Praedic. Petri (Hilgenf. Nov. Test. IV, 58, 34). Man sieht daraus, wie wenig die Rolle, welche allerdings den Engeln beim Gebet zugesprochen wurde (Apoc. 8, 3 sq., vgl. den angelus orationis Tertull. de orat. 12), mit Anrufung der Engel zu schaffen hat. Auch die Verwendung der Engel im Bußproceß bei Hermas oder in der Erzählung Eus. V, 28, 12 führt auf nichts weniger als dies. Der Einwand von Lipsius gegen die einzig richtige Erklärung, wodurch sich Harnack imponieren läßt, daß nämlich die Kirche sich nicht selbst anbeten könne, will schon nicht viel

bedeuten, wenn man sich erinnert, daß Tertullian das Vaterunser, welches doch gewiß ein Gemeindegebet ist, indirect auch an die Kirche wie an den Sohn gerichtet sein läßt (de orat. 2), und daß Origenes, welcher eigentliche Anbetung von Christus ferngehalten wissen will, auch dagegen sich verwahrt, daß man aus Jes. 49, 23 Recht und Pflicht der Anbetung der Kirche folgere (de orat. 15). Vollends vor genauerer Betrachtung des Zusammenhangs hält jener Einwand nicht Stich. Clemens fordert die Korinther und zwar so, daß er sich und alle Christen mit ihnen zusammenfaßt, auf, für Alle, die in Sünden gerathen sind, zu beten, daß sie ihren Eigensinn und Hochmuth ablegen, damit sie sich nicht bloß äußerlich der Zucht übenden Gemeinde, sondern auch innerlich dem Herzensbuße fordernden Gotte fügen. Denn nur so, also wenn ihre Buße eine innerliche, aufrichtige ist, wird die an Gott und die Heiligen gerichtete Fürbitte für sie eine fruchtbare und wirksame sein. Harnack überhört nach seiner Paraphrase p. 91 b den Ton des οὐτως und übersieht den Nerv des vorangehenden Satzes, welcher in der Zweckangabe liegt. Um dann doch einigen Sinn zu gewinnen, zieht er fast unwillkürlich, wie es scheint, das μετ' οὐκισμῶν in den ersten Satz hinein, während es erst im zweiten Satz, welcher durch οὐτως auf den ersten als seine Voraussetzung gegründet wird, als unbetontes, weil selbstverständliches Attribut der Fürbitte für die Buße thuenen Sünder auftritt. Im ersten Satzhandelt es sich um eine Fürbitte (ἐννόχουμεν), wie sie die Christen jeder Zeit für die verirrtten Brüder thun sollen, und welche deren Umstimmung erst zum Zweck und Inhalt hat. Der zweite Satz dagegen setzt Sünder voraus, welch

äußerlich Buße thun und für welche deshalb die Vergebung Gottes und der Heiligen in Anspruch genommen wird. Es handelt sich nur darum, ob sie den Frieden mit Gott und der Kirche auch in herzlicher Bußstimmung begehren, und damit auch darum, ob die für sie eingelegte Fürbitte eine wahrhaft wirksame sein werde. Um solche Fürbitte gingen die Gefallenen in der alten Kirche die Geistlichen, aber auch andere Gemeindeglieder, besonders die Confessoren an (Tertull. de poenit. 9. Eus. V, 28, 12), und die Bitte solcher Fürsprecher um Wiederaufnahme der Gefallenen war ebenso wie die Bitte der Gefallenen selbst (Tert. de poen. 10) der Natur der Sache nach zunächst eine Bitte an die Gemeinde, dann erst an Gott. Nur wenn die Gemeinde willig gemacht worden ist, die Sünder wiederaufzunehmen, kann der Geistliche im Namen sowohl der Büsser als der Gemeinde an Gott die Deprecation richten, welche das wesentliche Stück der Absolution ist (vgl. Ritschl, Entstehung der altkath. Kirche S. 375 ff.). Diese beiden Momente der Wiederaufnahme faßt Clemens hier sehr natürlich zusammen als ein »barmherziges Gedenken vor Gott und den Heiligen«, wie die afrikanische Kirche in ihrem Taufsymbol sich bekannte zur *remissio peccatorum per sanctam ecclesiam*. Wie passend aber die Kirche gerade hier durch *οἱ ἅγιοι* bezeichnet wird, kann das Beispiel in Gregor. Thaum. epistol. canon. § 7 zeigen.

Von dogmenhistorischer Wichtigkeit ist die richtige Auffassung von II Clem. 9, 5, welche ich in den angeführten Parallelen und in der Bemerkung, daß die Väter vor Irenäus zwischen dem h. Geiste und dem präexistenten Christus keinen bestimmten Unterschied machen, nicht

ausgedrückt finde. Letzteres ist doch nur in dem Sinne wahr, daß zwischen den Functionen beider nicht genau unterschieden wird und zwar besonders von den Apologeten nicht, welche diejenige Logoslehre in die Theologie eingeführt haben, durch welche nach der landläufigen Meinung eine schärfere Unterscheidung des präexistenten Christus vom Vater und Geist erst soll ermöglicht worden sein. Aber gesetzt, diese Meinung wäre ebenso richtig als sie falsch ist, welches exegetische Recht giebt die vorliegende Stelle zu so weitgreifenden Erinnerungen? Das artikellose Prädicat *πνεῦμα*, welches Christo für die Zeit vor seiner Menschwerdung gegeben wird, kann doch eben deshalb, weil es artikellos ist und wegen des Gegensatzes zu *σὰρξ ἐγένετο* nicht sagen wollen, wer Christus war, ehe er als Jesus erschien, sondern nur, was er war, ehe er Fleisch wurde. Man erinnere sich außer an Joh. 4, 24 der wiederholten Behauptung des Irenäus (II, 13, 3. 28, 4 sq.), daß das Prädikat »Geist« sich über alle in Gott zu unterscheidende Subjecte erstrecke. Wer an unsrer Stelle *πνεῦμα* als eine zum Eigennamen gewordene und deshalb artikellose Bezeichnung des h. Geistes fassen wollte, dürfte auch vor der exegetischen Consequenz nicht zurückschrecken, daß mit *σὰρξ* ein Einzelwesen benannt sei, mit welchem der in die Geschichte eingetretene Christus identificiert, oder von welchem er doch nicht bestimmt unterschieden würde. Bezeichnet aber *σὰρξ* eine Existenzform, in welcher Christus eingetreten ist, so muß *πνεῦμα* die Existenzform des Präexistenten bezeichnen; und so gut als Ignatius den im Fleisch erschienenen Gott nach dieser geschichtlichen Erscheinung *σαρκικός* nennt, und dagegen *πνευματικός* nach



der ihm als Gott ewiger Weise eignenden und auch durch die Menschwerdung und Fleischesauferstehung nicht schlechthin aufgehobenen Existenzform (Ephes. 7, 2. Smyrn. 3, 3), giebt auch der korinthische Prediger anderwärts c. 14, 2 dem präexistenten Christus wie der prä-existent Kirche das Prädikat *πνευματικός* im Gegensatz zu seiner nachmaligen »Offenbarung im Fleisch«. Hätte er hier geschrieben: *ὃν μὲν τὸ πρῶτον λόγος*, so würde ihm zwar die Note erspart worden sein: Ceterum formula auctoris nostri satis dilucide indicat, illo tempore theologumenon de Christo tamquam *λόγος Θεοῦ* nondum apud omnes valuisse. Aber er hätte damit auch die verkehrte Meinung kundgegeben, daß der Erlöser durch seine Fleischwerdung in irgend welchem Sinne aufgehört hätte, der Logos zu sein, während er dies nach den Alten, d. h. den von Justin und seinen Nachfolgern noch nicht belehrten Kirchenlehrern gerade durch seine Menschwerdung erst geworden oder doch erst recht geworden ist (vgl. Hirt des Hermas S. 147 f. Ignatius v. Antiochien S. 471 ff. Patr. apost. II, 36 sq.). Der johanneische Prolog, welchem er den Ausdruck *σὰρξ ἐγένετο* entlehnte, hätte ihm für seinen Gedanken nur den Ausdruck *Θεός ἦν* (1, 1) dargeboten; aber abgesehen von der üblen Lage, in welche er sich dadurch erst recht den heutigen Dogmenhistorikern gegenüber gebracht hätte, so wird Niemand bestreiten, daß nicht *Θεός*, sondern *πνεῦμα* den reinen Gegensatz zu *σὰρξ* ausdrückt. Zu den Parallelstellen für den missverstandenen Satz, unter welchen auch Herm. sim. V, 5 und sogar sim. IX, 1 wiederzufinden für den Referenten sehr niederschlagend ist (Hirt des Hermas S. 254—262. 274—280.

Jahrbb. für deutsche Theol. 1870 S. 201 f.), rechnet Harnack auch II Clem. 14, 4. Aber wenn in dem Satze: *εἰ δὲ λέγομεν τὴν σάρκα τὴν ἐκκλησίαν καὶ τὸ πνεῦμα Χριστόν* irgend welche Identification von Christus und h. Geist liegen soll, so entsteht die Frage, womit dann hier die Kirche identificiert werde. Es ist ja deutlich, daß der Verfasser hier, und nicht wie Harnack p. 133 angiebt, schon in § 3 zu der Allegorie in § 2 zurückkehrt. Die Kirche ist Christi Leib und somit Christus die Seele der Kirche. Statt *σῶμα* und *ψυχή* gebraucht er aber hier *σάρξ* und *πνεῦμα* unter dem Einfluß der inzwischen § 3 vorgetragenen Auseinandersetzung über das Verhältniß von *σάρξ* und *πνεῦμα* im Menschen. Wenn wir aber, sagt der Verf., das Fleisch die Kirche und den Geist Christus nennen, d. h. wenn uns das Fleisch des Menschen als Bild der Kirche und der Geist im Menschen als Bild Christi gilt, so ergibt sich, daß wer sein Fleisch entweicht damit auch das Urbild dieses Fleisches, die Kirche entweicht, und weiterhin auch, daß er sich an dem, welcher im Verhältniß zur Kirche der Geist ist, nämlich an Christus versündigt und desselben verlustig geht. Die erste Folgerung beruht auf dem vorher § 3 auf das Verhältniß von Fleisch und Geist im Menschen angewandten Grundsatz, daß das Verhalten gegen ein Abbild zugleich ein Verhalten gegen das Original desselben sei; die zweite Folgerung ist Anwendung des damit verquickten Satzes, daß solche indirecte Versündigung an dem Geist den Verlust desselben nach sich ziehe. So vorher § 3 in Bezug auf Geist und Fleisch im Menschen, so jetzt § 4 in Bezug auf das Verhältniß von Christus und Kirche, welches wie Fleisch und Geist zu einander verhalten. Der Schein einer Identification von Chri-

und H. Geist kann hier noch weniger als etwa II Cor. 3, 17 entstehen. Das scheint Harnack hier selber empfunden zu haben; denn er bemerkt nicht, wie man nach p. 124 sq. erwarten sollte, zu dem vorhin erörterten Satze, sondern zu § 5 p. 134 aufs neue: *Observes, Clementem iustum discrimen Christum inter et spiritum s. nullum facere.* Aber § 5 eignet sich noch weniger zur Unterlage dieser Bemerkung; denn hier so wenig wie in § 3 ist τὸ πνεῦμα τὸ ἅγιον ein Substitut für Christus. Der Augenschein lehrt vielmehr, daß nicht das κολληθέντος αὐτῇ τοῦ πνεύματος τοῦ ἁγίου, sondern das μεταλαβεῖν ζωὴν καὶ ἀφθαρσίαν dem οὐ μεταλήψεται τοῦ πνεύματος in § 4 entspricht. Wenn also hier eine Identification vorläge, so nicht zwischen dem hl. Geist und Christus, sondern zwischen letzterem und dem Gute unvergänglichen Lebens.

Zu dem σὺν καὶ Φορτουνάτῳ I Clem. 65, 1 werden zwar richtige Parallelstellen wiederholt, aber nicht bemerkt, daß und nicht gefragt, warum Fortunatus durch diese Formel von den beiden vorher genannten Männern ebenso getrennt als mit ihnen verbunden ist.

Es muß mit ihm eine andre Bewandtnis haben als mit jenen, welche allein direct als die Gesandten der römischen Gemeinde benannt sind. Zieht man das σὺν καὶ Φ. ausschließlich zu ἀναπέμψαι, so würde sich die Vorstellung ergeben, daß Fortunatus, vielleicht ein Römer, sich schon in Korinth aufhält und mit Ephebus und Biton, welche jetzt dorthin reisen, nach Rom zurückkehren soll. Zieht man es dagegen zu ἀπεσταλμένους, so hält sich Fortunatus in Rom auf, ist aber nicht Abgesandter der römischen Gemeinde, sondern nur zugleich mit ihm läßt die römische Gemeinde ihre Legaten nach

Korinth reisen. Dann kann er sehr wohl ein Korinther sein; ja die Erwähnung seiner Reise wäre nicht begreiflich, wenn er ein Römer und doch nicht Glied der römischen Gesandtschaft wäre. Er wird wahrscheinlich ein hervorragendes Glied der korinthischen Gemeinde sein, vielleicht dasjenige, durch welches die Römer über den Stand der Dinge zu Korinth vor einiger Zeit sehr genau unterrichtet worden sind. Dann ist aber auch die Identität mit jenem Korinther höchst wahrscheinlich, welcher 1 Kor. 16, 17, wie man mit Recht annimmt, unter den Ueberbringern sowohl des korinthischen Gemeindeschreibens an Paulus als des paulinischen an die Korinther erwähnt wird. Zur Zeit des Clemensbriefes lebten in Korinth noch Presbyter, welche von Aposteln eingesetzt waren, und warum sollte Fortunatus von Korinth nicht als 30jähriger Mann nach Ephesus, als 70jähriger nach Rom in Gemeindeangelegenheiten gereist sein? Ein ernstliches Bedenken gegen diese schon von Laurent in Kürze ganz gut begründete Annahme kann daraus nicht gemacht werden, daß die Leser das *ὅν καὶ Φ.* fälschlich zu *ἀντιψαρε* oder doch auch zu diesem ziehen konnten. Denn welcher Briefschreiber vermeidet in Dingen, welche der Briefempfänger nicht misverstehen kann, Zweideutigkeiten des Ausdrucks! Unerklärlich ist der Ausdruck nur bei Harnack's Annahme, daß Fortunatus ein Glied der römischen Gesandtschaft sei.

In den Prolegg. mußte in Folge der Entdeckung des Bryennios vor allem die Entstehung des 2. Clemensbriefs neu untersucht werden. Die in der ersten Auflage acceptierte und in That in manchem Betracht ansprechende Hypothese Hilgenfelds, daß wir daran ein Bruchst:

von Soter's Brief an die Korinther besitzen, ist für immer beseitigt. Die jetzt vollständig vorliegende Schrift ist eine im Gottesdienst gehaltene und zu diesem Zweck vorher aufgezeichnete Predigt. Aber wo, wann und von wem ist sie verfaßt? Harnack urtheilt, ein Lehrer, nicht Geistlicher der römischen Gemeinde um 135—140 sei der Verfasser. Aber die Fäden, woran namentlich die Annahme eines römischen Ursprungs hängt, sind sehr dünne. Daß die Schrift dem Clemens Rom. zugeschrieben wurde, bietet nicht einmal einen Anknüpfungspunct dafür; denn dieser Name ist mit Schriftstücken verknüpft, welche zuverlässig nicht in Rom entstanden sind, und daß man Schriften bloß deshalb, weil sie von Rom stammten dem Clemens zugeschrieben hätte, ist nicht bekannt. Die weitere Bemerkung, daß diese Schrift im Orient erst sehr spät, am Ende des 3. Jahrhunderts bekannt geworden sei, befremdet, wenn man bedenkt, daß die Bekanntschaft des Occidents mit derselben überhaupt nicht bezeugt ist (p. LXIV n. 2). Daß erst Eusebius sie erwähnt und keine Zeugnisse der Alten für sie anzuführen weiß — eine Thatsache, welche Harnack p. XXXIII sehr übertrieben ausdrückt — schließt gar nicht aus, daß sie schon im 2. Jahrhundert in einzelnen Theilen der östlichen Kirche bekannt war. Ja die Geschichte des Kanons verbietet die Annahme durchaus, daß eine Schrift, welche erst am Ende des 3. Jahrhunderts sich zu verbreiten anfang, dann im 4. Jahrhundert auch nur in diejenige lose Verbindung mit dem Kanon gerathen sein sollte, welche der Alexandrinus bezeugt. Derartiges ist allemal, wenn man von den ganz künstlich zurechtgemachten Verzeichnissen spätester Zeit, besonders in der

kirchenrechtlichen Literatur absieht, ein Rest der Zeit vor Origenes. Aber Harnack bevorzugt nicht ohne Parteilichkeit den ersten Theil der alten, in den Hss. niedergelegten Ueberlieferung, das *Κλήμεντος*, vor dem zweiten *πρὸς Κορινθίους β'*. Daß Eusebius die Schrift schon als Brief des Clemens, aber noch nicht als Korintherbrief kenne, ist eine Vermuthung, welche an dem Schweigen des Eusebius über die Adresse des nur einmal flüchtig erwähnten Briefs keine Stütze hat. Der Archetypus des Alexandrinus, in welchem unsere Schrift allerdings weder Ueber- noch Unterschrift gehabt zu haben scheint, kann billiger Weise nicht als Zeuge gegen das Alter des *πρὸς Κορινθίους* angeführt werden (p. LXV), wenn er nicht auch als Zeuge gegen das *Κλήμεντος* gelten soll. Am ersten noch könnte man den dritten Zeugen anerkennen, den Timotheus Aelurus von Alexandrien († um 477) — dieser nämlich und nicht, wie Harnack p. LXV nach Lightfoot p. 17 angiebt, ein 535 gestorbener Timotheus von Alexandrien ist Verfasser der Schrift gegen das Chalcedonensische Concil (vgl. Ignatius von Ant. S. 174, n. 2. Caspari, Quellen I, 100 f. 197 n. 36). Wenn in der dem Timotheus vorliegenden Sammlung auf die beiden pseudoclementinischen Briefe über die Virginität unsere Schrift an dritter Stelle folgte, so wird sie dort, weil nicht mit dem wirklichen Korintherbrief des Clemens verbunden, vielleicht auch nicht *πρὸς Κορινθίους* überschrieben gewesen sein. Aber was vermag diese Vermuthung gegen das positive Zeugnis des gleichalterlichen Alex. und aller Späteren? Die ir- Ueberlieferung, daß Clemens der Verfasser wird nicht der Boden sein, aus welchem der später der andere Irrthum erwuchs, daß es

Korintherbrief sei. Wahrscheinlicher ist das Verhältniß das umgekehrte. Ein altes *πρὸς Κορινθίους*, welches einer mit dem 1. Clemensbrief verbundenen Schrift anhaftete, führte ein *Κλήμεντος* ebenso unvermeidlich herbei, wie die Ueberschrift *πρὸς Ἑβραίους* hinter paulinischen Briefen ein *Παύλου*. Da die an Gemeinden gerichteten Sendschreiben der Natur der Sache nach vom Ort der Adresse und nicht vom Ort der Abfassung aus sich zu verbreiten pflegten, so muß eine Schrift, welche fälschlich vielfach für einen Korintherbrief und nachweislich niemals für etwas Anderes gehalten worden ist, von Korinth aus sich verbreitet haben, wahrscheinlich als Beilage zu dem gleichfalls von dort aus sich verbreitenden Korintherbrief des Clemens. Mag dieser ohne solche Beilage in die Hände des Polykarp und Anderer gekommen sein, so kann er im Lauf des zweiten Jahrhunderts, während dessen er in Korinth in hohen Ehren stand, nach anderer Richtung in Verbindung mit jener Beilage gekommen sein. Ist Korinth der Ausgangspunct der Verbreitung des 2. wie des 1. Clemensbriefes, so erklärt sich der zwiefache Irrthum der alten Ueberlieferung bequem. Ist aber oben S. 1414 sq. c. 7, 1 richtig erklärt, so kann diese Predigt auch kaum anderswo als in Korinth, jedenfalls nicht in Rom gehalten worden sein. Was sonst nach Rom weisen soll, ist nicht empfehlender als der Name des Clemens. Die Berührungen mit dem Pastor Hermas sind bei einem nichtrömischen Prediger des zweiten Jahrhunderts nicht auffälliger als bei einem Römer; denn sie erklären sich am bequemsten aus Lectüre des Pastor seitens des Predigers, der Pastor aber ist gleich nach seiner Entstehung »in die auswärtigen Städte«

(vis. II, 4) versandt worden. Das hier vorliegende Verhältniß ist ganz das einer erbau-lichen, verallgemeinernden Rede späterer Zeit zu einer zeitgeschichtlich bedingten und bestimmten Weissagung. Während Hermas eine einmalige für alle Christen gleichzeitig endigende Bußfrist vor dem nahen Ende verkündigt, be-gegnet wir hier dem abgeschliffenen Gedanken, daß für jeden Einzelnen die Bußfrist solange als sein irdisches Leben währe vgl. besonders c. 8, 1 u. 3. — Daß die apokryphische Prophetie, welche in I Clem. 23 citiert ist, auch II Clem. 11 wieder begegnet, begründet nicht die Gleichheit des Ab-fassungsortes, zumal die zweite Anführung schwer-lich ganz unabhängig von der ersten ist. So gewiß nämlich in II Clem. eine über I Clem. hinaus-gehende Kenntniss jenes Textes documentiert ist, so auffällig ist doch der gleiche Anfang beider Citate mit demselben Wort und der ganz gleich-artige Zusammenhang beider (vgl. das *μη δαψυ-χῶμεν* I Clem. 23, 5 mit II Clem. 11, 5). Es wird also einer der überaus zahlreichen Fälle vorliegen, wo ein jüngerer Kirchenschriftsteller in seinen biblischen Citaten durch einen älteren, in Bezug auf Alttestamentliches auch durch einen neutestamentlichen Schriftsteller sich be-einflusst zeigt. Das wird bestätigt durch II Clem. 3, 5 im Verhältniß zu I Clem. 15, 2, mag man die Synoptiker oder LXX vergleichen. Aehn-liche Anführungen und gleichartige Verwerthung findet sich auch II Clem. 11, 7 (14, 5) und I Clem. 34, 8; II Clem. 16, 4 und I Clem. 49. 5. Nun ist aber genaue Kenntniss des I Clem. die korinthische Kirche des zweiten Jahrhunde sicher bezeugt, für die römische nicht. Ob überhaupt nach seiner Absendung in Rom kannt geblieben ist, läßt sich nicht sagen. Ni



die Verfasser und Absender, sondern die Empfänger von Briefen sind ihre Depositäre.

In der Bestimmung der Abfassungszeit scheint Harnack dem Richtigen ziemlich nahe gekommen zu sein. Trügt der Schein nicht, daß nur Presbyter den Gemeindevorstand bilden (c. 17, 3. 5), so würde man die Abfassung um ein Ziemliches höher anzusetzen haben, als die Reise des Hegesippus durch Corinth und seinen Verkehr mit dem dortigen Bischof Primus (Eus. IV, 22, 2), also vor 140—150 (Harnack p. XXVIII). Die Anführung eines Wortes Jesu als *γραφῇ* c. 2, 4 führt jedenfalls nicht unter die Abfassungszeit des Barnasbriefs (c. 120) hinab, und wir wissen schlechterdings nicht, ob die Verf. jenes Briefs und dieser Predigt nicht auch schon 10—20 Jahre früher so reden konnten. Der Verwechslung des ersten Vorkommens einer Erscheinung in der spärlich erhaltenen Literatur mit dem ersten Vorkommen in der Geschichte kann nicht oft genug als einem schlimmen Fehler widersprochen werden. Die ganz unbefangene und reichliche Benützung eines apokryphischen Evangeliums im Gemeindegottesdienst führt in eine Zeit hinauf, welche dem Gedächtnis des Irenäus und seiner Altersgenossen völlig entschwunden gewesen sein muß, also vor 140. Die Behauptung, daß die Christen zahlreicher geworden als die Juden, könnte statistische Bedenken erregen, auch wenn sie uns um 200 begegnete. Harnack beschränkt sie (p. 114) auf Rom als Entstehungsort der Predigt. Sie wird wenigstens auf den Gesichtskreis des Predigers zu beschränken sein. Das aber ist unter Trajan (Plin. ad Trai. 96, 9 sq.) ebenso wahrscheinlich, als unter seinen Nachfolgern, daß die christlichen Gemeinden in Corinth und Athen, Smyrna und Ephesus zahl-

reicher waren als die dortigen Synagogen. Die in c. 9 vgl. 10, 5 bestrittene Richtung ist, wie Harnack's Noten p. 123 sq. zeigen, uralte (vgl. meine Bemerkung zu Polyc. 7, 1); sie erscheint aber hier durchaus als eine noch in der Kirche selbst sich regende, keineswegs als sectenhaft abgeschlossene Partei. Die Neigung, im Gedanken an die Vergänglichkeit der *σάρξ* die Pflicht der äußeren Heiligung abzuschwächen, auf welche der Zusammenhang von c. 8 und 9 und Stellen wie 14, 3 führen, kannte schon Paulus, als er unter den Eindrücken seiner korinthischen Umgebung Rom. 6, 12 schrieb (vgl. Jahrb. f. deutsche Theol. 1870 S. 204). Die Ermahnungen zum treuen Bekenntnis, welche Harnack zu einseitig auf das Martyrium im engsten Sinne zu beziehen scheint (c. 4, 4 ff. 10, 1 ff. 17, 7. 19, 3), deuten mit keiner Silbe auf eine entgegengesetzte Theorie hin, so daß die Belegstellen p. 116 sq. überflüssig erscheinen, und der Schlußsatz der Anmerkung einer ähnlichen Aenderung bedurft hätte, wie die betreffenden Bemerkungen in den Proll. p. LXXI n. 7, vgl. mit der ersten Aufl. p. XC n. 4 sie erfahren haben. Diejenigen Berührungen mit Hermas, welche Harnack p. LXX sq. unter n. 3 und 4 anführt, würden, selbst wenn die Zeit des Hermas feststände, über ein paar Jahrzehnte mehr oder weniger nicht entscheiden. Endlich die aus dem allgemeinen theologischen Charakter im Vergleich zu Clemens, Barnabas und den Apologeten hergeleiteten Argumente haben nur Werth für den, welcher glaubt aus den dürftigen Reliquien der nachapostolischen Zeit eine chronologisch bestimmte Geschichte der ersten christlichen Theologie herstellen zu können. Als es überhaupt vor Justin eine irgendwie

diesem Namen zu belegenden Entwicklung gäbe, und als ob auch nur von da an die theologischen Gedanken in allen Köpfen und Kreisen der Kirche so gleichmäßig sich fortbewegt hätten, daß man darnach bis aufs Jahrzehnt aus der Theologie einer Schrift ihre Zeit bestimmen könnte! Man hat 20 Jahre nach dem Tode Justin's in Kleinasien und Gallien sehr ungenügend gelehrt, und 20 Jahre nach dem Concil zu Nicäa in Syrien über Christus und christlichen Glauben so geschrieben, als ob es nie einen arianischen Streit gegeben hätte. Es ist mir erfreulich, in dieser 2. Aufl. nicht wieder wie in der ersten von einer *aetas Melitonis et Tatiani* in Rücksicht auf Geschichte der Theologie zu hören; aber es fehlt viel daran, daß man dem abschließenden Satze (p. LXXI) beistimmen könnte: *Quae cum ita sunt, nulla relinquitur dubitatio, quin homilia non prius quam circ. a. 130—135 scripta sit.* Die zweifellose Gewißheit überrascht um so mehr, wenn man bemerkt, daß der Satz in der 1. Aufl. (p. XCI) bis auf das Wort *epistula* statt *homilia* und die Zahl 160 statt 130—135 wörtlich gleichlautet. Wenn es dem verehrten Verf. möglich war, weil es geboten erschien, nach Ablauf weniger Monate seiner vormaligen zweifellosen Zeitbestimmung eine um 25—30 Jahre abweichende ebenso zweifellos zu substituieren, ohne daß das neugefundene Stück der Schrift ein äußerlich zwingendes Datum gebracht hätte, so wird er es Anderen verzeihen, wenn sie zweifeln, wo er gewiß ist, und sogar hoffen, er selbst werde gelegentlich auch wieder dem Zweifel an der Gewißheit seiner nunmehrigen Position Raum geben.

Nur soviel kann man sagen: Aus den angegebenen Gründen ist es in hohem Grade wahr-

scheinlich, daß diese Predigt in Korinth und zwar vor 140, vielleicht schon um 110—130 gehalten wurde. Ich weiß nicht, ob der absolute Gebrauch von *καταγγεῖν* im Sinne des nachmaligen Kunstausdrucks (c. 17, 1) und die überhaupt für die alte Kirchengeschichte so überraschende Thatsache, daß eine solche Predigt nicht bloß vor ihrem Vortrag aufgeschrieben, sondern auch im Gottesdienst vorgelesen worden ist, uns berechtigt, innerhalb der angegebenen Zeitgrenze den möglichst späten Zeitpunkt zu wählen.

In Bezug auf Verf. und Abfassungszeit des I Clem. ist Harnack nicht zu derjenigen Bestimmtheit vorgedrungen, welche meines Erachtens heute zu erreichen ist, wenn man die geschichtlichen Nachrichten und die wirklich beachtenswerthen Bemühungen um ihr richtiges Verständnis unbefangen prüft. Anders muß freilich urtheilen, wer z. B. in Aubé's Histoire des persécutions eine wahre und gelehrte Darstellung der Domitianischen Christenverfolgung findet, während der betreffende Abschnitt jenes in Deutschland mit unverdientem Wohlwollen aufgenommenen Werks ebenso wie alle übrigen von den unverzeihlichsten Ignoranzen und methodischen Fehlern strotzt. Eine verhängnißvolle Voraussetzung, welcher ich leider auch einst einen bescheidenen Tribut entrichtet habe (Hirt des Hermas S. 62 Anm. 2), ist ferner die als zweifellos hingestellte Meinung, daß zur Zeit des Irenäus die pseudoklementinische Romandichtung in die Kirche selbst, d. h. also hier in die abendländische Kirche eingedrungen sei (XXX n. 6. LXII n. 4). Harnack weiß freilich auch, daß der Brief des Clemens an Jakob. eines der jüngsten Stücke dieser Literatur, u die Mitte des zweiten Jahrhunderts geschriebe

sei (p. XXXIV). Ich wäre begierig die Behauptung widerlegt zu sehn, daß kein Stück der uns erhaltenen ebjonitischen Clemensliteratur vor d. J. 200 geschrieben ist, und daß die abendländische Kirche vor Rufin und Hieronymus von dieser ganzen Literatur nicht die geringste Kenntniss gehabt hat. Ueberhaupt wird man in diesem Theil der Proll. nicht selten durch ganz beiläufige, aber sehr decidirte Urtheile überrascht, deren Tilgung in einer zu hoffenden dritten Auflage erwünscht wäre. Die Behauptung z. B., daß die beiden Clemensbriefe über die Virginität, welche noch Lightfoot p. 15 um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, spätestens am Anfang des dritten geschrieben sein läßt, dem vierten Jahrhundert angehören, hätte doch nur als Vermuthung auftreten können, ist aber unhaltbar, wenn Epiphanius als Zeuge für kirchliche Vorlesung dieser beiden Briefe gelten soll. Zwischen den beiden im vierten Jahrhundert um die Grenzen des Kanons streitenden Richtungen handelte es sich nur darum, ob auch fernerhin wie im zweiten und theilweise im dritten Jahrhundert um das Allerheiligste der Homologumena ein Vorhof deuterokanonischer Schriften bestehen bleiben solle, oder ob letzterer mit Einschluß der Apokalypse zu beseitigen sei. Schriften, welche in der Zeit bis auf Origenes noch nicht zur kirchlichen Vorlesung gelangt waren, darin einführen zu wollen, konnte nach Constantin Niemand in den Sinn kommen und ist von Niemand versucht worden. Das *iam* (Epiphani tempore) p. XXXVI ist unrichtig.

Recensent darf nicht fortfahren, in dieser Weise Verschiedenheiten des Urtheils zu constatieren. Es ist ohnehin schon zu besorgen,

daß die zu Anfang ausgesprochene aufrichtige Anerkennung der vorliegenden Arbeit durch die nachfolgende Beanstandung manches Einzelnen allzusehr in Schatten gestellt sei.

Th. Zahn.

Beiträge zur vergleichenden Geschichte der Romantischen Poesie und Prosa des Mittelalters unter besonderer Berücksichtigung der Englischen und Nordischen Litteratur von Dr. Eugen Kölbing. — Breslau, Verlag von Wilhelm Koebner 1876. — VIII und 256 SS. breit Octav.

Der Inhalt der hier uns vorgelegten Beiträge zerfällt, wie schon aus dem Titel hervorgeht, in zwei Hauptabtheilungen, deren erste der älteren englischen, die zweite der altnordischen Literatur zufällt. Beansprucht die erstere, welche namentlich der Theophilus- und Gregorius-Legende, sowie dem Partonopæus-Roman (sowohl in ihrer englischen Fassung wie in französischem und deutschem Gewande) gewidmet ist, vielleicht ein allgemeineres Interesse als die andere, so hat diese dafür die Beleuchtung eines nicht unwichtigen, bisher wenig angebauten Arbeitsfeldes, der altnordischen Rímurpoesie, für sich geltend zu machen. An die erste Abtheilung schließt sich ergänzend eine Beschreibung der Quellen der altnordischen Elissaga, und an die zweite anhangsweise der (mit einigen Erläuterungen begleitete) Textabdruck des *Skaufha bálder*, welches ganz artige, harmlos ansprechen

Gedicht — das, schon in die Grenzscheide des 14ten und 15ten Jahrhunderts fallend, noch in dem alten epischen *Fornyrðalag* verfaßt ist — Ref. nur nicht gern als ein »Gedicht aus der Fuchssage« bezeichnet sehen möchte, da es eine solche, alias auch »Thiersage« genannte Dichtungsart wohl überhaupt nicht, am wenigsten aber im Norden gegeben hat. Hoffentlich wird Niemand dies sonst ganz niedliche »Zottelschwanzlied« zu gewagteren Argumentationen misbrauchen; von volksthümlicher Weise ist darin außer dem Versmaße selbst nicht Viel zu finden, und auch dieses halten wir vielleicht mit Unrecht für ein »volksthümliches« in dem gewöhnlich damit verbundenen Sinne. — Bez. seiner Besprechung der Rímur-Poesie hat der Herausgeber selbst bemerkt (S. 139), daß diese Reimgedichte oft den ursprünglichen Saga-Texten genauer zu folgen scheinen, als die uns erhaltenen Texte; jedenfalls ihre Vergleichung mit den Prosatexten nicht versäumt werden dürfe. — Am reichsten fließen, wie schon bemerkt, Herrn K.'s Beiträge für jene prosaischen, oft in verschiedenen Sprachen uns erhaltenen, Saga- oder Legendenbücher selbst, die nach ihrer vorzugsweisen Pflege bei den romanischen Völkern, namentlich in der altfranzösischen Literatur, immerhin als zur »romantischen Literatur« gehörig angesehen werden mögen. Herr K. hatte z. Th. Gelegenheit, über die hier in Betracht kommenden Fragen sich schon früher in Zeitschriften oder in seinen »*Riddarasögur*« zu äußern, wobei nun manche Ergänzung, aber auch manche Abweichung von früher geäußerten Ansichten hervortritt. Ob dieselben in allen Fällen als wirkliche Berichtigungen anzusehen sind, erschien mir allerdings zweifelhaft, auch

das in Rede stehende Gebiet ist ein noch so wenig angebautes und dabei durch seine weitgezogenen Grenzen die sichere Forschung so leicht irreführendes, daß man in manchen Fällen meiner Ansicht nach für jetzt nur mit einem »non liquet« abstimmen kann. Der reiche Ertrag seiner britischen Studienreise, den uns Herr K. auch in äußerlich ansprechender Form vorgelegt hat, bleibt natürlich durch einige Meinungsverschiedenheiten des Lesers nur leicht berührt; eine in Aussicht gestellte Weiterführung der »Beiträge« scheint sich namentlich wieder der älteren englischen Literatur widmen zu wollen, ja eine besondere Zeitschrift »Englische Studien« wird von dem unternehmenden Herausgeber neuerdings angekündigt.

E. Wilken.

---

Berichtigungen.

- |                     |           |              |          |                   |
|---------------------|-----------|--------------|----------|-------------------|
| S. 1181 Z. 1 v. o.  | ist statt | moralisch    | zu lesen | vocalisch         |
| S. 1153 Z. 3 v. o.  | - -       | distrettnale | zu lesen | distret-<br>tuale |
| S. 1159 Z. 8 v. o.  | - -       | rumenisch    | zu lesen | romanisch         |
| S. 1159 Z. 6 v. o.  | - -       | Sprachweise  | zu lesen | Sprech-<br>weise  |
| S. 1221 Z. 5 v. u.  | - -       | p. 807—873   | zu lesen | 809—13            |
| S. 1225 Z. 2 v. u.  | - -       | Lontnav      | zu lesen | Lantnav           |
| S. 1231 Z. 4 v. u.  | - -       | R. Ahs       | zu lesen | P. Ochs           |
| S. 1231 Z. 19 v. u. | - -       | Beinjinain   | zu lesen | Bruchrain         |
| S. 1232 Z. 2 v. o.  | - -       | Krimmel      | zu lesen | Krummet           |
| S. 1232 Z. 5 v. u.  | - -       | Drandorf     | zu lesen | Drändorf.         |
-



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 46.

15. November 1876.

Die Entstehung der Gesichtswahrnehmung. Versuch der Auflösung eines Problems der physiologischen Psychologie von Dr. Carl Ueberhorst, Privatdocenten der Philosophie. VI und 171 S. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag. 1876.

Die Schrift, welche ich hiermit selbst zur Anzeige bringe, enthält, wie schon aus ihrem Titel hervorgeht, die Darstellung einer neuen Theorie der Gesichtswahrnehmung.

Ihre Grundtendenz besteht kurz darin, unter Annahme einer besonderen ortsetzenden oder raumschaffenden psychischen Thätigkeit überall sogenannte Innervationsempfindungen als die Motive jeder concreten Raumanschauung nachzuweisen, oder, was hiermit identisch ist, alle unterschiedenen Momente unserer Gesichtsbilder auf unterschiedene Innervationsempfindungen als ihre bestimmenden Gründe zurückzuführen. Dabei ist sie jedoch weit davon entfernt, zwischen den unterschiedenen Momenten der Gesichtsbilder und den unterschiedenen Innervations-

empfindungen eine logische Beziehung im Sinne der »empiristischen« Auffassung der Wahrnehmung anzunehmen und auf sie die Abhängigkeit der einen von den anderen zu basiren; da sie diese Abhängigkeit vielmehr als etwas durchaus Unvermitteltes und Ursprüngliches ansieht.

Die Durchführung des Gedankens erforderte zunächst eine genaue Darstellung der zum Zustandekommen des Wahrnehmungsprocesses mitwirkenden seelischen Factoren. Dieser Aufgabe wurde die einen integrirenden Theil der Abhandlung bildende Einleitung gewidmet, und sie enthält dem entsprechend unter Anderem eine Untersuchung über die Natur des bewußten und unbewußten Denkens, des Vorstellens, des Bewußtseins und Vorbewußtseins sowie der Aufmerksamkeit.

Wegen des Wesens der Innervationsempfindungen war für unsere Theorie von eben so fundamentaler Bedeutung eine Kenntniß des Modus der Augenbewegungen. Daher mußte eine Beschreibung desselben gleichfalls der eigentlichen Darstellung vorausgeschickt werden. Bei dieser Gelegenheit ist sowohl eine Entscheidung über die Frage der gegenseitigen Abhängigkeit der beiden Augen von einander wie auch eine Ableitung des Augenbewegungsgesetzes versucht worden.

Der Haupttheil der Schrift enthält zwei getrennte Untersuchungen, eine über das monoculare und eine andere über das binoculare Sehen. Der Unterabtheilungen, in welche die erstere zerfällt, sind vier, sie führen nach einander die Titel: Die Entstehung des monocularen Gesichtsfeldes, besondere Erscheinungen im monocularen Gesichtsfelde, die Hauptrichtung des Sehens, d Tiefenanschauung. Die andere besteht dageg

nur aus zwei Gliedern, welche die Identität der Netzhäute und das Sehen von Körpergestalten behandeln.

Von den Auseinandersetzungen über das monoculare Sehen suchen die über die Entstehung des monocularen Gesichtsfeldes die Frage zu beantworten, auf welche Weise im Gesichtsfelde des ruhenden Auges eine ganz bestimmte Nebeneinanderordnung der einzelnen gleichzeitigen Farbenempfindungen in der Art zu Stande kommt, daß die einen rechts, die anderen links, diese oben und jene unten gesehen werden. Die Ableitung war die schwierigste und zugleich wichtigste der ganzen Schrift, da es galt, das angenommene Princip auch für den Fall durchzuführen, der bis jetzt einer Erklärung, welche, abweichend von uns, alle Räumlichkeit als bereits in der bloßen Empfindung enthalten wähnt, am günstigsten schien. Als ein experimenteller Beweis für die Richtigkeit der hier gegebenen Ausführungen kann der folgende Abschnitt über die besonderen Erscheinungen im monocularen Gesichtsfelde dienen, welcher für eine Reihe von Besonderheiten, wie die Abweichung der Trennungslinien, die Phänomene des blinden Fleckes u. dgl. m. die Erklärung giebt.

In den Untersuchungen über die Entstehung der Hauptrichtung des Sehens glaube ich, was ich als besonders wichtig hervorhebe, einen Satz bewiesen zu haben, welcher besagt, daß das Ganze des Gesichtsfeldes als ein zur Hauptrichtung festliegendes System kann angesehen werden. Derselbe hat eine hohe Bedeutung darin, daß aus ihm gewisse Thatsachen sich ergeben, welche bisher die Hauptstützen der Projectionstheorie ausmachten.

Die Betrachtung der Netzhautidentität, welche

Erscheinung nebst der anomalen der Netzhautincongruenz sich mit unseren Grundsätzen auf's leichteste vereinigt, führte zu einer Erweiterung der Horopterlehre, darin bestehend, daß nunmehr zwei Arten des Horopters, welche ich als Real- und als Nominalhoropter benenne, unterschieden werden. Sie wird zum ersten Male wiederum dem Zwecke gerecht, für welchen Aguilonius anfänglich seinen von ihm erfundenen Ausdruck bestimmte.

Die Erklärung der Körperanschauung sah ich mich genöthigt, im Unterschiede von fast allen früheren Forschern zu trennen von der der Tiefenanschauung, welche letztere als wesentlich zum monocularen Sehen gehörig angesehen werden mußte. Dieses Verfahren wurde gerechtfertigt, und ich suchte alsdann die Bedeutung des ursprünglichen Einflusses der Augenbewegungen für das körperliche Sehen darzulegen und weiter auseinanderzusetzen, mit welchem Rechte man sich bisher zum Zustandekommen der dritten Dimension vorwiegend auf die Hülfe der Erfahrung berufen hat. Hierbei war es mir vorzüglich darum zu thun, was man bisher versäumte, den eigentlichen Sinn der sogenannten Erfahrung zu entwickeln und die Art und Weise ihrer besonderen Wirksamkeit unter einen allgemeinen psychologischen Gesichtspunkt zu bringen.

Nach Erledigung der Hauptaufgabe habe ich eine besondere Bekräftigung der angewandten Principien noch dadurch erreicht, daß ich sie auch zur Erklärung der bekannten Thatfachen der Gefühlswahrnehmung verworthe.

Den letzten Theil der Abhandlung bildet eine Kritik aller bisherigen für ihren Standpunkt besonders maßgebenden Theorien. Sie ur-

scheidet nicht nach dem gewöhnlichen Verfahren bloß zwischen zwei Grundauffassungen von der Entstehung der Gesichtswahrnehmung, vielmehr zählt sie deren drei auf, welche der Reihe nach als die sensualistische, die logische und die aesthetische Doctrin bezeichnet werden. Hierbei richtete sich in der Wiedergabe der Gedanken Anderer mein Hauptaugenmerk auf die Erreichung vollster Genauigkeit und prägnanter Kürze.

Wenn die Kritik nicht, wie es meist Brauch ist, dem dogmatischen Vortrage vorhergeht, sondern nachfolgt, so geschah solches, um die Darstellung lichtvoller zu machen, nicht aber etwa deshalb, weil ich über die früheren Ansichten von meinem eigenen Standpunkte aus abgeurtheilt hätte. Ein derartiges gänzlich verkehrtes Verfahren glaube ich so sehr vermieden zu haben, daß ich vielmehr im allgemeinen nur ihre rein inneren Mängel aufzudecken bemüht war. Trotzdem dürfte diese Darstellung, indem sie zugleich die relative Berechtigung jener Versuche nachweist, die Ueberzeugungsfähigkeit der vorgetragenen Theorie nicht unwesentlich erhöhen.

Carl Ueberhorst.

---

Karten und Pläne zur Topographie des alten Jerusalem bearbeitet und herausgegeben von Dr. Carl Zimmermann, Gymnasialrector in Basel. Basel, Bahnmayers Verlag. 1876.

Das vorliegende Werk besteht aus vier Karten (in Mappe) und einer kurzen Begleitschrift (40 Seiten). Die erste Karte bietet den Terrain-

plan von Jerusalem vor der Besiedelung nach dem Entwurf von Baurath C. Schick. Die zweite ist die Terrainkarte des heutigen Jerusalem und Umgebung nach Major Ch. W. Wilson's Aufnahme. — Diese beiden Pläne sind im Maßstabe von 1:5000. Die dritte Tafel enthält die Durchschnittsprofile zu den Terrainkarten I und II. Die vierte endlich enthält sechzehn Stadtpläne des alten Jerusalem und bietet somit eine treffliche Uebersicht über die verschiedenen Ansichten, die in Betreff der topographischen Streitfragen seit Robinson (1841) bis heute an's Tageslicht getreten sind. Diese Stadtpläne sind im Maßstab von 1:20,000 auf die reducierte Terrainkarte aufgetragen; die drei kleinen Pläne (von Tobler, Furrer, Schick) sind neue Originalien.

Der Schwerpunkt des ganzen Werkes liegt unzweifelhaft in der ersten Karte. Im ersten Abschnitt der Begleitschrift wird zunächst der Zweck des Unternehmens auseinandergesetzt und pg. 8 wird besonders erörtert, inwiefern Baurath Schick in Jerusalem allein befähigt war, einen solchen Terrainplan des alten Jerusalem zu entwerfen, und wir können Zimmermann's Urtheil nur bestätigen. Dabei sei es uns gestattet, was Schick's frühere Leistungen betrifft, die Mitforscher auf die kleineren Artikel, welche derselbe in den letzten Jahrgängen der Neuesten Nachrichten aus dem Morgenlande veröffentlicht hat, zu verweisen. Auch hat sich Schick durch Verfertigung mehrerer interessanter Modelle bekannt gemacht; zwei der interessantesten derselben, das des Haramplatzes und der Omarmoschee haben ihren Weg von Wiener Weltausstellung nach Basel gefunden, woselbst sie in der ethnographischen Sammlung des Missionshauses aufgestellt sind.

Das Schick'sche Material ist von Rector Zimmermann mit großer Sorgfalt verarbeitet, die Karten bei Wurster und Randegger in Winterthur musterhaft gestochen worden. Die Begleitschrift setzt in No. II (p. 10—15) die innere Einrichtung der ersten drei Kartenblätter in einer Weise auseinander, daß selbst der im Kartenlesen weniger geübte Bibelforscher zu leichter Orientierung gelangt. Für denjenigen aber, welcher das heutige Jerusalem aus der Anschauung kennt, ist es ganz besonders bequem, sowohl auf Plan 1 als bei den Durchschnittsprofilen das Bild der heutigen Stadt eingezeichnet zu finden, da dies wesentlich zur Anschaulichkeit beiträgt. Den Höhengcurven sind die Zahlen in englischen Fuß beigesetzt, wodurch die Höhendifferenzen (je zehn Fuß) so- sowie sie niedergelegt sind, trefflich in die Augen springen. Der Fortschritt, den unser Wissen an Hand dieser Terraincurven macht, wird ersichtlich, wenn wir die Karte mit der früher von Conder veröffentlichten Terrainskizze vergleichen, die Zimmermann hinter seiner Begleitschrift hat abdrucken lassen. Ganz besonders interessant erscheint uns die in der neuen Karte zuerst recht deutlich hervortretende überaus rasche Vertiefung der drei Thäler, des Kidronbettes, des Hinnomthales und des Tyropoeon, welche die beiden von N. nach S. laufenden Landzungen umgeben. Auch die Punkte, an denen der Fels zu Tage tritt oder rasch abstürzt, sind genau bezeichnet, sowie die Wasser- rinnen. Der Forscher, welcher sich von jetzt an mit der Topographie Jerusalems beschäftigt, wird genöthigt sein, bei jedem Schritte auf diese Karte zu recurriren.

Leider liegt ja die Topographie der »heil.

Stadt« noch so sehr im Argen. Die Ausgrabungen des Exploration Fund haben uns beinahe mit ebenso viel neuen Problemen, als mit Erklärungen vorhandener Schwierigkeiten bereichert. Ein Blick, den wir an der Hand des dritten Abschnittes der Begleitschrift auf die vierte Tafel werfen, belehrt uns, wie verschieden die Ansichten der competentesten Forscher noch immer sind, wie von den Robinson'schen Hauptsätzen, die sich unwillkürlich noch viel zu sehr an die Tradition anschlossen, beinahe nichts sicheres mehr übrig geblieben ist. Der Streit über die Aechtheit der Lage des heil. Grabes freilich, der früher so lebhaft Controversen sowohl auf katholischer als auf protestantischer Seite hervorgerufen hat, ist kaum dazu angethan, die Forscher heute noch zu beschäftigen, seitdem allgemeiner bekannt ist, daß die Tradition über die Lage des heil. Grabes nur auf dem Traum der Kaiserin Helena fußt.

Versuchen wir mittelst der Terrainkarten und der Zimmermann'schen Abhandlung einige Hauptpunkte aus den bisherigen topographischen Untersuchungen hervorzuheben. Die neuesten Forschungen, ganz besonders die Gründe Furrer's (im Schenkel'schen Bibellexicon) sowie von Rieß (in seiner biblischen Geographie, Freiburg 1872) haben den Referenten überzeugt, daß die älteste Stadt, die Davidsstadt, nicht auf dem West-, sondern auf dem Osthügel zu suchen ist. Da nun ganz unabhängig davon bewiesen werden kann, daß der Name Zion am Osthügel haftet, so lassen wir wirklich, daß man bald aufhören mit die beiden Hügel als Moria und Zion zu unterscheiden. Während dies nun als feststehend betrachtet werden kann, so beginnen wir beim »Millo«, der ja schon in Davids Geschir



genannt wird, Schwierigkeiten, so daß man die Lage desselben als etwas unsicheres bezeichnen muß. Was aber den Gichon betrifft, so ist er nach meiner Meinung höchst wahrscheinlich mit Furrer und Rieß in der Marienquelle zu suchen. In Betreff des Tempels scheint die Lage in unmittelbarer Nähe der heutigen Omar-moschee nun aus vielen Gründen so gut als gesichert; doch wäre eine Bestätigung dieser Ansicht sehr erwünscht. Freilich wird es noch lange dauern, bis die obere Terrasse des Haramareals durch europäische Forscher wird durchforscht, respective durchwühlt werden dürfen. Den salomonischen Palast möchten wir gerne mit Warren in der SOEcke des heutigen Haramareals suchen und können die Schwierigkeiten, die dieser Ansicht entgegenstehen, für nicht bedeutend halten.

Der Lauf der ersten Mauer steht nun wohl so ziemlich fest, auch in Bezug darauf, daß sie das Tyropoeon tief unten übersetzte. Der Lauf der zweiten Mauer hingegen bleibt nach wie vor in jeder Beziehung, in Bezug auf ihren Lauf, sowohl als ihren Anschluß beim Gennaththore und bei der Antonia eine der schwierigsten Fragen der Topographie Jerusalems; ebenso scheitert jeder Versuch, die Thore der alten Stadt, an der Hand der Stellen bei Nehemja irgendwie sicher und ohne in ein bestimmtes Hin- und Herschieben zu verfallen, zu bestimmen. In Bezug auf die dritte Mauer möchte Warren im Rechte sein, wenn er sie im NW. etwas über den Lauf der heutigen Mauer hinausgehen läßt; dafür spricht auch das Durchschnittsprofil B auf Karte 3.

Was die Beschreibung Jerusalems durch Josephus betrifft, so hängt sie zunächst von dem

Verständniß der Stelle Bell. jud. V, 4, 1 ab. Robinson's fünftem Satze (p. 26) tritt Zimmermann in Anm. 30 (p. 37) noch besonders entgegen. Auch mir scheint der Blick auf die Terrainkarte genügend darzuthun, daß zwar eine vom jetzigen Jaffathore herunter streichende Einsenkung existierte, daß sie aber gegenüber der vom jetzigen Damascusthore nach Siloa hinunterziehenden Thale keinen Anspruch darauf erheben kann, als Hauptscheide der Stadt betrachtet zu werden. Dies angenommen, fällt auch Robinson's Akrahypothese dahin. Ueberhaupt darf ja die *καίω πόλις* des Josephus nicht mit seinem *προάστειον* verwechselt werden. Wir kommen dann zur Ueberzeugung, daß Akra den Stadtheil auf dem Osthügel bezeichnet und seinen Namen von der dort befindlichen Burg erhalten hat. Dahin läuft auch die Ansicht von Grätz hinaus (Monatsschrift f. Gesch. u. Wiss. d. Judenthums Aprilheft 1876).

Manche der Streitfragen in Bezug auf die Topographie Jerusalems scheinen unlösbar. Wenn wir aber sehen, wie ganz anders wir denselben jetzt gegenüberstehen als vor 30—40 Jahren, so dürfen wir auch die Hoffnung nicht verlieren, daß sich manches Dunkle durch erneute Forschungen aufhellen werde. Für die künftige Topographie ist das von uns besprochene Werk die sicherste und unentbehrlichste Grundlage.

Tübingen.

A. Socin.

**Flora fossilis Helvetiae.** Die vorweltliche Flora der Schweiz. Von Dr. Oswald Heer. Erste Lieferung: Die Steinkohlenflora. Zürich 1876. 44 S. 4<sup>o</sup>. und 22 Tab.

Dieses Werk, welches sich an die Flora tertiaria Helvetiae anschließen soll, wird außer der Steinkohlenflora auch die der Trias, Jura- und Kreideformation in zwei weiteren Lieferungen bringen.

Paläontologische Arbeiten haben sich eines vielseitigen Interesses zu erfreuen, da sie nicht nur dem Geologen das Material liefern, auf welchem er sichere Schlüsse aufbauen kann, sondern auch dem Systematiker neue Funde eröffnen und einen Vergleich der jetzt bestehenden Verbreitung der Organismen mit der der früheren Erdperioden gestatten. Die beiden letzten Punkte liegen dem Referenten besonders nahe, der es Anderen überläßt, die Wichtigkeit des citierten Werkes für die Fortschritte der Geologie zu erweisen. — Die Steinkohlenpflanzen der Schweiz stehen in so naher Beziehung zu der Flora des Anthracitgebietes von Savoyen und der Dauphinee, daß diese mit in den Bereich der Untersuchungen gezogen werden mußten. Da auch die wenigen Fundstellen von Steinkohlenpflanzen in den Ost-Alpen (Tyrol, Steyermark) mit berücksichtigt sind, so liefert der Verf. hiermit eine Schilderung der Steinkohlenflora fast der ganzen Alpenkette. Diese kann sich weder in Schönheit der Erhaltung noch in Mannigfaltigkeit der Arten mit den großen Steinkohlengebieten Englands, Deutschlands, Amerikas u. s. w. messen, dagegen nimmt sie durch die Oertlichkeit ein erhöhtes Interesse für sich in Anspruch.

Die Hauptfundorte sind: im Wallis, am Fuß des Dent de Morcles, am linken Rhôneufer bei Martigny und von da bis zum Chamounix; ferner im Thal der Giffre bei Taninge, am linken Ufer des Doron und im Isère-Thal bei Moutier, und sehr mächtig entwickelt im Thal der Maurienne. Ueberall an diesen Orten bezeichnen Conglomerate, Sandsteine und Schiefer das Vorkommen der Steinkohlenpflanzen und Anthracitlager.

Es fehlen durchaus in den Schiefen jedwede marine Gebilde, dagegen kommen überall Pflanzen vor, welche offenbar im süßen Wasser gelebt haben. Als solche sind besonders die Annularien hervorzuheben, deren dünner, langer, viel verästelter Stengel und die in eine Ebene gestellten Blattrosetten auf das Vegetieren im Wasser hinweisen. Da die Art und Weise des Vorkommens aller pflanzlichen Reste keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß die Pflanzen an Ort und Stelle gewachsen seien, so muß Festland mit Süßwasserseen dort bestanden haben. Das Festland muß besonders in der oberen Abtheilung des Mittelcarbon, in der Dauphinee auch schon in der untersten Abtheilung desselben, eine üppige Flora enthalten haben. Sie bestand größtentheils aus Farren von theilweise baumartigem Habitus (Cyatheiten, Neuropteris und Odontopteris) mit riesenhaften Wedeln. Viel seltener treten die fein gefiederten Sphenopteris-Arten, sowie die Lepidodendren und Sigillarien auf. »Im feuchten Schlammen standen wahrscheinlich die Calamiten . . . , u über die Wasserfläche der stillen Seen breiteten sich die Blattsterne der Annularien aus, welche zu den häufigsten Pflanzen des Gebie gehören«. Von phanerogamischen Pflanzen f

nur Coniferen aufgefunden; alle Angiospermen fehlen noch gänzlich. Zwei Gymnospermengattungen sind zahlreicher verbreitet, von denen die eine, *Cordaïtes*, durch die großen, bandförmigen und von dicht parallelen Nerven durchzogenen Blätter auf die wunderbare *Welwitschia* des tropischen Afrika hinweist, während die andere, *Walchia*, durch die starke Verästelung und die mit nadelförmigen Blättern dicht besetzten Zweige an die *Araucarien* und *Cryptomerien* der alten und neuen Welt erinnert.

Dies Gesamtbild, welches uns der Verf. von der zur Zeit der Steinkohlenperiode in den Alpen herrschenden Flora liefert, mag noch durch die folgende Aufzählung sämtlicher Pflanzengattungen vervollständigt werden, hinter deren Namen die beigesetzte Zahl bezeichnet, wie viel Species derselben in den Alpen gefunden worden sind:

#### Filices.

*Sphenopteris* (9), *Cyclopteris* (4), *Neuropteris* (12), *Odontopteris* (3), *Callipteris* (1), *Cyatheites* (8), *Asterocarpus* (1), *Alethopteris* (1), *Pecopteris* (6), *Taeniopteris* (1), *Dictyopteris* (1).

#### Selagines.

*Lepidodendron* (5), *Lepidophyllum* (7), *Distrigophyllum* (1), *Lepidophloios* (2), *Sigillaria* (10), *Stigmaria* (1).

#### Calamariae.

*Calamites* (4), *Asterophyllites* (5), *Annularia* (2), *Sphenophyllum* (3).

#### Coniferae.

*Cordaïtes* (5), *Antholites* (1), *Walchia* (1), *Carpolithes* (4). —

Für die Vertheilung dieser Arten im Alpengebiet selbst hat der Verf. eine nach drei Bezirken: Schweiz, Savoyen und Dauphinee, ein-

getheilte Tabelle (pag. 5 und 6) entworfen, welche ebensowenig eines Auszuges fähig ist als die zweite Tabelle (pg. 9. 10) über die Verbreitung der citierten Arten in Europa, Asien und Nordamerika. Das allgemeine Gesetz, daß in den früheren Perioden unserer Erde die Verbreitung der Arten eine ungeheuer weite gewesen ist, daß erst in den jüngsten Perioden die Abgrenzung der jetzt existierenden natürlichen Florengebiete stattgefunden hat, bestätigt sich so auch für die Steinkohlenflora der Alpen, wie aus folgender synoptischen Tafel (pag. 12) der geographischen Verbreitung der Steinkohlenpflanzen hervorgeht:

Es haben gemeinsam mit:	Italien	Pyrenäische Halbinsel	Frankreich	Belgien	Britannien	Saargebiet Westphalen	Sachsen	Schlesien	Böhmen	Mähren	Rußland	Spitzbergen	Amerika
1. Die Westalpen.	13	14	39	26	34	66	47	39	46	9	5	56	
2. D. Schweiz u. Savoyen	12	14	32	23	30	54	39	35	40	9	5	47	
3. D. Schweiz allein.	11	12	26	19	25	43	36	28	32	9	5	38	

Daß die Zahl der Rußland und der Schweiz gemeinsamen Arten eine verhältnißmäßig geringe ist, schreibt Verf. der im ersteren Lande wenig entwickelten Mächtigkeit des Mittelcarbon zu, während das Untercarbon dort viel weit verbreitet ist. »Daß in Spitzbergen bei 77° N. noch 5 Arten unseres Gebietes sich wieder finden, während wir von dort bislang erst 2

Arten aus dem Mittelcarbon kennen, ist in hohem Grade beachtenswerth. Es zeigt dies Vorkommen die weite Verbreitung der Steinkohlenpflanzen und daß dieselben Arten bis weit in die arctische Zone hinaufreichen«. Diese fünf durch ihre weite Verbreitung ausgezeichneten Arten sind *Lepidodendron Sternbergi* Brongn. und *selaginoides* Stb., *Lepidophyllum caricinum* Hr., endlich *Cordaïtes borassifolius* Stb. und *principalis* Gm. Von diesen ist nur *Lepidophyllum caricinum* in den zwischen Spitzbergen und den Alpen liegenden Kohlengebieten nicht gefunden, während die übrigen schon als durch den größten Theil Europas und durch Nord-Amerika hindurch verbreitete Arten bekannt sind. Auch finden sich alle der Schweiz mit Amerika gemeinsamen Arten noch anderwärts in Europa, während das übrige Europa nur 20 Arten mit den alpinen Anthracitlagern gemeinsam hat, welche nicht auch in Amerika gefunden wären. »Es beweist dies zur Genüge, daß damals die Flora in dem ganzen Steinkohlenlande der alten und neuen Welt denselben Character hatte und der Grundstock derselben überall sogar aus denselben Arten bestand«.

Nachdem uns der Verf. im allgemeinen Theile die Resultate seiner mühsamen Untersuchungen zu einem anschaulichen Bilde zusammengestellt hat, läßt er von pag. 14 an im speciellen Theile die nach Familien geordnete Artenbeschreibung folgen, deren Disposition er Schimper's *Paléontologie végétale* zu Grunde legt. Die Familien sowie deren Theile, die Gattungen und Arten sind mit lateinischen Diagnosen und ausführlichen Beschreibungen nebst Bemerkungen in deutscher Sprache versehen. — Folgende Einzel-

heiten mögen aus der Menge hervorgehoben werden:

Die Klasse der Filices wird nach den 5 Familien Sphenopterideae, Neuropterideae, Pecopterideae, Taeniopterideae und Dictyopterideae beschrieben. —

Von *Neuropteris flexuosa* Brongn. (pag. 20), welche die häufigste Pflanze an den meisten Lokalitäten der Schweiz und des Chamonix ist, hat Verf. zum ersten Male einen (auf Taf. II. Fig. 1 abgebildeten) fructificierenden Wedel entdeckt; die Früchte stehen in einzelnen elliptischen Soren zu 4—6 an jeder Seite des Nerven, zwischen diesem und dem Rande; da der fructificierende Wedel den sterilen völlig gleichgestaltet ist, so wird die Gattung *Neuropteris* von der sonst so ähnlich gestalteten *Osmunda* ferner gerückt. —

In der Familie der Pecopterideen (pag. 27) adoptiert Verf. die Eintheilung des Herrn Prof. Weiß, der aus der nur für *Pecopteris* selbst noch unbekannten Fructification und dem Auslaufen des Medianus die 4 Gattungen *Alethopteris*, *Cyatheites*, *Asterocarpus* und *Pecopteris* herleitet. —

Die Gattung *Dictyopteris*, welche wegen ihrer »*foliorum nervatio reticulata*« Repräsentant einer eigenen Familie geworden ist, hat nur in mehr oder weniger unvollkommenen Fragmenten aufgefunden werden können, von denen doch einige die charakteristische Nervatur erkennbar zeigen (Taf. VII, Fig. 9, *D. neuropteroides* Gutb.). —

In der Klasse der Selagines tritt wieder der beklagenswerthe Umstand deutlich her daß die Kenntniß der hierher gehörigen Pflar noch eine zu geringe ist, um die von ihnen



gefundenen Theile in richtiger Weise zu combinieren. So führt Verf. außer den *Lepidodendren* (pag. 38. 39) auch 7 Arten von *Lepidophyllum* auf, obgleich sie nach seiner eigenen, aber nur als sicher vermutheten Meinung ausnahmslos als Blätter zu *Lepidodendron* und *Sigillaria* gehören, welche einstweilen unter diesem gemeinschaftlichen Namen zusammengefaßt werden. Wenn nun hierin der Verf. auch nur der schon bestehenden Mode folgt, so hat er doch durch die Aufstellung einer neuen Gattung, *Distrigophyllum*, mit der Diagnose: »Folia rigida, linearia, bicarinata« die Zahl der bei erweiterter paläontographischer Kenntniß zu streichenden Gattungsnamen augenscheinlich vermehrt; denn nach den Grundsätzen der descriptiven Botanik, welche auch für die fossilen Pflanzen in aller Strenge aufrecht erhalten werden müssen, haben mit ganz unvollkommener Diagnose publicierte Namen kein Recht auf Priorität. Die *Species* (*D. bicarinatum*, Taf. XVII, Fig. 10) weicht allerdings durch den Mangel des *Medianus* von den *Lepidophyllen* ab. —

Die *Stigmarien* (pag. 43), welche auch noch einstweilen als selbständige Pflanzen behandelt werden müssen, hält Verf. für die Wurzeln verschiedener Gattungen dieser Klasse. »Denn daß unmöglich alle *Stigmarien* zu *Sigillaria* gehören können, zeigt die Art ihrer Verbreitung, indem im Untercarbon die *Sigillarien* äußerst selten, die *Stigmarien* aber sehr häufig sind«. Vielleicht gehören sie im letzteren Falle häufig zu den *Lepidodendren* (*L. Veltheimianum*). —

Von der Klasse der *Calamariae* (pag. 44) ist nur die Familie der *Calamiteen* reichlich vertreten, während die *Equisetaceen* fehlen;

erstere vertheilen sich auf die vier nach der Beschaffenheit des Stengels und der Stellung der Sporangien zu unterscheidenden Gattungen Calamites, Asterophyllites, Annularia und Sphenophyllum. — Einzelheiten über diese Classe, sowie die genaue Beschreibung der interessanten Coniferen haben wir noch im nächsten Hefte zu erwarten, zu dessen baldiger Vollendung wir dem berühmten Verfasser Glück wünschen, wie auch der Verlagshandlung für die Herstellung der 22 Tafeln, die z. Th. durch Golddruck den Glanz der durch Talkglimmer pseudomorphosirten Pflanzenreste anschaulich machen, die vollste Anerkennung gebührt.

Drude.

---

Cruise of the »Pandora«. From the private Journal kept by Allen Young, R. N. R., F. R. G. S., F. R. A. S. etc., Commander of the Expedition (London, printed by William Clowes and Sons). 1876. VIII u. 90 S. Oktav m. e. Karte und 12 Photographien.

The Land of the White Bear: being a short account of the »Pandora's« voyage during the summer of 1875. By Lieut. F. G. Innes-Lillingston, R. N., F. R. G. S. Portsmouth: J. Griffin and Co. London: Simpkin, Marshall and Co. 1876. IV und 151 S. Oktav m. e. Karte und 6 Lithographien.

Under the Northern Lights. By J. A. Mac Gahan, *Correspondent of the New-York Herald* Author of Campaigning on the Oxus, and the Fall of Khiva. With illustrations by G. J. de Wilde. London: Sampson Low, Marston Searle & Rivington. 1876. VIII und 339

Oktav m. e. Karte und vielen Holzschnitten im Text und in Oktavbll.

Durch diese drei Schriften hat in Verbindung mit der in diesen Bll. (Stück 32 d. J.) schon angezeigten Berichterstattung des niederländischen Marineofficiers Koolemans Beynen die Arktische Expedition der *Pandora*, welche der Befehlshaber derselben während der Ausrüstung ganz unbeachtet und von aller Demonstration ganz entfernt zu halten bestrebt gewesen, eine so ausführliche und vielseitige Beschreibung erhalten, wie keine der früheren englischen Expeditionen dieser Art. Und darüber kann man sich, glauben wir, nur freuen, nicht allein weil diese ganz von Privaten unternommene und neben der gleichzeitigen Ausrüstung der großartigen Arktischen Expedition der britischen Regierung von 1875 auch wirklich ganz unbeachtet gebliebene Reise der *Pandora*, wie schon in der angeführten Anzeige bemerkt, doch ein sehr erhebliches Interesse darbietet, sondern vorzüglich auch deshalb, weil diese verschiedenen Relationen über eine und dieselbe Reise aus der Feder von vier Theilnehmern an derselben dem Geographen, für den Reisebeschreibungen eine Hauptquelle zur Kunde fremder Länder bilden, die seltene Gelegenheit darbieten die Aussagen von vier gleich competenten und von einander unabhängigen Berichterstattern über dieselben Beobachtungen und Erlebnisse mit einander zu vergleichen und dadurch seinen kritischen Blick zur Beurtheilung des Werthes von Reisebeschreibungen für die geographische Erkenntniß des durchreisten Gebietes zu üben. Diese Vergleichung ist in diesem Falle um so interessanter, weil die vier verschiedenen Berichterstatter dreien

verschiedenen Nationen angehören und deshalb in ihrer Auffassung auch nationale Färbungen erkennen lassen, welche der Geograph bei Benutzung solcher Zeugnisse über fremde Länder als Quelle für deren wissenschaftliche Kunde immer ganz besonders in Rechnung bringen muß, und weil, obgleich drei von den Berichterstatlern Seeleute von Fach sind, jeder der vier Reiseberichte doch ganz eigenartige Züge darbietet und alle vier nur, was allen zum Ruhme gereicht, in entschiedner Wahrheitsliebe in der Berichterstattung, im lebhaften Interesse für das Unternehmen und in geübter Beobachtungsgabe übereinstimmen. Aus diesem Grunde haben wir auch dem allgemeinen Bericht in dem wir a. a. O. nach der Publication des niederländischen Seeoffiziers die Reise skizziert haben, aus den hier vorliegenden Schriften nichts wesentlich Neues oder Berichtigendes hinzuzufügen, wenn wir nicht auf Details und Nebendinge eingehen wollten, deren Betrachtung hier nicht am Orte sein würde. Denn so interessant es auch sein möchte, die vier vorliegenden zu einem allgemeinen Gesamtberichte zu verschmelzen, so würde dadurch doch ein neues Buch entstehen und so wünschenswerth es vielleicht auch für das größere gebildete Publicum gewesen wäre, wenn die vier Reisegefährten sich zu einer solchen Arbeit unter der Leitung ihres vortrefflichen Oberbefehlshabers vereinigt hätten, so muß doch, aus den angeführten Gründen der Seemann und der Geograph, der in Reisebeschreibungen nicht sowohl eine interessante Lectüre als positive Belehrungen sucht, mit diesen in gewisser Hinsicht allerdings unvollkommenen und einseitigen Separatberichten gerade sehr zufrieden sein und wird deshalb auch diese for

gesetzte Besprechung der über die Expedition der Pandora erschienenen Schriften sich vornehmlich auf die Andeutung ihrer besonderen Eigenthümlichkeiten zu beschränken haben.

Das Buch des Capt. Allen Young verspricht nach seinem Titel nur einen Auszug aus seinem Privatjournal und ist auch nur als Manuscript (for private circulation) gedruckt. Man würde jedoch sehr irren, wenn man darnach annähme, daß dasselbe bloß einen Auszug aus dem Schiffs-journale, wie sie gewöhnlich geführt werden, brächte, gleichsam um den Patronen dieser liberal ausgestatteten Privat-Expedition Rechenschaft über Ausführung des ihm anvertrauten Auftrags abzustatten. Der Ausdruck »from the private Journal« ist vielmehr so zu verstehen, daß wir hier in der That nur von dem Capt. Young auf der Reise selbst unmittelbar gemachte Aufzeichnungen erhalten ohne spätere Uebearbeitung und ohne weitere Ausführung zu einer eigentlichen Reisebeschreibung. Und das erscheint uns als ein großer Vorzug dieser Mittheilungen. Denn abgesehen von der dadurch bedingten Frische derselben erhalten wir so auch nur das, was den Verf. besonders interessierte und ihm auch für sich selbst als besonders bemerkenswerth erschien, und da nun der Capt. Allen Young einer der erfahrensten Polarfahrer ist und auch durch seine früheren arktischen Reisen sich schon als vorzüglicher Seemann und Beobachter bewährt hat, so müssen seine Aufzeichnungen über das ihm bemerkenswerth Erschienene auch ganz besonderen Werth haben sowohl für den Seemann und insbesondere den Polarfahrer, wie auch für den Geographen, und werden diese denn auch darin bald manches Neue finden, wie z. B. an geographischen Orts-

bestimmungen, namentlich an der Westküste von Grönland, die auf den englischen Admiralitätskarten noch vielfach ungenau niedergelegt ist, an meteorologischen und hydrographischen Beobachtungen und insbesondere an Beobachtungen und Darlegungen über Anhäufung, Gestaltung und Bewegung der Eismassen in den von ihm besuchten Meerestheilen. Außerdem gewährt aber das Buch auch eine allgemein anziehende Lectüre, da der vielseitig gebildete und namentlich auch zoologisch wohl unterrichtete Verf. auch gerne seine Aufmerksamkeit auf nicht speciell den Seemann interessierende Erscheinungen richtet und darin offenen Sinn für Naturerscheinungen und viel Talent zu lebendiger Darstellung der empfangenen und auch mehrfach ein tiefes Gemüth bezeugenden Eindrücke bekundet; und da auch die dem Buche beigegebenen an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien in der That sehr werthvolle Illustrationen zu den Schilderungen des Verf. bilden, so wird mit dem Unterzeichneten ein Jeder, dem in liberaler Weise diese Publicationen mitgetheilt worden, dem Verf. für diese Veröffentlichung aus seinen Aufzeichnungen warmen Dank sagen.

Sind nun aber das Buch des Capt. Young, wie auch der an den niederländischen Marineminister erstattete Bericht des Capt. Koolemans Beynen über die Expedition der Pandora der Hauptsache nach vornehmlich den Seemann und den Geographen interessierende Reisejournale, so bieten die Bücher des Capt. Lillingston und des Herrn Mac Gahan eigentliche Reisebeschreibungen für das größere Publikum dar. Be wollen, wie auch schon ihr Titel anzeigt, d Leser durch die Schilderung ihrer Reise-Erlebnisse und Abenteuer ein Gemälde der A

tischen Welt gewähren, und beide sind, wenn auch in ihrer Manier sehr verschieden, auch wirklich wohl gelungen. Denn beide Verfasser bekunden lebendigstes Interesse für ihren Gegenstand, offene Augen und geübten Sinn für die Beobachtung und tiefe Empfänglichkeit für die großartigen Natureindrücke der Arktischen Welt, so daß man ihnen in ihren Erzählungen gerne folgt. Dabei zeigen aber beide Bücher sowohl ihrem Umfange als ihrer ganzen Anlage und Ausführung nach wieder die größten Unterschiede, entsprechend dem sehr verschiedenen Berufskreise ihrer Verf. und auch nach ihrer verschiedenartigen Tendenz. Hr. Innes-Lillingston, Lieutenant in der Königlichen Navy, trat auf den Vorschlag des Capt. Young, ihn auf seiner Polarfahrt zu begleiten und dazu auch den damals unter ihm dienenden alten Shipmate Young's Harry Toms mitzubringen, aus dem Dienst auf der Flotte, um die zweite Officierstelle auf der Pandora, zu deren Ausrüstung er auch einen erheblichen Beitrag lieferte, zu übernehmen. Er bekennt niemals den Versuch ein Buch zu schreiben gemacht zu haben und bittet die vielen in seinem Buche ohne Zweifel vorkommenden Fehler zu übersehen und dasselbe nur als einen »Record« aus einem während der Reise geführten »rough Journal« anzusehen. In dem Herrn Mac Gahan haben wir dagegen einen schon durch sein bereits in 4ter Auflage erschienenenes Buch über Khiva (*Campaigning on the Oxus etc.*) als gewandten Reisebeschreiber bekannten Feuilletonisten, der nun im Auftrage und auf Kosten des Eigentümers des New-York Herald, Herrn James Gordon Bennet die Expedition begleitete, um darüber für dessen Zeitung eine interessante

Reisebeschreibung zu machen, während der Lieut. Lillingston nur auf die Aufforderung von Freunden sich entschloß, mit seiner Erzählung hervorzutreten. Deshalb möchte Demjenigen, dem es nur darum zu thun ist, zu erfahren, was die Reisenden während der vier Monate ihrer Abwesenheit gesehen und gethan haben, das Buch Lieut. Lillingston's besonders zu empfehlen sein. Es ist ein einfacher Bericht eines schlichten aber gebildeten Seemanns im erzählenden Tone über eine Reise, die des Mittheilenswerthen und Interessanten viel darbot, eine Reisebeschreibung, die keinen Anspruch die Wissenschaft zu bereichern, aber doch auch keine Verstöße gegen die Wissenschaft macht. Die spannendste Episode der Reisebeschreibung, die Flucht auf Leben und Tod aus dem Peel's Sund bei furchtbarem Schnee- und Hagelwetter wird nach dem handschriftlichen Tagebuch des Capt. Young mitgetheilt, daß der Verf. aber fähig ist, selbst solche furchtbare Situationen zu schildern, zeigt die Schilderung seiner furchtbaren Jagdpartie mit der kleinen Dampf-Launch von der Pandora aus nach den Disco-Fjords (S. 143).

Weniger einfach und anspruchslos ist nun allerdings das Buch des amerikanischen Zeitungs-correspondenten. Nach der Vorrede will der Verf. zwar nur ein Paar Bilder der angenehmen Seite des Arktischen Lebens geben, hastig auf einer Reise skizzierte Gemälde, welche nur durch ihre Energie (dash) und Schnelligkeit merkwürdig gewesen. Doch greift der Verf. weit über dies Ziel hinaus, indem er namentlich auch die früheren Arktischen Expeditionen herbeizieht, um den Leser in die Arktische Welt einzuführen und mit ihrer allmählichen Erforschung bekannt zu machen. Und dies geschieht



denn auch mit so viel Sachkunde und so großem Darstellungstalent, daß ein Jeder diese Parteen des Buchs auch nach den in diesen Bll. wiederholt erwähnten meisterhaften Arbeiten des Hrn. Clements R. Markham gerne lesen wird. Ueberdies bekundet Hr. Mac Gahan aber auch ein seltenes Talent sich in allen Lagen und insbesondere auch in der ihm auf der Pandora eingeräumten auch zu Seemannsdiensten Gelegenheit darbietenden Stellung zu orientieren und zeigt sich darin als ein würdiger Nachfolger seines Landsmanns Stanley, der ebenfalls von dem Hrn. Bennett als Reporter für seine Zeitung nach Afrika gesandt wurde, um den verschollenen Livingstone aufzusuchen, es koste was es wolle, und dieses Auftrags in so bewunderungswürdiger Weise sich entledigt hat, daß mit seinem darüber zunächst auch für das Feuilleton des New-York Herald geschriebenen Bericht gewissermaßen eine neue Art der Entdeckungsreisen und der Reiselitteratur inaugurirt worden, welche, obwohl eigentlich feuilletonistischer Natur und manchmal sogar etwas an den famosen, übrigens für die Vereinigten Staaten ganz nationalen Barnum erinnernd, fortan auch von dem Geographen für seine besonderen Studien nicht unbeachtet wird bleiben dürfen. Zwar enthält das Buch des Hrn. McGahan auch nicht wenige Capitel, welche nur in sehr losem Zusammenhange mit der Pandora-Reise stehen. Sie bilden aber dessenungeachtet für das größere gebildete Publikum eine wirkliche Bereicherung seiner Reisebeschreibung und werden auch von dem Geographen und dem Seemann, obgleich sie für diese eigentlich Neues nicht bringen, mit Vergnügen gelesen werden, weil der Verf. sich überall als fleißigen und sinnigen und auch durch gründ-

liche Vorstudien wohl vorbereiteten Beobachter zeigt, der auch die geographischen Verhältnisse in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen, sie in ihren innigsten Beziehungen zum Menschen und dessen Wohl und Wehe mit tiefem Gemüth zu erfassen und überall die empfangenen Eindrücke zu vortrefflich ausgeführten Bildern zu gestalten weiß, ohne darüber eine Hauptaufgabe des Specialreporters einer großen Zeitung, nämlich die lebendige und fesselnde Schilderung des eben so eigenartigen wie mühe- und abenteuerreichen Tagewerks der kleinen auf der Pandora vereinigten Gesellschaft von Polarfahrern zu sehr aus den Augen zu verlieren. Solche Capitel sind z. B. Cap. XVIII *A Capstan Song*, ein meisterhaft ausgeführtes Bild aus der Seemannswelt, welches dem Unterzeichneten auf das lebhafteste eine vor vielen Jahren, freilich unter tropischer Breite, selbst erlebte Situation vergegenwärtigt hat, Capp. XX und XXI *The Land of Desolation* und *A Night in Peel Strait* und Capp. XXV und XXVI *Young's Sledge Journeys* und *The Last Man*. — Sehr anziehend sind auch Capp. IX und X, *The Eskimos* und *Eskimo Literature*, in welchen der Verf. zwar hauptsächlich nur nach dem Engländer Dr. J. Simpson und dem Dänen Dr. H. Rink und merkwürdiger Weise ohne die vortrefflichen Nachrichten seines Landsmanns Capt. Hall (*Life with the Eskimaux* etc. London 1864) zu Hülfe zu nehmen, die Eskimos nach ihren Sagen und Legenden in sehr lebendiger und liebenswürdiger Weise schildert, und besonders interessant sind für uns die Mittheilungen in Cap. XI über den Eskimo-Dolmetscher Joe gewesen, der den mit den Nordpolexpeditionen Bekannten schon als treuer und höchst werthvoller Gefährte des

Capt. Hall auf seinen beiden Arktischen Expeditionen hat lieb gewinnen lassen müssen und über den wir jede Nachricht in den übrigen Berichten über die Pandora-Expedition ungern vermißt haben. Nur Capt. Beynen giebt eine ganz kurze Notiz über ihn, nennt ihn aber auch nicht einmal mit seinem wirklichen Namen Joseph Eberbing\*). Anzuerkennen ist auch die

\*) Hr. Mac Gahan, nach welchem es vornehmlich auch der Treue, der Ausdauer und der Geschicklichkeit dieses Eskimo's zu verdanken ist, daß der von dem Schiffe getrennte und nach mehr als achtmonatlichem Treiben auf einem Eisfelde von dem Walfischjäger »Tigress« Capt. Bartles aus St. John's aufgenommene Theil der Besatzung der Polaris nicht zu Grunde gegangen ist, hat die Unterhaltung mit Joe auch zu Erkundigungen nach den Vorgängen auf der Polarisexpedition benutzt, über deren Organisation er ein sehr hartes Urtheil fällt, welches aber uns um so beachtenswerther scheint, als Hr. McGahan sich sonst immer als ein besonnerer, unbefangener und milder Beurtheiler zeigt und insbesondere über die Ausrüstung und Führung der Pandora so wie über ihre Besatzung ohne Ausnahme sich in hohem Grade anerkennend und lobend äußert, was uns um so mehr ins Gewicht zu fallen scheint, als ein weniger günstiges Urtheil über diese englische Expedition, ja vielleicht sogar eine Würze durch ein paar malitiöse Anekdoten über seine englischen Reisegefährten den Bericht eines amerikanischen Zeitungscorrespondenten wohl nicht weniger interessant für sein Publicum gemacht haben würde. Auch müssen wir bekennen, daß die von dem amerikanischen Marine-Departement veröffentlichte amtliche Untersuchung über das Mißgeschick der Polaris-Expedition (Report to the President of the United States of the Action of the Navy Department in the matter of the disaster of the Un. St. Exploring Expedition toward the North Pole etc. Washington 1873. 8.) uns für das Urtheil des Hrn. McGahan zu sprechen scheint und uns auch den wenig günstigen Eindruck ins Gedächtniß zurückgerufen hat, den wir schon vor langer Zeit durch den Bericht des Oberbefehlshabers der United States Exploring Expedition during the years 1838—1842 (by

Sorgfalt, welche Hr. McGahan auf die Orthographie der geographischen Namen wendet, so daß er allein auch die Cary-Inseln richtig benennt (nicht Carey-Islands, wie irrig immer bei den Capitänen Beynen und Lillingston und auch auf den Karten und selbst auf der von uns S. 577 angezeigten officiellen Publication über die Ausrüstung der englischen Arktischen Expedition von 1875 beigegebenen; vgl. über diese Inseln Capt. Young S. 29). Und da Hr. McGahan uns auch überhaupt auf lebenswürdige Weise mit seinen Reisegefährten bekannt macht und wir erst durch ihn ein anschauliches und zwar sehr erquickliches Bild von dem Zusammenleben der kleinen aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzten und doch zur innigsten Genossenschaft verbundenen Gesellschaft von Polarfahrern auf der »Pandora« erhalten, so müssen wir schließlich noch bezeugen, daß wir sein Buch, welches wir nicht ohne ein ungünstiges Vorurtheil in die Hand genommen, mit immer steigendem Interesse gelesen haben und nur wünschen können, daß dasselbe, als Muster einer interessanten und belehrenden Reisebeschreibung für das gebildete Publicum durch eine gute

Charles Wilkes U. S. N., Commander of the Expedition), durch welche die Nordamerikaner das glänzende Zeitalter der Südsee-Expeditionen der Engländer unter dem Hause Hannover erneuern zu wollen schienen, von der Durchführung dieser großartig geplanten nationalen Unternehmung empfangen haben und in unserer Anzeige des darüber im J. 1854 in 5 Quartbänden und mit eir<sup>tem</sup> Atlas zu Philadelphia erschienenen Werks (in diesen 1845 S. 850) bei aller Anerkennung des reichen Inhalts dieses officiellen Berichts über die erste große von Vereinigten Staaten zu wissenschaftlichen Zwecken gerüstete See-Expedition doch auch zum Ausdruck bringen mußten.

deutsche Bearbeitung auch in Deutschland Verbreitung finde, zumal wenn der deutsche Bearbeiter auch die Reiseberichte der Capitäne Young, Koolemans Beynen und Lillingston berücksichtigt und daraus Auszüge dem Appendix einverleiben würde, welchen Hr. McGahan ebenso wie Capt. Young und Capt. Lillingston ihren Reiseberichten hinzugefügt hat. Diese Anhänge enthalten eine größere oder geringere Anzahl von auf die Pandora-Expedition sich beziehenden Details und Correspondenzen, unter welchen der von Hr. McGahan mitgetheilte ausführlichere Bericht des Capt. Young an Hrn. Bennett über den Ausfall der Expedition vom 26. Oct. 1875, in welchem auch des Antheils des Hrn. McGahan an den Arbeiten derselben mit großer Anerkennung gedacht wird, besonders interessant ist.

Die »Pandora« hat in diesem Jahre abermals unter dem Commando des Capt. Allen Young und in Begleitung des Capt. Koolmans Beynen eine arktische Kreuzfahrt unternommen, um wie auch schon in diesen Bll. (S. 1310) berichtet worden, im Auftrage der britischen Regierung nach neuen Nachrichten von der Arktischen Expedition von 1875 zu forschen. Sie ist dazu am 3. Juni von Plymouth ausgelaufen und wurde gegen Ende dieses Monates (October) von Tag zu Tag mit großer Spannung zurückerwartet, als plötzlich und wohl meistentheils unerwartet am 28. die telegraphische Nachricht aus Valentia (Irland) in England eintraf, daß die Nares'sche Expedition zurückgekehrt sei.

Beide Schiffe sind in Portsmouth einige Tage darauf glücklich eingetroffen, von wo sie am 29. Mai 1875 unter dem Jubel der Bevölkerung ausgegangen waren. Nach dem bis jetzt über ihre Reise veröffentlichtem Berichte (im *Geogr.*

*Magazine*, November 1876, aus welchem hier die Mittheilung einiger der Hauptresultate dieser auch in diesen Bll. eingehender besprochenen Expedition wohl noch gestattet sein mag) ist die Expedition, mittels Schlitten, weiter gegen Norden vorgedrungen als bisher irgend ein menschliches Wesen, nämlich bis unter  $83^{\circ} 20'$  N. Br. ( $83^{\circ} 20' 26''$  nach einer guten Beobachtung) d. h. 35 Seemeilen nördlicher als Parry, der am 23. Juli 1827 ebenfalls mit Schlitten bis zu der seitdem nicht wieder erreichten Breite 'von  $82^{\circ} 45'$  gelangt war. Ebenso ist eins der Schiffe nördlicher gewesen als irgend ein anderes. Der »Alert« ist bis unter  $82^{\circ} 28'$  N. vorgedrungen, während die von der »Polaris« erreichte nördlichste Breite zu  $82^{\circ} 28'$  angegeben wird, von der sie aber in Wirklichkeit noch einige Seemeilen entfernt geblieben sein soll, und das bis dahin am weitesten gekommene Schiff, nämlich das des bekannten Walfischjägers, Capt. Scoresby im Mai 1806 nur  $81^{\circ} 30'$  N. erreicht hat. Der Alert hat auch nördlicher überwintert als irgend eine andere Mannschaft. Das Winterquartier der Polaris lag unter  $81^{\circ} 38'$  N., wogegen der »Alert« unter  $82^{\circ} 27'$  N. überwinterte, dort aber auch die intensivste arktische Kälte erfahren hat, die je beobachtet worden, indem das Thermometer dreizehn Tage hintereinander  $59^{\circ}$  unter Null ( $-40^{\circ}$ ,<sub>4</sub> R. zeigte und einmal sogar bis auf  $74^{\circ}$  ( $-47^{\circ}$ ,<sub>1</sub> R.) sank. Größere Schlittenexpeditionen wurden sechs unternommen, davon 5 von der dazu von der »Discovery« verstärkten Mannschaft des »Alert«. nämlich 1) im September und October 1875 un-  
Anführung von Commander Markham, w-  
bereits über die bis dahin von Parry erreic-  
äußerste Nordgrenze, nämlich bis  $82^{\circ} 48'$ ,  
gedrungen wurde, 2) im März 1876 zur

öffnung der Communication mit der unter  $81^{\circ}44'$  in einer zum Winterquartier vortrefflich geeigneten Position untergebrachten »Discovery«. Auf dieser Expedition erfroren dem Eskimo-Dolmetscher Neil Petersen beide Füße, so daß sie amputiert werden mußten, in Folge wovon derselbe nach zweimonatlichem Leiden starb, und 3—6, die drei gleichzeitig am 3. April vom Alert ausgehenden Hauptschlittenexpedition, welche bis Cap. Joseph Henry (70 Miles weit) zusammenblieben, von wo die eine nach dem Schiffe zurückkehrte, nachdem sie die übrigen Schlitten verproviantiert hatte. Von den beiden andern Expeditionen, drang die eine, auf 70 Tage ausgerüstet und aus 15 Personen mit zwei Schlitten bestehend, unter Commander Markham und Lieutenant Parr vom Cap Joseph Henry an direct nordwärts auf dem Polareise vor und kam am 14. Juni zum »Alert« zurück, nachdem sie unter furchtbaren Anstrengungen auf dem mit fast ununterbrochenen kaum zu übersteigenden Eisbergen bedeckten Packeise bis unter  $83^{\circ}20'$  N. B. vorgedrungen war, wo auch noch eine Lothung durch eine Spalte im Eise hatte ausgeführt werden können, die eine Tiefe von 72 Faden ergab. Von den 15 Mann dieser Expedition unterlag einer dem Scorbut, der schon am 10. Tage unter der Mannschaft ausgebrochen war, und von den übrigen waren, außer Capt. Parr, der bei der Rückkunft nach Cap. Joseph Henry am 5. Juni, zu Fuß sich nach dem Schiffe aufgemacht hatte, um der Expedition Hülfe entgegenzuschicken und der diese Tour in 23 Stunden ausgeführt hat, nur noch der Commander und drei Mann im Stande an dem Schlepptau der Schlitten zu arbeiten, elf mußten auf den Schlitten bis ans Schiff gebracht werden. Gleichzeitig mit dieser Expedition ging Lieutenant Aldrich von Cap Joseph Henry aus, um von da an die Küste gegen W. zu verfolgen. Sie wurde ebenfalls vom Scorbut überfallen, hatte jedoch keinen Verlust an Menschen, obgleich sie länger noch als die unter Com. Markham ausblieb und in ebenso erschöpftem Zustande zurückkehrte wie diese. Als wichtiges geographisches Ergebnis dieser Expedition ist anzuführen, daß das nörd-

lichste Land an dieser Küste, welches den Namen Cap Colombia erhielt, bis unter  $88^{\circ} 7'$  N. hervortritt, und daß von da an die Küste gegen W. z. S. läuft und auf eine Strecke von 220 Miles bis unter  $82^{\circ} 10'$  N. und  $86^{\circ} 30'$  W. aufgenommen wurde.

Die Hauptexpedition von der »Discovery« aus war unter dem Commando des Lieutenant Beaumont nach der Nordküste von Grönland gerichtet, welche bis unter  $82^{\circ} 54'$  und  $48^{\circ} 33'$  W. verfolgt wurde, wo das Land die Richtung gegen S. nach dem Cap Bismarck zu nehmen anfang. Diese Expedition gerieth auf der Rückreise in große Noth, der auch zwei Mann unterlagen und wäre wohl ganz verloren gewesen, wenn ihr nicht zwei Offiziere zur Hülfe entgegengekommen wären, bei deren Ankunft die Mannschaft so erschöpft war, das die drei Offiziere allein im Stande waren, die Schlitten weiter zu führen.

Da durch die, man muß wohl sagen, frühzeitige Rückkehr dieser auf viel längere Zeit ausgerüstete Nordpolexpedition in England, wo man gegenwärtig dieselbe nicht allein als heldenmüthig durchgeführt, sondern auch als überaus erfolgreich ausgefallen betrachtet, das allgemeine Interesse an dieser nationalen Unternehmung eher noch gesteigert als vermindert worden ist, so ist wohl zu erwarten, daß die britische Admiralität alsbald die vollständige Publication nicht allein des allgemeinen Berichtes des Capt. Nares, sondern auch derjenigen des Commanders Markham und der Lieutenants Aldrich und Beaumont über die von ihnen geführten Schlittenexpeditionen veranlassen wird. Wir dürfen also einer neuen sehr interessanten und wichtigen Bereicherung der Litteratur der Nordpolexpeditionen entgegensehen. Wünschenswerth bleibt darnach aber doch auch, daß darüber die neue Polarfahrt der »Pandora« nicht ganz in den Hintergrund gestellt werden möge. Denn wenn dieselbe durch die diesjährige Rückkehr der Nares'schen Expedition, welche, nach einer anderen Nachricht, die Pandora am 9. Sept. im S. des Smith-Sundes getroffen hat, auch gewissermaßen gegenstandslos geworden ist, so hat sie doch unter einem Führer wie Capt. Allen Young ohn Zweifel sich noch anderen Untersuchungen zugewend und Beobachtungen gesammelt, über welche ein Bericht auch für die geographische Wissenschaft erwünscht sein muß.

Wappäus.



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 47.

22. November 1876.

W. Froehner: Les Musées de France. Recueil de monuments antiques. Paris. J. Rothschild, 1873. 76 S. Text und 40 Tafeln in Großfolio nebst einigen Abbildungen im Texte.

Ein Werk, für welches wir nicht bloß dem Verfasser, sondern auch dem Verleger zu großem Danke verpflichtet sind, mit trefflich ausgeführten Abbildungen und hinsichtlich der ausführlicheren Erklärungen, welche es bringt, so durchaus auf der Höhe der Wissenschaft stehend, daß man bedauern muß, ähnliche nicht durchweg für alle Tafeln erhalten zu haben. Mit eingehenden Besprechungen sind nur bedacht Taf. 1—8, 10—16 (mit Ausnahme von Taf. 13, n. 3), 21—22. Die übrigen Abbildungen werden in der table des matières am Schlusse des Textes mehr oder minder kurz erläutert. Offenbar ist das Werk nicht so ausgeführt, wie es ursprünglich angelegt war. Aber auch so wird man sich nur darüber freuen, daß die Abbildungen, für welche kein ausführlicher Text gegeben werden konnte, mitgetheilt sind. Finden sich

doch unter ihnen mehrere, die besonders gut ausgeführt sind und wichtige Werke betreffen.

Die abgebildeten Werke (welche verschiedenen Gattungen der Kunstübung angehören und in lehrreicher Weise mehrfach so ausgewählt und zusammengestellt sind, daß dadurch eine Uebersicht nach den besonderen Arten gegeben wird) sind keinesweges alle Inedita. Sieben Tafeln findet man schon in dem *Choix de Vases Grecs inédits de la collection de Son Altesse Impériale le prince Napoléon, publiés par W. Fröhner, Paris 1867.* Die Wiederherausgabe ist um so erwünschter, als der größte Theil der Exemplare dieses überall nicht für den Buchhandel bestimmten Werkes durch den Brand des Palais Royal in der Nacht vom dreiundzwanzigsten auf den vierundzwanzigsten Mai des Jahrs 1871 vernichtet ist. Die Abbildungen der übrigen schon von Anderen herausgegebenen Werke ragen über die früheren Abbildungen dieser meist so hervor, daß ihre Mittheilung als wahrer Gewinn erscheint.

Wir wollen schließlich, ehe wir auf das Einzelne eingehen, nicht verschweigen, daß der Haupttitel auf das Werk, wie es vorliegt, nicht eigentlich paßt. Es handelt sich ja nur um einzelne Stücke aus einigen Sammlungen Frankreichs, öffentlichen und privaten. Zwei Werke befanden sich früher in Frankreich; das eine existiert jetzt überall nicht mehr (Taf. 23), das andere ist nach Belgien gewandert (Taf. 21—22). Zwei andere, jetzt verschollene, Werke können nur insofern einem Französischen Museum zugeschrieben werden, als Zeichnungen davon einem solchen, dem des Louvre, aufbewahrt werden (die auf S. 27 fg. besprochenen und abgebildeten, auf den Jupiter Dolichenus bezüglichen).

Taf. 1 und 2 enthalten die Bronzestatuen des Augustus und der Livia von Neuilly-le-Réal, welche im Jahre 1868 zu dem Preise von 30,000 Francs für das Musée Napoléon III. erworben sind. Die eingehende Besprechung dieser in mehrfacher Hinsicht interessanten Werke ist sehr belehrend und überzeugend.

Taf. 3 bringt eine aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Provence stammende Terracottavase des Museums von Saint-Germain, von der Form, auf welche man früher den Namen *ἀγυρὸς*, lagona bezog, mit Reliefs auf den beiden flachen Seiten. Auf der einen Seite ist der Wettstreit zwischen Apollo und Marsyas, auf der anderen ein Wetttrinkkampf zwischen Bacchus und Hercules dargestellt. Dort sind die beiden Wettkämpfer als Hauptpersonen in größeren Dimensionen als die übrigen Figuren und in der Mitte der Composition dargestellt. Apollo mit dem Nimbus (als Sonnengott, denn Hr. Fröhner's Meinung, daß der *«nimbe caractérise sa double qualité de dieu et d'acteur principal du drame»*, ist sicherlich nicht zu billigen), nur mit einem Mantel, der den oberen Theil des Körpers und zum Theil auch die Beine freiläßt, angethan, sitzt, indem er das große oblongviereckige Saiteninstrument im linken Arme hält und den rechten Arm mit dem in der Hand gehaltenen Plektron nach Marsyas hin, auf welchen auch sein Gesicht gerichtet ist, ausstreckt. Dieser, welcher ohne alle Bekleidung ist, steht mit ausgestreckten Beinen und zurückgeworfenem Kopfe da und bläst auf den mit beiden Händen in die Höhe gehaltenen clarinettenartigen mit Klappen versehenen Flöten (vgl. für die beiden letzteren Umstände den Flötenbläser auf dem Cyrenäischen Wandgemälde in den Denkm. des

Bühnenwesens Taf. XIII, n. 2 im oberen Streifen). Hinter den Wettstreitern gewahrt man in kleineren übereinander dargestellten Figuren die Personen, welche zu ihrer Partei gehören, hinter Apollo zunächst ein vollständig bekleidetes Weib, dann Mercurius und über ihm Diana, hinter Marsyas, jenem Weibe gegenüberstehend, Cybele, dann, stehend, Minerva und hinter ihr ein bekleidetes Weib, dessen rechter Arm und rechtes Bein entblößt sind — der linke Arm und das linke Bein kommen nicht zum Vorschein —, und oberhalb dieses Weibes ein männliches, nur dem nackten Obertheile nach sichtbares Wesen, welches den linken Arm mit bewundernder Theilnahme emporhebt. Dieses bezeichnet Hr. Fröhner als Satyr, vermuthlich mit Recht, denn für Olympos, an welchen man etwa auch denken könnte, paßt die Geberde wohl nicht so gut. Freilich gewahrt man Nichts von einem Satyrohre; aber das findet sich auch bei der kaum anders zu beziehenden Figur auf der Reliefvase von Armento in der Arch. Ztg. 1869, Taf. 18. Hinsichtlich des Weibes hinter Minerva läßt Hr. Fr. die Wahl zwischen Juno und Venus frei, entscheidet sich aber für letztere wegen Anwesenheit der beiden nachher zu erwähnenden Amoren. An Juno darf unseres Erachtens nicht wohl gedacht werden. Der Hinweis auf die von der betreffenden Figur weit entfernten Amoren hat wenig Ueberzeugendes. Wenn aber der Gedanke an Juno zurückzuweisen ist, so bleibt nur Venus übrig, die um so sicherer steht, als sie sehr wohl zu der Partei des Marsyas paßt und als zu derselben gehörend mehrfach in den Darstellungen des Wettstreites vorkommt, vgl. Michaelis »Die Verurtheilung des Marsyas auf einer Vase von Ruvo«, Greifswa.

1864, S. 13 fg., und in der Arch. Ztg. a. a. O. S. 46, Anm. 27. Größere Schwierigkeit macht die Erklärung des der Cybele gegenüber sitzenden Weibes von der Partei des Apollo. Dieses ist vollständig bekleidet, legt die Linke nachlässig auf die Kniee, stützt mit der Rechten das Kinn und blickt mit gespannter Aufmerksamkeit auf die beiden Wettstreiter. Hr. Fröhner zweifelt nicht daran, daß die Figur ganz dasselbe Wesen darstellen solle wie die nur halbbekleidete Figur, welche in der Darstellung des Wettstreits von Marsyas und Apollo an dem aus der Campana'schen Sammlung in die des Louvre übergegangenen Sarkophage in den Monum. inéd. d. Inst. arch. Vol. VI, t. XVIII und bei H. d'Escamps Marbres du Mus. Campana pl. 25 zwischen den beiden Wettstreitern auf einem Felsen an einem Eichbaum sitzt, indem sie den rechten Ellenbogen auf das hochaufgestützte rechte Bein setzt und auf Apollo hinblickt. Diese Figur hat Benndorf in diesen gel. Anz. 1868, S. 1528 f. auf Echo bezogen, eine Erklärung, welcher Hr. Fr. Mus. Impér. du Louvre, Notice sur la sculpt. ant. Vol. I, p. 108 nicht widerspricht, aber die auf eine Muse als gleichberechtigt an die Seite stellt, während er in den Mus. de France p. 16 äußert: nous sommes mieux en état de dire ce qu'elle n'est pas que de dire qui elle est. Allerdings paßt weder die eine noch die andere Erklärung; die auf die Echo schon deshalb nicht, weil es auffallend wäre, daß diese nicht nach dem gerade im Flötenspielen begriffenen Marsyas, sondern nach dem nichtspielenden Apollo hinblickte, die auf eine Muse nicht, theils aus demselben Grunde, theils weil weder Bekleidung noch Haltung für eine solche angemessen ist. Aber dennoch scheint uns eine Erklärung der

Figur recht wohl gegeben werden zu können. Alles führt auf die Annahme einer Berg- und Waldnymphe, also einer Nymphe der Höhen des *Κελαινός λόφος* oberhalb der Stadt Kelänä, welche Höhen auf so vielen Darstellungen des in Rede stehenden Wettstreites als das Local desselben ausdrücklich angedeutet werden. Daß auch der Berggott auf demselben Relief dargestellt ist, verschlägt nichts, vgl. Nachrichten von der K. Ges. d. Wissensch. zu Göttingen 1876, S. 77 fg.\*). Von der Nymphe darf man voraussetzen, daß sie sich ganz besonders für den Marsyas interessiere. Der Umstand, daß sie den Apollo anblickt, ist demnach wohl so zu erklären, daß sie, über das virtuose Spiel des Phrygiers triumphierend, ihr Gesicht nach dessen Gegner hinrichtet, um zu gewahren, welchen Eindruck jenes auf diesen mache, was derselbe nun sagen werde. Inzwischen ist nicht abzusehen, warum Hr. Fr. die Figur des Gefäßes im Mus. von St.-Germain gerade mit jener des früher Campana'schen Sarkophags zusammenstellte. Uns erinnert jene vielmehr an die mehrfach besprochene Figur, welche an dem früher Borghe-se'schen Sarkophag des Louvre in den Denkm. d. a. Kunst II, 14, 152 der Cybele symmetrisch gegenüber sitzend auf der Seite Apollo's dargestellt ist, zumal da dieselbe hier auch Diana und Mercurius zu Genossen hat, welche noch

\*) Gelegentlich bemerke ich, daß den in diesem Aufsätze S. 62 fg. aufgeführten jugendlichen, unbärtigen Berggöttern der eben erwähnte des früheren Campana'schen Sarkophags hinzugefügt werden kann, wie den auf S. 55 fg. aufgezählten bärtigen der auf dem Relief zu Messina bei Houel Voyage T. II, pl. 75, von welchen mir eine Zeichnung aus der Verlassenschaft C. O. Müller's vorliegt.

dazu ganz in derselben Reihenfolge erscheinen wie auf dem Thongefäße. Dieselbe Gestalt wiederholt sich, von den obenerwähnten beiden Göttern begleitet, bekanntlich auf dem ganz ähnlichen Sarkophagrelief Doria (vgl. Gerhard Ant. Bildwerke Taf. LXXXV, n. 1, und jetzt besonders Overbeck Atlas d. Kunstmyth. Taf. IX, Fig. 30), wo sie mit Scepter, Apfel und Stephane versehen ist, während sie auf dem Pariser Sarkophagrelief nur dieses am wenigsten charakteristische Attribut und auf dem Terracottagefäße gar kein besonderes hat (was ohne Zweifel nicht gegen die Annahme eines und desselben Wesens spricht). Das Attribut des Apfels, welches von besonderer Wichtigkeit ist, führte schon Gerhard auf die Annahme einer Juno, die von ihm selbst später freilich wieder aufgegeben, von Michaelis aber und Fröhner Notice p. 106 angenommen ist. Wenn Gerhard in der Arch. Ztg., Jahrgg. XVII, 1859, S. 15 dagegen einwandte, daß ihm der Granatapfel durch das ganz einzeln stehende Vorbild der Polykletischen Hera nur schwach gerechtfertigt scheine, und Michaelis dagegen (ebenda S. 96) nur zu erwidern wußte, daß, da jenes Beispiel die berühmteste Juno des Alterthums betreffe, es ihm durchaus ausreichend erscheine, so kennen wir doch schon seit längerer Zeit die Hera mit dem Apfel auf jüngeren Vasendarstellungen des Parisurtheils (Welcker Alt. Denkm. Th. V, S. 395 fg. und Taf. XXV und XXVI, 4, Overbeck Griech. Kunstmyth. II, 1 S. 145 und Atlas Taf. X, n. 1, a). Größeres Bedenken könnte es erregen, daß Hera, die in der Sage dem Apollon feindlich gegenübersteht, auf den in Rede stehenden Reliefs als zu dessen Partei gehörend erscheint. Allein auch dieses Bedenken hat Michaelis a. a. O. S. 96

mit feinem Tact gehoben. — Wenn nun das Terracottarelief hinsichtlich der bisher betrachteten Figuren nicht ohne Pendants in dem auf Apollo und Marsyas bezüglichen Bilderkreise ist, so scheint oder ist dasselbe keinesweges der Fall in Beziehung auf zwei andere Gruppen, welche auf ihm dargestellt gefunden werden. In der Höhe zwischen dem rechten Arm des Marsyas und der von ihm gehaltenen Flöte einerseits und dem Kopfe Apollo's andererseits gewahrt man in noch kleineren Figuren dargestellt als die Personen, welche zu den Parteien der Wettstreiter gehören, drei fast ganz entblößte Weiber auf einem Felsen sitzend und weiter nach unten zwischen dem linken Oberschenkel des Marsyas und dem rechten des Apollo zwei Flügelknaben, die einen ovalen Gegenstand, gewiß einen Schild, mit beiden Händen halten. Diese beiden Knaben soll man sich ohne Zweifel auf dem Abhange der Anhöhe stehend denken, auf welchem Marsyas und Apollo sowie die Personen, welche zu ihnen gehören, stehen oder sitzen. Als Gipfel dieser Anhöhe erscheint der Fels, auf dem jene drei zusammensitzenden Weiber sich befinden. Zumeist nach unten zeigt sich ein Felsvorsprung, dessen oberster Theil sich beinahe wie der Boden einer Bühne ausnimmt. Auf diesem steht Marsyas so wie zwei zu seiner Partei gehörende Göttinnen, Minerva und Venus. Auf ihn hat auch Apollo seine Füße gesetzt, während sein Gesäß auf einem etwas höher stehenden Felsen ruht. Endlich dient er der Cybele rechts von Marsyas und der Juno links von Apollo zu Sitz. Es ist klar und deutlich der *Κελαινὸς λόφος* als Schauplatz der Handlung dargestellt. Hr. Fröhner hat über diesen eine ganz eige-



thümliche Ansicht, auf deren umständliche Widerlegung wir uns nicht einlassen wollen. Wir bemerken nur Folgendes. Die drei Weiber auf dem Felsgipfel hält er für die Musen als Richterinnen über den Wettkampf. Aber wie können die beinahe nackten Figuren als Musen gefaßt werden? Von einem Richter muß man ferner erwarten, daß er aufmerksam zuhöre. Die drei Figuren aber sind nicht nach Marsyas hingerrichtet, sondern haben nur mit einander zu schaffen. Es sieht so aus, als ob sie mit einander sprächen. Daß dieses Gespräch das von ihnen abzugebende Urtheil betreffen solle, ist nicht wohl glaublich, wenn es auch den Wettstreit angehen mag. Ohne Zweifel hat man Localpersonificationen zu erkennen, Bergnymphen, die sich vielleicht specieller als Skopiai bezeichnen lassen. Die Figuren entsprechen also im Allgemeinen der uns von dem früher Campana'schen Sarkophagrelief des Louvre her bekannten Bergnymphe. Wie auf diesem Relief, so findet man auch sonst von den Musen keine Spur, auch auf dem jüngst bekannt gewordenen Aschenkistenrelief von Pawlowsk (Stephani Die Antiken-Sammlung von P., St. Petersburg. 1872, Taf. I, n. 2) nicht. Anlangend die Flügelknaben mit dem Schilde (welches nach einer früher im Besitz des M. de Lagoy befindlichen Zeichnung des Reliefs ursprünglich mit einem Palmzweig geschmückt war), so faßt Hr. Fröhner dieselben als schmückendes Bildwerk der Vorderseite des Tribunal, auf welchem er sich die richtenden »Musen« sitzend denkt, indem er den Felssitz jener als Vertreter der sella curulis des Prätors betrachtet. Denn, wie er meint: »La scène à laquelle nous assistons imite, à n'en pas douter, la procédure judiciaire des Romains«. Als Grund

für jene Ansicht führt er Folgendes an: »Cet emblème de la victoire — nämlich der »disque«, bezüglich dessen er inzwischen, wohl mit Unrecht, zweifelnd dahingestellt sein läßt, ob er mit einer Palme verziert gewesen sei — ne saurait se rapporter uniquement au succès d'Apollon; quoi de plus simple que de choisir un pareil ornement pour la tribune des juges appelés à décerner la palme dans les concours de musique? D'ailleurs, Vénus ayant été amie de Marsyas, il serait surprenant que les Amours fussent chargés de féliciter le vainqueur«. Allein mit der »Tribüne« ist es ohne Zweifel Nichts. Um die allerdings eigenthümliche bildliche Darstellung zu erklären, verweise ich zunächst auf das Aschenkistenrelief von Pawlowsk. Hier findet man, auch in der Mitte der Composition, das Preisgefäß in Form eines Kantharos, auf welchem der für den Sieger bestimmte Kranz liegt. Auf der Petersburger Vase bei Stephani Compt. rend. de la comm. Imp. archéol. pour l'ann. 1862, pl. VI, 2 = Michaelis Verurtheilung des Marsyas Taf. II, 3 erblickt man sogar außer der Nike, welche dem Apollon die Siegesbinde bringt, noch ein Weib, welches, wie die Attribute zeigen (Kranz in der erhobenen Rechten und Schale mit rundlichen Gegenständen darin, sicherlich Aepfeln, die ja bei musikalischen Agonen als Preise dienten), als Agonengöttin zu fassen ist, nach der Art der *Ὀλυμπιάς, Πρωτιάς* und *Νεμεάς* auf den beiden Gemälden des Aglaophon bei Athen. XII, 534, d; gewiß nicht die »Göttermutter« (Michaelis a. a. O. S. 12, oder die Vertreterin des Thales Aulokrenä oder des »schwarzen Berges« oder eine bloße »Skopia« (Stephani a. a. O. p. 118). Eher könnte man versucht sein, den bärtigen Mann mit dem

Stabe, von welchem Stephani a. a. S. 115 fg. in Beziehung auf Diodor. Bibl. III, 59 für unzweifelhaft hält, daß er einen Bewohner des Orts, an dem man sich die Handlung vorgehend dachte, möge dies nun Nysa, Celaenae oder ein noch anderer sein, als Richter in dem Wettstreit darstellen solle — eine Erklärung, gegen welche mit Recht schon Michaelis a. a. O. S. 11 und 17 sich ausgesprochen hat —, für den Berggott zu halten, trotzdem daß er stehend dargestellt ist. Als Richter möchten wir ihn aber nicht gelten lassen, obgleich dieses auch Michaelis a. a. O. S. 11 thut; sondern nur als Zuhörer und Repräsentanten der Gegend (vgl. den Berggott auf der früher Campana'schen Sarkophagrelief im Louvre). Ebenso wird auch über die als identisch betrachtete auf dem Felsen sitzende Figur auf dem Gemälde der jetzt dem Baron Meester van Ravestein gehörenden Vase in Gerhard's Ant. Bildw. Taf. XXVII und der Elite des mon. céramogr. II, 64 zu urtheilen sein. Die gegenüber an einen Felsblock gelehnte Frau dieses Gemäldes wird man dann am wahrscheinlichsten für eine Bergnympe halten, wozu wiederum jenes früher Campana'sche Sarkophagrelief verglichen werden kann. Doch dies nur

\*) Von einem »Gebirge« Aulokrene zu sprechen ist sehr mißlich. Für ein solches ließe sich nur veranschlagen Plinius Nat. Hist. V, 113: *Amnis Maeander ortus e lacu in monte Aulocrene*. Allein an den anderen Stellen des Plinius wird Aulocrenae als convallis oder regio bezeichnet und in diese der lacus oder fons gesetzt, womit übereinstimmt Solinus Polyhist. 40. Es ist daher durchaus wahrscheinlich, daß man in jener Stelle eine Verderbniß anzunehmen und etwa zu schreiben hat: in *convalli nominata* Aulocrene. Den Singularis des letzten Wortes wage ich nicht zu ändern, da er sich auch bei Solinus findet.

nebenbei! Es giebt noch ein anderes Vasenbild, auf dem, irren wir nicht, der Siegespreis auf besondere Weise bezeichnet ist. Wir meinen das im Museo nazion. zu Neapel befindliche, welches Michaelis Verurtheil. d. Marsyas Taf. II, 3 und besser in der Arch. Ztg. 1869, Taf. 17 abbildlich mitgetheilt und zuletzt Heydemann »Die Vasensammlung des Mus. naz. zu Neapel« n. 3231 mit Anführung der Literatur beschrieben hat. Hier gewahrt man unten zumeist links vor dem bekümmert dasitzenden Marsyas und vor dem über ihm sitzenden Apollo, der durch eine auf ihn zuschreitende und ihm eine Tania darbietende Nike als Sieger bezeichnet wird, auf der Fußbank ihres Sessels, von welchem sie sich kurz vorher erhoben hat, stehend eine langbekleidete weibliche Figur, welche in beiden Händen eine entfaltete beschriebene Rolle hält und auf diese blickt; hinter ihr eine kurzbekleidete Figur, welche mit beiden Händen einen Korb mit Zweigen oder Blumen und mit der linken außerdem noch eine Tania hält, gewiß nicht, um jenen »auf den Sessel niederzusetzen«, sondern um ihn nebst der Binde der auf der Fußbank stehenden Frau zu überreichen, wenn dieselbe seiner bedarf, was augenscheinlich gleich der Fall sein wird. Diese gilt allgemein als Muse und rücksichtlich ihrer Handlung hat die nach E. Braun von Michaelis vertretene Ansicht, daß sie als Verkünderin des Urtheilspruches zu fassen sei, der ja nach der verbreitetsten Sage eben von den Musen gefällt werde trotz des starken Widerspruches von Seiten Stephani's (a. a. O. S. 116) immer mehr Anklang gefunden (auch Heydemann a. a. O. und Fröhner schließen sich ihr an). Daß sie im wesentlichen das Wahre trifft, kann kaum bezweifelt

werden. Wohl aber scheint es uns aus mehr als einem Grunde bedenklich, eine Muse anzunehmen. Vielmehr scheint es sich um die Vorsteherin des musikalischen Agon zu handeln, welche nach dem, was die beiden besonders experten, die Muse des Flötenspiels und die des Saitenspiels, geurtheilt haben, entschieden hat, und nun das Urtheil verkündet, wodurch Marsyas in die tiefste Betrübnis versetzt wird, während Apollon und die sich für ihn besonders interessirende Muse mit dem Saiteninstrumente Siegesaccorde, die jenem *ᾠναια* entsprechen, ertönen lassen. Man könnte fast vermuthen, daß auch auf das Hündchen, welches diese Muse anspringt, Etwas von der Siegesfreude, welche das Spiel seiner Herrin bekundet, übergegangen sei. Hinsichtlich des Korbes meint Michaelis, es handele sich, da ähnliche flache Geräthe, mit Blumen besteckt, bei Opferdarstellungen nicht selten erscheinen, auch hier ohne Zweifel um ein Siegesopfer. Wie aber, wenn wir vielmehr meinen, daß der Korb Siegespreise enthalten soll? Die Geräthe für diese wechseln ja mannigfaltig. Vgl. etwa den (freilich anders gestalteten) Korb, von welchem ein Lorbeerkrantz herabhängt, auf dem Vasengemälde im Petersburger Comptes rendu pour 1864, Taf. VI, n. 5. Zu dieser Annahme paßt auch die Tania besser. Man wende nicht ein, daß eine Tania dem Apollon ja schon von der Nike geboten werde. Dabei handelt es sich keinesweges um einen Siegespreis, sondern nur um den Ausdruck des Umstandes, daß Apollon der Sieger sei. Auch auf dem oben S. 1482 besprochenen Petersburger Vasengemälde finden wir außer der dem Apollon sich mit der Tania nähernden Nike jene Frau, die Siegespreise hält. Wir schweigen davon, daß die Darstellung dieser bei einem

Agon näher liegt als eine Hindeutung auf ein, wenn überall, jedenfalls erst später abzuhalten- des Opfer und daß wir auf den bisher betrachteten Bildwerken mit Apollon und Marsyas die Siegespreise schon mehr als einmal dargestellt gefunden haben, von einer Hindeutung auf ein Siegesopfer aber in dem gesammten bezüglichen Bilderkreise keine Spur antreffen. Es ist natürlich, daß die Austheilung der Siegespreise sich unmittelbar an die Verkündigung des Siegers anschließt und durch dieselbe Person statthat, zu deren Obliegenheiten diese gehört. Die betreffende Figur des in Rede stehenden Vasenbildes entspricht also der Beziehung nach dem sitzenden Weibe auf dem eben erwähnten Petersburger. Sie ist ein allegorisches Wesen, welches den musikalischen Agon repräsentiert. Man vergleiche außer und nach dem oben S. 1482 Angeführten etwa die Repräsentantin der Dionysischen Festlust auf dem Vasenbilde in den Denkm. d. a. Kunst II, 50, 625 (wenn diese Deutung das Richtige trifft) und die von uns früher als die personifizierte Didaskalia gefaßte schreibende Figur auf dem Wandgemälde in den Denkm. des Bühnenwesens Taf. IV, n. 12. — Um nun auf das von zwei Flügelknaben getragene Schild mit dem Emblem eines Palmzweiges zurückzukommen, so scheint auch dieses auf den Siegespreis im Agon zwischen Apollo und Marsyas zu beziehen zu sein. Nur handelt es sich anstatt eines wirklichen, auf dem Tische für die Preise oder in einem Gefäße oder Geräthe oder in der Hand einer Agonengottheit befindlichen Zweiges um ein Schildbild von einem solchen. Das Schild ist von der Venus Victrix her immer mehr und mehr allgemeines Siegeszeichen geworden. Wie in Römischer Zeit die

*imagines clipeatae* etwas ganz Gewöhnliches waren, so mag es auch vorgekommen sein, daß Sieger in den Agonen den Preis, welchen sie erhalten hatten, in Schildbildern dargestellt, zu dauernderem Andenken in ihren Wohnungen oder anderswo anbrachten, oder daß solche Schildbilder an Ehrendenkmalern angebracht wurden. Als Pendant kann die schon in Hellenistischer Zeit nachweisbare Anwendung der Schildform an Ehrendenkmalern für gymnastische Sieger angeführt werden, worüber in einer mir während des Drucks dieser Anzeige zugehenden Abhandlung Stark's in den Jahrb. des Ver. von Alterthumsfr. im Rheinlande, H. LVIII, S. 24 mit Gelehrsamkeit gehandelt ist. Die Amoren erklären sich leicht. Sie sind allmählich zu Siegesgöttern geworden, entsprechend der Victoria, die ja aus der Venus Victrix hervorgegangen ist. In jener Eigenschaft trifft man sie öfters auf Römischen Sarkophagreliefs an, namentlich auch mit dem Schilde, und zwar als allgemeinem Siegeszeichen, in den Händen. Vgl. hiezu O. Jahn »Röm. Alterthümer aus Vindonissa« (Mittheil. d. antiquar. Gesellsch. in Zürich, Bd. XIV, H. 1 S. 97). Die Amoren mit dem Schilde auf dem Thongefäße haben übrigens nichts mit der Venus unter den Anhängern des Marsyas zu schaffen. Das zeigt schon der Platz, welchen sie einnehmen. Auch ist ja jene Venus keinesweges in ihrer Eigenschaft als Victrix gegenwärtig. Desgleichen kann man nicht sagen, daß nach den Intentionen des Bildners sie in näherem Verhältniß zu Apollo als zu Marsyas ständen. Sie nehmen augenblicklich, da der Wettkampf noch nicht entschieden ist, gerade die Mitte zwischen beiden Agonisten ein, ohne sich sichtbar dem einen oder dem anderen zuzuwenden,

Dagegen kann etwa auf dem Relief zu Pawlowsk der Umstand, daß Apollo den Siegespreis erhalten werde, dadurch angedeutet sein, daß dieser von zwei Apollinischen Greifen umgeben ist.

Hinsichtlich der anderen Reliefdarstellung haben wir nur wenige Bemerkungen zu machen. Sollte Hr. Fröhner wohl Recht haben, wenn er meint, die Handlung gehe vor sich »dans une salle dont la paroi du fond est cachée par un rideau«? Letzteres kommt allerdings auf Bildwerken vor, wie es in der Wirklichkeit statt hatte. Für eine solche Bacchische Scene paßt aber ein Saal schon an sich wenig. Gewiß hat man auch hier, wie auf dem anderen Relief, einen Bergabhang als Local anzunehmen. Man achte nur auf die Bacchischen Embleme oberhalb des Vorhangs, so wie auf das Uebereinander der Figuren zu den Seiten und auf die halbliegende Figur rechts unten und die sitzende links unten, welche doch nur als auf lebendem Felsen ruhend gedacht werden können. Die letztere ist die eines auf der Syrinx blasenden Affen. Hr. Fröhner verweist darüber auf Gerhard's Arch. Anzeiger 1867, S. 23\*, mit der nicht ganz richtigen Angabe: »La même figure se retrouve sur un vase de verre«. Warum nicht direct auf die Jahrb. von Alterthumsfreunden im Rheinlande XLI, 1866, Taf. III. IV und S. 142 fg., wo das Glasgefäß in der Form eines sitzenden syrinxblasenden Affen abbildlich mitgetheilt und besprochen ist? Das hiesige archäol. Museum besitzt eine aus Alexandria in Aegypten stammende Statuette eines sitzenden syrinxblasenden Affen. Auch auf andern Instrumenten spielende Affen kommen in den Bildwerken vor. Wir verschmähen es über die abgerichteten Affen, über welche seit Passeri's Lucern.



fact. II, p. 25 wiederholt gehandelt ist, noch mehr zu sagen, obgleich es uns an noch unbenutztem Material nicht fehlt. Wohl aber wollen wir fragen, ob es sich hier bloß um einen gezähmten und abgerichteten Affen, wie sie auch in Griechenland und Italien vorkamen, handele, ob nicht durch diesen auch orientalisches Local mit bezeichnet werden solle, wie z. B. auf dem bekannten Vasenbilde mit dem König Arkesilaos. Ja wer das berücksichtigt, was Plinius Nat. Hist. VII, 24 und VIII, 216 über die Satyri in India sagt, der kann auf den Gedanken kommen, daß die Darstellung eines Affen gerade mit der Syrinx bei Bacchus noch einen ganz besonderen Grund habe.

Hr. Fröhner berichtet ausdrücklich nichts Weiteres über mangelhafte Erhaltung der Reliefs unseres Thongefäßes, als gelegentlich in der Schlußanmerkung 17, 5: »L'épiderme du vase a tellement souffert que les détails sont devenus presque méconnaissables«. Dazu paßt der oben erwähnte Umstand, nach welchem ursprünglich auf dem von den Amoren gehaltenen Schilde ein Palmzweig in Relief vorhanden gewesen zu sein scheint. Aber die Beschädigung ist anscheinend noch weiter gegangen. Auf der einen Seite treffen wir den ganz nackten Marsyas, auf der anderen den ganz nackten Hercules ohne den männlichen Geschlechtstheil an. — Verhüllung des Geschlechtstheils, welche dem an die so regelmäßige Nichtverhüllung nicht bloß bei ganz nackten, sondern auch bei leichtbekleideten Figuren gewöhnten Auge auffällig erscheinen kann, findet sich im antiken Bilderkreise dann und wann. Die Seltenheit dieses Umstandes einerseits und sein häufiges Vorkommen in der modernen Kunst andererseits ist für die archäo-

logische Kritik nicht ohne Belang. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß, als ich im Anfang des Jahres 1846 nach meiner Rückkehr aus Neapel E. Braun in Rom mit der ersten Zeichnung des später in den Denkm. d. a. K. II, 64, 824 herausgegebenen Vasenbildes bekannt machte, derselbe wegen der Verhüllung des Geschlechtstheils des Atlas Bedenken an der Echtheit äußerte. Die Echtheit, auch des Gewandes, ist aber unzweifelhaft. Auch bei Anderen hat eine ähnliche Bedeckung der Schaam Auffallen erregt. So notieren Benndorf und Schöne »Die ant. Bildw. des Lateranens. Mus.« n. 194, S. 115 das Gewand zweier Knabenfiguren an einem Römischen Sarkophag als Beispiel absichtlich decenter Verhüllung. Ein anderes signalisiert Dütschke »Ant. Bildwerke in Oberitalien« I, n. 5, S. 4 an einem Pan auf dem Pisaner Sarkophag bei Lasinio Scult. del Campo-Santo tav. 211, 90. Wir fügen noch einige Beispiele hinzu, wie sie uns gerade zur Hand sind. An dem Pariser Aktäonssarkophage bei Clarac Mus. de sculpt. pl. 115, 66 findet man sogar bei einer Herme des Priap das Glied durch das Gewand bedeckt. Mit dem oben angeführten Vasenbilde ist zunächst zusammenzustellen das von Fasano, wo die Verhüllung der Schaam sich in beachtenswerther Weise bei einer Panin findet; vgl. Avellino' Bullett. arch. Napol. IV, 4, 1; dann etwa die Zeichnung des Etruskischen Spiegels in den Mon. ined. d. Inst. arch. II, 60 und bei Gerhard Etr. Spiegel I, 76, wo dasselbe in ähnlicher Weise bei Apollo vorkommt; vgl. auch die in den Denkm. d. a. K. II, 64, 833 in Betreff des einen Dioskuren. Auch zwei der Nymphen auf dem Relief des in Rede stehenden Terracottagefäßes mit dem Wettstreit zwischen

Marsyas und Apollo könnte man sich veranlaßt fühlen den obigen Beispielen hinzuzufügen. Genug: an scheinbar zutreffenden Belegen fehlt es nicht. Aber es fragt sich, ob die Verhüllung absichtlich vorgenommen ist, um der Schaamhaftigkeit des Beschauers Rücksicht zu zollen, wie das in der modernen Kunst so häufig vorkommt, oder aus irgend welchen künstlerischen Rücksichten, oder ohne irgendwelchen besondern Grund. Ich wüßte unter den angeführten kein Beispiel, wo das Erste mit vollkommener Sicherheit angenommen werden könnte. Was zunächst die beiden von Benndorf und Schöne und von Dütschke hiehergezogenen Beispiele betrifft, so geht uns leider eine Abbildung des betreffenden Sarkophags des Lateran. Mus. ab. Nach dem Text handelt es sich um die an den beiden Ecken symmetrisch wiederholte Figur eines derben Knaben, mit einem Schurz um die Hüften, der über dem Nabel geknüpft ist und von dem vorn ein die Schaamtheile bedeckender Zipfel herabhängt. Vermuthlich ist ein umgeschürztes Gewand zu erkennen, wie ja Knaben, wie der betreffende, mehrfach mit einem leichten Himation erscheinen. Will man nun etwa auch das umgeschürzte Gewand des Cyclopen zumeist nach links auf dem Relief in den Denkm. d. a. K. II, 65, 839 als Beispiel decenter Verhüllung fassen? Oder das noch näher stehende des Repräsentanten des Sommers am Bogen des Septimius Severus (D. a. K. II, 75, 964, c)? Das von Dütschke gefundene Beispiel ist noch weniger überzeugend. Es handelt sich um eine Bacchantin mit einem Saiteninstrument — nicht um einen »Apollo«, — welcher Pan das Gewand abzuziehen strebt, wobei er einen Streifen desselben so an sich zieht, daß derselbe zufällig

seine Schaam bedeckt. Beabsichtigung, die Schaam zu bedecken, liegt gewiß nicht zu Grunde. Ganz ähnlich verhält es sich auf der bekannten Borghese'schen Reliefvase im Louvre in Betreff des Satyrs, welcher Aehnliches mit einer Bacchantin vornimmt, wenn der Stich bei Clarac Mus. de sculpt. pl. 131, 143 in dieser Beziehung getreuer ist als der in den Denkm. d. a. K. II, 48, 601 wiederholte Bouillon'sche. Es würde zu weit führen, wenn wir hinsichtlich der anderen angeführten Bildwerke im Einzelnen genauer darthun wollten, daß auf ihnen die in Rede stehende absichtliche Verhüllung schwerlich anzunehmen ist, in keinem Falle aber sicher steht. Man vergleiche nur dasselbe Werk in Betreff anderer Figuren, oder andere Werke, die nach Zeit, Herkunft, Stil, Art und Bestimmung entsprechen. Wer wird — um nur dieses zu berühren — die Anlegung des Gewandes bei den Nymphen auf dem einen Relief des Thongefäßes von St. Germain hieherziehen wollen, wenn er beachtet, daß auf dem anderen Relief desselben Gefäßes die noch dazu in größeren Dimensionen ausgeführte »Ariadne« mit entblößter Schaam dargestellt ist, obgleich es doch dem Künstler ein Leichtes gewesen wäre, diese durch den Skyphos des Hercules zu verdecken? Mit überwiegender Wahrscheinlichkeit, ja selbst mit Sicherheit läßt sich absichtliche Bezugnahme auf das Schaamgefühl einer anderen als der grade dargestellten Person nur dann annehmen, wenn auffallende Verhüllung in größeren Compositionen sich durchweg wiederholt und sich zugleich nachweisen läßt, daß dieselbe durch die ursprüngliche Bestimmung des betreffenden Bildwerks oder durch die Verhältnisse desjenigen, für welchen es angefertigt ist

bedingt wurde. Beides hat zugleich statt in Betreff der Gorytplatte und Schwertscheidenplatte von Gold aus dem Königsgrabe von Nikopol im *Compte rendu de la comm. imp. archéol. pour l'ann. 1864*, pl. IV und V, 1, Werken von durchaus Griechischer Kunst aus dem vierten Jahrhundert v. Chr., mit der Darstellung von Griechischen Sagen, bei welcher aber der Sitte der Barbaren in dem betreffenden Punkte Rechnung getragen wurde. — Noch viel weniger aber als absichtliche Verhüllung der Geschlechtstheile aus Rücksichtnahme auf die Schaamhaftigkeit des Beschauers ist auf einem antiken Bildwerke Weglassung des männlichen Geschlechtstheils aus einem solchen Grunde anzunehmen. Fälle wie der auf dem Wandgemälde bei W. Abeken Mittelitalien Taf. X können natürlich nicht in Betracht kommen. Wenn die Figuren des Marsyas und des Hercules eine Ausnahme zu machen scheinen, so beruht dies ohne Zweifel allein entweder auf zufälliger oder wahrscheinlich absichtlicher Zerstörung der betreffenden Theile (wie bei dem Hippolytus auf dem von mir herausgegebenen Diptychon Quirinianum) oder auf Weglassung in der Abbildung, wie denn in der Abbildung der Vase auf pl. 8 nach Hrn. Fröhner's Anzeige p. 26, n. 5 der Phallos eines Silens unterdrückt ist.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß das Thongefäß von St.-Germain auch mit zwei sehr interessanten Inschriften versehen ist. Die eine findet sich in vier Reihen über einander unten an dem Relief mit der Darstellung des Wettstreites zwischen Marsyas und Apollo. Sie macht ganz den Eindruck, als solle man sie sich als an einer geglätteten Partie des Felsen unterhalb jener beiden denken, und lautet nach

Hrn. Fröhner's allem Anschein nach richtiger Lesung:

Pallados en studio didicisti, Marsya, cantu(m),  
Dumque tibi titulum qua(eri)s, mala poena  
rema(n)s(it).

Die andere Inschrift ist auf dem anderen Relief in dem engen Raum zwischen Hercules und dem Affen in zwei Streifen übereinander angebracht, und lautet APOLLINAR CERA, worüber weiter unten die Rede sein wird. Das Gefäß dürfte nach Hr. Fröhner's wahrscheinlicher Vermuthung etwa aus der Zeit des Septimius Severus stammen.

Nachdem wir für die ausführlichere Besprechung dieses Gefäßes den uns zugemessenen Raum stark in Anspruch genommen haben, müssen wir für die folgenden Bildwerke uns auf kürzere Angaben und Bemerkungen beschränken.

Auf Taf. 4 finden wir das Gemälde einer Oenochoë mit rothen Figuren aus S. Maria di Capua, welches uns eine beflügelte Artemis zeigt. Es ist schon in dem Werke über die Vasen des Prinzen Napoleon veröffentlicht, aus dessen Sammlung es in die des Herrn Dutuit zu Rennes übergegangen. In dem jetzt etwas umgearbeiteten Texte spricht Hr. Fröhner genauer über die Beflügelung der Artemis. Das Bild der Vase von Pantikapäon hat nachdem auch Stephani *Compte rendu pour 1873*, p. 193 besprochen, der auch S. 215, Anm. 3 mit Recht die »Artemis« auf der in der *Elite céram. II*, 47 und von Gerhard *Ant. Bildw. Taf. LVIII* herausgegebenen in Abrede stellt. Wir wollen, u von den sicher Römischen Werken zu schweige nicht verfehlen darauf aufmerksam zu mache daß Toelken *Erkl. Verzeichn. der vertieft gescl Steine des Berlin. Mus. II*, 2, 115, S. 67 un

den »Werken des älteren Griechischen Kunststils« eine braune antike Paste so beschreibt: »Diana von Ephesos in gewöhnlicher Art dargestellt, allein, nach der Hetruriischen Sitte der Beflügelung, mit zwei großen Fittigen«.

Taf. 5 bringt die auch schon bekannte Silbervase des Hrn. Charvet mit ihren auf die Liebschaften Jupiters bezüglichen Darstellungen in neuer, genauerer Abbildung, auf welcher die zahlreichen Spuren der Vergoldung sorgfältigst angedeutet sind. Hr. Fröhner bemerkt über die Art der Arbeit: »Obtenus au moyen d'un moule, les bas-reliefs ont été ciselés après la fonte, car il n'est pas admissible qu'on les ait taillés dans la masse. Beaucoup de détails ont ensuite reçu, non une dorure au feu, comme on l'a prétendu, mais un placage d'or«. Unter den Darstellungen der Liebschaften ist eine, welche sonst gar nicht vorkommt: die des in Artemis' Gestalt sich der Kallisto nähernden Gottes. Eine andere Gruppe bezieht sich nach Hrn. Fröhner's scharfsinniger Deutung auf das in eigenthümlicher Weise aufgefaßte Liebesabenteuer mit Semele.

Auf Taf. 6 sind die schönen Gemälde einer Kylix von S. Maria di Capua aus der früheren Sammlung des Prinzen Napoleon wiederholt, welche in dem Werke über diese auf pl. V abgebildet sind. Daran schließt sich auf pl. 7 das Gemälde einer Amphora mit schwarzen, stellenweise weiß und purpurroth bemalten Figuren aus der Sammlung Oppermann zu Paris, welches den Kampf des Dionysos gegen Giganten darstellt, und auf pl. 8 das in röthlichen Figuren ausgeführte einer Amphora des Cabinet de France, mit der Darstellung des sich den Harnisch anlegenden Dionysos, für welchen ein

Silen, Helm und Thyrsos bereit hält. Für Taf. 6 ist der ausführliche Text des Vasenwerkes mit Weglassung von jetzt unnöthig gewordenen Citaten wiedergeben; Taf. 7 und 8 sind am Schlusse desselben nur mit wenigen Worten bedacht. Was den Kampf des Dionysos gegen »Eurytos« auf der Vorderseite der jetzigen Vase Dutuit betrifft, so hat Hr. Fröhner, der doch sonst solche Dinge zu berücksichtigen nicht verschmäht, über den Thyrsos des Gottes Nichts gesagt. Jener hat aber eine Bildung, die sich, wenn uns die Erinnerung nicht täuscht, auf den Bildwerken sonst nur noch einmal findet, nämlich an dem Bronzegeräthe in den Monum. ined., Ann., Bullett. d. Inst. arch. 1855, t. XIV, B. An dem einen Ende zeigt er den bekannten Schmuck von Epheublättern, an dem anderen eine lange bloße Lanzenspitze, welche gegen den Giganten gerichtet ist. Bekannt sind, auch durch Schriftstellen (vgl. F. G. Schoenii de person. in Eurip. Bacch. hab. scen. comment. p. 91 fg.), Thyrsolonchen, deren oberes mit einer Lanzenspitze versehenes Ende mit Epheu umwickelt ist. Agathias erwähnt Anthol. Pal. VI, 172 ein *δίθυρσον λογχωτόν*. Man könnte nun annehmen, es handle sich auf dem vorliegenden Vasenbilde um ein Dithyrson mit durch Epheu bedeckten Lanzenspitzen an beiden Enden, von deren einer, der im Kampfe grade zum Gebrauche kommenden, der Epheu abgenommen sei. Allein noch wahrscheinlicher ist doch wohl, daß die Waffe in ihrem eigentlichen Aussehen unverändert uns vor Augen steht und daß auch Agathias sich das *διθ.* *λ.* so dachte oder etwa an dem einen Ende, dem oberen, anstatt des Epheu mit einem Pinienkonos geschmückt, wie er in späterer Zeit an dem



Thyrsos meist vorkommt. Man vergleiche das an seinem unteren Ende mit einer ähnlichen Spitze versehene Kerykeion des Hermes, welches sich auf Vasenbildern und Münzen findet. Die untere Spitze des *δίθυρσον λογχωτόν* und des *κηρυκεῖον* entspricht dem *οὐρίαχος, σαρωτήρ, στίραξ* der gewöhnlichen Lanze, der ja im Nothfall auch zum Kampfe benutzt werden konnte. Daß die Schlange, welche in Gemeinschaft mit Dionysos den Giganten angreift, auf den in eine Schlange verwandelten Gott zu beziehen sei, wie Hr. Fr. meint, scheint uns nicht wohl glaublich. Sie, ein dem Gotte heiliges Thier, ist vielmehr als Begleiterin desselben zu fassen, welche ihm beisteht, wie sonst der Panther. — Auf dem Bilde der Rückseite erblicken wir den Silen auf einem von zwei rasch dahin eilenden Silenen (Hr. Fröhner nennt sie unpassend »jeunes Satyres«, obgleich sie große Bärte haben und jedenfalls im Mannesalter stehen) gezogenen Wagen in der Haltung der Wagenlenker stehend, mit dem Kentron in der Hand des ausgestreckten rechten Arms drohend, in der Linken einen Gegenstand haltend, der nicht deutlich zu erkennen ist, aber jedenfalls die Stelle einer Lanze vertreten soll, ein Schild auf dem Rücken tragend. Hr. Fröhner bringt diese Darstellung mit sehr großem Schein in unmittelbare Verbindung mit der auf der Vorderseite, indem er annimmt, daß die Genossen des Dionysos diesem zu Hülfe kommen. Eigentlich kann dieses nur von dem Silen ausgesagt werden. Die Silene, von welchen der eine eine Fackel trägt, »comme s'il sortait d'une fête«, der andere gar kein Attribut hat, dienen jenem ja nur als Zugthiere, um rasch zur Stelle zu gelangen. Der Silen aber spielt dann etwa die Rolle des Sir

John Falstaff in Betreff des schon von Prinz Heinrich getödteten Heinrich Percy. Denn daß der Gott auch ohne diese Hülfe mit dem schon ins Knie gesunkenen Giganten fertig werden wird, liegt auf der Hand. Man müßte etwa annehmen, daß, während Dionysos selbst tapfer gegen die Giganten kämpft, sein feiges Gefolge sich mit Bacchischen Festlichkeiten abgiebt, wie aber Silen sieht, daß sein Gott eben im Begriffe ist, einem Giganten, und zwar einem der ersten, den Garaus zu machen, er sich mit Schild und Waffe versieht und zwei seiner Gefährten veranlaßt, sich vor einen bereit stehenden leeren Kriegswagen zu spannen, um so rasch wie ein stattlicher Wagenkämpfer bei dem Gotte zu erscheinen, diesem sich als treuer Beistand zu erweisen und von dessen Großthat auf wohlfeile Weise und ohne Gefahr Ruhm zu profitiren. Daß es sich um eine burleske Darstellung handelt, liegt klar zu Tage. Das zeigt sich auch hinsichtlich der Bewaffnung des Silen, selbst wenn man in der Erklärung dieser Hrn. Fr. nicht beistimmen kann. Dieser bemerkt: »En guise de lance il tient un long *phallus oculatus*, dont la disposition burlesque imite le thyrsé pointu. Son bouclier ressemble non-seulement à une pelta d'amazone, mais surtout à une outre à vin«. Der ersteren Deutung können wir uns mit nichten anschließen. Doch liegt es auf der Hand, daß es sich um die Caricatur eine Lanze handelt. Auch in der Annahme, daß das Schild einem Weinschlauch ähneln solle, geht Hr. Fr. wohl zu weit. Der Gedanke an eine Pelta liegt zunächst. Diese paßt sehr wohl für einen Dionysischen Genossen. In der Bacchischen Procession bei Athen. V, p. 200 f. erschienen

im Gefolge des Dionysos *παιδισκάρια διεσκευασμένα πελιαρίοις καὶ θυρσολόγχοις*. Es wäre aber auch möglich, daß man an einen gewölbten, an beiden Langseiten ausgeschnittenen Ovalschild denken solle. Solche Schilde finden sich auf Vasenbildern öfter auf dem Rücken von kriegerischen Wagenlenkern liegend.

Der sich den Panzer anlegende Dionysos auf pl. 8 erinnert in Betreff des langen Chiton an die Schwerbewaffneten auf den Friesreliefs von dem sogenannten Harpagos-Monument zu Xanthos.

Im Texte folgt dann p. 27 fg. die gründliche und gelehrte Besprechung von Bildwerken, welche den Jupiter Dolichenus angehen, in Beziehung auf die beiden, durch Zeichnungen von Duperac, welche im Louvre aufbewahrt werden und im Texte abbildlich mitgetheilt sind, der Forschung erhaltenen Denkmäler. Hr. Fröhner hält diese in Betreff der bildlichen Darstellungen für echt, worin wir ihm gern beistimmen. Wenn er aber über den Platz, den die dem Jupiter Dolich. gegenüber dargestellte Göttin auf dem Hirsche in dem Relief des Altars n. 2 einnimmt, nämlich oben rechts vom Beschauer in der Ecke, die Vermuthung aufstellt, dieselbe möge darauf beruhen, daß die Göttin dem Stifter des Votivaltars im Traume vom Himmel kommend erschienen sei und ihm gerathen habe, sich an den Jupiter zu wenden, so ist das allerdings sehr scharfsinnig ausgedacht, ob es aber das Richtige trifft, steht dahin. Zunächst ist es keinesweges im Bilde angedeutet, daß die Göttin vom Himmel herabkomme. Man müßte sich also darauf beschränken zu sagen, daß sie im Traume erschienen sei. Auf einem Relief in den Lucern. fict. Mus. Passerii II, 70 findet man eine Kranke auf dem Lager und links in der

Höhe die Büste des Telospheros. Gewiß handelt es sich um ein Votivrelief der Genesenden an diesen Gott, der ihr immerhin im Traume erschienen sein kann; aber man darf schwerlich sagen, daß dessen Büste deshalb in der Höhe angebracht sei, um ihn als vom Himmel herabgekommen zu bezeichnen. Uebrigens unterscheidet sich dieses Relief wesentlich dadurch von dem in Rede stehenden, daß der Sterbliche, welchem etwa die Gottheit im Traume erschien, mit dargestellt ist. Sollte sich die Darstellung in der Höhe bei der Göttin auf dem in Rede stehenden Relief nicht einfach daraus erklären lassen, daß dort mehr Platz für sie war; etwa auch dadurch, daß so die durch den Raum bedingten geringeren Dimensionen der Göttin und ihres Thiers motivirt erscheinen konnten? Dazu kommt, daß für einen Hirsch der Platz auf einer Anhöhe sehr wohl paßt.

Taf. 9 giebt die erste genügende Abbildung mit einer Inschrift versehenen (Corp. Inscr. Gr. n. 837) Grabstele des Sosinos von Gortys im Louvre (Clarac Mus. de sculpt. pl. CXCVIII). Der Erzgießer sitzt im Himation mit einem Stab in der Linken da, indem er die Rechte auf zwei Scheiben rohen Kupfers legt, neben denen einige gegossene Erzbarren am Boden liegen. Vergl. O. Jahn Ber. d. K. Sächs. Ges. d. Wissensch. S. 308 fg., zu Taf. VII, 2.

Die Tafeln 10—12 bringen die Wiederholung der Gemälde der schönen Schale des Duris aus dem Werke über die Vasen des Prinzen Napoleon pl. 2—4, aus welchem dieselben auch in Conze's Vorlegeblättern für archäol. Uebungen, Ser. 6, Wien 1874, Taf. VII wiedergegeben sind. Auch seinen früheren Text hat Hr. Fröhner fast unverändert wiederholt. Mit den Ergebnissen

desselben für den Vasenmaler Duris stimmen im wesentlichen überein Helbig Ann. d. Inst. arch. XLV, p. 53 und Michaelis Arch. Ztg. n. F., VI, 1.

Taf. 13 enthält unter n. 1 und 2 das dritte Beispiel einer Darstellung ländlichen Lebens in Bildern alterthümlichen Stils an einer Schale. Die vorliegende wurde von dem verstorbenen A. Salzmann zu Kameiros ausgegraben. Auf der einen Seite sieht man das Säen und Pflügen dargestellt; auf der anderen eine sitzende Figur im Himation mit langem gelösten Haare; dann einen jungen nackten Mann und fünf Weiber in Chitonen mit gelöstem Haare, welche Personen in einer Reihe hinter einander sich bewegen, indem sie sich bei den Händen gefaßt halten; endlich, wie Hr. Fröhner annimmt, einen Ofen, worin von einer Frau mit langem gelösten Haare Brod gebacken wird. Daraus schließt er auf die Feier des Erndtefestes, bei welcher ein Tanz aufgeführt werde. Ich muß gestehen, daß diese Deutung, sowohl sie auch zu der Darstellung an der erst erwähnten Seite paßt, mir mehr als ein Bedenken erregt. Die sitzende Figur, bezüglich deren es nicht ganz sicher steht, daß sie männlichen Geschlechts sein soll, wie Hr. Fr. nicht ohne Wahrscheinlichkeit annimmt, legt die linke Hand an den Kopf und macht mit der rechten eine Geberde, welche etwa auf lebhaftes Aufmerksamkeits, aber auch anders bezogen werden kann, während die mit der anderen Hand gemachte zunächst als Zeichen des Schreckens oder der Trauer oder etwa des *ἀποσχοπέειν* zu fassen sein dürfte. Wenn Hr. Fr. meint, die betreffende Figur, welche er mit dem König auf dem Schilde des Achilleus (Homer. II. V, 541 fg.) vergleicht, wohne dem Tanz bei, so läßt sich wohl mit noch größerem

Scheine sagen, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf das, was zumeist nach rechts vor sich geht, gerichtet habe. Zwischen ihr und den »Tanzenden« befindet sich ein nicht unbedeutender leerer Raum. Woraus läßt sich auf einen »fourneau allumé« schließen? Was das Weib rechts von dem betreffenden Gegenstande in den Händen hat, ist gar nicht zu erkennen. Seine Blicke scheinen nicht sowohl auf diesen Gegenstand, auch nicht auf den »Ofen«, als auf die Personen vor ihm gerichtet zu sein. Sollen die Figuren in der Mitte einen Tanz auführen, wie es allerdings scheint, so ist es doch keinesweges wahrscheinlich, daß der γέγραφος zu erkennen sei, über welchen Hr. Fr. sicherer auf die François-Vase als auf das Relief in Conze's Reisen auf den Inseln des Thrakischen Meeres Taf. 12 verwiesen haben würde. — Außerdem finden wir auf pl. 13 unter n. 3, 4, 5 die drei Vasenbilder, welche in dem Werke über die Vasen des Prinzen Napoleon auf pl. VII, 1, 2, 3 mitgetheilt sind. Die zweite Vase besitzt jetzt Hr. Gustav Dreyfus. Während für n. 4 und 5 der frühere Text mit kleineren Veränderungen wiederholt ist, wird für n. 3 bloß auf den früher gegebenen Text verwiesen; sicherlich aus einem bloß äußeren Grunde. Inzwischen sehen wir aus dem Fragezeichen hinter der Unterschrift »Aphrodite et Adonis«, daß Hr. Fröhner an der Beziehung auf diese beiden oder doch auf den letzteren schwankend geworden ist, vermuthlich durch Conze's Bemerkungen in diesen gel. Anz. 1868, S. 422 fg. Kürzlich hat Stephani den Gegenstand der Darstellung besprochen, Comptes rendus pour 1873, p. 11 fg. — Anlangend n. 5 fährt Hr. Fr. fort den Vogel als Schwan zu bezeichnen. Dieser nimmt sich aber eher als Reiher

aus, welcher Vogel bekanntlich auch aphrodisische Beziehung hat. — Hinsichtlich der Deutung der Buchstaben zwischen den Worten *τὸν ἀλεκτρονόνα* und *τὸν χῆνα* auf dem Gemälde der Vase von Gnathia, von denen diese über dem Hahn, jene rückläufig über dem Gänserich stehen, hält Hr. Fr. seine frühere Ansicht gegenüber der von Bursian, welcher jene Buchstaben zu *ΙΑΧ* ergänzte, aufrecht. Ich kann mich mit keiner von beiden befreunden, sondern glaube, daß *ΙΑΟΥ* zu lesen ist. Auf der Vase steht *ΙΑ* und, nach einem Zwischenraume, etwa *Ο*. Wenn Hr. Fr. meint, daß die Form *ἐλεκτρονόνα* für *ἀλεκτρονόνα* einem großgriechischen Dialekte angehöre, so mag das hingehen. Aber daß hinsichtlich des *γ* eine Metathesis stattzunehmen sei, glaube ich nimmermehr. Das *γ* scheint vielmehr ein Digamma oder aus diesem entstanden zu sein.

Der fortlaufende Text giebt dann bei Gelegenheit der Erklärung des auf pl. 14, n. 4 abgebildeten Medaillon de Cales eine sehr dankenswerthe Aufzählung und Besprechung der mit Lateinischen Inschriften versehenen Campanischen Schalen mit Reliefs, unter denen die des Canolejus auch durch Abgüsse bekannt ist. Das in Originalabbildung mitgetheilte Stück ist auch in Betreff der bildlichen Darstellung beachtenswerth. Es bezieht sich nach Hrn. Fröhner auf Hercules als Räuber des Delphischen Dreifußes. Denselben Gegenstand erkennt er auf dem von Fr. Lenormant in dem Rev. archéol. 1872, I (N. S. Ann. XIII, Vol. XXIII) p. 153 herausgegebenen entsprechenden Medaillon, wo der »Schnurbart« des »Kriegers« durchaus problematisch sei und dieser seinen linken Fuß nicht auf einen abgehauenen Kopf, sondern auf einen kleinen Fels-

block setze (wie es sich denn auch wohl auf dem von Hr. Fr. herausgegebenen Medaillon nicht um ein »Capitell«, sondern um einen kleinen Steinhaufen handelt). Inzwischen erscheinen auch uns beide Figuren, namentlich hinsichtlich ihrer Bewaffnung, als Gallier. Ob dieselben indessen als im Delphischen Heiligthum befindlich zu denken sind, steht dahin, da der Dreifuß auch auf andere Heiligthümer bezogen werden kann. Daß die Gallier den berühmten Delphischen Orakeldreifuß nicht raubten, darf als bekannte Sache angesehen werden.

Nicht minder interessant und belehrend sind die zehn Medaillonreliefs mit Lateinischen Inschriften von Thongefäßen aus dem Süden Frankreichs, welche auf pl. 14, 1 und 2, pl. 15 und 16 in farbigen Abbildungen mitgetheilt werden, so wie der dieselben erläuternde Text. Auf einigen dieser Vasen findet sich die Inschrift Cera mit folgendem Genetiv eines Eigennamens, die wir schon oben auf pl. 3 gefunden haben und schon längst von einer runden Thonplatte her, welche Hr. Fröhner nach Agincourt *Fragm. de sculpt. ant. en terre-cuite* Titelvign. auf pl. 13, n. 3 hat wiederholen lassen, kennen. Hr. Fr. sucht nun darzuthun, daß jenes Wort sich auf das Wachsmodeil beziehe. Allein darin können wir ihm nicht beistimmen. Die wahrscheinlichste Erklärung des Wortes als einer Abkürzung von *κεραμέως* hat jüngst Stephani *Compte rendu pour 1873*, p. 67 fg. gegeben.

(Schluß im nächsten Stück).

---



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 48.

29. November 1876.

Schluß der Anzeige von W. Froehner:  
Les Musées de France. Recueil de monuments  
antiques.

Die Tafeln 17 u. 18 bringen das von Helbig im Bullett. d. Inst. arch. 1866, p. 122 besprochene, am Ufer der Rhone, nicht in einem Grabe, sondern unter einem Steine in den Ruinen einer Römischen Stadt aufgefundene, sehr interessante Bronzegefäß im Besitz des Herrn Charvet in Abbildung. Hr. Fröhner hat demselben in der table des matières mit Recht eine etwas ausführlichere Besprechung gewidmet. Die Darstellung an dem Halse der Prochus kann den von uns in dem Programm de vario usu tridentis p. 9 fg. gesammelten Beispielen des Gebrauchs des Dreizacks als Jagdwaffe hinzugefügt werden (wie auch, um das gelegentlich zu bemerken, die im Arch. Anz. 1866, S. 296\* erwähnte einer bemalten Vase von Kameiros, Bellerophon mit dem Dreizack betreffend).

Dann sind auf pl. 19 u. 20 sieben kleine Etruskische Bronzen aus der Sammlung Oppen-

mann in Abbildung gegeben. Von besonderem Interesse ist die erste: ein in dem Arch. Anz. a. a. O. S. 295\* fg. kurz beschriebener Spiegelgriff mit »Cyparisse et son Faon« in Rundfiguren zwischen Baumstämmen, also im Walde. Daß es sich um ein zahmes Thier handelt, zeigt auch das Halsband desselben, welches, nebenbei bemerkt, dem, womit Cyparissus versehen ist, wesentlich gleicht. Es ist beachtenswerth, daß auch Ovid Metam. X, 113, dem »Hirsch«, welcher nach ihm ein heiliges Thier der Nymphen ist, ein Halsband zuschreibt, wie wir es auch sonst bei geweihten Thieren finden, z. B. bei dem Hirsch auf den Münzen von Kaulonia. Die Darstellung des Cyparissus weicht von den bisher bekannten dadurch ab, daß sie keine directe Andeutung der Verwandlung in eine Cypresse durch einen Zweig von dieser in der Hand oder des Hervorwachsens der Krone des Baums aus dem Haupte zeigt. Der knabenhafte Jüngling hat in der Rechten einen großen Lanzenschaft ohne Spitze. — Außerdem hebe ich noch hervor den auf pl. 20, n. 4 abgebildeten Fuß eines Geräths mit Hercules und Apollo, die den Kessel des Delphischen Dreifußes gefaßt halten. Die Darstellung entspricht ganz der in meiner Schrift über den Delphischen Dreifuß Taf. I, n. 11 abbildlich mitgetheilten und S. 34 besprochenen. Hr. Fröhner weist noch eine andere Replik aus Mus. Gregor. Vol. I, tav. LXI, n. 2 nach.

Auf Taf. 21 ist das in dem Werke über die Vasen des Prinzen Napoleon mitgetheilte Gemälde wiederholt; auf Taf. 22 unter n. 1 eine neue farbige Abbildung des zu Paris befindlichen Bildes, welches zuletzt in der Élé. céramogr. T. I, pl. LII, und bei Welcker A. Denkm. III,

Taf. XV, 1 nach einer früheren Zeichnung gegeben war, und unter n. 2 eine neue farbige Abbildung des schon aus den Mon. ined. d. Inst. Vol. IV, tav. XLVI, 1 bekannten Bildes einer bei dem Cab. d. Méd. zu Paris aufbewahrten Vase mitgetheilt. Während in dem erwähnten Vasenwerke das erste Bild auf die Epiphanie der Kora bezogen wurde, deutet Hr. Fröhner dieses, wie das auf Taf. 22, n. 1, in dem jetzigen umgearbeiteten eingehenden Texte auf Gaea und die Kabiren, indem er Welcker's Beziehung des letzteren auf die Paliken zurückweist, worin wir ihm gern beistimmen, wenn wir auch gestehen müssen, daß uns auch bei der neuen Deutung noch Bedenken bleiben.

Taf. 22 bringt nach einer Photographie ein zu Straßburg im Elsaß aufgefundenes, aber bei dem Brande v. J. 1870 zu Grunde gegangenes Steinrelief: »Aeon (?) ou plutôt Dieu asiatique panthée«.

Auf Taf. 23 finden wir eine Abbildung des Etruskischen Spiegels von Corneto im Mus. des Louvre, einer antiken Replik des fragmentirten im codex Pighianus, welchen O. Jahn in den Ann. d. Inst. arch. Vol. XXIV, 1852, tav. d'agg. H, und Overbeck Galler. her. Bildw. Taf. XXXII, n. 15, dann auch Gerhard Etrusk. Spiegel Taf. CDIII herausgegeben und der Vorletzte auf S. 785 fg., n. 57, der Erste a. a. O. auf p. 210 und in der Arch. Ztg. 1865, S. 18 fg. besprochen hat. Höchst merkwürdig ist, daß das (keinesweges als Andeutung der Odysseus zugeordneten Verwandlung dargestellte) Schwein vor dem Sessel der Circe (dessen obern Fußtheile nach der Zeichnung im codex Pigh. von Overbeck für »zwei Mörserchen mit Stößeln, zur Bereitung des Zaubersdranks« gehalten wurden) nur statt des

linken Thierhinterbeins ein menschliches zeigt, während sonst die in Schweine oder andere Thiere verwandelten Gefährten des Odysseus, welche Homer Od. K, 239 fg. als vollständige Schweine erwähnt, auf den Bildwerken nur den Kopf nebst Hals vom Thiere zu haben pflegen. Sonst weicht die besser ausgeführte Zeichnung des vorliegenden Spiegels, welcher, als er noch im Besitze Castellani's zu Rom war, durch kurze Besprechung H. Brunn's im Bull. d. Inst. arch. 1864, p. 23 fg. und Abbildung bei Gerhard a. a. O., sowie dessen Text Th. IV, S. 61 fg. bekannt wurde, in wesentlichen Punkten nicht ab, wie denn das Werk auch völlig gleiche, nur zum Theil anders gestellte Inschriften hat. Hätte Hr. Fröhner hierauf geachtet, so würde er den Namen des Odysseus nicht *Uthite*, sondern *Uthste* gelesen haben.

Taf. 25 enthält das in Fröhner's Notice de la sculpt. du Louvre n. 497 verzeichnete prächtige Basrelief aus Marmor von Paros, welches er, obgleich noch etwas vom Halse sichtbar ist, als masque à applique de Meduse ailée bezeichnet.

Auf Taf. 26 ist die innerhalb eines bogenförmigen Eingangs, wie er mehrfach auf späteren Römischen Bildwerken gefunden wird, dargestellte Gruppe des unbärtigen Hercules mit dem kleinen Telephus auf dem linken Arme, nach welchem die Hindin den Kopf emporrichtet, gegeben. Das Bronzestück, von unbekannter Herkunft, in der Sammlung des Herrn Gréau zu Troyes befindlich, scheint ursprünglich an einem größeren Geräthe angebracht gewesen zu sei.

Auf Taf. 27 findet sich eine treffliche Abbildung des öfter, auch in den Denkm. d. a. K II, 45, 568, herausgegebenen Reliefs mit der »Bacchantin in Raserei« mitgetheilt, um darzu

thun, daß es sich nicht um eine Antike, sondern um ein Italiänisches Werk des sechszehnten Jahrhunderts handelt. Ich gestehe, daß ich durchaus geneigt bin, mich dieser Ansicht anzuschließen.

Taf. 28 bringt fünf kleine Bronzen aus Alexandria in Aegypten im Besitz des Herrn Oppermann. Zwei derselben kennen wir schon durch kurze Beschreibung des Besitzers in der Arch. Ztg. 1868, S. 14. In kunstmythologischer Hinsicht ist interessant n. 5: »Déesse panthée«. Diese Bezeichnung ist wohl nicht zutreffend. Es handelt sich um ein vollständig bekleidetes, am Kopf, dessen Hintertheil verschleiert ist, mit zwei Flügeln versehenes, den rechten Arm in die Seite stemmendes und in der erhobenen Hand der linken ein langes Scepter haltendes Weib. Warum sollte man nicht an eine Möra denken können, die ja auch sonst mit Kopfflügeln vorkommt?

Taf. 29 enthält einen hübschen Jünglingskopf aus Kalkstein von Cypern im Museum des Louvre.

Auf Taf. 30—34 sind fünfundzwanzig aus der durch Mazoillier und Langlois im J. 1852 veranstalteten Ausgrabung (Archiv. d. Missions scientif. T. IV, 64 fg.) herrührende Terracottenfragmente von Tarsos abbildlich mitgetheilt. Die Perle der Sammlung, »une des plus belles terres-cuites qui soient connues«, ist das Venusfigürchen auf pl. 30, dem leider Kopf, rechter Arm und beide Füße fehlen.

Taf. 35 bringt Kleinodien aus der Sammlung des Hrn. de Nolivos, vier Stücke aus Gold und drei geschnittene Steine. Unter jenen, die mit den Farben der Originale wiedergegeben sind, erregen Aufmerksamkeit ein Weinzwig mit

Blättern und Trauben und ein paar Ohrringe, deren Gehäng Weintrauben darstellt. Die Beeren sind von ächten Perlen. — Von den geschn. Steinen ist der eine in Betreff der bildlichen Darstellung beachtenswerth. Es handelt sich um eine Liebesscene, eher zwischen Hermes und einer Nymphe, als zwischen Aphrodite und Adonis oder Anchises. Daß dem Hermes statt des Kerykeion ein langer Stab, wie ein Lanzenschaft, gegeben werden konnte, ist wohl nicht zu bezweifeln.

Auf Taf. 36 findet sich eine Phototypie des früher Durand'schen, jetzt in dem Mus. des Louvre aufbewahrten Elfenbeindiptychon mit sechs Musen, deren jede mit einem sterblichen, bärtigen oder unbärtigen Manne gruppirt ist. Hr. Fröhner sagt darüber nur: »On en trouvera, au Catalogue Durand, n. 2256, une interprétation absolument erronée«. Warum hat er es verschmäht, wenigstens mit kurzen Worten die richtigere anzudeuten? Die in lebhafter Bewegung dargestellten Musen sind folgende: auf dem Täfelchen links vom Beschauer Klio mit der entfalteten Rolle, Euterpe mit den Flöten, Kalliope, wie es scheint, gewiß nicht »Polymnie«, mit einem Stäbchen in der Rechten und einem undeutlichen Gegenstande in der Linken, Terpsichore (oder Erato), gewiß nicht »Melpomene«, mit dem oblongviereckten Saiteninstrumente, Thalia (auffallend stark von dem Gewande entblößt) mit der komischen Maske, Erato (oder Terpsichore) mit einem anderen Saiteninstrumente, gewiß nicht einem »scrinium«. I Stäbchen, welches die an dritter Stelle aufgeführte Muse hält, kann gewiß nicht der Urazugeschrieben werden, da dieser doch wohl Kugel in die andere Hand gegeben sein würd

Wir beziehen es auf den Stab der Rhapsoden. Der Gegenstand in der Linken der betreffenden Figur könnte, eher als ein zusammengelegtes Diptychon, eine Rolle sein sollen. Ganz entsprechend liest unter den Musen von Herculanum (Denkm. d. a. K. II, 58) Klio (n. 734) in der entfalteten Rolle, während Kalliope (n. 741) die zusammengewickelte in der Rechten hält. Ueber die »auteurs« wagen wir keine Vermuthung. Doch dürfte die männliche Figur neben der Kalliope, wenn wir diese richtig erkannt haben, schwerlich einen Anderen als Homer darstellen sollen. Auch kann die Figur neben der komischen Muse immerhin mit Ch. Lenormant und J. de Witte für Menander gehalten werden.

Taf. 37 enthält eine treffliche, große Abbildung der Büste eines jeune Athlète im Mus. des Louvre, welche durch die Clarac'sche, Mus. de sculpt. pl. 1073, nur ungenügend bekannt ist. Schon Conze machte in dem Arch. Anz. 1864, S. 223\* auf den Belang dieser Büste aufmerksam, indem er dieselbe mit einer entsprechenden zu Ince Blundell Hall verglich. Diese ist inzwischen wiederum von Michaelis in der Arch. Ztg. 1874, S. 28, n. 174 besprochen und auf Taf. 3 in Photographie herausgegeben.

Auf Taf. 38 treffen wir neun sehr niedliche kleine Goldkleinodien aus verschiedenen Sammlungen in zwölf, die Farben der Originale wiedergebenden Abbildungen. Die interessantesten Stücke sind die beiden schon durch Adr. de Longpérier's Beschreibung in der Rev. numism. 1868, p. 332 bekannten goldenen Glocken mit je sechs Reliefdarstellungen von Thaten des Herakles, welche im J. 1869 bei Tarsos gefunden wurden, aus der früheren Sammlung De-

metrio. Hat etwa Herakles in jener Darstellung, welche Hr. Fröhner als vermuthlich auf die Stymphalischen Vögel bezüglich bezeichnet, in der Rechten jene Klappern, welche er nach Apollodor. II, 5, 6 von Athena erhielt? Einige der Goldkleinodien sind mit Inschriften versehen.

Taf. 39 bietet eine sehr dankenswerthe Abbildung der auf der Insel Thasos im J. 1865 von Miller gefundenen und durch ihn in das Mus. des Louvre gekommenen Grabstele mit der etwas alterthümlichen Darstellung der sitzenden und ein Schmuckkästchen auf dem Schooße haltenden *Φιλίς Κλορηδέος*. Dieselbe ist in kleinerem Maaßstabe in den *Annali d. Inst. arch.* Vol. XLIV, tav. d'agg. L herausgegeben und dort kurz von A. Prachov, p. 185 fg., so wie jüngst eingehender von H. Brunn, Paeonios und die altgr. Kunst, Separatabdr. aus den Sitzungsber. der philos.-philol. Cl. der k. Bayer. Akad. d. Wissensch. Bd. I, H. 3, S. 332 fg. besprochen.

Endlich sind auf Taf. 40 unter n. 1 das Gemälde einer Kalpis aus der Nekropole von Kameiros in der Sammlung Oppermann und unter n. 2 das von einem Balsamarium desselben Besitzes in farbiger Abbildung gegeben. Jenes stellt Apollon sitzend und zu einer vor ihm stehenden Muse mit dem Saiteninstrument, anscheinend einer Lyra, sprechend dar; dieses eine sitzende weibliche Figur, welche auf einen mit beiden Händen gefaßten Kranz niederschaut, und vor ihr, auf seinen Knotenstab gestützt dastehend, einen Jüngling, der ihr gesenkten Hauptes eine breite Binde hinreicht. Vor dem Weibe am Boden ihr Korb; hinter jenem eine kleine Dienerin, welche ein Gefäß ganz von der Form desjenigen, auf welchem sich das Bild befindet, mit der Linken emporhält. Vor dem Mädchen steht die Auf-



schrift: *HE NYMPHE ΚΑΛΕ*, vor dem Jüngling: *TΙΜΟΔΕΜΟΣ ΚΑΛΟΣ*. Hr. Fröhner faßt die Darstellung mit Recht als »sujet nuptial«.

Friedrich Wieseler.

---

Paulus Diaconus von Felix Dahn. I. Abtheilung. Des Paulus Diaconus Leben und Schriften. (Auch unter dem Titel: Langobardische Studien. I. Band). Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel 1876. LVI und 104 Seiten in Octav.

Die erste Frage, welche sich bei dem Anblick dieses Buches manchem aufdrängt, wird die sein, ob nach der bekannten ausführlichen Arbeit Bethmann's über Paulus im 10. Bande des Archivs eine neue Darstellung seines Lebens erforderlich war, vielleicht auch, ob gerade die in Aussicht stehende so wünschenswerthe Bearbeitung der Langobardischen Verfassungsgeschichte in dem großen Werke des Verf.s über die Deutschen Könige Aufforderung gab, sich so eingehend mit dem Geschichtschreiber des Volkes zu beschäftigen. Muß man in letzterer Beziehung einräumen, daß diese Arbeit nur' ein neues Zeugnis giebt, in wie umfassender Weise derselbe seine Aufgabe zu lösen sucht, so wird man nach näherer Bekanntschaft mit derselben auch die Berechtigung, in gewissem Sinne die Nöthigung zu dieser Darstellung nicht in Abrede stellen. Denn Hr. Dahn befindet sich in vielen und wichtigen Punkten mit Bethmann in Widerspruch, so sehr, daß man seine Abhandlung fast als eine fortlaufende Kritik desselben

betrachten kann. Er hebt das selbst in der Vorrede hervor, bemerkt aber zugleich, daß die durch die ganze Arbeit sich hindurch ziehende Polemik gegen den Vorgänger »der vollsten Anerkennung seiner großen Verdienste durchaus nicht Eintrag thun will«. Hätte er in allem was er sagt Recht, so würde man dem freilich kaum beistimmen können.

Dahn findet in Bethmann's Abhandlung einen »principiellen Fehler der Methode« darin, daß derselbe »späte, durch drei Jahrhunderte von Paul getrennte Ueberlieferungen als Quellen verwerthet« habe, »während sie doch nur eine durch Sage, Gelehrtenfabel und Localpatriotismus unbewußt und bewußt getrübt erfindungsreiche Literatur heißen dürfen«. Der hier gemachte Gegensatz beruht darauf, daß Bethmann nach einem doch nicht gerade ungewöhnlichen Ausdruck die Berichte des Mittelalters als Quellen, neuere Arbeiten als Literatur aufführt. So bereitwillig man dem Verf. einräumen wird, daß ein Theil jener an den angeführten Gebrechen leidet, so wenig glücklich muß ich doch den Ausdruck finden, wenn er fortfährt: »Was im XIII. Jahrhundert Alberich, im XII. Sigebert, zu Ende des X. der Salernitaner über Paulus schreiben, hat keine größere Glaubwürdigkeit als was die Literatur des XVII. Jahrhunderts aussagt«. Selbst von dem jüngsten der drei genannten Autoren, dem Albericus, wird man schwerlich sagen dürfen, daß sein vorsichtiges Wort: »fertur idem Paulus composuisse hymnum de beato Johanne baptista«, ohne allen Werth sei; Sigeberts's Nachricht über Paulus' Berufung durch Karl hält Dahn selbst (S. 30 N.) wenigsten einer näheren Erörterung würdig; ja er sagt von ihm und seinem Zeitgenossen Hugo von Fleury:

sie möchten ihre Angabe vielleicht aus alten Aufzeichnungen zu Metz — oder aus verlornen andern authentischen Angaben geschöpft haben (S. 22), und auch Bethmann meint nur, daß was jene berichten »möglich sei«, da wir den wirklichen Thatbestand nicht kennen (S. 260); die ausführlichen Erzählungen des Chron. Salernitanum aber hat dieser nicht weniger entschieden verworfen (S. 286 ff.: »Daß aber gar nichts an der ganzen Geschichte ist« etc.), als Dahn es thut, wenn er sagenhafte Berichte des 10. Jahrhunderts bei einem Autor, der wenigstens noch eine (auch von Dahn anerkannte) Inschrift des Paulus las und aufbewahrt, auch nicht mit etwaigen Erfindungen des 17. Jahrhunderts auf eine Linie gestellt haben würde.

Der Gegensatz liegt denn in der That auch anderswo. Dahn verwirft als beglaubigtes Zeugnis über das Leben des Paulus die Grabschrift, welche sich für das Werk des Hildricus, eines Schülers des Paulus ausgiebt, und welche eben der Salernitanus auf dem Grabe des Paulus gelesen haben will, die uns aber in einer Cassineser Handschrift, dem berühmten Codex Nr. 353, erhalten ist. Nach Bethmann (S. 230 N.) ist sie hier um die Mitte des zehnten Jahrhunderts geschrieben; Dahn sagt, ich weiß nicht woher, S. IX, in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Ich muß die später in den Codex eingetragene Schrift noch weiter, bis ins 11. Jahrhundert hinabsetzen. Aber gleichwohl sehe ich keinen genügenden Grund, an der Authenticität dieses Actenstückes, an der Abfassung durch einen Schüler des Paulus zu zweifeln. Dahn macht geltend, sie sei über die beiden wichtigsten Thatsachen im Leben des Bestatteten im groben Irrthum, über die Zeit der Reise an den

Hof Karl des Großen und die Zeit des Eintritts in das Kloster selbst. Ueber jene sagt aber die Grabschrift überhaupt nichts, erwähnt nur den Eintritt des Paulus ins Kloster zu Monte Cassino erst, nachdem von dem Aufenthalt im Fränkischen Reich die Rede gewesen, während er jedenfalls früher fällt. Man kann zur Erklärung mit anderen sagen, daß Hilderich bei dem ersten Aufenthalt des Paulus im Kloster jung, vielleicht noch gar nicht anwesend war, daß er leicht die Rückkehr nach einer längeren Reihe von Jahren mit dem ersten Eintritt verwechseln konnte. Es bedarf aber kaum einer solchen Annahme. Der Autor will ja offenbar gar nicht vollständig das Leben des Paulus schildern: er stellt nur dem Aufenthalt erst am Hofe des Ratchis, dann im Fränkischen Reich, den hier gebotenen weltlichen Ehren und Schätzen das von Paulus frei gewählte Klosterleben im Dienste Christi gegenüber. Es scheint mir dabei sehr beachtungswerth, daß Karl gar nicht genannt, auf den Fränkischen Aufenthalt nur mit den Worten angespielt wird:

Plurima captasses digne cum dogmata cujus,  
 Resplendens cunctos, superis ut Phoebus  
 ab astris,

Arctos rutilo decorasti lumine gentes.

Ich denke, das entsprach eher der Zeit bald nach dem Tode des Paulus, nicht zu lange nach dem Untergange des Langobardischen Reichs, als einem späteren Jahrhundert. Ist uns keine gleichzeitige Abschrift erhalten, so kann das wenig austragen: wie schlecht wäre es um unsere Kenntnis früherer Jahrhunderte bestellt, wenn wir nur gelten lassen wollten was in solchen vorliegt. Hier kommt zu der Autorität des Cassineser Codex, in dem die wichtigsten Ge-

schichtsdenkmäler des Klosters vereinigt sind, das Zeugnis des Salermitaners. Glaubt ihm Dahn, daß die nur in seinem Werk überlieferte Grabschrift des Herzogs Arichis von Paulus sei, warum soll er hier weniger Autorität haben? Es bedeutet wenig, wenn gefragt wird: »Besäß er, besäß jene ganze Zeit Mittel, Neigung, Fähigkeit, dergleichen zu prüfen«? Viel berechtigter wäre die andere: wie sollte man dazu kommen, wenn man erst später eine solche Grabschrift fertigte, diese dem Hildricus, überhaupt einem Schüler des Paulus unterzuschieben? Ward sie auf dem Grabe angebracht — und das wenigstens nimmt Dahn als richtig an, während die Verse selbst darauf nicht hinweisen, eher Zweifel daran erwecken könnten —, so hätten die, welche es gethan, bewußt eine solche Täuschung vor dem ganzen Kloster begehen müssen. Zu welchem Zweck fragen wir, bei den einfachen, auf reiner Verehrung beruhenden Worten, die wohl wie alle solche Grabschriften »panegyrisch« sind, aber am wenigsten verdienen als »Machwerk« abgefertigt zu werden. Wie käme ein späterer Autor zu den schönen Schlußworten:

Hoc tibi, posco, sacer, gratum sit carmen  
honoris,

Hildric en cecini quod lacrimando tuus;

Quem requiem captare tuis fac, quaeso, pe-  
rennem,

Sacratis precibus, semper amande pater.

Nicht sich, einem andern sollte er die Fürbitte des verehrten Mannes erbeten haben, bloß um seinem Werk den Schein eines höheren Alters zu geben? — So sind wir, glaube ich, nicht berechtigt, das was hier über das Leben, namentlich über die Jugend des Paulus mitgetheilt

wird, zu verwerfen: daß er früh an den Hof des Königs Ratchis gekommen, hier auch bereits die »*sophiae culmina sacrae*« zu erforschen begonnen. Sagt Paulus einmal, daß er Griechisch als Knabe 'in scholis' gelernt, so ist das mit nichts in Widerspruch mit dem Aufenthalt »in aula«, wie S. 10 behauptet wird. Kann es nicht am Hofe eine Schule gegeben haben; ist es nicht wahrscheinlich, daß sein Lehrer Flavianus hier gelebt, mit dem König in Verbindung gestanden hat, so gut wie der Oheim desselben Felix, »*quem in tantum rex (Cunibert) dilexit, ut ei baculum argento auroque decoratum inter reliqua suae largitatis munera condonaret*« (VI, 7)?

Dieselbe — ich kann es nicht anders nennen — Zweifelsucht zeigt die Arbeit Dahn's auch an anderen Stellen\*). Das Zeugnis des Johann von Neapel aus dem Ende des 9. Jahrhunderts, daß wie andere auch ein namhaft gemachter Geistlicher seiner Kirche von Paulus gebildet sei, findet er werthlos (S. 73); ich ahne nicht weshalb. — Ein Theil der dem Paulus zugeschriebenen Werke wird mit Gründen angefochten, die mir wenig überzeugend erscheinen. »Daß gefeierten Meistern damals gern und mit großem Geschick nachgedichtet wurde« (S. 63), ist doch

\*) Wenn es S. 31 mit Beziehung auf Bethmann heißt, es sei rein unerfindlich, weshalb man den Brief an Theodemar an einem 10. Januar und in einem Kloster nahe dem Hoflager an der Mosel geschrieben sein lasse, und der Verf. das S. 32 »aus der Luft gegriffene Behauptungen« nennt, so konnte er sich wohl sagen, daß ein Mann wie B. seine Behauptungen nicht aus der Luft griff. Es steht in der Unterschrift des Briefes in der einzigen Pariser Handschrift, die B. an der betreffenden Stelle (S. 297) erwähnt.

eine kaum beweisbare Behauptung; viel öfter kommen Gedichte auch namhafter Dichter in den Handschriften anonym vor; ihre Ueberslieferung ohne weiteres zu verwerfen, haben wir kein Recht; und wenn es heißt (S. 66): »Die Ueberschrift«, in der ausdrücklich Paulus als Autor genannt wird, »beweist natürlich nichts«, so werden dem wenige beistimmen. Wenigstens wäre da ein strengerer Gegenbeweis zu führen, als es hier bei dem Gedicht an den Comer See\*), oder später (S. 69) bei mehreren Homilien geschieht.

Daß der Brief eines Paulus an Adalhard von Corbie mit einer Handschrift von Briefen Gregor d. Gr., die er auf den Wunsch jenes durchgesehen und verbessert, dem Verf. der *Historia Langobardorum* angehöre, findet er wohl »sehr plausibel«, doch die Beweisführung Mabillons »nicht ganz überzeugend« (S. 37). Man kann ja zugeben, daß das Gegentheil nicht absolut unmöglich, wird aber vor allem andern daran festhalten, daß aus dem Gelehrtenkreise am Hofe Karls überhaupt kein anderer Paulus bekannt ist, und schon deshalb ohne besonderen Grund auch an keinen andern gedacht werden darf. Daß Paulus, der in der *Historia Langobardorum* wiederholt Gebrauch von dem *Registrum Gregors* gemacht hat, auch gerade der Mann war, an den Adalhard sich wenden konnte, wenn er einen correcten Text der Briefe haben wollte, liegt auf der Hand. Leider ist die Handschrift, die sich in der Pariser Bibliothek be-

\*) Anders bei der Grabschrift der Königin Ansa, wo der Name des Paulus fehlt, und deren Zeitbestimmung jedenfalls Schwierigkeiten macht. Aber diese werden nicht geringer, wenn man einen andern Verfasser als Paulus annimmt.

fand, hier abhanden gekommen (N. Archiv I, S. 607) und bisher keine Spur derselben gefunden.

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Auch die Excerpte aus Festus, welche Bethmann dem Paulus abspricht (S. 321), Dahn gar nicht erwähnt, halte ich für ein Werk des Cassinesen. Er hat in der *Historia Langobardorum* wiederholt Gebrauch von denselben gemacht, sie sind Karl d. Gr. dediciert, die Vorrede trägt ganz das Gepräge ähnlicher Schriften des Paulus und nennt diesen Namen; bezeichnen spätere Handschriften den Autor als »pontifex« oder »sacerdos«, so fehlt das in den älteren Codices und kann nichts austragen. Daß aber mannigfache Misverständnisse und Irrthümer in den Excerpten vorkommen, wie Bethmann geltend macht, werden wir nicht hoch anschlagen dürfen, wenn wir sehen, daß auch die anderen Schriften des Paulus davon keineswegs frei sind.

Bei aller Anerkennung der Bedeutung, welche demselben in jener Zeit zukommt, und der Verdienste, die er sich durch mannigfache literarische Thätigkeit erworben, glaube ich doch sagen zu dürfen, daß er bisher überschätzt worden ist, und daß auch der Verf. dieser Arbeit, so vielfach er sich mit seinen Vorgängern in Widerspruch befindet, davon sich nicht frei gehalten hat. Wenig einleuchten will es mir, wenn in der dem Buche über die Metzzer Bischöfe eingefügten Geschichte des Karolingischen Geschlechts »die Probe für Charakter und Gesinnung wie für den Beruf unseres Paulus zu echt weltgeschichtlicher Auffassung« gefunden wird (S. 50); noch weniger kann ich beistimmen, wenn seine Stellung nicht bloß als eine »streng kirchliche«, auch »gut imperatorische und scharf antibarbarische« bezeichnet wird. Der Standpunkt der



Paulus ist allerdings ein kirchlicher: sein Blick umfaßt die Gebiete des alten Römerreichs; aber dies ist nicht mehr die herrschende Macht in Europa; nirgends zeigt er sich den Barbaren, d. h. den Germanen, feindlich; er ist voll Anhänglichkeit und Liebe zu seinem Volk und läßt das an mehr als einer Stelle selbst auf seine geschichtliche Darstellung einwirken; er unterwirft sich später bereitwillig der Macht der Franken, und preist es, daß Karl die »urbs Romulea, quae aliquando mundi totius domina fuerat« (G. Mett. p. 263), sich unterworfen. Die Herstellung des Kaiserthums im Westen hat er schwerlich mehr erlebt.

Bin ich so mit dem Verf. vielfach in Widerspruch, so hebe ich andererseits gerne hervor, daß er manches scharfsinnig erörtert und besser als seine Vorgänger festgestellt hat. Mit Recht wird auf die Bezeichnung »exul, inops«, welche Paulus sich in dem Gedicht an den h. Benedict giebt, Werth gelegt (S. 25), wenn auch die Beziehung noch eine verschiedene sein kann. Es hat manches für sich, daß die Homiliensammlung nicht während des Aufenthalts in Frankreich, sondern erst nach der Rückkehr nach Monte Cassino verfaßt ist (S. 48. 49). In dem Brief, mit welchem das Kloster Karl die Regel des h. Benedict zuschickte, wird die erwähnte »prote-latio finium« ganz treffend auf die Unterwerfung der Aaren bezogen und darnach die Zeit desselben bestimmt.

Sehr eingehend ist von den Gedichten gehandelt, die in die Zeit des Aufenthalts am Fränkischen Hofe fallen und die zum Theil erst seit Bethmann's Abhandlung von Haupt und Dümmler bekannt gemacht sind, so daß sich hier manches anders stellt als dieser annehmen konnte.

Diese Verse und andere für das Leben des Paulus wichtige Stücke sind im Anhang abgedruckt, ohne daß (mit Ausnahme von I, das Arndt aus den Sammlungen der Monumenta mitgetheilt) angegeben wird, woher der Text stammt; bei III erfahren wir es aus dem Druckfehler in Papencordts Abdruck, der sich weder in dem von Champollion noch bei Hartel findet und kaum zweimal hervorgehoben zu werden verdiente; bei XIII ist wohl von der Handschrift die Rede, derselben der Pariser Bibliothek, welche alle von Lebeuf herausgegebenen Gedichte enthält, die aber von Dahn nicht eingesehen sein kann; der Text welcher Bethmann zu Gebote stand war hier und anderswo ein viel correcterer (so ist S. 100 Z. 5 statt 'Paulo' zu lesen 'Petro', womit alle Schwierigkeiten der Stelle wegfallen). Warum die prosaische Encyclica XXIII nach Pertz gedruckt ist als wenn es Verse wären, ist nicht abzusehen, ein späterer Abdruck aus der Karlsruher Handschrift des 9. Jahrhunderts ist nicht verwerthet.

Von der Belesenheit des Verf.s kann sonst wohl Zeugnis geben ein dem Bande vorausgeschicktes »Erstes Quellen- und Literatur-Verzeichnis«, wo auf 46 Seiten eine Fülle von Büchern aufgeführt sind, von denen in dieser Abtheilung nur ein sehr kleiner Theil benutzt werden konnte, die aber nach der Vorrede in den folgenden Abtheilungen verwerthet werden sollen, obschon für einzelne derselben auch noch »besondere Quellen- und Literatur-Angaben« in Aussicht gestellt sind.

Die nächste soll auch noch von Paulus, speciell den Quellen der Langobardengeschichte handeln und wird da in Concurrrenz treten mit einer fleißigen und sorgfältigen Arbeit, die näc

stens in Halle als Dissertation erscheint. Vielleicht daß auch die neue Ausgabe in den Monumenta, deren Druck eben begonnen, einiges von dem erledigt was da in Frage kommt, wenn sie auch die Resultate langjähriger Untersuchungen von Bethmann und dem Unterzeichneten nur in knappster Form mittheilt. G. Waitz.

---

Handels-Bericht vom Monat April 1876. Von Gehe & Co. in Dresden. — Derselbe vom Monat September 1876. Dresden 1876. 96 und 62 SS. 8°.

Auf den ersten Blick mag es auffallen, in diesen der Wissenschaft gewidmeten Blättern eine zunächst nur für praktische Zwecke bestimmte kaufmännische Druckschrift angezeigt zu finden. Allein wer diese Hefte zur Hand nimmt, wird sich bald überzeugen, daß dieselben Manches enthalten, was auch außerhalb der beim Drogengeschäft beteiligten Kreisen mit Interesse gelesen werden dürfte. Es erschien deshalb nicht überflüssig die Aufmerksamkeit derjenigen, welche sich in Deutschland mit der Erörterung volkswirtschaftlicher Zeitfragen beschäftigen, gelegentlich auf diese durch den Buchhandel nicht vertriebenen Berichte zu lenken.

Die Firma Gehe & Co. in Dresden hat sich im Droguen-Geschäft durch ganz Europa und darüber hinaus ein wohlbegründetes großes Ansehen erworben. Ihre halbjährlichen Berichte besprechen mehr oder minder eingehend die vielerlei Waaren (etwa 500), die in einem sol-

chen Geschäfte vorkommen, sowohl solche, welche in vielen Tausenden von Centnern in der Industrie und sonst verbraucht werden, als auch diejenigen Artikel, welche nur in sehr geringfügigen Quantitäten in den Apotheken Verwendung finden. Außer den Angaben über die augenblicklichen Preise und die Vorräthe oder die zu erwartenden Zufuhren der verschiedenen Artikel auf den Hauptmärkten, findet man in den Berichten eine Menge von Nachweisen über die allgemeinen Productionsverhältnisse und den wechselnden Verbrauch verschiedener Drogen und die Art ihrer Benutzung, soweit nämlich hierüber Neues mitzutheilen ist. Alles dies ist freilich unmittelbar nur für kaufmännische Zwecke zusammengestellt, allein der Handelsstatistiker, der Pharmaceut, der Chemiker u. A. werden aus jenen Notizen manches lernen können, was sonst in Büchern nicht leicht zu finden ist. Wir verweisen Beispielsweise auf die in den vorliegenden Heften enthaltenen Besprechungen der Artikel: Quecksilber, Chinarrinde und Chinin, Erd- oder Mineralwachs, Thee, Vanille, Salicylsäure, Aether und Alkohol, Natrium u. a.

Den Droguisten und Apothekern wird bekanntlich der Vorwurf gemacht, daß sie sich meistens zu gerne und zu sehr auf untergeordnete Specialitäten einlassen und darüber den allgemeinen Zusammenhang der Dinge minder beachten. Auf die Handelsberichte der Herren Gehe & Co. findet dies keine Anwendung. Denn die Einleitungen zu jedem Hefte unterziehen die allgemeinen commerciellen Zustände und Interessen Deutschlands, welche nothwendig wieder auf die einzelnen Geschäftszweige einen nachhaltigen Einfluß äußern, von dem Stande

punkte aus, der durch vielseitige und beständige eigenste Erfahrung geboten wird, einer freimüthigen eingehenden Betrachtung. Den Mitgliedern der obersten Reichsbehörde und des Reichstags sowie den Publicisten darf eine Kenntnißnahme der Gehe'schen Handelsberichte recht angelegentlich empfohlen werden.

Die Berichte eifern sich ganz besonders gegen die seit Erlaß des neuen Gesetzes über Actiengesellschaften v. J. 1870 hervorgetretenen Mißstände bei dieser Art der industriellen Unternehmungen. Und zwar geht die Verurtheilung derselben hier nicht von theoretischen Anschauungen aus oder von allgemeinen Betrachtungen über den seit 1873 im Großen und Ganzen offen vor Augen liegenden wirthschaftlichen Nothstand und Rückgang des nationalen Wohlstandes, sondern sie knüpft sich an die speciell in dem eigenen Geschäftszweige gemachten Erfahrungen und wird hierdurch um so lehrreicher. Es heißt daselbst: »Die Mißstände erstrecken sich weit hinaus über das Gebiet der mit Millionen arbeitenden großen Transport- und Creditanstalten. Sie sind von großem Einflusse auf den Gang der Industrie, nachdem zahlreiche Fabriketablissemments in Actienunternehmungen verwandelt worden sind und dadurch den auf eigene Gefahr und Verantwortung arbeitenden Besitzern eine in beiden Hinsichten ganz anders gestellte Concurrrenz an die Seite gesetzt worden ist«. — Es wird an das Mißgeschick der in den Jahren 1871 und 1872 gegründeten und im Berliner Courszettel notierten 13 Chemischen Fabriken auf Actien erinnert, von denen i. J. 1875 nur eine einzige eine Dividende zahlte. — »Sie haben zeitweise bei den unter monopolistische Führung gebrachten großen Artikeln der

chemischen Industrie die Preise auf übermäßige Höhe geschraubt, dann aber durch Ueberproduction und durch erwecktes Mißtrauen der Zwischenhändler ein unerhörtes Herabsinken der Preise unter den Kostenwerth erfahren, welches bis jetzt noch nicht wieder ausgeglichen ist. Diese Thatsache bringt auf dem commerciellen Gebiete eine neue Bestätigung der Wahrheit des Satzes, daß der Gang normaler und natürlicher Bewegung nicht ungestraft verlassen wird und daß jeder Ausschreitung in der einen Richtung die Compensation durch eine solche in der andern immer nahe zur Seite steht«. In dieser Hinsicht werden Beispiele angeführt, wie wichtige Artikel, deren Preis in der Schwindelperiode auf mehr als das Doppelte gestiegen war, in diesem Jahre dauernd, weit unter den Betrag ihrer Herstellungskosten gesunken sind. Zur Errichtung der betreffenden 13 chemischen Fabriken sind ursprünglich 24,690,000 Mark in Actien emittiert worden und am Schlusse des Jahres 1875 war der Gesamtcourswerth derselben nur noch 5 Millionen Mark, so daß drei Vierteltheile des Capitals als verloren gegangen anzusehen sind.

Die Herren Gehe & Co. unterstützen daher nachdrücklichst das jetzt von so vielen Seiten gestellte Verlangen, daß die bessernde Hand des Gesetzgebers zunächst die schreiendsten Mißbräuche des Actienwesens abstelle, wozu vor Allem die mangelhafte Verantwortlichkeit der Leiter und Vorstände der Actiengesellschaft gehört. Mit Recht wird bemerkt, wie die verderblichen Folgen dieses Umstandes auf die Untergrabung der geschäftlichen Moral überhaupt zurückwirken müssen, »denn in dem rücksichtslosen Umgehen mit dem anscheinend herr-

losen Eigenthum der Actiengesellschaften schult sich das fahrlässige und zuletzt das eigennützige Gebahren mit dem fremden Gute überhaupt«.

Der bekannten Reuleaux'schen Erklärung, daß es leider die Richtung der deutschen Industrie geworden sei, sich durch Billigkeit um jeden Preis hervorzuthun, wobei die Qualität nothwendig immer schlechter werden müsse, wird unbedingt und aus vollster Ueberzeugung zugestimmt. Zur Bestätigung werden in den Berichten mehrfach im Droguenfache eingerissene Ungehörigkeiten näher beleuchtet und auf Vorkehrungen hingewiesen, wie »den durch die überhandnehmende Unsolidität mit allgemeiner Discreditorung bedrohten Gewerbständen« in einigen Beziehungen vielleicht zu helfen sein möchte.

Wir müssen es uns versagen, um diese Anzeige nicht zu sehr auszudehnen, auf andere in den vorliegenden Berichten erörterte wichtige Desiderien der deutschen Volkswirtschaft näher einzugehen. Einen hochwichtigen Gegenstand aber, den der Chef der Firma seit langen Jahren auf Grund umfassender eigener Erfahrungen beharrlich verfolgt hat, wollen wir aus denselben zum Schlusse auch hier zur Sprache bringen, nämlich die Mißstände im Eisenbahnfrachtwesen. Mit Entschiedenheit wird von der angestrebten Einführung des sogenannten »Elsässischen Wagenraumtarifs« abgerathen und die mit demselben verknüpften Unzuträglichkeiten ausführlich besprochen. Dagegen werden die noch immer unerfüllten Ansprüche in Bezug auf vernunftgemäße Tarification, unter Ausschließung der Differentialfrachten und Rabatttarife, Feststellung angemessener Lieferungsfristen und Schadenersatzpflicht der Bahnver-

waltungen bei Nichterfüllung ihrer Verpflichtungen um so eindringlicher aufs Neue geltend gemacht. Als glänzendes praktisches Vorbild für die deutsche Gesetzgebung zur endlichen Herbeiführung der nothwendigsten Reformen in den jetzt so heillos verwirrten deutschen Eisenbahnverhältnissen, welche Reformen nicht durch die Vertröstung auf weit aussehende großartige Projecte ins Ungewisse verschoben werden sollten, wird das »von den Gegnern consequent todtgeschwiegene Schweizerische Bundesgesetz vom 20. März 1875, den Transport auf Eisenbahnen betreffend« hervorgehoben.

Aus vorstehenden Bemerkungen wird, wie wir hoffen, sich eine genügende Entschuldigung entnehmen lassen, daß diese Blätter ausnahmsweise eine Anzeige einfacher Handelsberichte gebracht und dieselben der Aufmerksamkeit auch wissenschaftlicher Kreise empfohlen haben.

S.

H. M. S. Challenger N. 7. — Report on Ocean Soundings and Temperatures, Atlantic Ocean 1876. — 19 S. Hochquart mit 2 Holzschnitten im Text und 6 Karten.

Wir beeilen uns zur Ergänzung unserer Mittheilungen über die Berichte von der Challenger-Expedition in St. 40 dieser Bll. das Erscheinen des vorliegenden Schlußheftes dieser Berichte anzuzeigen, welches zwar nur zwei kurze Berichte vom 15. Febr. und 24. Mai 1876, über die Heimreise von Valparaiso nach Spithead, umfaßt, aber noch mehrere ganz besonders interessante Beobachtungen und Zusammenstellungen



bringt, von denen wir hier doch ein paar andeuten müssen. Zunächst ist zur Berichtigung unserer Bemerkung (a. a. O. S. 1253 Note) über den von Capt. Nares vermutheten tiefen Canal, der das kalte antarktische Wasser dem tropischen Theile des Atlantischen Oceans zuführt, hervorzuheben, daß Capt. Frank T. Thomson, der Nachfolger des Capt. Nares im Obercommando, allerdings der Erforschung dieses Canals die von Capt. Nares versprochene Aufmerksamkeit zugewendet, und denselben auch aufgefunden hat, und zwar wie Capt. Nares als sehr wahrscheinlich bezeichnete, in der Nähe der Ostküste von Süd-Amerika.\* »Wir verließen die Falklands-Inseln« heißt es in dem Berichte des Capt. Frank T. Thomson aus Montevideo vom 15. Febr. 1876« am 6. Febr. und fanden auf der Passage nach Montevideo unter  $41^{\circ} 54'$  S. Br. und  $54^{\circ} 48'$  W. L. die Bodentemperatur von  $31^{\circ},3$  in der Tiefe von 2,425 Faden. Dies ist offenbar der Antarktische Strom, welcher (i. J. 1873 vom Challenger, s. Berichte N. 1 p. 11) zwischen St. Paul's Rocks, Fernando Noronha und der Küste von Süd-Amerika gefunden wurde«. Daß dieser Strom damals zwischen Bahia und Tristan da Cunha der Beobachtung entging, rührt daher, daß wegen eines Falls von Gelbem Fieber das Schiff unvorzüglich kälteres Wetter zu erreichen streben mußte und dabei Tieflothungen nicht dem Lande nahe genug vorgenommen wurden. Capt. Th. nahm sich deshalb vor auf der Weiterreise die Breite dieses kalten Gürtels zu bestimmen und führte auf der Ueberfahrt nach Tristan da Cunha 12 Tieflothungen aus. Von diesen ergaben acht, zwischen  $36^{\circ} 9'$  S. und  $48^{\circ} 22'$  W. und  $37^{\circ} 45'$  S. und  $33^{\circ} 0'$  W., eine mittlere Bo-

dentemperatur von  $31^{\circ},4$  und Tiefen zwischen 2,440 und 2,900 Faden.

Nach den Reiseberichten des Capt. Th. folgen dann noch sehr interessante Zusammenstellungen und Erörterungen über die ermittelten allgemeinen Temperatur- und Tiefenverhältnisse des Atlantischen Oceans und das daraus abzuleitende Bild der verticalen Configuration seines Beckens von dem Staff-Commander T. H. Tizard, aus welchen Folgendes noch besonders bemerkenswerth erscheint.

Die Temperaturen des Wassers unter der Oberfläche sind beträchtlich kälter auf der Ost- oder der Atlantischen Seite von Süd-Amerika als auf der westlichen oder der Pacifischen. Die niedrigste Bodentemperatur auf der Westseite war  $34^{\circ}$ , während sie auf der Ostseite bis auf  $31^{\circ},3$  fiel. Die Isotherme von  $35^{\circ}$  hielt sich auf der Westseite durchschnittlich in einer Tiefe von 1,400 Faden unter der Oberfläche, wobei sie nur zwischen 1,150 und 1,450 F. wechselte, wogegen sie auf der Ostseite zwischen 200 und 1650 F. lag. Die Isotherme von  $40^{\circ}$ , die sich auf der Westseite in einer mittleren Tiefe von ungefähr 380 F. hielt, variierte hier nur zwischen 320 und 420 Faden, wogegen sie auf der Ostseite zwischen 50 und 430 F. schwankte und in gleicher Proportion variierten die Isothermen über  $40^{\circ}$ . — Wie in den Oceans auf der Ost- und der West-Seite von Süd-Amerika, so zeigten sich auch in dem ersteren im südlichen Atlantischen Ocean bedeutende Unterschiede zwischen seinem östlichen und westlichen Theile. In der westlichen Hälfte der Section zwischen Montevideo und Tristan da Cunha variierten nach 15 auf der Hin- und Rückreise ausgeführten Tiefmessungen die Tiefen zwischen 1,715 und

2,200 F. und dabei betrug die Bodentemperatur zwischen  $31^{\circ}$  und  $31^{\circ},_6$  d. h. sie war niedriger als sie irgend sonst, ausgenommen in der unmittelbaren Nachbarschaft der Arktischen Regionen gefunden worden, wogegen sie in der östlichen und flachsten Hälfte dieser Section  $32^{\circ},_8$  bis  $34^{\circ},_7$  betrug. — Zwischen Tristan da Cunha und Ascension wechselte die Tiefe zwischen 2,020 und 1,240 Faden ab, doch sank dabei die Temperatur am Boden nirgends bis auf  $35^{\circ}$ , sondern hielt sich zwischen  $35^{\circ},_8$  und  $37^{\circ},_8$ . Zwischen Ascension und dem Aequator nahm die Tiefe zu, indem sie zwischen 1,800 F., nahe bei Ascension, und 2,350 Faden wechselte, und dabei war die Temperatur am Boden viel kälter und sank in einem Falle sogar bis  $32^{\circ},_7$ .

Als allgemeines Ergebniß stellt sich nun für die Temperatur über einen großen Theil des Atlantischen Oceans diese Eigenthümlichkeit heraus: Wenn die Tiefe unter 2000 Faden ist, so finden wir die Temperatur am Boden niedriger als in irgend einer darüber liegenden Schicht, wenn aber die Tiefe 2000 F. übertrifft, so ist die Temperatur am Boden nahe gleich derjenigen in dieser Tiefe, wobei es gleichgültig ist, um wie viel die Tiefe des Bodens 2000 Faden übertrifft; und dies gilt für drei Viertheile dieses Oceans. In dem übrigen Viertel sind die am Boden gefundenen Temperaturen viel niedriger als in den anderen Theilen und dieser vierte Theil findet sich nicht an den äußersten Enden, wo die Temperatur der Oberfläche eine viel größere Kälte zeigt, sondern er nimmt den ganzen westlichen Theil des Südatlantischen Oceans nordwärts bis zum Aequator ein. Näher betrachtet ergibt sich nämlich Folgendes: Wenn man eine imaginäre Linie vom Französischen

Guayana nach der westlichsten der Azoren zieht und von da nordwärts, so beträgt auf der Westseite dieser Linie der Unterschied der Temperatur in 2000 F. übertreffenden Tiefen nur  $1^{\circ}$ , nämlich zwischen  $34^{\circ},4$  und  $35^{\circ},4$  und im Mittel ist in dieser westlichen Section die Bodentemperatur in 2000 Faden übertreffenden Tiefen gleichmäßig zu  $35^{\circ}$  anzunehmen. Auf der Ostseite jener Linie hält sich die Bodentemperatur in 2000 Faden übertreffenden Tiefen zwischen  $34^{\circ},8$  und  $35^{\circ},8$  und beträgt im Mittel  $35^{\circ},3$ . — Zwischen Tristan da Cunha und dem Cap der Guten Hoffnung wurde dagegen die Bodentemperatur in 2000 F. übertreffenden Tiefen viel niedriger gefunden, nämlich zwischen  $32^{\circ},9$  und  $34^{\circ}$  und ist im Mittel zu  $33^{\circ},5$  anzunehmen. Daraus folgt nahezu mit Gewißheit, daß die gleiche Bodentemperatur von  $35^{\circ},3$ , welche in dem ganzen östlichen Theil des Atlantischen Oceans herrscht, südwärts nicht weiter sich erstreckt als bis zu einer von Tristan da Cunha nach dem Cap der Guten Hoffnung gezogen gedachten Linie. Daraus ergibt sich, daß eine nahezu gleichförmige Bodentemperatur über drei Vierteltheile des ganzen Beckens des Atlantischen Oceans herrscht. In dem übrigen Theil, nämlich von der Ostküste von Süd-Amerika bis zu einer Tristan da Cunha mit Ascension verbindenden Linie und vom Aequator südwärts wurde die Bodentemperatur ohne Ausnahme kälter gefunden als die in irgend einer darüberliegenden Tiefe, mochte die Tiefe 500 oder 2,900 Faden betragen und diese Temperatur variierte zwischen  $31^{\circ}$  und  $33^{\circ},5$ . Es zeigt sich also, daß die höchste in diesem Theile des Südatlantischen Oceans (wo die Tiefe 2000 Faden übersteigt) gefundene Temperatur kälter ist als die nie-

drigste Bodentemperatur, welche in irgend einem andern Theile des Atlantischen Oceans gefunden worden, und daß Wasser von einer Temperatur von  $32^{\circ},5$  im westlichen Theile des Südatlantischen Oceans sich nahe bis zum Aequator verbreitet, wogegen in dem übrigen Theil dieses Oceans die mittlere Bodentemperatur  $2\frac{1}{2}^{\circ}$  wärmer ist und scheint diese Verschiedenheit so weit bisher ermittelt, durch eine ziemlich scharfe Linie getheilt zu werden.

Was nun die Ursache dieser Beschränkung des kälteren Wassers auf den Boden der westlichen Hälfte des Südatlantischen Oceans betrifft, so giebt der Verf. darüber folgende Aufschlüsse.

Eine Untersuchung der in diesem Oceane ausgeführten Lothungen mit gleichzeitiger Berücksichtigung der am Boden gefundenen Temperaturen führt zu dem Schluß, daß das Bett dieses Oceans durch eine Reihe von Höhenzügen (*ridges*) in zwei große Bassins getheilt wird, von welchen das eine den ganzen westlichen Theil des Nordatlantischen Oceans einnimmt, während das letztere sich der ganzen Länge des Oceans nach auf seiner Ostseite ausdehnt und daß das kalte Wasser in dem westlichen Theile des Südatlantischen Oceans dem Umstande zuzuschreiben ist, daß zwischen dem Boden dieses Theils des Oceans und dem des Antarktischen Oceans keine Scheidewand oder Schwelle (*obstruction*) vorhanden ist, daß vielmehr jener nur einen Busen oder eine Zunge (*tongue*) des Antarktischen Oceans bildet. Der jene beiden großen Bassins trennende Höhenzug ist zuerst von dem V. St. Schiff »Dolphin« entdeckt. Aus den im März 1876 von dem Challenger ausgeführten Lothungen zwischen Tristan da Cunha und Ascension ergibt sich nun weiter ein Höhenzug mit weniger als 2000

Faden Wassertiefe zwischen diesen beiden Inseln und nach einigen im N. von Ascension ausgeführten Lothungen der »Hydra« und der »Gazelle« ist zu schließen, daß dieser Höhenzug von Ascension aus in der Richtung nach N. N. O. bis unter ungefähr  $2^{\circ}$  S. und  $10^{\circ}$  W. fortsetzt. Zwischen dieser Position und St. Paul's Rocks haben verschiedene Lothungen ebenfalls unter 2000 Faden Tiefen ergeben, so daß der Höhenzug von der genannten Position unter  $2^{\circ}$  S. und  $10^{\circ}$  W. nach St. Paul's Rocks in der Richtung nach W. zu N. fortläuft. — Westwärts von St. Paul's Rocks zur Dolphin Ridge fehlt es noch an Tieflothungen, doch erscheint es wahrscheinlich, daß der Höhenzug von St. Paul's Rocks in der Richtung gegen W. N. W. zur Dolphin's Ridge fortsetzt, indem im Norden dieser Linie die Bodentemperaturen  $2\frac{1}{2}^{\circ}$  wärmer sind als auf ihrer Südseite. Um diese drei Höhenzüge zu unterscheiden, schlägt der Verf., indem er für den durch den Dolphin zuerst bekannt gewordenen den Namen »Dolphin-Range« annimmt, vor, den zwischen Tristan da Cunha und Ascension »Challenger Ridge« und den die Dolphin- und Challenger Höhenzüge vereinigenden »Connecting Ridge« zu nennen.

Diese Namen werden nun auch von der Wissenschaft aufgenommen und festgehalten werden müssen. Denn daß die hier gegebene und von dem Verf. auch durch noch weiter ins Detail gehende Betrachtung der ermittelten Temperaturverhältnisse noch specieller nachgewiesene Darstellung der allgemeinen Configuration des Atlantischen Beckens hinlänglich begründet ist, scheint uns nicht zweifelhaft. Zunächst ist es nun die Aufgabe der Wissenschaft, die durch die Challenger Expedition für die physische Geographie

der Oceane gewonnenen reichen Materialien sich anzu-eignen und wissenschaftlich zu verwerthen. Hoffen wir, daß das bald geschehen und daß namentlich auch Hermann Berghaus in Gotha durch die Modification, welche seine schöne Karte des Atlantischen Oceans (von 1867 mit Nachträgen bis 1872, N. 12 des Stieler'schen Handatlases) durch die eben dargelegten Resultate der Challenger-Expedition erfahren hat, veranlaßt werden möge, diese Arbeit wieder aufzunehmen und in Verbindung mit Professor Petermann, der in seinen »Mittheilungen« keine neue geographische Entdeckung für die Wissenschaft zu verwerthen versäumt, überhaupt auch die seitdem durch die Untersuchungen des »Challenger« und der »Gazelle« über die Oceane in so reichem Maaße gewonnene neue Kunde in so vortrefflichen Karten, wie wir sie aus der Geographischen Anstalt zu Gotha zu empfangen gewohnt sind, dem geographischen Studium zugänglich zu machen.

Unter den diesem Hefte beigegebenen Karten ist noch besonders die sechste (Diagram showing the deep Bassins of the Atlantic Ocean) hervorzuheben, welche nicht allein eine sehr dankenswerthe Erläuterung zu den in diesem Hefte dargelegten Ansichten über die verticale Configuration des Atlantischen Beckens gewährt, sondern auch als Vorarbeit für eine neue Karte des Atlantischen Oceans, wie wir sie aus dem genannten Institute erwarten, von Werth sein wird, da sie zum ersten Male den ganzen Atlantischen Ocean bis zum 40° S. Br. umfaßt, während die erwähnte Berghaus'sche Karte nach den damaligen Materialien nur noch den Nordatlantischen Ocean bis zum Aequator darstellen konnte.

Wappäus.

Reisen in Central-Amerika von Arthur Morelet. In deutscher Bearbeitung von Dr. H. Hertz. Mit eingedruckten Holzschnitten und 7 Illustrationen in Tondruck. Zweite Auflage. Wohlfeile Volksausgabe. (Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit. Zehnter Band). Jena, Hermann Costenoble 1876. VIII und 362 S. 8°.

Den vier übereinstimmend lobenden Recensionen dieses Buches gegenüber, welche (aus »Ueber Land und Meer«, der Kölnischen Zeitung, der Illustrierten Zeitung und dem Literarischen Anzeiger für das evangel. Deutschland) dieser neuen Titel-Auflage zur Empfehlung beim Publicum beigegeben sind, können wir doch nicht um-

hin auch wieder auf unsere Kritik dieser angeblichen deutschen Bearbeitung der Reisen von Morelet in diesen Bl. 1872. S. 1671 ff. aufmerksam zu machen, in welcher wir dies Buch keineswegs empfehlen konnten, weil wir gefunden, daß es gar keine Bearbeitung des von Verleger und Herausgeber mit Recht gerühmten aber von Beiden sicherlich niemals auch nur gesehenen Reisewerks von Morelet brachte (welches übrigens damals schon fünfzehn Jahre alt war), sondern, ohne dies zu sagen, nur eine Uebersetzung einer populären in englischer Sprache erschienenen Bearbeitung derselben, die das Original oft kaum wiedererkennen läßt und z. B. von den Morelet'schen größtentheils werthvollen Illustrationen keine einzige, sondern dafür solche aus anderen Werken bringt, die zu der Reisebeschreibung von Morelet meist wenig passen und selbst Gegenstände darstellen, die M. gar nicht gesehen hat, während auch viele Stellen im Text der Arbeit des Hrn. Dr. Hertz deutlich verrathen, daß dieselbe nicht aus dem Französischen übertragen sein kann. — Daß diese Kritik, die wie wir bestimmt wissen, der Verlagshandlung wenigstens nicht unbekannt geblieben, in dieser neuen als »Wohlfeile Volksausgabe« erscheinenden (aber doch mit einem Preise von 8 und 10 Mark noch recht hoch angesetzten) Auflage gar nicht erwähnt wird, kann nicht eben auffallen, betrüben muß es aber, daß nun diese neue Titel-Auflage sich mit vier gleichmäßig lobenden und empfehlenden Recensionen aus den verbreitetsten und angesehensten deutschen Zeitschriften beim Publicum einführen kann, weil dies wiederum zeigt, mit wie ungenügender Sach- und Litteraturkenntniß in diesen Zeitschriften, welche doch so große Ansprüche auch auf die Verbreitung geographischer Kunde in den Kreisen der Gebildeten erheben, geographische Recensionen und Leitartikel geschrieben werden und was man darin dem deutschen Publicum bieten darf. — Was soll man aber dazu sagen, daß auch diese neue kaum ausgegebene Titel-Auflage dieses Machwerks als »Volksausgabe« bereits ihren eifrigen Lobredner in einer deutschen Zeitschrift (»Die Natur« 1876. N. 48) gefunden hat, welche sich auf dem Titel sogar Orga des »Deutschen Humboldt-Vereins« nennt?

Wappäus.



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 49.

6. December 1876.

Rom und Karthago in ihren gegenseitigen Beziehungen 513—536 u. c. (241—218 v. Chr.). Von Otto Gilbert, Dr. phil. Docent und Bibliothekssecretär d. Univ. Göttingen. Leipzig, Duncker u. Humblot 1876. IV und 216 SS.

Der Unterz. hat in dieser in 6 Capp. (I. Die Quellen. II. Die Occupation Sardiniens 516. III. Rom und Karthago bis zum Tode des Hamilkar 524. IV. Hamilkar, Hasdrubal, Hannibal. V. Der Vertrag des J. 529. VI. Sagunt) zerfallenden Schrift zunächst nachzuweisen gesucht, daß der Rechtsstandpunct Karthago's Rom gegenüber in der Zeit nach dem ersten punischen Kriege ein unanfechtbarer, daß bei allen Differenzen und Reibereien dieser beiden Mächte stets auf Rom's Seite die Initiative und das Unrecht liegt. Daneben wird nachzuweisen gesucht, daß die uns erhaltenen Quellen in stetiger Progression eine Beeinflussung durch die mündliche Tradition und damit eine fortschreitende Entstellung der Thatsachen zu Gunsten Roms, dessen Politik Karthago gegenüber reingewaschen

werden soll, aufweisen. In Dio (resp. Zon.), Diod., App. glaubt der Unterz. die unverfälschte Darstellung des Fabius zu erkennen, mit welcher Annahme er sich an früher ausgesprochene Ansichten anderer Gelehrten anschließt, wie denn schon Niebuhr den Bericht des Dio, Mommsen den Bericht des Diod. auf Fabius zurückgeführt hat, in Bezug auf App. die Abhängigkeit von Fabius oft hervorgehoben ist. Durch die mündliche Tradition des Scipionenkreises glaubt der Unterz. die Darstellung des Pol. beeinflusst, während ihm die annalistischen Darstellungen in noch höherem Grade die Spuren der die Wahrheit verfälschenden Tradition aufzuweisen scheinen, bis dann schließlich die Epitomatoren eine völlige Verschiebung der Thatsachen geben.

Es sei gestattet, im Anschluß an diese Anzeige noch ein Fragment Cato's hier zu besprechen, welches in der Arbeit selbst keine Stelle gefunden hat, unzweifelhaft aber hierher gehört. Mommsen (roem. Chron. 322 f.) erklärt die Worte Cato's (fr. 84. Peter): *deinde duo et vicesimo anno post dimissum bellum, quod quattuor et viginti annos fuit, Carthaginienses sextum de foedere decessere*, so, daß er in ihnen die Zahl der überhaupt je von Karthago geschehenen Vertragsverletzungen erkennt. Mir ist das nicht wahrscheinlich. Die Worte sind sicher einer längeren Auseinandersetzung entlehnt, in der Cato, der erbitterte Feind Karthago's, die Schuld am Hannibalischen Kriege den Karthagern allein zuwies. Die Datierung dieses sechsten Vertragsbruches als im 22sten Jahre nach dem Vertrage des Catulus geschehen scheint mir weit eher darauf hinzuweisen, die ganze Reihe dieser Vertragsverletzungen eben nach dem Ende des ersten punischen Kriegs zu

setzen, das erwähnte foedus als das bestimmte des Catulus zu fassen. Die Worte Cato's waren danach so zu verstehen, daß die Karthager im zweiundzwanzigsten Jahre nach dem Frieden des Catulus diesen zum sechsten Male verletzten. Ohne Zweifel hatte Cato vorher die 5 übrigen Vertragsbrüche gleichfalls gegeben, um die Schuld Karthago's als über jeden Zweifel erhaben darzustellen. Suchen wir daher festzustellen, ob die hier erwähnte Zahl der Differenzen zwischen Rom und Karthago mit den uns bekannten übereinstimmt. Als erste Vertragsverletzung sind unzweifelhaft die Differenzen zu fassen, die zur Occupation Sardiniens führten. Was den nach diesem Ereigniß geschlossenen Frieden betrifft, so scheint aus den Worten Appian's καὶ τὸς τὰς προτέραις συνθήκαις ἐπιγράφη und Polyb's ἐπισυνθήκαις ἐποίησαντο τοιαύτας hervorzugehen, daß die Bestimmungen desselben nicht in einem besonderen Friedensinstrument verzeichnet, auf einer besonderen Tafel aufgestellt wurden, sondern daß dieselben als Nachträge dem Friedensvertrage des J. 513 angefügt wurden: das einmalige τὰς περὶ Σαρδόνος συνθήκαις Pol. III, 28, 1 widerspricht dem nicht. Insofern war es formell richtig, wie es Cato gethan zu haben scheint, (mehrere der folgenden Vertragsverletzungen beziehen sich auf Sardinien) diesen nachträglichen Vertrag mit dem ursprünglichen Frieden des Catulus zusammenzustellen, die Bestimmungen dieses und jenes einheitlich aufzufassen, eine Verletzung des letzteren als Verletzung des ersteren anzusehen. Und wenn die Abtretung Sardiniens ebenso wie die Siciliens auf Einer Urkunde stand, so würde es sich auch leicht erklären, wie es kam, daß von den späteren Schriftstellern die Abtretung beider Inseln als

durch Einen Friedenstractat erfolgt dargestellt wird.

Die zweite von Cato behauptete Vertragsverletzung wird sich auf die Differenz des J. 518 beziehen, die mit der abermaligen Tributaufgabe von Seiten der Römer endete; die dritte auf die Differenz des J. 521, in Folge deren die Römer von Karthago nochmals einen Tribut forderten, nach dessen Ablehnung jedoch von Seiten der Karthager die Römer es gerathen fanden, den für diesen Fall angedrohten Krieg nicht zu beginnen. Einen vierten Vertragsbruch hat Cato ohne Zweifel in der angeblichen Absicht der Karthager gesehen, im Frühjahr 524 Rom zu überfallen, in Folge dessen die Römer jene verunglückte Expedition nach Spanien machten, die ohne weitere Ergebnisse auslaufend mit gegenseitiger wiederholter Anerkennung des status quo endete.

Kann man mit Sicherheit den Angriff Hannibals auf Sagunt als die fünfte von Cato den Karthagern vorgeworfene Vertragsverletzung ansehen, so bleibt es zweifelhaft, welche That-sachen wir auf den sechsten Bruch beziehen sollen. Es wäre zwar nicht undenkbar, daß von Einer Differenz zwischen Rom und Karthago keine Kunde zu uns gedrungen wäre: doch ist mir dieses unwahrscheinlich. Die eingehend von Dio-Zon. dargestellten Beziehungen zwischen Rom und Karthago in der Zeit von 513—524 lassen nur sehr schwer die Annahme einer weiteren in die berichteten einzuschiebenden Differenz zu; daß aber vor 529 längere Zeit verstrichen war, während welcher die Römer sich nicht um die spanischen Angelegenheiten bekümmert hatten, hebt Pol. bestimmt hervor, w denn auch für die folgenden Jahre der Vertrags

des J. 529 die Verhältnisse regelte. Endlich paßt auch in die Zeit nach 533, als die Römer ihre spanische Politik wieder ernstlich aufnahmen, nirgends eine weitere besondere Differenz, als über die unsere Quellen, wenn auch zerstückelt, so doch genügend, berichten. Ich kann die Worte Cato's nur so verstehen, daß er im Anschluß an die mündliche Tradition, durch die sich auch Pol. wohl beeinflussen läßt, angenommen hatte, Hannibal sei unmittelbar nach Eroberung Sagunts, vor der formellen Kriegserklärung, über den Ebro gegangen, welches letztere Ereigniß Cato also richtig noch ins J. 535 gesetzt zu haben scheint. Habe ich diese Version als bei Valerius gegeben in meiner Schrift nachgewiesen, so würden wir in Cato einen noch älteren Vertreter dieser Darstellung zu sehen haben. Der Umstand, daß diese letzte Vertragsverletzung sich auf das foedus des J. 529 bezieht, daß also Cato eigentlich nur von fünf Verletzungen des Friedens des Catulus — neben einem Bruche des mit Hasdrubal 529 abgeschlossenen Vertrags — sprechen konnte, findet in der Annahme einer leichten Ungenauigkeit des Cato seine genügende Erklärung.

Otto Gilbert.

---

Studien zur Sokratisch-Platonischen Literatur.  
B. 1. Der Platonische Staat. Von A. Krohn.  
Halle, Verlag von R. Mühlmann, 1876. XII und  
385 S. 8°.

Als ich in diesen »Anzeigen« 1875 St. 23  
Krohn's »Sokrates und Xenophon« besprach,  
äußerte ich zum Schluß, das Geleistete aner-

kennend, daß es in Zukunft leichter sein werde, auch diejenige Quelle der Sokratik in gesteigertem Maaße fruchtbar zu machen, welche uns in den Platonischen Schriften fließt.

Nun macht der Verf. der früheren Arbeit in der oben genannten Schrift selber den ersten Schritt in dieser Richtung, jedoch so, daß er, wie er sich ausdrückt, einen Umbau beider, der Sokratik und des Platonismus, vorbereiten helfen will.

Wie Krohn recht wohl weiß, ist für unsere Kenntniß der Sokratik die Uebereinstimmung des von Platon Gegebenen mit dem von Xenophon Ueberlieferten von entscheidender Bedeutung.

Bei Vergleichung beider legt er einestheils das Ergebniß seines früheren Buchs zu Grunde. Als Theile der Schutzschrift, wie er den ächten Rest der Memorabilien betitelt, gelten ihm, wie aus meiner oben erwähnten Anzeige erinnerlich sein wird, Buch I Cap. 1; 2 excl. § 29—48; Cap. 3 excl. § 8—15; Buch III Cap. 9; Buch IV Cap. 1; 6 excl. § 1—12; 7; 8 § 11. Was er andernteils von dem Platonischen Staat mit diesen Stücken der Xenophontischen Denkwürdigkeiten vergleicht ist ein nach seiner Ansicht, für den ursprünglichen Entwurf zu haltender Theil desselben. Indem es mir passend scheint, zunächst auf die Vergleichung einzugehen, weiß ich, daß ich den wesentlichen Inhalt der ganzen vorliegenden Arbeit, soweit er sich auf den Nachweis jenes ursprünglichen Entwurfs mit erstreckt voraussetze. Es bilden nämlich nach Krohn Bücher 2—4 und 8 und 9 des Platonischen Staats, erstere mit Ausnahme der Anfangscapi des 2. Buchs, letztere mit Ausnahme der Weise für den Satz, daß das gerechte Leben

wahrhaft förderliche sei, ein zeitlich und sachlich Zusammengehöriges. Diese Masse ging dem 6. und 7. Buche sicher, dem 5. wahrscheinlich voran; nur jener Beweis ist später, als das 5. Buch. Das 10. Buch aber ist vor dem 6. und 7. Buch und auch (nach S. 239) vor dem 5. Buch geschrieben. Das erste Buch sammt den ersten Capiteln des 2., elenktischen Charakters, sind früh geschrieben und fallen noch vor den ursprünglichen Entwurf. Von diesem scheint Platon, als er jene Partie verfaßte, noch kein sicheres Bewußtsein gehabt zu haben (S. 310), obwohl er doch am Schlusse des 1. Buchs auf die Seele hin lenkt, wo die Gerechtigkeit, wie alle Tugend und Untugend, ihren Grund und ihren Sitz hat (S. 320).

Auf den kritischen Inhalt des Buchs und auf dessen Zusammenhang mit der Vergleichung komme ich zurück. Vorläufig scheint mir nach dem Stande unserer Forschung über die Sokratik das Recht unanfechtbar, aus den beiden Hauptquellen gewisse Partien darauf anzusehen, ob sie übereinstimmende Züge oder Stücke von ihr geben. Was die Platonischen Schriften betrifft: so haben wir keine urkundlichen und unzweifelhaften Zeugnisse dafür, welche unter ihnen es sind, die mehr oder minder reine Sokratik enthalten. Man darf daher die Sokratik ebenso im Staate suchen, als in irgend einer anderen Schrift und immerhin ist die aus der von Krohn angestellten Vergleichung sich ergebende Uebereinstimmung Platonischer und Xenophontischer Ueberlieferung der Beachtung werth.

In der Kürze skizzirt und resumirt sind die von Krohn unter 32 Nummern (S. 361—382) aufgezählten Uebereinstimmungen zwischen dem

ursprünglichen Entwurf des Platonischen Staats und der Xenophontischen Schutzschrift folgende:

Beide haben denselben Begriff der σοφία. Dem Begriffe ist eine praktische Abzweckung eigen und die σοφία ist nichts anderes als die Staatskunst.

Beide setzen die Naturanlagen mit dem Staatszweck in Verbindung. Der Platonische Erziehungsentwurf ist mit derselben Beachtung der natürlichen Anlagen gemacht, welche bei Xenophon die Naturanlagen mit dem Zweck des Staats in Zusammenhang bringt. Der Platonische Staat ist die Ausführung des von Sokrates gestellten Postulats, daß die auf Grund einer bestimmten φύσις Erzogenen das Gemeinwohl begründen sollen.

Beide schildern diese φύσις als ausgestattet mit den gleichen Eigenschaften und auf Grund eben dieser φύσις hat Platon den Dreistände-Staat eingerichtet.

Beide machen in Darstellung dieser φύσις einen ähnlichen Gebrauch von den Analogien der Thierwelt; beide haben fast bis aufs Wort ähnliche Ansichten über die größere Verderbniß ursprünglich reicher begabter Naturen durch schlechte Erziehungsweise.

Der Xenophontische Sokrates empfiehlt gleichmäßig wie der Platonische die Tüchtigkeit in irgend einem Berufe als Ziel des Strebens. Das Mittel dafür ist bei beiden gleichmäßig das μανθάνειν und μελετᾶν. Wie Sokrates beim Xenophon in Folge deß Gewicht auf die Gewöhnung legt, so geht beim Platon die Sokratische Weisheit auf die vernünftige Ordnung der Seele, wie sie durch Zucht und Gewöhnung herangebildet wird. Ueber die ἀργία denkt Sokrates bei beiden ähnlich.



Uebereinstimmend sprechen sich Xenophon und Platon über das Fernhalten derjenigen von den Staatsgeschäften aus, die keinen Beruf dafür haben.

Der Gedanke beim Xenophon, daß der beste Staatsredner derjenige sei, der innere Fehden zu beschwichtigen und Eintracht zu fördern wisse, ist der Schlüssel zu einer der fundamentalsten Anschauungen des Platonischen Staats. Darauf beruht ein Theil seiner pädagogischen Vorschriften, darauf, daß er den Wächtern im Staate den Eigenbesitz entzieht, darauf seine Lehre von der zur Einheit des Staats erforderlichen Gränze seines Umfangs und seiner Größe, endlich darauf auch, was er von der Weiber- und Kinder-Gemeinschaft enthält.

Der Maaßstab, an dem der Sokrates der Schutzschrift die Wahrheit mißt, ist das Nützliche; im Platonischen Staat spielt das Nützliche die größte Rolle.

Bei Beiden die gleiche Lehre, daß alle Tugend σοφία, Weisheit, sei; denn wie dies Xenophon als Sokratischen Satz referiert, so beruht darauf bei Platon der Zusammenhang der Gerechtigkeit mit den anderen Tugenden und außerdem sind bei beiden die Aussprüche über die σωφροσύνη und die ἀνδρεία übereinstimmend. Der Platonische Staat hat, so meint Krohn, seine vier Cardinaltugenden geradeswegs aus dem Xenophon und die Uebereinstimmung erstreckt sich bis auf eine scheinlose Einzelheit, indem bei Beiden die Skythen und Thraker einmal beispielsweise zur Erläuterung ähnlicher Ansichten über die Tapferkeit angezogen werden. So kennt auch Platon im ersten Entwurf seines Staats nicht den Mittelbegriff der δόξα, sondern nur, wie Xenophon, den einfachen Gegen-

satz von Weisheit und Unwissenheit, hat ferner auch denselben Klimax nur, wie dieser: *πιστήμων — σόφος — ἀγαθός*.

Der Satz von der Unfreiwilligkeit der schlechten Handlung, den Platon ausführlich bespricht, ist auch Xenophon (memor. III, 9, 5 vergl. mit Cyrop. III, 1, 38) nicht unbekannt.

Die Ansichten Beider über den relativen Werth und Unwerth der Astronomie, sowie über den Nutzen des Messens, Zählens, Bestimmens begegnen sich und zwar ebenfalls bis zu einer auffallenden Aehnlichkeit im Gebrauche derselben Ausdrücke.

Wie endlich Beide eine verwandte Sokratische Vorstellung über Gott und das höchste Wesen mittheilen, wobei hinsichtlich Xenophons nur seinem apologetischen Standpunkte einige Rechnung zu tragen ist, so referiren sie ebenfalls gleichmäßig über die zurückhaltende Stellung des Sokrates zu früheren Philosophemen, sowie über seine Ansicht, eine besondere Seelenexistenz betreffend, und über den ihm eigenen edlen Stolz auf seine geistige Freiheit und sittliche Selbstgenügsamkeit.

Wie gesagt, die Uebereinstimmung in den angeführten Punkten ist beachtenswerth. Dieselbe ist in den meisten Fällen evident und durch Belege klar. In einigen Punkten freilich scheint die einfache Natur der Sache von selbst die Gleichheit einzuschließen und in andern geben die Folgerungen zu bedenken, wie sich z. B. fragen läßt, ob der Sinn jenes Xenophontischen Satzes, daß der beste Staatsredner derjenige sei, der innere Fehden zu beschwichtigen und Eintracht herzustellen wisse, geradewegs zu der von Platon darauf gebauten staatlichen Einrichtungen führe und nicht andere Einrichtungen

demselben Gedanken ebensogut entsprächen, oder ob behauptet werden kann, daß Platon seine psychische und politische Trichotomie, sammt den vier Cardinaltugenden so einfach aus derselben Quelle habe, nach der Xenophon über die *φύσις*, die Psyche und die Tugenden referirt. Ich gedenke bei dieser Gelegenheit noch der im ächten Rest der Memorabilien IV, 1, 2 sich findenden Stelle über das *ἔργον*, durch welche Xenophon das von Platon betonte Intensive der Sokratischen Liebe zu bestätigen scheint.

Wer sich nun vor der Wichtigkeit der Resultate einer solchen auf Herausschälung der Sokratik gleichzeitig aus dem Platonischen Staat und der Xenophontischen Schutzschrift gerichteten Studie nicht verschließt, der wird Krohn das Recht zu seiner kritischen Erörterung über ersteren, nämlich über den Platonischen Staat, nicht bestreiten. Sind wirklich von Xenophon überlieferte Sokratische Gedanken im Staat, so erhält dem Umstande gegenüber, daß traditionell diese Schrift als das, den eigenthümlichsten Platonischen Gedankenschatz zusammenfassende einheitliche Kunstwerk betrachtet zu werden pflegt, die Prüfung über die Genesis des Werks ihre unbestreitbare Berechtigung. Die Frage nach der Uebereinstimmung jener Sokratischen Gedanken mit dem ureigenen Platonischen ist am Platze. Auch der Zweifel an dem einheitlichen Kunstwerk ist verständlich, wenn entweder jenes Sokratische oder aber das eigenthümlich Platonische einen Theil der Schrift mehr, als einen anderen durchzieht und ausfüllt, ohne daß sich Beides mit einander hinlänglich vermitteln läßt.

Krohn's vergleichendes Zurückgehn auf die Sokratik ist also anerkennenswerth und wir

möchten dies Verdienst auch in einer andern Richtung, in einer Formfrage, bedeutungsvoll nennen.

Es kommt ihm nämlich darauf an, schon an der Sokratik weniger den elenktischen Zug, als den positiv lehrenden Charakter mit Entschiedenheit zu betonen; er hat über die Sokratische Dialogik seine eigenen Ansichten und giebt darauf nicht allzuviel. Von dieser Ansicht aber ist nur ein Schritt zu der Annahme, daß Platon ebensoviel, wie Xenophon, das von Sokrates Gebotene in einer entsprechend lehrhaften, soll heißen construirenden Form frühzeitig zu verwerthen Anlaß nahm. Krohn weist an mehreren Stellen, meistens in *Aperçus* und Seitenblicken, jene Meinungen zurück, denen Platon's erste schriftstellerische Versuche keine anderen Erzeugnisse bilden, als die gewöhnlich dafür genommenen kleinen elenktischen oder andern Dialoge. Natürlich aber tritt er ferner auf dieser neuen Grundlage auch der vielverbreiteten Ansicht entgegen, daß der Staat um seines constructiven Charakters halber in die spätere Zeit fallen müsse, eine Ansicht, gegen welche sich freilich auch wohl mancher andere Forscher über den Platonismus schon gesträubt hat, dem die eigenthümliche Art des construirenden Verfahrens im Staat zum Bewußtsein kam und wie so ganz anders es sei, als z. B. im *Timäos*, und der das Nachholen, das Vervollständigen von einem Buch ins andere, das Episodische in ganzen Partien nicht übersah.

Krohn kann dabei natürlich die von Platon als Form seiner Gedankenmittheilung durchgängig beobachtete Gesprächsweise nicht läugnen, nicht so weit sein Mißtrauen gegen die Sokratische Dialogik ausdehnen wollen. Er wil

eben nur, daß Platon jene Form in positiv aus-einandersetzen-der lehrhafter Art frühzeitig be-nutzte und giebt, da er das erste Buch des Staats, worin der Elenchos herrscht, vor dem ursprünglichen Entwurf geschrieben sein läßt, auf der anderen Seite auch den frühen Gebrauch derselben Form in elenktischer Richtung zu.

Die Sokratische Grundlage des Platonismus oder dessen Ausgang aus der Sokratik gewinnt in Krohn's Betrachtungsweise formal und mate-riell an Deutlichkeit und Greifbarkeit und es ist ihr das, meine ich, zum Verdienst anzurech-nen. Es ist eine entschieden andere Weise, als z. B. die Schleiermachersche, die wesentlich auf der wohl großartigen, aber doch einseitigen Be-trachtung und Gliederung des traditionell über-lieferten Platonischen Schriftencomplexes beruht und die daher und weil sie von einer kritischen Vergleichung mit Xenophon absah einen Sokra-tischen Ausgang des Platonismus eigentlich gar nicht kennt. Von anderen Platonischen For-schern wiederum ist zwar der Sokratische Ausgang vielfach erwähnt, aber nicht in dem Sinne, in welchem ihn Krohn gewürdigt haben will, dem es nicht genügt, daß man sich dafür an einzelnen aus der überlieferten Zahl der Ge-spräche hält, ohne zuvor einen festen Begriff von Form und Inhalt der Sokratik gewonnen zu haben.

Vielleicht, daß bei der Krohn'schen Weise die Begabung und das philosophische Ingenium Platon's Manchem zu kurz zu kommen scheint, ich meine, daß ein Platon, der sich so entschie-den, wie Krohn es will, erst der praktischen Ethik des Sokrates anlehnt und dann allmählich erst sich von den früheren Grundsätzen mehr und mehr entfernt, als ein ganz anderer dasteht,

als jener Schleiermachersche, von Anfang an von der Ahnung seiner gesamten Philosophie durchdrungene Platon.

Meinerseits hatte ich in meiner Schrift über Sokrates Gelegenheit zu mancher mit der Krohn'schen Auffassung, so weit ich jetzt noch sehe, sehr wohl stimmenden Aeußerung und ich war, wie mich dünkt, keineswegs so weit davon ab, den Zusammenhang des Platonischen Staats mit der Sokratik in gleichem Sinne zu nehmen, wie Krohn, indem ich als Ziel der Sokratischen Ethik die Entwicklung der vernünftig-sittlichen Anlage des Menschen bezeichnete (S. 106) und sie den Weg dahin durch den Staat und die ihm dienende Gesellschaft einschlagen ließ, wenn ich ferner behauptete, daß von Sokrates die persönliche Tugend behandelt sei im Zusammenhange und nach Analogie der gesellschaftlichen und politischen Tugend und hinzufügte, daß sie auch von Platon in diesem Geiste entwickelt sei. Ich bemerkte wohl, daß die Darstellung der Ethik in der Parallelität der politischen und persönlichen Tugend, die sich bei Platon im Staate fände, über das hinausgehe, was Sokrates hatte, meinte aber, daß ihre Keime in der Sokratik lägen und daß die Ansicht des Sokrates der Platonischen darin ähnlich gewesen, daß sich die Allgemeingültigkeit und Wahrheit aller Tugend, dem Scheine in den weiten Verhältnissen des Lebens gegenüber, an dem Einzelnen nur zur vollen Anerkennung bringen lasse, wenn sie gleichzeitig auch am Staate erkannt werde. Eben dieser Gedanke würde, so war meine Ansicht, als der Keim des umfänglichen Organismus bezeichnet werden können, für welchen ihn Plato in dem Staate als leitenden Faden entwickelte. Ich benutzte zum Beweise da-

für zum Theil Stellen aus Xenophon, die auch Krohn für ächt gelten und könnte mich demgemäß recht wohl mit Krohn über die nähere oder entferntere Ableitung der psychischen Dreigliederung und des Dreistände-Staats aus der Sokratik vergleichen. Ueberdies war ich schon damals überzeugt von der in die ganze Platonische Anschauung tief einschneidenden Veränderung, welche die Betrachtung im Staate erfährt, wenn im 2. bis 4. Buche die Gliederung der gesammten Theile des Staats der Gerechtigkeit typisch zur Darstellung dient, während im 6. und 7. Buche dagegen ein Glied vorwiegend, nämlich das der herrschenden Philosophen, dem Guten zu ähnlicher Darstellung dient (vergl. in meinem »Sokrates« die Anmerkung auf S. 111). Mir lag es nur in jener Monographie nicht ob, auf diesen Gegenstand weiter einzugehen und darauf hinzuweisen, daß jener der Sokratik näher sich anschließende Theil vom 2. bis 4. Buche in der That eine auf physiologischen Grundlagen beruhende Ethik enthalte, sehr verschieden von der auf idealen Hypothesen sich gründenden Ethik im 6. und 7. Buche. Vielleicht bestätigt sich aber in diesem Falle zwischen Krohn und mir nur die bekannte That- sache, daß dem Einen die Andeutung, dem Andern das entscheidende Wort vorbehalten ist.

Es ist nicht uninteressant, zu beobachten, wie Krohn den ursprünglichen Entwurf ausgearbeitet denkt, nämlich keineswegs als ein Werk aus einem Gusse oder an einem Faden, vielmehr brüchig, abhängig von Eingebungen, sogar in der Grundstimmung- und richtung wechselnd. Wär' es auch nur um des Reizes des Contrastes halber, nachdem wir, wie Krohn klagt, mit dem Lobe der künstlerischen Einheit

und Formvollendung lange genug gesättigt worden sind — ich kann mich nicht enthalten, ihm ein Stück auf seinem Wege zu folgen und will resumierend einige seiner Kernstellen über die Entstehungsgeschichte des in Betracht kommenden Theils hier folgen lassen.

Die beiden Grundprincipien, die den Bau des Platonischen Staats bestimmen sind in der Wechselbeziehung der psychischen und politischen Erscheinungen zu suchen. Die Methode der Untersuchung ist genetisch. Der Staat gilt als Product menschlicher Bedürftigkeit.

Aber Platon giebt, sobald er auf die Erziehung gekommen ist, das historische Werden preis. Er beabsichtigt, zugleich die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in einem werdenden Staate zur Erscheinung zu bringen; auf der andern Seite treibt ihn der Gedanke seines Ideals. Er stellt nun erst den Gerechtigkeitsstaat hin und entschließt sich später, den ungerechten in einem zweiten Bilde zu schildern (420 c).

Aber auch diesem geänderten Entschluß des vierten Buchs entspricht seine Ausführung nicht; denn 444 c entdeckt er, daß es eine Art der Tugend giebt, dagegen unzählige Arten des Schlechten.

Bemerken wir, sagt Krohn S. 34, daß Platon 420 b definitiv die Absicht aufgibt, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in demselben Staate erscheinen zu lassen. Von dieser Meinung hatte er vorher nichts verrathen; im Gegentheil bereitete er durch die Idee der *πολυπῶσα πόλις* — des Luxus-Staats — die Uebersetzung vor und sprach sie aus, daß beide gleichzeitig in demselben Gemeinwesen zur Erscheinung gebracht werden sollten. Wenn er unmittelbar darauf, 420 c — *αὐτίκα δὲ τὴν ἐναν*



*τιαν σκοπούμεθα* — die Absicht kundgibt, das Gegenbild zu zeichnen, so überzeugt man sich, daß er für den Fortgang seines Werkes nicht einmal eine Skizze bereit hatte. Und bedenkt man, daß das *ἀντίκτα* erst nach drei dazwischen liegenden Büchern zur Wahrheit wird, obwohl in ganz anderer Weise, so war einiger Anlaß gegeben, diese Bücher nach ihrem differenten Gehalt zu prüfen, was trotz K. Fr. Hermanns Fingerzeig nicht geschehen ist. Im Gegentheil man erwärmte sich für das aus einem Geiste geschaffene Kunstwerk.

Schon S. 7 aber heißt es: „In dem Werke eines großen Denkers, der den Ertrag der Geistesarbeit nach so vielen kleineren und größeren Dialogen zusammenfaßt, ist diese Unregelmäßigkeit eine merkwürdige Wahrnehmung. Die Lösung liegt, meint Krohn, auf dem Felde, auf dem sie Platon selbst bezeichnet hat: *ὅπη ἂν ὁ λόγος ὥσπερ πνεῦμα φέρεη, ταύτην ἰτέον*. „Ein reicher Geist über einer verfallenden Welt, der nach Hilfsmitteln sucht; im Suchen sieht man ihn werden und wachsen.“

Wieder heißt es (S. 27), in Anlaß der Stelle über die vereinte Wirkung des Musischen und Gymnastischen zur Erzeugung von Besonnenheit und Muth, namentlich der Stelle 411: Wir machen Platon den Gehalt seiner Gedanken nicht streitig; bedenken wir, daß wir hier an der Schwelle der Psychologie stehen, so bewahrt auch das minder Vollkommene sein ungeschmäleres Verdienst. Aber das systematische Geschick in ihrer Verkettung erscheint uns doch zweifelhaft, so daß an einen Autor, der seine Gedankenarbeit übersah, nicht gedacht werden kann. Er kannte nicht einmal den Bauriß, ging aber mit einer divinatorischen Idee ans Werk,

der guten Sache und dem angeborenen Genius vertrauend.

Ich habe schon gesagt, daß nach Krohn die *φύσις* diese Idee, dies Princip für die Bildung des Musterstaats ist, kein metaphysischer Begriff, kein transcendentales *ὄν*, einzig der Gedanke, daß die Kräfte der Seele die Phänomene der Menschenwelt bestimmen und erklären, daß der Grund der Tugend im Herzen der Dinge wohne. Und darin, glaube ich, hat er nicht Unrecht, ebenso wenig, als wenn er Platon damit auf Sokratischem Boden stehen sieht, da die Ethik des Sokrates von psychischem Leben durchaus erfüllt war und nichts falscher wäre, als wenn man den Sokratischen Satz, daß Wissen, *σοφία*, Tugend sei, einseitig von theoretischem Wissen verstände, statt von einer Tugend, welche die Energie der Weisheit selber ist, sei es in ihrer Bezeugung, in dem handelnden Einzelnen, sei es in den Schöpfungen der Gesellschaft und des Staats.

Demgemäß hat Krohn das Recht, den Standpunkt des Realismus im Anfang, d. h. im 2. Buche, zu betonen und die Parallelen aus dem Thierreich dahin zu rechnen. Es sei dieser Standpunkt noch weit ab von der Idee des Guten im späteren Theil; S. 17 meint er gar im Rückblick auf die mitgetheilten Vorschriften für die Wächter-Disziplin jedes philosophische Element für vollständig abwesend erklären und die Bildung der Soldaten derjenigen, die Xenophon in der Cyropädie lehrt, vollständig gleich nennen zu dürfen.

Dann hat Krohn S. 49 eine Ansicht über die für das Nacheinander der Darstellung des Dreistände-Staats und derjenigen der dreieggliederten Seele sich geltend machenden Motive Platon:

nach der ein Parallelismus nicht beabsichtigt sei. Wenn Platon, so heißt es, die Principien der Staatslehre auf psychologischer Basis entwickeln wollte, so kam er über die Schwierigkeiten der ungeheueren Aufgabe nicht hinüber. Er wollte aus dem Theil das Ganze begreifen; aber die Natur der Theile kannte er nicht.

Ob Krohn durch diese und ähnliche für den nach der gewöhnlichen Ansicht so planvoll und so übersichtlich, so stoffbeherrschend schreibenden Platon nicht eben schmeichelhaft klingende Bemerkungen seine Ansicht über den am Schlusse des 5. Buchs eintretenden Wendepunkt des Werkes plausibel machen wollte? Am Ende seiner Erörterung über das 5. Buch (S. 101) lautet es resumierend: Aber wie mühsam orientiert sich Platon auf dem Boden der Realität! Wie konnte man in dieser Darstellung ein wirkliches Kennzeichen reifen durchgebildeten Denkens wiederfinden? Die begriffliche Existenz geht ihm so unvermittelt auf, daß er weder für die Hütung seiner früheren Schätze Sorge trägt, noch für ihren wissenschaftlichen Nachweis genügende Auskunft trifft. Wunderbar aber muß es berühren, daß man die Wiege des Platonischen Gedankens in das Stadium seiner reifsten Kraft versetzen, daß man beispielsweise den wohl ausgewachsenen Phädrus diesem philosophischen Naturzustande vorausgehend denken konnte. Ein metaphysisches Moment, das er aufdeckt, hat den ganzen Bau nicht sowohl in Bewegung gebracht, als ihn aus seinem Fundament gehoben. Mit der Entdeckung des *αὐτό* folgt die Erhebung zum ewig Seienden, das nicht mehr die Harmonie der Seele, sondern die Vertiefung in ein intelligibles Schema in Anspruch nimmt. Der moralisierende Sokratiker hatte den ersten

Entwurf geschrieben, der Metaphysiker fand eine wahrere Wesenheit.

Ohne Zweifel klingen Krohn's Ausstellungen manchem Ohre hart. Ich meinestheils habe in dem erwähnten »Sokrates« auf den Mangel in der durchstehenden typischen Vergleichung der psychischen und politischen Dreigliederung nur leise hingewiesen, bin jedoch eben deshalb von dem schärferen Urtheil Krohn's weniger betroffen. Wem es nicht so geht, der möge, bevor er Krohn verdammt, denn doch auch erwägen, daß er für die Platonische Behandlung Worte der Anerkennung hat und jedenfalls ihre Sokratische Grundlage höchlichst billigt. Diese Grundlage ist vorhanden. Wenn der Staatsmann — ich wiederhole die Worte aus meiner Schrift S. 113 — in dessen königlicher Kunst dem Sokrates auch nach Xenophon die Tugenden gipfeln, mit dem Wohle des Staates, dessen Förderung seinen Beruf als Staatsmann bildet, das eigene Wohl gleichzeitig fördert — wer kann da die der Sokratik charakteristische Tendenz auf die Harmonie des größten Gefüges menschlicher Thätigkeit auf Erden, des Staates, mit dem Gleichklange seiner persönlichen Kräfte verkennen? Richtet sich das Auge auf die mit einander correspondierenden Glieder, so findet es in Uebereinstimmung mit denselben wohl auch für die Mittelglieder die dem Ganzen entsprechende Stellung. Damit springt dann der in ihm enthaltene Keim für den Platonischen Staat wiederum hervor. Es soll (auch von Krohn nicht) keineswegs die Grundlage dieses Staats in ihrem Mangel hervorgehoben werden (wenn auch die Gebrechen des von Platon darauf gebauten Gefüges nicht übersehen werden.

Für die Forschung über den Platonismus ist

ein solches auf Grund sicher erkannter Sokratik fortschreitendes Verfahren jedenfalls von erheblichem Nutzen und wenn namentlich die Platonische Ideenlehre in Folge desselben in einem neuen Lichte erscheinen sollte, so wäre auch das von Vorthail. Aus Krohn's Arbeit fallen auf sie verschiedene Streiflichter nur; vielleicht bleibt deren Zusammenfassung einem der mehreren Bücher vorbehalten, die uns der Titel des vorliegenden in Aussicht stellt.

Ohne alle gegenseitige Verbindung ist darnach der frühere Standpunkt Platon's der etwa als physiologisch-psychischer zu bezeichnen ist, mit dem späteren idealen durchaus nicht. S. 145 sagt Krohn: In den ersten Büchern studiert Platon den Mikrokosmos, im 6. Buche geht ihm der Makrokosmos auf. Eins nahm er auf seinen universalen Standpunkt mit hinüber: das Ideal der Seele geht als Idee der Welt von Neuem auf. Von ihr stammen die *εἰδή*, welche die intelligible Wahrheit des Kosmos sind; das Gute hat sie selbst in ihn hineingelegt. Viel später, S. 298, bemerkt er darauf: Erst im 7. Buche wird die Seele in das Spiel des Weltprocesses verflochten, indessen das *φρονῆσαι* bleibt in unzerstörbarer Kraft dem Objectiven entgegengestellt. Hätte Platon die Idee der Objectivität mit seinem psychologischen Princip vermischt, auch die Seele der Idee unterstellt, so wäre der Begriff der ewig gleichseienden Idee überhaupt unerklärbar. Denn die Seele ist Kraft und Wirken, *ὁλκισιπραγία*. Wenn die Ideenlehre überhaupt mit dieser zusammenhängt, so mußte der *νοητός κόσμος* paradeigmatische Formen in lebendigster Betriebsamkeit beherbergen. Wie hätte sich Platon auch die »Eine Idee der Seele« denken können, wenn er lehrt, daß die Gaben verschied-

den vertheilt sind, daß die *φύσις* der Seele auf weit fortgehender Differenzirung beruht? Welcher universale Begriff faßt die Wesenheit der Seelenformen, auf denen Platon den Dreistände-Staat begründet sieht? Höchstens der einer thätigen Kraft, in der die ganze Errungenschaft seiner Psychologie zu Grunde gegangen wäre. Und diese Kraft müßte sich wieder ihrer Energie entäußern, um der gleichförmigen Ruhe des *νοητὸς κόσμου* homogen zu werden.

Mir sei, bevor ich Krohn in Darlegung der Entwicklungsgeschichte der Ideenlehre, von welcher obige Bemerkungen schon einen Theil bilden, etwas weiter folge, eine Bemerkung erlaubt.

Er läßt, meine ich, bei Verallgemeinerung der Betrachtung auf den Makrokosmos oder das gesammte All Platon die Seele die Rolle als Vermittlerin spielen. Ob er meint, daß sich die aus der Sokratic herausgenommene Seelenlehre in diesem Sinne für den Platonischen Weiterbau hinlänglich befähigt zeigte? Wenn das, dann muß sich bei Platon auf irgend eine Weise in dem Proceß doch auch der Sokratische Begriff sublimirt haben, weil dem Sokrates die begriffsbildende Thätigkeit eine durch und durch psychisch-ethische Action war und so zu sagen Fleisch und Blut hatte. Wie kommt es dann aber, daß Krohn S. 191 und sonst fordert, daß man der Vorstellung entsage, daß Platon's Idee sich aus dem Sokratischen Begriffe entwickelt habe?

Allerdings deckt sich die Idee nicht mit dem Begriff und Sokrates, dem der Begriff nicht bl das Subjective, sondern auch das Objecti fixirte, vergaß über die Verwandtschaft d. menschlichen Wesens mit dem göttlichen, d er annahm, in ächt humaner Weise keineswe

die Gränze des Menschlichen. Aber auch, wenn man dieser Umstände inne ist, kann doch der Gedanke einer Entwicklung der Platonischen Idee aus dem Sokratischen Begriffe nicht unge-reimt genannt werden, wenn Krohn selber die  $\psi\upsilon\chi\eta$  die oben erwähnte Vermittlungs-Rolle zu dem Platonischen Standpunkte spielen läßt und wenn in dieser  $\psi\upsilon\chi\eta$  der Begriff beim Sokrates sozusagen die Kern- und Centalkraft bildet. Und wir wissen ja, wenn in der Ideenlehre Platon's ein Ueberbieten des Sokrates liegt, wie sich dieses Ueberbieten durch die den Ideen anhaftenden Schwierigkeiten bitter genug gerächt hat. Deß wären schon die unendlich verschiedenen Ansichten über die Bedeutung der Lehre hinlängliche Zeugen. Krohn's Forderung scheint also nur denjenigen gegenüber einen Sinn zu haben, welche den Sokratischen Begriff einseitig von seiner formalen oder logischen Seite fassen.

So darf er allerdings nicht gefaßt werden. Der Sokratische Begriff, z. B. der vom Staate, ist vielmehr ein höchst lebendiger, ein das gesammte individuelle, gesellschaftliche und politische Vermögen und Dasein der Menschen bestimmender. Er war als solcher in der Entwicklung der Griechischen Philosophie gewiß etwas Neues. Krohn mag (S. 91) mit einigem Recht gegen Schleiermacher polemisiren, der das Erwachen der Idee des Wissens und der ersten Aeüßerungen desselben als den philosophischen Gehalt des Sokrates bezeichnete, er mag mit einigem Rechte andeuten, daß der, wie er äußert, in den Jahrhunderten vor Sokrates schon in allen Räumen der Welt heimisch gewordenen Griechischen Wissenschaft eine solche Idee zu finden nicht nothwendig war: — gleichwohl aber verliert deshalb der von Sokrates gefundene Be-

griff weder seine neugestaltende Bedeutung als solche, noch seinen bestimmenden Einfluß für den Platonismus, gesetzt auch dieser hätte dem durchaus für das Diesseits, für das Menschliche berechneten Begriffe durch seine Metaphysik eine unberechtigte und als ungenügend sich erprobende Anwendung gegeben.

Wenn es außerdem an dieser Stelle mir scheinen will, daß es von Bedeutung für unsere Kenntniß des Platonismus ist, auch die anderen Quellen, außer der Sokratik, soweit sie fließen, mit Vorsicht zu benutzen, um die Entwicklung der Ideenlehre zu verstehen, so will ich doch darauf kein Gewicht legen und jedenfalls Krohn das Recht nicht bestreiten, diese Entwicklung allein am Staate, mit Absehn von allen anderen Schriften und Quellen, zu verfolgen. Es ist ein ebenso gutes Recht, als ihm vorher für die Herausschälung der Sokratik zur Benutzung bestimmter Partien aus Platonischen und Xenophontischen Schriften zustand. Ich gehe daher auf Krohn's Standpunkt und mit seinen Worten. nun noch etwas näher auf die gedachte Entwicklungs-Geschichte ein.

Bis zum Schlusse des 5. Buchs giebt es, so sagt Krohn, den Terminus *εἶδος* nach dem classischen — soll heißen idealen — Sinne des Platonismus nicht; *ἰδέα* nur mit einer bezeichnenden Einschränkung. Allerdings aber folgt der Verschiedenheit des begrifflichen Wesens und seiner Erscheinungsweise schon die Theilung der *διάνοια* in *γνώμη* und *δόξα*, d. h. es folgen Ansichten, denen gegenüber eine ganze Reihe vor Ergebnissen des ursprünglichen Entwurfs aufgegeben ist.

Krohn entwirft dann (S. 122 u. ff.) folgendes Bild von der Entwicklungsstufe, wie sie sich in



6. Buche zeigt: Das Tugendideal hat einen doppelten Ursprung; es wird erkannt durch Reflexion als innerer Besitz bevorzugter Naturen, es wird wiedergefunden als eine irgendwo auch außen befindliche metaphysische Existenz. Wir beharren aber bei der Ansicht, daß Beide Nichts mit einander gemein haben können; denn Platon faßte das metaphysische Wesen als nie rein in seinem Erscheinungsmodus aufgehend, die paradigmatische Seele als sich in adäquater Thätigkeit verwirklichend. Platon sah den Widerspruch nicht. Der doppelte Trieb, das Ideale als realisirbar zu denken und es wiederum dem widerspruchsvollen Werden entgegenzustellen, hat ihn in den Synkretismus festgebannt. Nun ging aber Platon von einer richtigen Ahnung aus; dafür war er der Genius. Die sittlichen Eigenschaften sind nicht außen befindliche Existenzen, sondern der Seele inhärirende Kräfte. Dort werden sie ein Gegenstand beschaulicher Erkenntniß. Das war sein erster Standpunkt. Wir gehen dagegen über diese Erkenntniß hinaus und glauben an eine höhere Vollkommenheit als sie je uns zu Theil werden kann. Ihr Urbild können wir nicht in uns finden und verlegen es an einen metaphysischen Ort oder sind versucht, es zu thun. Das war sein zweiter Standpunkt. Offenbar ist dieses Urbild nur eine Aeußerungsweise uns mitgegebener idealer Kräfte, welches in abgetrenntem Dasein zu denken das Räthselhafte nicht verständlicher macht. Uns ist diese Hypostase im strengen Denken nicht mehr geläufig, obwohl sie ihre Berechtigung hat. Das Dasein eines idealen Verlangens ist ein Element der Menschheit; wir scheinen dadurch auf eine übersinnliche Welt gewiesen, aus der es stammt, zu der es zurückstrebt. Nichts würde daran hin-

dern, ein Ideal dort anzunehmen, wenngleich die Hypostase von Adjectiven kaum einem Verständniß mehr begegnen wird. Dagegen das Ideal als eine Einheit verbundener Eigenschaften, als ein geläutertes Paradeigma der menschlichen Natur, kann als Moment vernünftiger Vorstellung begriffen werden, da es nur den Glauben an ein übersinnliches, von irdischen Schranken befreites Dasein voraussetzt. — Nach dieser Auffassung würden wir uns über das *φύσει δίκαιον*, das dem göttlichen Wesen gleich ist, verständigen können. Ist aber der Widerspruch getilgt? Man kann systematische Anschauungen, die unter sich als Ganzes unvereinbar sind, durch Entwicklung eines Moments als consequent zusammenhängend darlegen; aber der Mißklang verschwindet nicht, wenn sie an dem weiteren Gedankenkreis gemessen werden, auf dem sie wie auf ihrem Hintergrunde aufgetragen sind. Das *Θεον* und *φύσει* sind das metaphysische *αὐτό* in anderem Gewande, das nur mit conträren Attributen in unsere Wahrnehmung treten sollte. Wie weit vergaß sich Platon, daß er seine Philosophen als vollkommene Wesen wiederaufgehen ließ? — Wir fanden ein Zeichen nicht ausgereifter Denkererfahrung in dem Umstande, daß er im 5. Buche ein *δίκαιον* und *ἀγαθόν* mit einem *βαρύν* und *μέγα* coordinirt. Im Verlaufe seiner Entwicklung wurde ihm, obwohl der formelle Ausdruck dafür fehlt, die Ueberzeugung ihrer disparaten Natur nahe gelegt. Er hatte alles Erscheinende in *εἶδη* d. h. in Gruppen getheilt, dann das beharrende *αὐτό* in ihm gefunden. Den Gegensatz Beider stellte er als die umfassendste Generalisation auf und gab dem Geist Organe für Beide. Diese Generalisation war unhaltbar, da die sittliche Welt dem metaphys

schen Begriffe der Beharrlichkeit sich nicht unterwirft. — — Platon hatte daran ein sicheres Gefühl, welches im entscheidenden Falle das metaphysische Statut des 5. Buches vollkommen unbeachtet ließ. Wir können deshalb sagen, daß er sich mit ihm übereilt hatte, so sehr, daß er Attribute der räumlichen und sittlichen Welt arglos in einander warf. —

Diese Stelle ist nur eine von den mehreren für die Entwicklungsgeschichte der Ideenlehre wichtigen bei Krohn, aber sie mag zu zeigen hinlänglich sein, daß oben mit Recht behauptet wurde, daß sein kritisches Verfahren wohl im Stande sei, ein neues Licht über den so vielfach und verschieden aufgefaßten Gegenstand zu verbreiten. Es ist ein Licht, vor welchem Gespräche, wie »Parmenides«, »Sophistes«, »Politikos« in ihrem Platonischen Ursprunge mehr noch zu verschwinden scheinen, als der »Theätetus«, der nach Krohn (S. 210) dicht an die Alexandrinische Epoche hinanreichen soll, oder als die »Apologie«, welche nach S. 335 dem Vf. ebenfalls pseudoplatonisch ist.

Ich wiederhole jedoch, daß es bis jetzt eigentlich mehr nur ein Streiflicht, als ein volles Licht ist, das aus Krohn's Kritik auf die Ideenlehre fällt. Unsere Erwartung aber ist einigermaßen auf die weitere Auseinandersetzung und namentlich darauf gespannt, wie viel aus dem Platonischen Schriften-Complex vor ihm Gnade finden wird. Vor den von Krohn aus dem Staat entwickelten Wandelungen und Wechseln der Platonischen Anschauung sollte es nicht Wunder nehmen, wenn seine Kritik in der Folge mehr noch, als schon jetzt, heftige Anfechtungen erlitte, wenn namentlich, um die Aechtheit dieser oder jener von Krohn verdamnten Schrift zu

retten, auf die Möglichkeit noch weiterer Wandlungen und Veränderungen der Platonischen Entwicklung hingewiesen werden sollte. Wo wäre der Inconsequenz ein Ziel gesetzt, nachdem sie einmal an dem umfassendsten Werke in so ausgiebiger Fülle hervorgehoben ist, und noch vergrößert würde, wenn ich aus Krohn's Erörterung über das 10. Buch die betreffenden Stellen über die veränderten Ansichten Platons von der Zulässigkeit der Dichtkunst, von den Ideen und von der Seele hersetzen wollte?

Aber ich meine schließlich, daß allen, von Krohn's Gegnern aus den dargelegten Inconsequenzen möglicherweise gezogenen Folgerungen in der uns vorliegenden Arbeit doch auch ein Damm entgegensteht, nämlich die aus Vergleichung mit Xenophon gewonnene Sokratische Grundlage des Platonismus, aus der man diesen wachsen und werden sieht und die, wo dieser überwuchert, immer noch als die Wurzel all der üppigen Schößlinge vorhanden sein muß. Sollte ich mich darin irren, daß Krohn in den in Aussicht gestellten ferneren Untersuchungen in der Achtsamkeit auf die gelegte Grundlage nicht nachlassen, vielmehr dieselbe als Directive seine Kritik bestimmen lassen werde: so freilich sehe ich nicht, von welchem großen wissenschaftlichen Nutzen für die Behandlung der Platonischen Schriften es sein könnte, dieselben selbst reden zu lassen, wie es Spengel, dem Krohn nach S. 360 folgt, von den Aristotelischen Schriften fordert. Ein Ankergrund muß doch gegeben sein

Eduard Alberti.

---

**Hemacandra's Grammatik der Prâkrit-sprachen (Siddhahemacandram Adhyâya VIII) mit kritischen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Richard Pischel. 1. Theil. Text und Wortverzeichniß. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1877. 8°. XIV. 236.**

Von dieser ausgezeichneten Arbeit, welche schon vor zwei Jahren vollendet war (vgl. des Herausgebers Dissertation: *De Grammaticis Prâcriticis*. 1874 p. 26), liegt uns nun zu unsrer großen Befriedigung in dem oben rubricirten Werke der erste Band vor. So gern Ref. schon jetzt eine dem Werthe derselben schuldige und entsprechende eingehende Anzeige liefern möchte, so sieht er sich doch durch manche Umstände, insbesondere weil seine Zeit fast ganz von einer Arbeit in Anspruch genommen wird, deren Veröffentlichung er nicht länger aufschieben möchte, genöthigt eine solche bis zur Herausgabe des zweiten Theiles zu versparen und für jetzt sich auf wenige Worte zu beschränken. Zwar hat der Hr. Vf. durch sorgsame Angabe der *Varietas Lectionum* eine eingehende Prüfung seiner Textconstitution ermöglicht, allein mit größerer Sicherheit und, was für den Ref. nicht am wenigsten ins Gewicht fällt, mit geringerem Zeitaufwand wird diese doch erst nach Veröffentlichung des zweiten Theiles grschehen können, welcher die erläuternden Anmerkungen enthalten wird. Allein auch so darf Ref. schon nach kurzer Benutzung dieses ersten mit gutem Gewissen aussprechen, daß der Hr. Vf. ein Werk geliefert hat, welches unter den, der indischen Sprachwissenschaft gewidmeten Arbeiten eine der hervorragendsten Stellen einnimmt. Es macht den Eindruck einer ächt philologischen Arbeit und liefert den Beweis, daß die Hoffnungen, welche des Hrn. Vfs. früher

veröffentlichte, kleineren Schriften und Aufsätze erweckt haben, vollständig berechtigt waren, so wie es denn auch für die zukünftige wissenschaftliche Thätigkeit desselben eine noch günstigere Prognose zu bilden gestattet.

Hematschandra gehört dem 12ten Jahrhundert an, dem Beginn der Zeit, welche man als den Nachsommer und Herbst der wissenschaftlichen Thätigkeit des arischen Indiens bezeichnen darf: arm an selbständigen Schöpfungen von höherer Bedeutung ist sie desto reicher an fleißigen Arbeiten, welche dem Verständniß der überlieferten theils in geringerem, theils höherem Grade dienen. Unter den Männern, welche sich in dieser Weise keine geringen Verdienste um die Literatur und Entwicklungsgeschichte des Indischen Geisteslebens überhaupt erworben haben, nimmt Hematschandra durch seine sprachlichen und religiös-philosophischen Werke eine hervorragende Stelle ein. Die hier veröffentlichte Grammatik der Prâkritsprachen bildet den achten und letzten Abschnitt seiner 'Wortlehre', deren vorhergehende sieben dem Sanskrit gewidmet sind. Sie überragt — wie von dem Hrn. Herausgeber schon in der angeführten Dissertation de Grammaticis Prâcr. p. 12 bemerkt ist — die älteste der bis jetzt publicirten Prâkritgrammatiken — die von Cowell trefflich herausgegebene des Vararutschi — sowohl durch kritischen Geist als Reichthum des Stoffes; sie scheint überhaupt die bedeutendste der Prâkritgrammatiken zu sein, welche Indien hervorgebracht hat und ihre Veröffentlichung in so vollendeter — innerer und — wofür die Verlagshandlung allen Dank verdient — äußerer Ausstattung ist eine der werthvollsten Zierden und Bereicherungen der durch den Druck zugänglicher gemachten Werke der indischen Literatur.

Der vorliegende erste Theil legt in der Vorrede Rechenschaft ab: zunächst (S. VI ff.) über die zur Herausgabe benutzten Hilfsmittel, sechs Handschriften und die in Bombay 1873 (Samvat 1929) veröffentlichte Ausgabe; weiter dann (S. XII ff.) über die in den Erläuterungen (d. h. im 2ten Theil) verworthenen Prâkrittexte.

Dem Texte der Sûtras (d. h. der grammatischen Regeln) sind am Rande Verweisungen auf die entsprechenden der Grammatik der Vararutschi und der noch nicht veröffentlichten des Trivikrama hinzugefügt; die ersteren insbesondere gewähren eine werthvolle Hülfe zum leichteren Verständniß. Vor allem nützlich und dankenswerth ist aber das 53 Seiten (von S. 182 bis 235) umfassende, eng gedruckte Wörterverzeichnis, durch welches schon jetzt eine wissenschaftliche Benutzung der Prâkritsprachen zur Aufhellung der Geschichte der indischen Sprachen ermöglicht wird und zwar nicht bloß in absteigender Linie (der neueren indischen Sprachen), sondern auch in aufsteigender bis zu den uns überlieferten Vedentexten. Nur ungern enthalte ich mich ein und das andre Beispiel für die Bedeutung zu geben, von welcher es auch in letztrer Beziehung ist. Allein meine Zeit gestattet mir nicht jetzt darauf einzugehen; ich hoffe sie in der Fortsetzung der Einleitung in die Grammatik der vedischen Sprache mitzutheilen, in der Abhandlung, welche sich mit dem Einfluß der Volkssprachen auf die uns überlieferten Vedentexte und die Erklärung von Vedenwörtern, deren Bedeutung ganz vergessen war, beschäftigen wird.

Da die Bearbeitung des vorliegenden Werkes schon 1874 vollendet war, so dürfen wir die Veröffentlichung des 2ten Theiles in kurzer Zeit erwarten.

Th. Benfey.

**Hoffnung, Freude und Schmerz. Beiträge zur christlichen Ethik von D. Friedrich Düsterdieck. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1877. IV und 119 Seiten in Octav.**

Die drei innerlich zusammen gehörenden Abhandlungen haben in der von mir gewünschten Vereinigung herausgegeben werden können, da der Verleger der Jahrbücher für Deutsche Theologie, in welchen (1870. 1872) die beiden ersten Arbeiten schon gedruckt waren, mit freundlichster Bereitwilligkeit den Abdruck derselben gestattete. Die dritte Abhandlung über den Schmerz hat zwei Abtheilungen, indem zunächst die heidnische, insbesondere die griechische Anschauung, sodann die christliche, auf die alt- und neutestamentliche Heilsoffenbarung gegründete Anschauung dargelegt wird. Ich habe bei der Darstellung der heidnischen Anschauung unter Vermeidung eines bunten Vielerlei die Charakterisierung des Wesentlichen vor Augen gehabt. Deshalb habe ich namentlich auch in Betreff der griechischen Anschauung, sowohl der philosophischen als auch der dichterisch-volksthümlichen, nach thunlichster Concentration gestrebt. Unter den Dichtern habe ich mich an Homer und vorzugsweise an Sophokles gehalten. Doch ist auch in die eigenthümliche Gedankenwelt des Aeschylus, wegen seines gefesselten Prometheus, wenigstens ein vergleichender Blick geworfen.

Das Ganze ist in dem Sinne geschrieben, daß die ethischen Realitäten des Christenthums noch in voller göttlicher Kraft dastehen und an ihrem Theile eine unersetzliche Selbstverantwortung der evangelischen Wahrheit enthalten.

Hannover.

Dr. Fr. Düsterdieck.

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 50.

13. December 1876.

La Patagonia y las Tierras Australes del Continente Americano por Vicente G. Quesada, Director de la Biblioteca de Buenos Aires. Buenos Aires. Imprenta y librerías de Mayo. 1875. IV und 787 S. gr. Oktav.

Memoria de Relaciones Exteriores i de Colonizacion presentada al Congreso Nacional de 1874. Santiago de Chile. Imprenta de la República de Jacinto Nuñez. 1874. XLIII und 969 S. kl. Quart.

Memoria de Relaciones Exteriores etc. presentada al Congreso Nacional de 1875. Dasselbst. 1875. XXXII und 288 S. kl. Quart.

Nach den von Hrn. Quesada in der Einleitung vorausgeschickten Bemerkungen über die Veranlassung und die Beweggründe zu diesem Werke soll dasselbe keine Geschichte, sondern nur eine Compilation von größtentheils unedirten und anderen bekannten, aber theilweise seltenen Documenten sein, um die Hoheitsrechte der Argentinischen Republik auf Patagonien und die südlichen Länder des amerikanischen Conti-

nents zu beweisen. Das Werk ist aber auch keine officiële Staatsschrift. Es ist entstanden aus Nachforschungen in spanischen Archiven, mit denen der Verf. von der Regierung der Provinz Buenos-Aires beauftragt wurde, während er sich zu Anfang des Jahres 1873 mit Urlaub zum Zweck bibliothekarischer Studien und um Copien von auf die Geschichte des ehemaligen Vice-Königreichs von Buenos-Aires bezüglichen Manuscripten für die Bibliothek zu Buenos-Aires zu erwerben zu Paris befand. Zur Ausführung dieses Auftrages wurde dem Verf. von der Regierung von Buenos-Aires als Compensation die Summe von 5000 Pesas moneda corriente (ungefähr 820 R.Mk.) monatlich auf die Zeit von 6 Monaten und außerdem 30,000 Pesas m. c. für die durch Copien von Manuscripten verursachten Kosten zur Verfügung gestellt. Unerachtet der Schmeichelhaftigkeit des Auftrags lehnte der Verf. denselben anfangs doch ab, weil er der in der Instruction gestellten Aufgabe nicht gewachsen zu sein glaubte, und erst nachdem er wiederholt von dem Präsidenten der Provinz aufgefordert worden, daß wenn das Ganze was gewünscht werde, nicht auszuführen sei, er dadurch sich nicht abschrecken lassen und und das Mögliche thun möge (*que no se arredre y haga lo que sea posible*), begab er sich nach Spanien, um den Auftrag auszuführen. Und daß dies nicht ungenügend geschehen, zeigt gleich die S. 21—44 mitgetheilte Liste der Copien von 101 die Jahre 1534 bis 1782 umfassenden Urkunden des Depósito de Hidrografía zu Madrid und des Archivo General de Indias zu Sevilla, welche er nach Buenos-Aires zurückgebracht und da im 9. und 10. Bde. der *Revista del Rio de Plata* veröffentlicht hat. Eine andere Fruc

dieser Nachforschungen, welche der Verf. auch noch auf die Bibliothek zu München ausdehnte, ist das vorliegende Werk, welches er nach Beendigung seines officiellen Auftrags zum Studium der Ansprüche der Republik auf Patagonien auf Grund der von ihm kennen gelernten Quellen unternahm und nach seiner Beendigung der Regierung der Provinz Buenos-Aires zur Verfügung stellte, welche dasselbe mit großer Anerkennung entgegen genommen und den Druck desselben in tausend Exemplaren angeordnet hat, von welchen dreihundert dem Verf. zur Verfügung gestellt worden sind. Somit verdanken wir das Erscheinen dieses Werks, welches schon durch seine vorzügliche Ausstattung an Druck und Papier, aber noch viel mehr als eines der wichtigsten historischen Werke, welche im spanischen Amerika seit seiner Freiwerdung erschienen sind, für jede Bibliothek eine wirkliche Bereicherung bildet, vornehmlich der Munificenz der portensischen Provinzial-Regierung, der das Werk auch dediciert ist und welche sich dadurch in der That auch um die Argentinische Republik verdient gemacht hat.

Denn obwohl das Werk nicht Anspruch macht auf den Charakter einer Staatsschrift, so wird es doch durch die zahlreichen darin mitgetheilten und erörterten wichtigen Urkunden bei der Beurtheilung der über die Hoheitsrechte auf Patagonien zwischen der Argentinischen Republik und Chile schwebenden Streitfrage für die Ansprüche der ersteren schwer ins Gewicht fallen, ja es könnte sogar zu Gunsten der Argentinischen Republik entscheiden, wenn überhaupt diese Frage nach dem im spanischen Amerika für die Territorialrechte angenommenen Principe des *Uti possidetis* von 1810 entschieden

werden könnte, worüber wir uns natürlich als Laie im Staatsrechte kein definitives Urtheil anmaßen dürfen. Wir wollen deshalb auch in der folgenden Analyse des Inhalts dem Leser vornehmlich nur Andeutungen darüber geben, was das Buch an wichtigen Beiträgen für die Geschichte und insbesondere für die der Entdeckung und Verwaltung des spanischen Amerika's darbietet.

Cap. 1 (S. 53—95) »Legale Antecedentien über die Entdeckung und Eroberung des Rio de la Plata« überschrieben, beabsichtigt genaue Kunde zu geben über die von den spanischen Königen für die Conquista des Rio de la Plata bestimmten Grenzen und den Umfang der den ersten Adelantados angewiesenen Verwaltungsbezirke. Insbesondere werden mitgetheilt die sogen. Capitulationen mit Pedro de Mendoza von 1534 (S. 55), Alvar Nuñez Cabeza de Vaca von 1540 (S. 59), Juan de Sanabria von 1547 (S. 64), Juan Ortiz de Zárate von 1569 (S. 67), durch welche dieselben Vollmacht zu Entdeckungen und Eroberungen empfangen, und ferner ein ausführlicher Bericht des Enkels und Universalerben von Mendoza, des Licenciado Juan de Torres de Vera y Aragon (S. 73). Alle diese Actenstücke werden von dem Verf. eingehend analysiert, um den Beweis zu führen, daß das den ersten Entdeckern und Eroberern in den La Plata Ländern zur Colonisation angewiesene Territorium, aus welchem später das Gobierno und darauf i. J. 1776 das Vice-Königreich von Buenos-Aires gebildet wurde, auch alles Land südwärts bis zur Straße von Magalhaës umfaßte\*), w

\*) *Estrecho de Magallanes*, wie die Spanier sie 1 nennt haben. Der berühmte Entdecker, ein Portugi

unter gewissen Voraussetzungen denn auch vollkommen gelungen zu sein scheint.

Cap. 2 (S. 96—116) behandelt vornehmlich auf Grund von Urkunden aus dem Archivo General de Indias zu Sevilla, die i. J. 1617 vorgenommene Abtrennung eines Theiles von Paraguay wegen zu großer Entfernung der darin gegründeten Städte von dem Gobierno von Buenos-Aires, um auch an dem diesem zuertheilten Territorium zu zeigen, daß dasselbe auch Patagonien mit umfaßte. Schon dies Cap. ist sehr interessant durch das Licht, welches bei Gelegenheit der Verwerthung der mitgetheilten Documente für den Hauptzweck des Verf. auch über die Entdeckung und Colonisation dieses Theiles von Amerika und die damalige Colonialpolitik Spaniens verbreitet wird. In viel höherem Grade noch ist das aber der Fall in dem folgenden Cap. (S. 117—294), welches sehr eingehend die von den Gouverneuren und später von den Vice-Königen von Buenos-Aires über die Küste von Patagonien, in der Magalhaens-Straße und den ihnen benachbarten Landstrichen ausgeübte Aufsicht und Verwaltung erörtert, darauf über die Reisen nach jenen Ländern, die kirchlichen Missionen in denselben und die dort gegründeten Ansiedlungen berichtet und schließlich die Befugnisse und Privilegien der spanischen *Compañía Marítima* darlegt, welche 1787 vornehmlich in der Absicht gegründet wurde, um die Engländer daran zu verhindern an der wegen des Fischreichthums der benachbarten Meere wichtigen und viel besuchten Küste von Patago-

von Geburt, dessen Name auch noch ziemlich häufig in Portugal und Brasilien vorkommt, schrieb sich aber *Magalhaes* (spr. Magaljaens), wir Deutschen schreiben deshalb am besten Magalhaens.

nien sich festzusetzen und welche deshalb speciell nach dem Verf. der Obhut der Regierung von Buenos-Aires als der mit der Verwaltung dieser Gebiete betrauten Oberbehörde unterstellt wurde. Zum ersten Male erhalten wir hier authentische, auf zahlreiche Auszüge aus den Aktenstücken spanischer Archive gegründete Berichte über die Maßregeln des spanischen Hofes zur Sicherung dieses Theiles von Süd-Amerika, woraus hervorgeht, daß die Regierung des Mutterlandes die geographischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse seiner amerikanischen Besitzungen viel besser kannte und in seiner Colonial-Verwaltung viel einsichtiger und thätiger war, als man gewöhnlich annimmt.

In den bisher betrachteten drei Capiteln ist nun das Hauptaugenmerk des Verf. darauf gerichtet, den Leser davon zu überzeugen, daß ganz Patagonien sowohl nach dem Gange der Entdeckungen wie auch durch die in den La Plata Ländern eingeführte Verwaltungs-Organisation von Anfang an einen Theil des Territoriums des Vice-Königreichs von Buenos-Aires gebildet habe, und dabei auch insbesondere die Zeugnisse zu entkräften, welche ein in London lebender Chilene Don Gaspar Del Rio in einem, unten noch speciell zu erwähnenden, an den chilenischen Minister des Auswärtigen gerichteten vornehmlich auf Studien in dem Britischen Museum gegründeten Bericht für die Behauptung beibringt, daß früher mindestens ein Theil von Patagonien der Jurisdiction der Gener Capitanie von Santiago zuertheilt gewesen u daß deshalb die Republik Chile nach dem v den südamerikanischen für die Regulierung ihr Territorien anerkannten Princip des *uti possidetis* von 1810 rechtliche Ansprüche auf Patag

nien habe. Und diese Widerlegung scheint uns denn auch wohl gelungen, zumal wenn man hinzunimmt, was der Verf. darüber noch in seiner Einleitung S. 10 beibringt. So viel nämlich scheint mit Sicherheit aus den von dem Verf. in so reicher Fülle beigebrachten und mit so viel Fleiß zusammengestellten, spanischen Archiven entnommenen Urkunden hervorzugehen, daß bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Hoheitsrechte Spaniens über alle Länder und Inseln im S. von Buenos-Aires und im O. der Andeskette allgemein anerkannt und diese Länder nach der allgemeinen Meinung, wenn überhaupt als Theil eines spanischen Gobierno angesehen, zum Verwaltungsbezirk der Regierung von Buenos-Aires gerechnet sind, mit alleiniger Ausnahme der Falklandsinseln oder der Malvinos, welche nicht zuerst von den Spaniern, sondern von dem Engländer John Davis i. J. 1592 entdeckt, darauf später theilweise von den Franzosen, theilweise von den Engländern in Besitz genommen und auch im Besitz der letzteren gelassen worden sind (vgl. des Unterz. Handb. der Geogr. und Statistik des ehemaligen Span. Amerika S. 924).

In dem folgenden Cap. (S. 295—374) führt der Verf. noch detaillierter die Verhältnisse vor, welche zur Abtrennung des Gebietes des Gobierno von Buenos-Aires von dem Vice-Königreich von Perú und zur Constituierung desselben als Vice-Königreich von Buenos-Aires i. J. 1776 Veranlassung gegeben, um noch bestimmter die Zugehörigkeit von Patagonien zu diesem neuen Vice-Königreich zu beweisen. Und da ist es denn allerdings von Wichtigkeit, daß in dem aus dem Archive von Sevilla mitgetheilten Bestallungspatente des ersten Vicekönigs D. Pedro de Ce-

vallos oder Ceballos (S. 304 u. S. 578) diesem unabhängig von dem Vicekönige von Lima der Oberbefehl in allen (bis dahin) der Audien-  
cia von Charcas angehörigen Districten bis zur Provinz von La Paz, inclusive alle Ciudades und Pueblos übertragen wird »*hasta la Cordillera que divide el reino de Chile por la parte de Buenos-Aires*« (S. 305), wenn gleich nicht Jeder dadurch die westliche Grenze des neuen Vicekönigreichs so klar und terminiert ausgedrückt finden wird, wie der Verf., weil dagegen wohl noch eingewendet werden könnte, daß hier die Cordillere keineswegs bis zur Magalhaens-Straße als Grenze bezeichnet wird, sondern nur der Theil derselben im Westen von Buenos-Aires, worunter die Stadt dieses Namens zu verstehen sei, womit für das Hoheitsrecht über Patagonien nichts entschieden wäre, und scheint dieser Einwand sogar eine bedeutende Stütze zu erhalten durch eine sehr interessante aus dem indischen Archive zu Sevilla (S. 309) mitgetheilten Vorstellung des Cabildo von Santiago de Chile v. J. 1775 gegen die Abtrennung der Provinz Cuyo von Chile. Auch scheint uns noch in Betracht zu kommen, daß in dieser Königl. Resolution dieser Oberbefehl nur zum Zwecke besserer Führung des Krieges gegen die benachbarten Portugiesen ertheilt wird und ganz unabhängig von dem Vicekönig von Lima nur für die Zeit, welche Ceballos in dieser militärischen Expedition beharrt (S. 304). Indeß können wir hier auf diese Frage nicht weiter eingehen und wollen hierzu nur noch bemerken, daß dies Capitel im Weiteren auch noch Zeugnisse für die von dem Verf. vertretene Ansicht aus Urkunden und älteren handschriftlichen geographischen Beschreibungen von Chile beibringt, welche indeß mehr wegen des dadurch



gewährten Einblicks in die spanische Colonialverwaltung bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts als zur Widerlegung der entgegengesetzten Ansichten von Wichtigkeit sein möchten. Viel wird für die Entscheidung darauf ankommen, zu zeigen, welches Territorium damals der Verwaltungsbezirk der damaligen Provinz Cuyo einbegriff, ob dasselbe nämlich im Osten der Andes alles Land bis zur Atlantischen Küste und der Magelhaens-Straße oder nur den schon colonisierten Theil desselben, die jetzigen argentinischen Provinzen Mendoza und San Juan (damals S. J. del Pico oder de la Frontera genannt), welche unzweifelhaft dazu gehörten, umfaßte. Die mitgetheilten Documente geben darüber keine bestimmte Auskunft. Für das letztere haben wir aber gewichtige wissenschaftliche Zeugnisse, namentlich das des auch als geographische Autorität anerkannten Pater Pedro Lozano, der in seiner *Historia de la Compañia de Jesus de la Provincia del Paraguay* (Vol. I. p. 66. 67, Madrid 1755) sagt: »Die Provinz Cuyo, welche der königlichen Audiencia von Chile angehört, ist eine ganz binnenländische (total mediterránea) ohne irgend einen Seehafen in ihrer weiten Ausdehnung, welche 200 Leguas in der Länge und 100 L. in der Breite beträgt und im Osten der Cordillere gewissermaßen dem Reiche Chile parallel läuft« und daß die Provinz Cuyo als Jurisdictionsbezirk in dieser engeren Bedeutung genommen wurde, geht unzweifelhaft aus dem Gesetze über die Errichtung der Audiencia (Obertribunal) von Chile von 1609 hervor, in welchem dieser Audiencia auch alles Land »dentro y fuera del Estrecho de Magallanes y la tierra adentro hasta la provincia de Cuyo inclusive« einverleibt wird\*).

\*) Da Chile vornehmlich auf dies Gesetz von

Nicht minder wichtig für die Geschichte der spanischen Colonialverwaltung sind die Documente, welche der Verf. im folgenden Cap. (S. 375—401) über die Errichtung und die Jurisdictionenbezirke der Obergerichtshöfe in jenem Theile von Süd-Amerika, die Audiencias von Chile, Buenos-Aires und Charcas und über die Errichtung des Vicekönigreichs Buenos-Aires i. J. 1776 mittheilt, aus denen Chile vornehmlich sein Recht auf Patagonien und insbesondere die Magalhaens-Straße herleitet, weil das Patent vom 1. August 1776, durch welches das Vice-Königreich von Buenos-Aires errichtet worden, nur die Territorien der Städte San Juan und Mendoza von Chile getrennt habe, aber nicht diejenigen, welche sich von der Magalhaens-Straße landeinwärts bis zur Provinz Cuyo erstrecken und der Jurisdiction von Chile nach dem oben angeführten Gesetze vom 17. Febr. 1609 angehörten. Augenscheinlich sind aber die Bestimmungen über die mehrfach gewechselten Jurisdictionenbezirke der Audiencias nicht so günstig für die Argentinische Republik auszulegen, wie die über die Verwaltungs-Bezirke; und würde es wohl noch einer viel eingehenderen staatsrechtlichen und histori-

17. Febr. 1609 seine rechtlichen Ansprüche (seine *possession civil o legal*) gründet, so ist es wohl nicht überflüssig die übrigen Bestimmungen über den District der Audiencia von Chile hier mitzutheilen. Es lautet nach der Recopilacion de Leyes de los Reynos de las Indias. T. I. (Libro 11. Titulo XV. Ley XIj.): »En la Ciudad de Santiago de Chile resida otra nuestra Audiencia y Chancilleria Real, con un Presidente etc. — y tenga por distrito todo el dicho Reyno de Chile, con las Ciudades, Villas, Lugares y tierras, que se encluyen en el govierno de aquellas Provincias, assi lo que aora està pacifico poblado, como lo que se reduxere, poblare y pacificar dentro y fuera del Estrecho«.

schen Untersuchung bedürfen, um über die Behauptung des Verf. zu entscheiden, daß das Gesetz vom 17. Febr. 1609 einfach derogiert worden durch das Gesetz vom 2. Novbr. 1661 über die Errichtung, der (1671 jedoch wieder aufgehoben) Audiencia von Buenos-Aires, welche darnach aus den 3 Provinzen Tucuman, Paraguay und des Rio de la Plata bestehen sollte, zu welcher letzteren nach den vorhergehenden Deductionen des Verf. auch alles Land im Süden von Buenos-Aires gehörte. Denn abgesehen davon, daß die oben angeführte königl. Resolution über die Ernennung des Pedro de Cevallos in dieser Hinsicht nichts entscheidet, bleibt es doch auch sehr beachtenswerth, daß in der auf Anordnung eines königl. Patents vom 18. Mai 1680 publicierten Gesetzsammlung für die amerikanischen Colonien (*Recopilacion de Leyes de los Reynos de las Indias* etc. 3. Ausgabe. Madrid 1774, Tomo I. fol. 190) das Gesetz über die Errichtung der Audiencia von Chile (v. J. 1609) noch unverändert abgedruckt ist, also wohl Gültigkeit behalten haben muß.

Im 6., dem Schlußcapitel (S. 403—537) betrachtet der Verf. nun noch die Grenzen zwischen der Argentinischen Republik und Chile auf Grund des »uti possidetis« von 1810, worauf dann schließlich noch die wichtigsten argentinischen und chilenischen Actenstücke aus den bisherigen Verhandlungen dieser beiden Republiken über die sogen. Grenzfrage mitgetheilt werden.

Der Verf. geht bei seiner Untersuchung (S. 404) von dem Art. 39 des i. J. 1856 zwischen der Argentinischen Republik und Chile abgeschlossenen Grenzvertrages aus, welcher wörtlich folgendermaßen lautet: »Ambas partes contratantes reconocen como límites de sus respectivos

territorios los que poseian como tales al tiempo de separarse de la dominacion española el año de 1810, y convienen en aplazar las cuestiones que han podido ó puedan suscitarse sobre esta materia, para discutir las despues pacífica y amigablemente, sin recurrir jamás á medidas violentas, y en caso de no arribar á un completo arreglo, someter la decision al arbitraje de un gobierno amigo. —

Bekanntlich ist der hier angezogene Besitzstand, »*El uti possidetis*« von 1810 anerkanntes Princip des amerikanischen öffentlichen Rechts geworden; wirklich geschlichtet ist aber darnach noch keiner der unzähligen Grenzstreite, welche alsbald nach dem Abfalle der spanischen und portugiesischen Colonien unter den vielen in Mittel- und Süd-Amerika entstandenen neuen Staaten ausgebrochen sind, mit Ausnahme desjenigen zwischen Brasilien und Bolivia, durch Abschluß des Grenztractats vom 27. März 1867 (s. Handb. a. a. O. S. 1285), für dessen Beilegung eine etwas sicherere Grundlage durch die zwischen den beiden Mutterländern abgeschlossenen Grenztractate gegeben war. Durch diese Grenztractate wurden nämlich Untersuchungen und Vermessungen der Grenzgebiete durch besondere zum Theil auch wissenschaftlich trefflich ausgerüstete Grenzcommissionen veranlaßt, welche für die Geographie jener Landstriche überaus wichtig geworden und die auch diese Grenzgebiete so weit kennen lehrten, um in denselben wenigstens gewisse Punkte fest zu legen und durch Grenzsäulen zu bezeichnen. (Und dennoch scheint auch hier die definitive Feststellung der Grenzlinie noch in weiter Ferne zu stehen. Es sind darüber zwischen der brasilianischen und bolivianischen Grenzcommission solche Strei-

tigkeiten entstanden, daß augenblicklich die bolivianische Grenzcommission unter Protest gegen das Vorgehen der brasilianischen Commission sich von der Arbeit ganz zurückgezogen hat). Für die Grenzen zwischen den ehemaligen Provinzen des spanischen Amerika fehlt es aber ganz an solchen Anhaltspunkten. Dieselben fallen meist in ganz unbekanntes Land und werden häufig nur durch den Lauf eines Flusses oder eines Gebirges bezeichnet, von denen man nur ganz vage Kenntniß hatte, und die oft bei wirklicher Untersuchung des Territoriums sich ganz anders ergaben als man vorausgesetzt, oder auch wohl gänzlich fehlten. Zu dieser in den geographischen Verhältnissen liegenden Schwierigkeit kommt nun für den Territorialstreit zwischen der Argentinischen Republik und Chile noch die, daß es sich dabei nicht bloß um ein größeres oder geringeres einem wirklich organisirten Verwaltungsbezirke der einen oder der anderen spanischen Provinz zuertheilt gewesenes Grenzgebiet handelt, sondern um ein Ländergebiet von 16,000 bis 17,000 Q.-M., d. h. von der Größe von Frankreich, Belgien und Großbritannien zusammengenommen, welches unter der spanischen Herrschaft ganz ohne Colonisation und ohne administrative Organisation geblieben und welches zur Zeit der Emancipation der spanischen Colonien gewissermaßen als herrenloses oder derelinquirtes Land anzusehen war\*).

\*) Dieser Fall trifft übrigens mehr oder weniger bei allen Grenzgebieten zu, über welche die hispano-amerikanischen Republiken Streit führen, wodurch der »Besitzstand von 1810« als amerikanisches Staatsrecht sehr an Bedeutung verliert. Und daß dies auch in Amerika jetzt selbst anerkannt wird, zeigt der folgende Passus in einer in der zweiten oben genannten Schrift abgedruckten Note

Die einzige feste spanische Niederlassung an der Küste von Patagonien, die von Puerto Deseado (Port Desire der Engländer, unter 47° 45' S. B. und 65° 54' W. L. v. Greenw.), von der noch jetzt Ruinen vorhanden, war schon 1807 wegen der Invasion der Engländer aufgegeben und daß andere Ansiedelungen erst nach 1810, nämlich 1811 verlassen worden, wie es in unserem Buche S. 405 heißt, scheint uns eben so wenig ein sicherer Beweis dafür, daß 1810 Patagonien noch nicht von Spanien aufgegeben, und deshalb später von der Republik nach dem Princip der *uti possidetis* von 1810 als argentinisches Territorium beansprucht werden konnte, als die im Appendix S. 636 leider ohne allen Commentar mitgetheilte sehr merkwürdige von dem General-Capitän des Rio de la Plata Gaspar Vigodet an die »*Habitantes de la costa Patagónica*« von Montevideo aus erlassene Proclamation vom 3. Juli 1812. Indeß wie sich dies auch verhalten möge, so viel ist gewiß, daß als die zum ersten Mal zum Congreß in Tucuman versammelten Deputierten aller Provinzen des Rio de la des chilenischen Ministers des Auswärtigen an die Argentinische Gesandtschaft vom 10. Febr. 1874, den wir wegen seiner Bedeutung für die Beurtheilung der permanenten Grenzfragen, welche noch keine der hispano-amerikanischen Staaten haben zur Ruhe kommen lassen, weil bei allen der durch ihre Geschichte bedingte territoriale Extensionstrieb mächtiger ist, als die Kraft und die Lust zu wirklich civilisatorischer Eroberung ihres ihnen nicht bestrittenen, meist noch für Jahrhunderte dazu Arbeit genug darbietendes Territoriums, hier im Original mittheilen zu sollen glauben. A. a. O. S. 132 heißt es: »*Preciso es, en cuanto a la posesion, hacer una distincion importante i necesaria. En ésta, como en casi todas las cuestiones de límites de la America latina, la posesion actual, real i efectiva es mui diversa de la posesion legal o civil, o sea el uti possidetis de 1810, que alguien ha calificado de uti possidetis de papel.*«

Plata im Jahre 1816 dazu schritten, »vor dem Himmel und der Erde zu erklären, daß die Bande, durch welche sie bis dahin mit Spanien verbunden gewesen, zerrissen seien«, u. s. w., Patagonien ohne spanische Ansiedlungen und von den Spaniern aufgegeben, und deshalb als ein derelinquirtes, herrenloses und erst wieder neu zu occupierendes von den unabhängigen Indianern zu eroberndes Land anzusehen war, in welchem sich auch noch i. J. 1825 keine einzige Ansiedlung befand (s. den interessanten Bericht S. 440 f.). Für diese Auffassung scheint uns u. a. auch zu sprechen, daß seitdem viele Untersuchungsexpeditionen nach jenen Ländern ausgerüstet worden sind, ohne daß dafür die Erlaubniß der Argentinischen Republik oder Chile's nachgesucht worden und Officiere der französischen und noch mehr der britischen Marine sich Monate, ja Jahre lang in Patagonien und dem Feuerland aufgehalten haben, um die Küsten zu vermessen und aufzunehmen, die Namen ihrer Baien und Vorgebirge festzustellen und ihnen zum Theil neue Namen beizulegen, gerade wie das Cook auf den Inseln der Südsee ausgeführt hat und wie das noch heute z. B. auf Neu-Guinea und Kerguelen's Land von der europäischen Marine geschieht, ohne darüber irgend einer Regierung Anzeige zu machen, weil sie eben keinem Staate angehören. Sind doch jene Länder gewissermaßen erst wieder neu entdeckt worden durch die ganz an die Cook'schen Südsee-Entdeckungen erinnernde britische Expedition der Adventure und des Beagle unter King und Fitz-Roy während der Jahre 1826 bis 1831, auf der auch der sie als Naturforscher begleitende berühmte Darwin seine ersten Lorbeeren geerntet hat.

Unser Verf. kommt nun auf Grund seiner vorhergehenden Erörterungen natürlich zu dem Schluß, daß nach dem »*Uti possidetis*« von 1810 ganz Patagonien und die Magalhaens-Straße der Argentinischen Republik angehören, zieht indeß auch die von Chile erhobene Einwendung in Betracht, daß dies Princip nicht anzuwenden wäre, weil der Besitz nach den von der Argentinischen Republik beigebrachten Beweisen nur *in potencia* niemals *in actu* ausgeübt worden (S. 409. 419). Für diesen Fall scheine es darauf anzukommen, welche von den beiden Republiken zuerst wirklich Besitz ergriffen hätte; wenn der Verf. aber die dem Hamburger Louis Vernet i. J. 1828 ertheilte Ermächtigung zu einer Expedition nach einer der Falklandsinseln und die demselben gewährte Cession dieser Insel und von Staten-Land (s. S. 422 und Apendice S. 644) als einen Act solcher Besitzergreifung von Seiten der Argentinischen Regierung aufführt, so scheint uns dies gegenüber der durch Chile ausgeführten Gründung der Colonie von San Felipe an der Magalhaens-Straße kein glücklicher Griff zu sein. Denn das Unternehmen des Hamburgers war doch eigentlich nur das eines Abenteurers, welches in Wirklichkeit denn auch nur dazu gedient hat, daß die Engländer alte Ansprüche auf die Falklandsinseln wieder erneuerten, Ansprüche, welche auch von Spanien gewissermaßen dadurch anerkannt worden waren, daß der Spanische Hof die von dem Vice-Könige von Buenos-Aires i. J. 1770 auf eigene Hand ausgeführte Exmission der auf den Falklandsinseln angesiedelten Engländer desavouierte (s. des Unterz. Handbuch a. a. O. S. 924 u. 925). Viel mehr möchten für die vom Verf. vertretene Ansicht gewisse chilenisch öffentliche Actenstücke ins Gewicht fallen, wonach



Chile scheinbar ausdrücklich das chilenische Territorium auf den Westen der Cordilleren beschränkt, und welche von dem Verf. außer verschiedenen seiner Auffassung günstigen beiläufigen Aeüßerungen fremder Staatsmänner bei der Anerkennung der Unabhängigkeit der argentinischen Republik nebst anderen auf diese Frage bezüglich chilenischen und argentinischen Dokumenten noch in diesem Cap. mittheilt, auf welche wir hier aber, so interessant sie auch sind, doch nicht weiter eingehen, weil wir weiter unten noch Gelegenheit haben werden, auf einen diesen chilenischen Quasi-Verzicht wieder aufhebende Clausel aufmerksam zu machen.

Mit dem Cap. VI. schließt Hr. Quesada seine sehr fleißigen und interessanten Erörterungen. Es folgt nun aber noch ein umfangreicher *Apéndice* (Documentos S. 541—656 und Bibliografía S. 657—787). In der ersten Abtheilung dieses Anhangs werden theils Auszüge aus gedruckten Schriften, theils auch Urkunden mitgetheilt, welche der Verf. in spanischen Archiven aufgefunden und copiert hat und welche namentlich auch für die Geschichte von Süd-Amerika von großem Interesse sind, weshalb es auch weniger zu bedauern ist, daß der Verf. sie mit seiner Hauptuntersuchung nicht so in Zusammenhang gebracht hat, um diese noch besser zu beleuchten. Unter der Ueberschrift *Bibliografía* erhalten wir aber nicht weniger als 191 Auszüge aus Schriften, welche alle die Cordilleren der Andes als Ostgrenze von Chile angeben. Man muß hier sagen: »Weniger wäre mehr«. Denn der größte Theil dieser Citate ist Schriften entnommen, die wie z. B. die Conversations-Lexika von Brockhaus und Meyer und die gewöhnlichen geographischen Compendien (von denen die neuern

deutschen fast sämmtlich benutzt sind), in diesen Dingen doch nur aus andern Büchern abschreiben, so daß durch die Masse solcher Citate die mitgetheilten Aussprüche wirklicher wissenschaftlicher Autoritäten nur geschwächt werden können. Von dem Unterzeichneten sind zwei Bücher herbeigezogen, die i. J. 1848 erschienene erste Fortsetzung seiner kleinen Schrift »Deutsche Auswanderung und Colonisation« (S. 696) und (S. 782) eine unter besonderem Titel erschienene Abtheilung seines Handbuches der Geogr. und Statistik des ehemaligen spanischen Mittel- und Süd-Amerika (I. Bd. 3. Abth. der von ihm besorgten Neubearbeitung des Handbuchs von Stein und Hörschelmann Leipz. 1863—1870). In der erstern Schrift, die der Verf. aber nur nach einer Uebersetzung in der Gaceta mercantil von Buenos-Aires zu kennen scheint, kam es zur Einleitung nur auf eine ganz kurze geographische Uebersicht von Süd-Amerika an und deshalb wurde auch nur ganz beiläufig in herkömmlicher Weise gesagt, daß die Cordilleren de los Andes das Gebiet der Argentinischen Republik von Chile und dem Stillen Ocean trennten. Ein Urtheil über die rechtlichen Ansprüche dieser beiden Republiken auf Patagonien konnte und sollte dadurch nicht ausgesprochen werden. Das Citat aus der andern Schrift ist nach dem Original in deutscher Sprache mitgetheilt, doch beschränkt sich dasselbe auf die ersten 4 Zeilen der S. 731, in welchen das Gebiet von Chile nach Angabe des Art. 1 der chilenischen Constitution im Allgemeinen bezeichnet wird, während in den folgenden nicht mit abgedruckte Zeilen mitgetheilt ist, daß die Republik i. 1843 dadurch ein völkerrechtliches Recht auf den übrigen gegen S. in Anspruch geno-

menen Theil des Territoriums erworben habe, daß sie durch die Gründung einer Straf-Colonie und eines Forts San Felipe von der Magalhaens-Straße Besitz nahm und wird dann noch auf der folgenden Seite hinzugefügt: »Uebrigens betrachten neuere chilenische Publicisten jenes in der Constitution bezeichnete Gebiet nur als das Territorium der Republik im engeren Sinne, auf dessen Grenzen dieselbe sich bei ihrer Constituierung beschränkt habe, weil sie damals nur dies Territorium hätte vertheidigen können. Sie hätte deshalb aber ihr Recht auf das ganze ehemalige Gebiet der General-Capitanie von Chile keineswegs aufgegeben und deshalb gehöre auch die ganze Süd-Spitze Süd-Amerika's im S. des Rio Negro zur Republik Chile. Da indeß dieser letztere Theil nach dem Princip des Uti possidetis auch von der Argentinischen Republik in Anspruch genommen wird, so werden wir dies gegenwärtig noch im Besitze unabhängiger Ureinwohner befindliche Territorium unter dem hergebrachten Namen von »Patagonien« besonders zu behandeln haben«. — Darnach leuchtet ein, daß der Unterzeichnete als Zeuge für die von dem Verf. vertretene Zugehörigkeit Patagoniens u. s. w. zum Gebiete der Argentinischen Republik keineswegs hätte aufgeführt werden sollen und da es mit den übrigen Citaten wenigstens ähnlich sich verhalten kann, so kann diese ganze Bibliographie nicht eben als eine Bereicherung des Buches erscheinen. Solche Blumenlesen passen überhaupt nicht in eine gründliche, selbständige Arbeit, und wird diese Bibliographie den Gelehrten eher von dem gründlichen Lesen des Buches abhalten, als dazu anregen, zumal das Buch auch seiner ganzen Disposition nach, die an einer gewissen Weit-

schweifigkeit leidet, welche die Lectüre des Buches nicht gerade leicht und anziehend macht und die auch den völligen Mangel eines Namen- und Sach-Registers so wie einer ausführlichen Inhalts-Uebersicht doppelt empfinden läßt. Diese Bemängelung kann aber den Unterz. nicht abhalten, hier noch dem Verf. für die viele durch das Buch ihm gewährte Belehrung und Anregung seinen aufrichtigen Dank auszudrücken. Und zu solchem Dank muß das Buch Jeden verpflichten, der sich für die Geschichte und Geographie des spanischen Amerika's wärmer interessiert. Ist das Erscheinen eines solchen Buches selbst nach Inhalt und Ausstattung doch schon ein redender Beweis für den großen Bildungs-Fortschritt der Argentinischen Republik.

Wir würden uns einer wissenschaftlichen Fahrlässigkeit schuldig machen, wenn wir bei der Besprechung des Buches des Hrn. Quesada, obgleich zu unserem Bedauern dadurch diese Anzeige ungewöhnlich ausgedehnt werden wird, nicht auch zugleich auf das zweite in der Ueberschrift genannte Buch aufmerksam machten, welches als »chilenisches Rothbuch« zwar einen ganz anderen Character hat und sich deshalb einer gleichen kritischen Besprechung entzieht, aber doch für die von Hrn. Quesada behandelte Angelegenheit von größter Wichtigkeit ist, weil es durch die darin mitgetheilten chilenischen auf Urkunden beruhenden Denkschriften, auf welche Hr. Quesada sich mehrfach bezieht, nicht allein dessen Erörterungen erst recht verständlich macht, sondern auch neue Beiträge zur Geschichte und Geographie des spanischen Amerika's liefert, welche das Buch für jeden, der damit specieller beschäftigt, sehr werthvoll machen.

Auf eine nähere Darlegung dieses wissenschaftlichen Werthes müssen wir jedoch hier verzichten und uns auf eine kurze Inhaltsangabe und auf eine bloße Andeutung der gewichtigeren Zeugnisse beschränken, welche für die Ansprüche Chile's auf Patagonien und die Magelhaensstraße beigebracht werden.

Das Buch wird eröffnet mit einem geschickt und klar abgefaßten Resumé des Ministers des Auswärtigen, Don Adolfo Ibañez, über den Gang der zwischen Chile und seinen beiden Nachbarrepubliken, der Argentinischen und der von Bolivia, wegen der bestehenden Grenzfragen gepflogenen Verhandlungen und über den Hauptinhalt der den ausgewechselten Noten beigegebenen Staatsschriften (S. I—XLIII). Hierauf folgt S. 1—428 die zwischen dem chilenischen Minister des Auswärtigen und der Legation der Argentinischen Republik in Santiago und derjenigen Chile's in Buenos-Aires gewechselten Noten, wobei jedoch (S. 283—294) auch eine an die in Chile accreditierten Legationen gerichtete Declaration der chilenischen Regierung über die Magalhaens-Straße und die Antworten derselben so wie auch (S. 297—320) eine von einem in London lebenden Chilenen, D. Gaspar del Rio, an den chilenischen Minister eingesandte Abhandlung über verschiedene, die Grenzfrage zwischen Chile und der Argentinischen Republik betreffende Daten eingeschlossen sind. Die hier mitgetheilten chilenischen und argentinischen Noten sind in hohem Grade interessant und wenn es möglich wäre durch Beibringung und Beleuchtung officieller Documente aus der Colonialzeit die Frage, ob das Reyno de Chile oder das Virreynato de Buenos-Aires zur Zeit der Emancipation im rechtlichen Besitze von Patagonien

gewesen, so müßte dadurch diese Frage entschieden sein. Diese Noten werden aber auch einen bleibenden Werth behalten durch die darin mitgetheilten und eingehender Discussion unterworfenen Documente aus spanischen Archiven, durch welche ein neues Licht über die spanische Colonialverwaltung und die Geschichte und Geographie des hier in Betracht kommenden Theils von Süd-Amerika verbreitet wird. Ganz besonders interessiert hat in dieser Beziehung den Unterzeichneten die auf S. 98—216 abgedruckte Note des chilenischen Ministers vom 10. Febr. 1874 zur Begleitung einer gedruckten Denkschrift vom 28. Jan. zur Widerlegung einer Note der Argentinischen Gesandtschaft vom 20. Sept. und zur weiteren Bekräftigung (*a robustecer*) der Rechte Chile's auf Patagonien und die Magalhaens-Straße, in welcher u. a. auch (S. 176—181) vollständig die königlichen Erlasse vom 8. Juli 1778 über die von dem Vicekönige von Buenos-Aires im Einvernehmen mit dem Militär- und Finanz-Intendanten, den Führern der Expedition zu ertheilenden Instructionen abgedruckt sind, welche von dem Könige dazu bestimmt war, Ansiedlungen und provisorische Forts (*poblaciones y fuertes provisionales*) an der Bahia Sin Fondo oder Punta de San Matías (*en que desagua el Rio Negro que se interna por cerca de trescientas leguas del Reino de Chile*), an der von San Julian und an anderen Stellen der Patagonia genannten Ostküste zu gründen, »welche sich von dem Rio de la Plata bis zur Meerenge von Magallanes erstreckt« und in welcher auch an verschiedenen Stellen wichtige Auszüge mitgetheilt werden aus dem leider nicht veröffentlichten im Depósito de Hidrografia zu Madrid befindlichen Bericht üb

die i. J. 1789 von der spanischen Regierung ausgerüstete Untersuchungs-Expedition der Corvetten Descubierta und Atrevida, welche durch die auf denselben an der West- und Nordwestküste von Amerika ausgeführten, auch von Alex. von Humboldt vielfach mit größter Anerkennung hervorgehobenen Arbeiten von Malaspina, Felipe Bauza (in unserem Buche aber immer Malespina und Banzá geschrieben) und José de Espinosa berühmt geworden ist. Wir können darauf hier nicht weiter eingehen und wollen zu dieser Note nur noch bemerken, daß der Minister mit der Behauptung schließt, daß von den Expeditionen von Ulloa, Ladrillero und Sarmiento an bis zu den letzten vom spanischen Hofe für den Schutz seiner Interessen in diesem Theile von Amerika unternommenen Maaßregeln, alle diese Expeditionen der Autorität des Gouverneurs von Chile unterstellt worden und daß diesem auch die Aufsicht (*vijilancia*) über den ganzen südlichen Theil des Continents obgelegen habe (S. 192), und ferner (S. 213, vgl. auch S. XIII); daß die zuverlässigsten geographischen Karten aus der Zeit der spanischen Herrschaft und aus neuerer Zeit Patagonien als Territorium von Chile bezeichnen. Der erste Punkt scheint uns indessen, wenn auch für viele, doch nicht für alle Fälle nachgewiesen zu sein, und was das Zeugniß der Karten und namentlich der neueren betrifft, welche der Minister S. 313 namhaft macht, so kann diesem nur sehr wenig Gewicht beigelegt werden. Denn fast alle seit 1755 erschienenen Karten des spanischen Amerika's sind, so weit sie überhaupt gute spanische Quellen benutzt haben, nach der i. J. 1775 zu Madrid erschienenen *Mapa geografico de América Meridional* von Juan de la Cruz Cano y Olmadilla bearbeitet

und diese wird merkwürdigerweise an dieser Stelle nicht genannt. Diese schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts sehr selten gewordene und deshalb i. J. 1799 in einem genauen Nachstich in London publicierte Karte ist aber vom höchsten Werthe und sie ist auch der Behauptung des Ministers durchaus günstig, wie S. 117 auch, wenn auch nicht ausdrücklich dafür angeführt wird. Nach ihrer Illumination gehört nämlich ganz Patagonien, welches von dem Vice-Königreich durch eine Grenzlinie (*Division de Reyno*) abgetrennt ist bis zur Magelhaens-Straße und an der Ostküste bis ungefähr  $37\frac{1}{2}^{\circ}$  S. Br., also bis weit im N. der Mündung des Rio Negro zum Reyno de Chile, und glauben wir auch, daß der Einwand, den der Argentinische Gesandte aus der Bezeichnung des nördlichen Theils des Reyno de Chile, welches der Schrift und ihrer Stelle nach offenbar das ganze Gebiet von Patagonien bezeichnen soll, als *Chili antiguo* und des südlichen Theils als *Chile* (sic) *moderno* gegen die Beweiskraft dieser Karte hergenommen hat, von dem Minister S. 191 glücklich zurückgewiesen ist. Dafür scheint uns namentlich auch noch der Zusatz bei Chili moderno (welches auch durch keine Grenzlinie von Chili antiguo getrennt ist, und nach Schrift und Stellung offenbar nur eine Unterabtheilung vom Reyno bezeichnen soll) zu sprechen, welcher vollständig lautet: »que los Geografos antiguos llamaron tierra Magallanica, de los Patagones y los Cesares tan celebrados del vulgo (was sich auf die lange geglaubte Fabel von der Existenz ein mächtigen Reiches, eines anderen Dorado in dieser Theil von S. Amerika bezieht), quando no ha en estos paises naciones mas crecidas y numerosas, que los Aucás, Puelches, Toelchùs y Serr



nos de quienes dimanar otras parcialidades que tratan con los Españoles«. Alles dies ist wichtig genug, wenn es allerdings auch keine definitive Entscheidung für das Recht Chile's auf Patagonien abgeben kann.

Die erwähnte S. 283 mitgetheilte Declaration Chile's ist an die in Chile residierenden Gesandten des Deutschen Reiches, von Peru, Uruguay, Brasilien, der Vereinigten Staaten, Italien, Großbritannien und Frankreich gerichtet und theilt denselben auf Befehl des Präsidenten der Republik mit, »daß Chile die constante Aspiration und den unwandelbaren Wunsch festgehalten habe, daß die Schifffahrt durch die Magelhaens-Straße immer für alle Schiffe der Welt frank und frei sei und niemals anderen Zöllen und Abgaben unterworfen werde, als zur Unterhaltung von Leuchthürmen und einer für die vollkommene Sicherheit und Garantie der Seefahrer unerläßliche eifrige Aufsicht unvermeidlich sind. Das Gouvernement wünsche deshalb für das fernliegende und unwahrscheinliche Ereigniß eines auswärtigen Krieges die Neutralisation der Straße in der Weise zu declarieren, daß auch unter solchen Umständen den Schiffen aller Nationen andere Beschränkungen für die Befahrung nicht auferlegt werden als auch für Friedenszeiten erforderlich sind«. Von den hierauf mitgetheilten Antworten der genannten Gesandtschaften enthalten die der sechs ersten nur eine höfliche Empfangsbescheinigung und nur der britische und der französische Gesandte theilen mit, daß die von ihnen ihren Regierungen zur Kenntniß gebrachte Declaration Chile's von denselben mit großer Satisfaction aufgenommen worden, wobei indeß aus der Antwort der britischen Legation noch hervorgeht,

daß wenigstens dieser in der Note des chilenischen Ministers auch von der Absicht Chile's Mittheilung gemacht worden, »eine zur Aufrechterhaltung der vollkommenen Sicherheit und den Schutz der Seefahrer competente bewaffnete Macht zu unterhalten«, indem darauf erwidert wird, daß dieser Passus der Declaration wegen einer gewissen Undeutlichkeit des Ausdrucks einer Einwendung zu unterliegen scheine und die Regierung ihrer Majestät deshalb den Minister einzusehen bitte, daß sie sich natürlicherweise das Recht der Protestation gegen die Auflage jedes nicht absolut nothwendigen Zolles (*portazgo*) auf die Schifffahrt der genannten Straßen vorbehalte (S. 298).

Die vorhin noch erwähnte Note eines in London lebenden patriotischen Chilenen, D. Gaspar del Rio an den chilenischen Minister vom 29. April 1874 ist viel unbedeutender, als man nach der ihn zu Theil gewordenen oben schon angeführten Widerlegung des Hrn. Quesada annehmen sollte, indem sie außer einem Briefe nur 42 Citate enthält, welche der Einsender aus theils ungedruckten, theils gedruckten, die Geographie von Süd-Amerika betreffenden Werken der Bibliothek des Britischen Museums zusammengelesen hat und ganz in der Weise der oben erwähnten Bibliographie in dem Werke des Hrn. Quesada ohne irgend eine kritische oder erläuternde Bemerkung zusammengestellt und die deshalb auch als Beweisstücke ganz ohne Werth sind. In dem vorhergehenden Briefe versucht der Einsender zwar auch ein paar staatsrechtliche Schlüsse, scheint uns dabei aber wenig glücklich zu sein. Denn wie z. B. aus der Umstände, daß der Capitän Ladrillero im J 1558 einer Bai in der Meerenge den Namen c

la Posesion beigelegt hat, nachdem er sie im Namen »S. Majestät des Königs, des Señor Vice-Königs und seines geliebten Bruders Don García Hurtado Mendoza, General-Capitän der Provinzen von Chile« in Besitz genommen, und daß dieser Name von aller Welt, die Argentinische Nation eingeschlossen, angenommen worden, eine unzweifelhafte Anerkennung des Factums beweisen soll, daß bereits vor 316 Jahren die Meerenge so wie die magallanischen Länder und Feuerland für Chile in Besitz genommen worden, und deshalb, was Hr. del Rio doch beweisen will, beim Aufhören der spanischen Herrschaft im legalen Besitze von Chile gewesen, ist doch nicht wohl einzusehen. Die einzige erwähnenswerthe Mittheilung in dieser Arbeit ist die, daß unter 200 verschiedenen von dem Verf. durchgesehenen Werken 42 die Frage zu Gunsten Chile's, 5 zu Gunsten der Provinzen des Rio de la Plata beantworten und 153 Patagonien oder die Magallanischen Länder als ein von Chile und Buenos unabhängiges Land bezeichnen, und scheint uns diese statistische Bemerkung eine viel größere Tragweite zu haben, als Hr. del Rio sich wohl denkt, nämlich sehr deutlich für unsere oben dargelegte Ansicht zu sprechen, daß selbst angenommen, daß diese Statistik richtig ist, was wir jedoch sehr bezweifeln (ein Argentinier würde wahrscheinlich das Verhältniß von Stimmen zwischen Chile und Buenos-Aires umgekehrt nachweisen können) weder Chile noch die Argentinische Republik solche rechtliche Ansprüche auf Patagonien haben, um darnach den sehr uneigentlich eine Grenzfrage genannten Streit über Patagonien entscheiden zu können.

Sollen wir nun hier noch, bevor wir den noch übrigen Theil des Inhalts des vorliegenden

Buches, der sich nicht auf diese Streitfrage bezieht, andeuten, unsere Meinung über diese Frage sagen, so kann das glücklicherweise geschehen, ohne entschieden gegen eine der beiden Regierungen auftreten zu müssen, was den Unterzeichneten einigermaßen genieren müßte, da er zufälligerweise als Consul beider Regierungen, nach den für diese Ernennung ihm gleichmäßig zu erkennen gegebenen Motiven und Erwartungen zu jeder dieser beiden Regierungen in einem gewissen Vertrauensverhältniß steht. Da aber andererseits darin für den Unterzeichneten auch nicht minder die Verpflichtung sowohl strengster Unparteilichkeit als auch die der Bezeugung seines wärmsten Interesses für die Entwicklung und Wohlfahrt dieser beiden jungen Staaten, so oft sich dazu nur Gelegenheit darbietet, liegt, so glaubt er hier auch seine persönliche Ueberzeugung in dieser Angelegenheit noch offen dahin aussprechen zu müssen, daß die Fortsetzung der nun bereits fast dreißig Jahre lang fortgeführten diplomatischen Verhandlungen und der dabei mit dem Aufwand großen Scharfsinnes und vieler Gelehrsamkeit mitgetheilten historischen und juristischen Erörterungen nicht zur Schlichtung des Streits führen, ja nicht einmal im Stande sein wird, diejenige materielle Basis für ein Rechtsgutachten zu schaffen, ohne welches doch auch kein Schiedsrichter sein Verdict wird abgeben wollen. Dazu bedürfte es eines Alexander von Humboldt und einen Humboldt haben wir jetzt nicht und eine solche Autorität in amerikanischen Angelegenheiten wie Humboldt es gewesen, wird die Welt wohl niemals wieder erhalten. Es wird, wie uns scheint, nothwendig sein, die Frage über die Grenzen zwischen dem wirklichen Staatsgebiet beider Republiken und

die über die Landeshoheit über Patagonien von einander zu trennen. Die eigentliche Grenzfrage würde sich dann bei einigermaßen gutem beiderseitigen Willen durch Schiedsspruch eines Unparteiischen entscheiden lassen. Zur Beantwortung der andern Frage wird sich aber auf Grund der bisherigen Verhandlungen und Erörterungen schwerlich ein Schiedsrichter gewinnen lassen und da auch die beiden streitenden Theile zu einem friedlichen Vergleich auf Grund einer Theilung des streitigen Gebietes schwerlich geneigt sein werden, so scheint uns nichts übrig zu bleiben, als durch einen von beiden Parteien ad hoc gewählten Schiedsrichter eine Grenze für beide Staaten an der Seeküste des von beiden Staaten beanspruchten Landes und die Breite des jedem Staate zuzuerkennenden Küstengebietes festzustellen, den ganzen übrigen Theil von Patagonien aber für neutrales, der Colonisation jedes der beiden Staaten offenstehendes Gebiet zu erklären. Dabei verbergen wir uns keineswegs, daß wohl Mancher diesen Vorschlag sehr naiv finden wird, weil er allerdings die jetzige Streitfrage nicht löst. Gleichwohl müssen wir denselben für den einzigen praktischen erklären, weil alle vernünftigen Wünsche und Interessen beider Republiken dadurch befriedigt werden würden, zumal wenn eine Revision dieses Vertrags von Zeit zu Zeit vorbehalten bliebe. Denn das für neutral zu erklärende Gebiet, welches sich, was wohl zu beachten, jetzt im unbestrittenen Besitz unabhängiger und nicht leicht zu unterwerfender Ureinwohner befindet, wird noch für lange Zeit, ja einige schmale Striche längs den großen fließenden Gewässern vielleicht ausgenommen, noch für ein Jahrhundert und länger für keine der beiden Republiken irgend nutzbar

sein und zum Theil wegen seiner physischen Beschaffenheit niemals nutzbar werden. Erst in Jahrhunderten können sich möglicherweise beide Staaten in diesem neutralen Gebiet so begegnen, daß wieder eine wirkliche Grenzfrage zwischen ihnen entsteht. Was wird aber in Jahrhunderten aus der jetzigen Argentinischen Republik und derjenigen von Chile geworden sein? Wir verbergen uns auch nicht, daß gegenwärtig Chile, welches zu Anfang der Verhandlungen wohl geneigt gewesen zu sein scheint, auf einen solchen Vorschlag einzugehen, jetzt heftig dagegen protestieren wird, indem es je länger je mehr immer entschiedenere Ansprüche auf ganz Patagonien erhoben und sich in sein Recht darauf immer mehr hineingeredet hat, offenbar weil es je länger je mehr die Idee erfaßt hat, durch Gewinnung von Patagonien sich in nähere Verbindung mit Europa zu bringen. Das müssen wir aber als Geograph für eine verfehlte Idee ansehen, nicht zu gedenken, daß wenn es auch wirklich möglich sein sollte in nicht zu entfernter Zeit von Chile aus Eisenbahnen durch Patagonien zur Atlantischen Küste auszuführen und im Betrieb zu erhalten (was wir bezweifeln, wenn wir es auch für möglich halten, daß sich selbst für Anlegung solcher Bahnen europäisches Capital finden lassen würde), und an der Küste von Patagonien große chilenische Seehäfen zu gründen, dadurch der politische Schwerpunkt, die ganze Weltstellung Chile's in einer diesen Staat in seiner naturgemäßen Entwicklung ja in seiner Existenz bedrohender Weise verrückt werden würde. Nach unsere Meinung nun müßte Chile von der Seeküste mindestens die der ganzen Magalhaens-Straße zugesprochen werden, nicht allein weil Chile darau'

einen gewissen Anspruch durch seine Colonisation an dieser Straße erworben, sondern weil für Chile der Besitz dieser Küste, wenn auch nicht eine Lebensfrage, doch von unendlich größerer Wichtigkeit ist, als für die Argentinische Republik, deren Expansionsgebiet gegen Norden liegt, wie sie das auch schon durch ihre Ausnutzung der mit Hülfe Brasiliens ausgeführten Vernichtung eines benachbarten Volkes documentiert hat. Es scheint uns für einen Staat, wie die Argentinische Republik es ist und noch lange bleiben wird, eine Unmöglichkeit, zum Vordringen die Augen zugleich nordwärts nach dem Gran Chaco und nach Paraguay und südwärts nach der Magalhaens-Straße zu richten, um sich dort festzusetzen. Die Entscheidung der Magalhaens-Straßen-Frage ist aber gegenwärtig nicht allein für Chile, sondern auch für die ersten seefahrenden Nationen Europa's eine dringende geworden. Schon gegenwärtig ist die Magalhaens-Straße eine Weltstraße geworden, welche regelmäßig durch drei großartige europäische Dampfschiffahrts-Compagnien, eine englische, eine hamburgische und eine französische befahren wird, zu welchen in diesem Monate auch noch eine nordamerikanische Linie (zwischen Boston und der Westküste) kommen soll. Um aber diese Straße für den Weltverkehr wirklich nutzbar zu machen, bedarf es, da bis jetzt auf dieser Fahrt fast alle paar Monate eins der großen schönen europäischen Dampfschiffe verloren zu gehen pflegt, dringend der Sicherung der Schifffahrt in derselben durch noch genauere Karten und Sailing directions, durch Anlage von Leuchttürmen und anderer Seezeichen und durch Einrichtung eines umfassenden Lootsenwesens. Alles dies wird nicht möglich sein, so lange der

Streit über die Straße fortdauert und so lange es deshalb z. B. der Argentinischen Republik möglich bleibt, solche Anlagen, wie die von Chile i. J. 1873 beschlossene Errichtung eines höchst nothwendigen Leuchthurmes auf dem Cap de las Virjenes an dem sehr schwer zu findenden östlichen Eingange der Magalhaens-Straße zu inhibieren, weil jenes Vorgebirge argentinisches Territorium sei. Wenn aber die Meerenge Chile zugesprochen wird, so ist nach dem was diese Republik durch ihre Marine für den südlichen Theil ihrer Küste an der Südsee bereits geleistet hat, wohl zu erwarten, daß dieselbe auch die nothwendigsten hydrographischen Arbeiten für die Magalhaens-Straße ausführen werde, deren genauere Untersuchung und Aufnahme die Hispano-Amerikaner bisher gänzlich den europäischen Marinen überlassen haben.

Wir stehen nicht an, diese auf die Neigung zu einer friedlichen Lösung berechneten Meinungen hier auszusprechen, obgleich es nach dem immer erbitterter und feindseliger gewordenen Ton der diplomatischen Verhandlungen neuerdings den Anschein gewonnen hat, daß eine Entscheidung des Streits nur noch durch die Waffen möglich sei und eine Kriegserklärung, womit auch schon gedroht worden, jeden Augenblick erfolgen kann. Denn bei ruhiger Erwägung müssen doch beide Staaten einsehen, daß ein wirklich entscheidender Krieg zwischen ihnen so gut wie unmöglich ist und ein längerer Kampf nur zum Ruin für beide führen würde.

(Schluß im nächsten Stück).



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 51.

20. December 1876.

---

Schluß der Anzeige von Quesada, La Patagonia u. s. w.

Ungefähr von gleicher, aber im Verhältniß zu der Größe ihres Staatsgebiets außerordentlich geringen Stärke sind dieselben so weit von einander entfernt und durch die Natur so mächtig von einander geschieden, daß sie jahrelang mit einander ringen könnten, ohne dadurch zu einer entscheidenden Schlacht zu gelangen, ja ohne sich gegenseitig mit ihren Armeen auch nur zu treffen. Nur eine Chance einer andersartigen baldigen Lösung der Frage scheint in Aussicht zu stehen, und diese ist offenbar günstig für Chile, nämlich die, daß die zwischen der Argentinischen Republik und Brasilien über die Auslegung ihres Allianztractats vom 1. Mai 1865 und über die Spolien ihrer gemeinsam, ohne Barmherzigkeit und Humanität ausgeführten Zertrümmerung von Paraguay entstandene paraguayischen Frage den friedlichen Weg verlassen sollte, auf welchem sie bisher, Dank der Mäßigung Brasiliens erhalten worden ist. Alsdann wäre die unmittelbare Folge eine brasi-

lianische Blokade des Rio de la Plata und dadurch würden Buenos-Aires und mehr oder weniger die ganze Argentinische Republik einen Theil der furchtbaren Heimsuchungen erfahren, durch welche Paraguay zu Grunde gerichtet worden. Alsdann würde für die Argentinische Republik die Communication über Chile eine Existenzbedingung werden und um dazu die Neutralität Chile's zu erlangen würde kein Opfer zu groß sein. Ihre Erlangung durch Concession der von Chile auf die Magalhaens-Straße erhobenen Ansprüche möchte dann noch als sehr wohlfeiler Kaufpreis erscheinen. Und so kann man sagen, liegt gegenwärtig die Entscheidung über die patagonische Frage in der Hand des Cabinets von St. Christoph, wobei auch noch wohl zu bedenken ist, daß wenn auch die gegenwärtige brasilianische Frage friedlich zu Ende gebracht werden sollte, brasilianische Fragen überhaupt am La Plata fortan schwerlich aufhören werden. Denn wie sich das schon wiederholt und zuletzt in dem brasilianisch-paraguayischen Kriege deutlich gezeigt hat: der nationale Antagonismus, der in Südamerika zur Colonialzeit trotz aller Grenztractate zwischen Spanien und Portugal nicht hat zur Ruhe gebracht werden können, ist mit nichts durch die Losreißung der spanischen und portugiesischen Colonien von ihren Mutterländern verschwunden. Er besteht ungeschwächt fort und wird aller Wahrscheinlichkeit nach je länger je mehr noch geschärft werden durch den nun noch dazu gekommenen Gegensatz von Monarchie und Republik. Alles dies ist aber wohl Grund genug die hispano-amerikanischen Republiken zur Eifrucht zu ermahnen, sie wenigstens von brüdermörderischen Kriegen abzuhalten, wenn auch

hin und wieder immer wieder auftauchende Idee einer großen »Republik der Vereinigten Staaten von Süd-Amerika« wohl immer nur ein Traum bleiben muß.

Doch wir müssen zum Schlusse eilen und fügen deshalb hier nur noch eine kurze Inhaltsübersicht des übrigen Theils der vorliegenden interessanten Memoria des chilenischen Ministers hinzu. S. 323—428 bringen die Verhandlungen und die Communicationen über die von der Argentinischen Regierung verfügte Entziehung des Exequatur des durch Theilnahme an der Revolution in der Provinz Mendoza compromittierten chilenischen Consuls, die auch zur Beurtheilung der politischen Zustände in dieser von Chile aus colonisierten und früher zu Chile gehörigen und deshalb in Revolutionszeiten noch immer dahin gravitierenden argentinischen Provinz von Interesse sind. Darauf folgen in einem zweiten Abschnitt 1) S. 431—50 die Verhandlungen zwischen Chile und Bolivia über die bolivianische Grenzfrage, die kaum durch einen Compromiß über die Guanolager von Mejillones einigermaßen beschwichtigt, seit 1870 durch die auf dem streitigen Grenzgebiete entdeckten reichen Silberminen von Caracoles wiederum eine brennende geworden war, weil es erst nach Entscheidung über die Landeshoheit möglich sein wird, dort, wo gegenwärtig mehrere tausend chilenische und bolivianische Abenteurer zusammengeströmt sind und sich gegenseitig den Besitz streitig machen, eine Verwaltung einzusetzen und zur Ausführung einer für die weitere Entwicklung des Silberbergbaues in diesem in vollkommener Wüste 43 Leguas landeinwärts von Mejillones gelegenen Minendistricts unumgänglich nothwendigen Straße oder Eisenbahn zu schreiten. 2) S. 453—91

die Correspondenz mit der britischen Gesandtschaft in Chile über die auch in unseren Zeitungen besprochene, durch den Seegerichtshof von Valparaiso verfügte Arrestation und Detention des Capitäns des Dampfers Tacna, dessen Freigebung als britischer Unterthan gefordert und auch nach dem darüber abgegebenen Urtheil des obersten Gerichtshofes von Santiago alsbald verfügt wurde, und 3) S. 495—505 der Postvertrag mit dem Deutschen Reich vom 22. März 1874 und eine Convention zwischen Chile und den Ver. Staaten von N. A. vom 6. Decbr. 1873 wegen eines dem Minister-Residenten des Deutschen Reiches zu übertragenden Schiedsspruches über die Legalität der über den nordamerikanischen Walfischfänger Good Return i. J. 1832 verfügten Beschlagnahme und Detention. — Der 3. Abschnitt enthält S. 509—604 Berichte chilenischer Consuln im Auslande, die zum Theil wegen der darin mitgetheilten statistischen Daten recht interessant sind, und S. 607—878 Informationen des chilenischen auswärtigen Amtes für dieselben nebst einem Register der in Chile accreditierten Gesandtschaften und consularischen Agenten und derjenigen der Republik im Auslande. Den Beschluß macht S. 881—969 ein Abschnitt über die Colonisation, über den wir hier nur noch bemerken wollen, daß er drei amtliche Berichte bringt, nämlich 1) von dem Intendanten von Arauco, 2) von dem Gouverneur von Lebu in der Provinz Valdivia und 3) von dem Gouverneur von Magallanes. Der erste constatirt einen erfreulichen Fortschritt in der Sicherung der Grenzen gegen die noch unabhängigen Indianer und die Gewinnung von Ansiedlungen tauglichen Ländereien, von der Colonisation durch fremde Einwanderung

Unterstützung der Regierung diese neuerdings jedoch Abstand genommen hat. Der Gouverneur von Lebu erstattet S. 897—945 einen interessanten Bericht nicht aber sowohl über die Colonisation in seinem Verwaltungsbezirke als über das Departement überhaupt, welches zu einem Colonisations-Territorium erklärt worden und als solches bis auf den heutigen Tag angesehen würde, welches aber nichts weiter sei als ein jedes andere Territorium der Republik, welches einen bedeutenden befruchtenden Strom von nationalen und zum großen Theil auch fremden Einwanderern angezogen habe, aber nur wegen der sich darbietenden Vortheile für ein mercantiles Leben nicht um Staatsländereien (*tierras baldias*) zu cultivieren, deren es in dem Departementen in keiner erheblichen Ausdehnung gebe. Weder würden dort Unterstützungen für »Pobladores« dargeboten, noch wären solche angekommen. »*Nada de esto*«. Aus welchem Grunde dieser Bericht in die Section für Colonisation aufgenommen worden, ist deshalb nicht wohl zu verstehen. Mit Bedauern vermissen wir aber Nachrichten über den Zustand und den Fortgang der in dem übrigen Theil der Provinz von fremden und insbesondere deutschen (hessischen und hannoverschen) Einwanderern unternommenen Colonisationen, die eine zeitlang zu den besten, auch von dem Unterzeichneten a. a. O. S. 881 mit Zuversicht ausgesprochenen Erwartungen berechtigten, deren Pflege aber, wie es scheint, gegenwärtig von der chilenischen Regierung ganz aufgegeben ist, so daß auch wohl die dort ansässigen, größtentheils zu Wohlstand gelangten deutschen Colonisten bald deutsche Sprache und deutsche Sitte ganz verlieren werden, weil sie keinen neuen Zufluß mehr aus dem

Vaterlande erhalten. — Der im Uebrigen ganz interessante Bericht des Gouverneurs der chilenischen Colonie Punta Arenas an der Magalhaens-Straße enthält auch nur sehr wenig über die Colonisation und ist in dieser Beziehung nur bemerkenswerth durch die Versicherung des Gouverneurs, daß die älteren Colonisten zu prosperieren anfangen, und durch ein an den Gouverneur gerichtetes Anerbieten der Hamburger Dampfschiffahrts-Gesellschaft Kosmos vom Jan. 1874 zur Ueberführung von tauglichen, durch einen chilenischen Commissar zu engagierenden Colonisten aus Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen gegen eine Subvention von 85 Pesos für die Erwachsenen und von  $42\frac{1}{2}$  Pesos für Unerwachsene bis zu 14 Jahren von Seiten der chilenischen Regierung. — Dazu können wir noch hinzufügen, daß dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen, weil die Gesellschaft auf ihren Vorschlag gar keine Antwort erhalten und auch spätere Berichte von ihren Capitänen, die Gelegenheit gehabt, durch den Augenschein sich über den Zustand und die Verhältnisse der Colonisten genauer zu unterrichten auch sehr viel ungünstiger gelautet haben. Alle Versuche zur Production von Hülsenfrüchten, Getreide und selbst Kartoffeln, sollen theils durch die Armuth des Bodens, theils durch das Klima, wohl hauptsächlich wegen der Feuchtigkeit desselben und wegen der sehr geringen Sommertemperatur (s. darüber unser Handbuch a. a. O. S. 886) mißlungen sein, wogegen allerdings der Gouverneur dies Mißlingen nicht der Ungunst des Klima sondern der Faulheit der Colonisten zuschreibt. Auch die Hoffnungen auf Mineralreichthümer der Umgegend der Colonie haben sich nicht bestätigt. Die dort gefundene Kohle ist eine Brau-

kohle von viel geringerer Qualität als die chilenische und hat sich auch zum Gebrauch für Dampfschiffe als untauglich erwiesen, die erwarteten edlen Metalle scheinen sich aber gar nicht zu finden. Wenigstens sind die Pioniere einer französischen Gesellschaft, der »Compagnie minière et industrielle de Patagonie«, welche unter der Präsidentschaft eines Colonel Dandelot in der Nähe von Punta Arenas an der Freschwater Bay eine Niederlassung beabsichtigte, nach vergeblicher Arbeit wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Alles dies ist für die Aussichten der Argentinischen Republik in der Magalhaens-Straße festen Fuß fassen zu können wohl auch in Betracht zu ziehen. Chile besitzt daselbst aber bereits eine Ansiedelung, die als Deportationsort schon auf Kosten der Republik erhalten wird, und die bisher auch vornehmlich mit Provisionen von Chile aus versehen worden ist, wogegen gegenwärtig durch die Hamburger Dampfschiffe, welche regelmäßig Punta Arenas anlaufen, auch von Montevideo lebendes Vieh und Proviant gebracht wird, was auch wieder zeigt, daß die Colonie noch nicht einmal hinlänglich Viehzucht für ihren eigenen Bedarf treibt. Auch wird Chile, für dessen Handelsverbindungen mit Europa die Magalhaens-Straße von sehr großer Wichtigkeit ist, in Zukunft viel eher auch größere Opfer für Ansiedlungen an dieser Meerenge bringen können, als die Argentinische Republik, für deren commerciale Interessen dieselbe ganz ohne Bedeutung ist.

Die in der Ueberschrift noch aufgeführte neueste uns erst nach dem Schluß der vorstehenden Anzeige zugegangenen Memoria des chilenischen Ministers des Auswärtigen haben wir nur hinzugefügt, um darnach zu bestätigen,

daß seit der Berichterstattung des Hrn. Ibañez, dem der jetzt übrigens auch schon wieder abgegangene Hr. José Alfonso im Amte gefolgt war, der Streit wegen Patagonien nicht um einen Schritt seiner Lösung näher gebracht ist. Diese Memoria enthält darüber gar keine Documente, sondern nur die allerdings wichtige Mittheilung des Ministers, daß in Folge der Protestation der Argentinischen Regierung gegen die von der chilenischen Regierung beabsichtigte Errichtung eines Leuchthurmes auf der Punta Dungeness und die Legung von Tonnen in der Magalhaens-Straße die formale Erklärung abgegeben habe, »daß wofern der zu wählende Schiedsrichter oder eine von beiden Parteien angenommene Transaction nicht anders entscheide, für Chile die Grenze der effectiven Occupation Chile's in dem streitigen Gebiet an der Atlantischen Küste das Südufer des Rio Santa Cruz sei«. Die (S. XIII. XV) abgedruckte Memoria der chilenischen Gesandtschaft in der Argentinischen Republik enthält aber gar nichts über diese Angelegenheit und ist nur von Interesse durch die Mittheilungen über die in der Argentinischen und in der Orientalischen Republik vorgekommenen Revolutionen und einige statistische Mittheilungen über die als erfreulich dargestellte Entwicklung der fremden Ackerbau-Colonien in der Argentinischen Republik, um dadurch die chilenische Regierung zur Herbeiziehung europäischer Auswanderer nach Chile zu bewegen. Dagegen constatirt der Minister mit Genugthuung, daß die brennende Grenzfrage zwischen Chile und Bolivia durch Abschluß eines Tractates vom 6. August 1876 glücklich zum Abschluß gebracht worden, was gegen uns aus den darüber mitgetheilten Documenten hervorzugehen scheint, daß namentlich



auch in Betreff der reichen Silberminen von Caracoles durch diesen Tractat der alte Grenzstreit zwischen Chile und Bolivia ebensowenig wirklich beigelegt werden wird, wie der jetzt wieder aufgehobene vorzüglich wegen der Guanolager von Mejillones abgeschlossene Tractat von 1866 dies zu bewirken vermocht hat, doch verbietet uns der Raum darauf hier weiter einzugehen. Auch die Abtheilung über Colonisation enthält nichts Neues über den Fortgang derselben und wie unbedeutend insbesondere die Colonisation an der Magalhaens-Straße bisher gewesen, geht daraus hervor, daß die Colonie von Punta Arenas nach einem Census vom 19. April 1875 nur eine Bevölkerung von 1145 Seelen hatte, worunter nur ungefähr ein Drittel Nichtchilenen waren. Auch das geht noch aus dem Berichte des Gouverneurs von Magallanes hervor, daß die Colonisation mit Schweizern, wozu der Unternehmer Albert Conus i. J. 1873 durch eine Anpreisung seiner Colonie »Conus« in der Nähe von Punta Arenas in einer Broschüre (*Avis aux campagnards à qui leurs parents n'ont pas laissé de terre pour occuper leurs bras*, Fribourg 1873. 8°) in der Schweiz geworben hat, völlig mißglückt ist.

März 1876.

Wappäus.

---

Der Kampf der Westgothen und Römer unter Alarich von Dr. H. von Eicken. Leipzig 1876. 76 Seiten. 8°.

Der erste Theil der Schrift bietet einen Ueberblick über den Verlauf der Völkerwanderung.

Bis auf Alarich forderten die Germanen von den Römern nur Land zum Ackerbau, seit Alarich wollen sie selbständige Reiche gründen, Alarich steht in der Mitte beider Perioden und versucht ein Reich zu gründen, aber mit Anerkennung der römischen Oberhoheit. Eicken sucht ein Verdienst darin, dies zuerst mit Schärfe ausgesprochen und die Geschichte der Germanen von den Anfängen bis auf Karl den Großen als einen zusammenhängenden Entwicklungsproceß betrachtet zu haben. Allein im Wesentlichen hat man das längst so aufgefaßt und die Schärfe, mit der Eicken die Perioden zieht, bietet keinen Gewinn. Auch vorher waren die Germanen nicht immer bereit Unterthanen Roms zu werden und auch nach Alarich haben die Ostgothen Land unter der Herrschaft Roms besessen, ähnlich wie die Westgothen unter Theodosius. Die Erkenntnis der schwierigen und entscheidenden Fragen der ersten Periode germanischer Geschichte findet hier keine wesentliche Förderung. Mit Sätzen wie: »Bei den Franken vollzog sich seit dem 3. Jahrh. die Entwicklung der Stammeseinheit Hand in Hand mit der Ausbildung der Königsherrschaft« gleitet man über die Schwierigkeit eben nur leicht hinweg.

Diese Betrachtungen sollen auch nur die Einleitung bilden für die eigentliche Aufgabe: die großartige Geschichte Alarichs nach dem heutigen Stande der Quellenforschung zu erzählen und an derselben das Grundprincip aller geschichtlichen Entwicklung zu erweisen. »Die Geschichte des römischen Reichs ist also wie alle menschliche Geschichte nicht das Product einer zufälligen Combination bestimmter Factoren, sondern vielmehr ein Ergebnis, welches sich nothwendig und unvermeidlich aus der Nat.

des römischen Geistes entwickelte«. »An seiner eigenen Tradition gieng somit das Römerthum zu Grunde«. Die nationale Idee war es, deren Eroberungszug den römischen Staat zu einem Weltstaate erweitert hatte, und eben sie war es auch, welche den Weltstaat wieder in viele Theile zersetzte«. Dies geschah so: die wachsende Bedeutung des Germanenthums zu Alarichs Zeit, ihr Anspruch auf nationale Selbständigkeit, der nach Eicken in und mit Alarich zuerst auftrat, rief eine allgemeine, gewaltsame Reaction des nationalen Römerthums hervor. Diese nationale Partei versuchte, Alarich und seine Westgothen aus dem römischen Staate auszustoßen, aber dieser Versuch beraubte nur den Staat seiner besten Waffe, forderte den gefährlichsten Gegner zum Kampfe heraus und beschleunigte damit den Untergang des römischen Staates.

Die Abhandlung ist mit guter Kenntniss der Dinge und mit Lebhaftigkeit geschrieben. Die Benutzung der Quellen ist selbständig, aber die Forschung kommt im Wesentlichen über das bei Rosenstein, Pallmann etc. Geleistete nicht hinaus. Auch die Auffassung stellt keinen Fortschritt dar. Pallmann hat den Einfluß der altrömischen Partei richtiger geschildert. Neben dieser Strömung machten sich zugleich noch andere geltend, vor allem die religiöse Parteiung und maßgebender noch als alle diese allgemeinen Verhältnisse war die Corruption der einzelnen Personen. Eicken hat manche Angaben der Quellen misdeutet, um einen Beleg für seine einseitige Auffassung zu gewinnen. So S. 51. Der Kaiser Honorius hatte 6000 Dalmatiner unter dem Commando eines gewissen Valens nach Rom beordert. Valens drang thörichter Weise auf

den von den Gothen gesperrten Wegen vor und seine Abtheilung wurde vernichtet. Zosimus, der die Sache erzählt, schreibt es seiner Tollkühnheit zu *πρὸς πάντα κίνδυνον ἐτοιμότητος*. Daraus macht Eicken, Valens habe sich von der »Leidenschaft seines Patriotismus« verleiten lassen. Er bildet ihm ein Gegenstück zu den patriotischen Ministern. Zum Unglück ist dieser Valens bald darauf zu dem von Alarich erhobenen Kaiser Attalus übergegangen und war der College des Alarich im Obercommando über die Armee des Attalus. Zosimus 6, 7. Das erwähnt E. natürlich nicht. Ein weiteres Beispiel S. 53. Jovius, der erste Minister des Honorius, hatte bei den Friedensunterhandlungen mit Alarich dem Kaiser gerathen, dem Gothenkönige die Würde eines *magister militum* zu ertheilen, dann werde man günstigere Bedingungen erlangen.

Honorius ertheilte ihm dafür einen Verweis und versicherte, dem Alarich werde er nie eine solche Würde übertragen. Alarich brach die Verhandlungen sogleich zornig ab und drohte mit Krieg, erneuerte aber bald die Unterhandlungen, indem er auf jene Würde verzichtete. Da wurde ihm mitgetheilt, Jovius habe sämtliche Minister genöthigt beim Haupt des Kaisers zu schwören, mit Alarich keinen Frieden zu schließen. Einen anderen Eid könnten sie nun wohl brechen, denn die Götter seien gnädig, den Eid beim Haupt des Kaisers aber müßten sie halten. Eicken behauptet, Jovius sei von der altrömischen Partei dazu gedrängt. »Fi einen Augenblick versuchte er zwar den in der trüben Fluth der Parteileidenschaften versinkenden Staat zu retten, aber im nächsten Augenblick wurde er selbst mit fortgerissen«. Di

ganze Leidenschaft des römischen Patriotismus soll hier entfesselt sein.

Allein Sozomenus giebt — vielleicht aus Olympiodor — eine ganz einfache Erklärung des Vorgangs. Jovius fürchtete, der Kaiser habe ihn im Verdacht, mit Alarich im Einverständnis zu sein, und beantragte jenen thörichten Eid, um den Verdacht zu zerstreuen. Bald darauf ist auch Jovius zu Attalus und Alarich abgefallen und dann wieder zu Honorius.

Recht scharf kommt Eicken's Ansicht Note 23 zum Ausdruck: »Es ist durchaus unrichtig, wenn Pallmann S. 283 ff. die religiösen Differenzen der christlichen und heidnischen Partei in den Mittelpunkt der Bewegung stellt. Die eigentliche Spannung der Parteien lag vielmehr nach auswärts, nämlich in ihrer verschiedenen Stellung zu den gothischen Barbaren . . . Daß man den religiösen Gegensatz dem politischen hintansetzte und daher auch wohl zu überwinden vermochte, beweist am klarsten der Umstand, daß man das im Jahr 408 nach der Hinrichtung Stilichos erlassene Gesetz, welches die Heiden vom Staatsdienste ausschloß (Zos. 5, 46), wieder aufhob, während die politischen Grundsätze der siegenden Partei festgehalten wurden, da man den Gegensatz zu den Gothen, als Barbaren und Feinden niemals überwinden konnte«.

Allein das Gesetz wurde aufgehoben, um einem Barbaren ein hohes Amt gewähren zu können. Generid hieß der Barbar. Er war Heide und hatte das Commando der Garnison von Rom, als das Gesetz erschien: kein Heide dürfe das cingulum, das Zeichen des Beamten tragen. Er legte sein Amt nieder. Bald darauf ließ ihm der Kaiser Honorius sagen, bei ihm solle eine Ausnahme gemacht werden — aber

Generid lehnte diese Ehre ab und weil man ihn nicht entbehren mochte, so wurde jenes Gesetz widerrufen.

Also um einem Barbaren ein hohes Commando übertragen zu können, wurde das Gesetz widerrufen, das alle Heiden, Römer wie Germanen; vom römischen Dienst ausschloß. Dieser Vorgang beweist das Gegentheil von dem, was Eicken beweisen will, beweist, daß die alt-römische Partei, daß die Sucht, die Verwaltung Roms von den Barbaren zu befreien nicht allein herrschte.

Eicken thut den Intruiganten des römischen Hofes zu viel Ehre an, wenn er ihnen zutraut, mit so starker Leidenschaft oder besser mit solcher Beharrlichkeit einen großen Gedanken zu vertreten. Heftige Ausbrüche der Wuth gegen die Barbaren kann man genug verzeichnen. Der Wunsch, die Barbaren zu vertilgen, lebte in den Herzen vieler Römer und war auch ein wichtiger politischer Factor — aber die Olympius, die Jovius und die anderen Genossen des elenden Honorius dachten zunächst an ihre kleinen Interessen und Wünsche. Da mußte jedes Princip zurücktreten.

Auch die Schilderung der afrikanischen Expedition des Attalus ist verfehlt. Nicht der römische Nationalstolz hinderte Attalus, Afrika durch Alarich unterwerfen zu lassen, sondern die Erkenntnis: daß Alarich das Spiel wiederholen wollte, das ihm in Illyrien geglückt war. Im Namen des Kaisers wollte er kommen, die Häfen und die festen Städte sollten ihm freiwillig die Thore öffnen. Es ist der Ruhm des sonst so hülflosen Attalus, dies vereitelt zu haben, obwohl es ihm die Krone kostete. Alarich setzte ihn ab und versuchte Afrika mit Gewalt

zu nehmen. Aber seine Flotte ging zu Grunde, und er starb ehe er den Versuch erneuern konnte. Nicht weil Alarich Barbar war, sondern weil er mit seinem Volke ein mehr oder weniger selbständiges Reich zu gründen suchte, deshalb konnte man ihn nicht nach Afrika senden. Dieselbe Furcht lebt auch in dem angeführten Briefe des Honorius *ἄξιαν δὲ ἢ σιρατηγίαν μήποτε Ἀλλαρίχῳ δώσειν ἢ τισιν τῶν τῷ γένει προσήκόντων* Zos. 5, 48, womit die dem Attalus zugeschriebene Absicht den Alarich und alle seine Verwandten *τοῖς κατὰ γένους ἀγχιστίαν προσήκουσιν* so bald als möglich ihre Stellung zu nehmen, ganz übereinstimmt. Nicht den Barbaren, sondern den übermächtigen, gefährlichen Barbaren bekämpfte man in ihm. Andere Barbaren wie Sarus, Generid etc. bekleideten damals wichtige römische Aemter.

Das Verdienst liegt somit in der lebendigen Uebersicht über die Geschichte Alarichs. Daran fehlte es bisher. Wohl konnte nun ein solcher Ueberblick dazu veranlassen, hier einen Einblick in die bewegenden Kräfte der Weltgeschichte zu gewinnen. Denn Alarich steht an einem Wendepunkte — aber was Eicken giebt, ist nur die Anwendung des Hegel'schen Satzes und mehr in die Dinge hineingetragen als aus den Dingen geschöpft. So einfach vollzog sich der Verlauf nicht. Der Geschichtliche Proceß setzt sich auch hier zusammen aus mannigfaltigen Kräften, die natürlich ihre Eigenthümlichkeit je nach ihrer Stärke zur Geltung bringen, und unter diesen Kräften spielen die Wünsche, Befürchtungen, Leidenschaften der maßgebenden Personen nicht die kleinste Rolle.

G. Kaufmann.

The Principles of Comparative Philology.  
By A. H. Sayce. Second Edition, revised and  
enlarged. London, Trübner & Comp. 1875.  
XXXII und 416 SS. 8°.

Wenn es Bücher giebt, deren Inhalt man allein nach äußeren Kriterien bestimmen kann, so darf man ihnen das vorliegende mit Fug und Recht zuzählen; es ist das elegant ausgestattete Werk eines englischen Assyriologen, gewidmet M. Müller, dem teacher, guide and friend des Verfassers, mit dem Titel »principles of comparative philology« — das heißt: es ist ein Werk, in welchem ziemlich alle Fragen, welche die moderne Sprachwissenschaft eingehend behandelt und im Vorübergehen berührt, gemeinverständlich besprochen werden. Man kann über den Werth solcher Werke principiell streiten; insofern, als sie dazu dienen, Theilnahme für eine Wissenschaft in weiteren Kreisen zu erwecken, möchte ich ihn nicht unterschätzen. Die rasche Folge einer zweiten Auflage des Sayce'schen Buches beweist, daß die erste diesen Erfolg gehabt hat; hoffen wir, daß auch jene ihn erzielen möge, die mit derselben Besonnenheit des Urtheils und derselben ausgedehnten Sprachkenntniß geschrieben ist, die schon in der ersten Auflage anzuerkennen waren.

Die allgemeine Natur aller »principles« bringt es mit sich, daß sehr viele Ausführungen des Herrn Verfassers zum Widerspruch herausfordern; wenn ich ihn mir versage, so geschieht es in der persönlichen Ueberzeugung, daß durch eine Discussion allgemeiner Sätze die Wissenschaft wenig gefördert wird. — Die sprachlichen Detailangaben sind, was anderen Werken ähnlichen Inhalts gegenüber hervorgehoben zu wer



den verdient, meist correct. Wenn indessen der Herr Verfasser p. 224 n. bemerkt: »*mâtâ* in the Rig-Veda is masculine«, so ist das in dieser Allgemeinheit nicht richtig: nur in sofern, als es (im dual.) »Vater und Mutter« bedeutet, wird es gelegentlich als masculinum gebraucht (cf. P. W., Grassmann Wbch. z. Rig-Veda s. v.). Ebenso unrichtig ist die Behauptung, daß »the Berlin workman has contracted *ich* into *i*« (p. 17). — Die Ansicht, »that both, the Medic and Armenian languages belong to the Iranic stock« (p. 390), bedarf nach Hübschmann's Untersuchung »Ueber die Stellung des Armenischen im Kreise der indogermanischen Sprachen« (Zs. für vgl. Sprachforsch. XXIII. 5 ff.) einer sehr wesentlichen Modification. Und wenn ebenda Mr. Sayce an früher (Academy May 30th. 1874) von ihm geäußerte Ansichten anknüpfend behauptet: »the want of iron in the pre-Hellenic remains found by Dr. Schliemann at Hissarlik, shows there could have been no intercourse between the west coast of Asia Minor and the great metal-workers beyond the Halys« — so genügt es jetzt auf Hostmann's vortreffliche Arbeit zur Geschichte und Kritik des nordischen Systems der drei Culturperioden (Archiv für Anthropologie VIII.) zu verweisen, um die völlige Nichtigkeit aller auf das Fehlen des Eisens in den verschütteten Ueberresten des Alterthums gebauten Schlüsse behaupten zu dürfen. — Die Bemerkung: »Slavonic became extinct in Prussia in 1683, although five hundred years before this date German was unknown in the country« (p. 176) — ist mir völlig unverständlich; ebenso gestehe ich nicht zu begreifen, weshalb Mr. Sayce in einer Note zu dieser Bemerkung sagt: »Pott („Ungleichheit menschlicher Rassen“ p. 169)

quotes from Chateaubriand that a „Prussian poet“, who sang the deeds of the ancient heroes of his land about 1400 was not understood, and a hundred nutshells were given him as a guerdon\*. Diese Anekdote ist für die Sprachgeschichte völlig irrelevant, denn jener Sänger trat »bei einem Bankett des Deutschordens« auf, und das preussische ist erst vor etwa 200 Jahren ausgestorben (Gött. gel. Anz. 1874 S. 1233. 1875, 1142). — P. 284, vgl. p. 397 erwähnt Mr. Sayce die bekannte Thatsache, daß im Pada-Text des Rigveda die Casussuffixe *bhis*, *bhyām*, *bhyas* häufig von dem Thema des Nomens, zu dem sie gehören, getrennt sind (Brockhaus Zs. f. die Kunde des Morgenlandes IV. 84). Ich begreife nicht, wie ein Sprachforscher diesem Umstand irgend welche Bedeutung beilegen kann. Vergegenwärtigen wir uns doch, daß der Pada-text die verhältnismäßig späte Arbeit indischer Grammatiker ist; sie nahmen die Trennung von Thema und Suffix vor, indem sie erkannten, daß vor diesem der consonantische Auslaut des Themas nach den für den Zusammenstoß der Wörter maßgebenden Sandhi-Gesetzen behandelt sei. Diese Thatsache selbst ist eine der vielen Zufälligkeiten, welche die Lautgesetze aller Sprachen zeigen, und jene Trennung des Padatextes beweist eben so wenig, daß die Inder jemals z. B. das Wort *svastibhis* als *svasti. bhis* gesprochen haben, wie die Behauptung moderner Sprachforscher, daß dies der Fall gewesen sei. Wer auf jene Trennung Wert legt, darf nicht übersehen, daß vor einigen Taddhita-Suffixen dieselben Veränderungen (primären Stammauslautes) Statt finden, wie an den genannten Casussuffixen, zugleich aber, daß dort die Regel nicht selten durchbrochen ist.

daß die unregelmäßigen Formen häufig die älteren sind. Indessen man wird mir aus der Sprache des Avesta *bruva t. bhyām* (Spiegel Ab. Gramm. S. 117), oder *ahúm . bis* (Y. 31. 19, 44. 2. 16 W.) oder *géus . âis* (Y. 30. 2 W.) entgegenhalten. Als ob ein Fehler den anderen rechtfertigen könnte! Wer beachtet, daß die älteste der uns erhaltenen Avestahandschriften höchstens dem 13. Jh. angehört und, daß sie alle auf die Redaction des Avesta zurückgehen, welche die Tradition dem König Ardeschir zuschreibt, daß aber schon zu der Zeit, als diese Redaction vorgenommen wurde, das altbaktrische ausgestorben war und nur höchst mangelhaft verstanden wurde, der wird sich nicht darüber wundern können, wenn gelegentlich der worttheilende Punkt in einer Handschrift falsch gesetzt ist, ja, selbst wenn alle Handschriften übereinstimmend ein Wort unrichtig abtrennen. Ist er doch auch umgekehrt zuweilen nicht gesetzt, wo er stehen müßte. — In den ahd. Monseer Fragmenten ist auch ein Punkt als Worttrenner angewandt; dort lesen wir in dem lateinischen Text z. B. *remitte . turei* statt *remitte-tur . ei .*, *nequior esse* für *nequiores se* u. dgl. m. Was würde man dazu sagen, wenn jemand aus solchen Schreibungen Schlüsse auf das altlateinische, oder gar auf die indogermanische Grundsprache machen wollte! Und doch trennt jenen Monseer Codex nur etwa die Hälfte der Zeit von der Gründung Roms, welche zwischen Zoroaster und unseren Avestahandschriften liegt.

Adalbert Bezzenberger.

Die Prüfung der Arzneimittel mit Rücksicht auf die wichtigsten europäischen Pharmacopöen nebst Anleitung zur Revision der öffentlichen und der Haus-Apotheken, Dispensir- und Mineralwasser-Anstalten, Drogen- und Materialwaaren-Handlungen. Zum Gebrauch für Medicinalbeamte, Aerzte, Apotheker und Drogisten. Von B. Hirsch, Apotheker, früher zu Grünberg i. Schles., jetzt in Gießen. Zweite vollständig neu bearbeitete Auflage. Berlin 1875. Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). X und 1704 S. in Octav.

Vorliegendes Werk des durch verschiedene pharmaceutisch-chemische Arbeiten und namentlich durch seine auch in diesen Bl. 1874, S. 727 besprochene Schrift über die Pharmacopoea Germanica in den weitesten Kreisen bekannten Verf. ist als zweite Auflage des früher von Hirsch bearbeiteten Theiles seines in Gemeinschaft mit Ewald Wolff 1866 unter fast gleichem Titel herausgegebenen Buches, von welchem die von Wolff herrührende ausschließlich medicinalpolizeiliche Partie bereits früher abgelöst und als selbstständiges Werk erschienen ist. Wenn wir hervorheben, daß das Werk von Wolff und Hirsch einen Umfang von nur 768 S. hatte, so ergibt sich daraus die ungemein größere Vollständigkeit der vorliegenden neuen Auflage, die ebensogut als ein vollständig neues Werk hätte bezeichnet werden können. Die Grundlage, auf welcher Wolff und Hirsch arbeiteten, war gewissermaßen eine specifisch preußische, insofern die preußischen Verhältnisse und in specie die letzte Auflage der Pharmacopoea Borussica das zu behandelnde resp. revidierende Material lieferten; die Basis d

gegenwärtigen Werks ist natürlich die erste Pharmacopoe des deutschen Reiches, deren Standpunkt in Bezug auf die Auswahl der officinellen Drogen ein ganz anderer als derjenige der Editio septima der preußischen Pharmacopoe ist, indem erstere alle bei den Aerzten Deutschlands in Gebrauch stehenden Mittel aufgenommen hat und sich von dem Standpunkte der letzteren vollständig lossagend, eine Reihe volksthümlicher Präparate und Drogen auf's Neue recipierte, denen ein wissenschaftlich begründeter Heilwerth nicht zuerkannt werden kann. Indem das Hirsch'sche Werk alle *Simplicia*, *Composita* und *Mixta* der *Pharmacopoea Germanica* einzeln nach ihren Eigenschaften und Reactionen betrachten mußte, resultierte selbstverständlich eine bedeutende Erweiterung des Umfangs und dieser mußte noch mehr zunehmen, als der Verf. sein Buch nicht allein zum Vorthelle deutscher Leser schrieb, sondern, über die Schranken der *Pharmacopoea Germanica* hinwegschreitend, auch den Interessen nicht-deutscher Apotheker Rechnung trug, indem er die wichtigsten Pharmacopöen anderer Länder in den Kreis seiner Betrachtung zog, so weit solche einen dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Character tragen. So wurde die *Pharmacopoea Austriaca* von 1869, die *Helvetica* von 1872, die *Norwegica* von 1870, die *Neerlandica* von 1871, der *Code Français* von 1866 und die *British Pharmacopoeia* von 1867, theilweise auch das Supplement zu letzterer von 1874, für die Zwecke des Buches verwendet, das dadurch zu einem internationalen Werke sich gestaltet und welches selbst in den wenigen Ländern Europas, deren Pharmacopöen von Hirsch nicht berücksichtigt wurden,

die Beachtung der Berufsgenossen verdient, da unseres Wissens kein auswärtiges Buch über Prüfung der Arzneimittel existiert, welches mit solcher Sorgfalt und Gründlichkeit auf der Basis reichlicher Erfahrung, die der Verf. in langjähriger pharmaceutischer Praxis bei Darstellung und Zubereitung von Arzneimitteln und Präparaten und theilweise auch in seiner Eigenschaft als Apothekenrevisor zu sammeln Gelegenheit hatte, gearbeitet wäre. Freilich geben die Pharmakopöen die hauptsächlichsten Merkmale und Reactionen der von ihnen aufgenommenen Arzneimittel, aber die Art und Weise der Ausführung der Prüfung ist in ihnen meist nicht, oder doch nur sehr oberflächlich angegeben und es weiß jeder Sachverständige, daß häufig die geringste Abweichung im Prüfungsverfahren zu zweifelhaftem Resultate führt. Am meisten vernachlässigt werden in den Pharmakopöen durchgängig die sogenannten Galenischen Mittel, in Bezug auf welche sich die meisten Pharmakopöen mit der Angabe der Farbe und des Geruchs begnügen, somit mit sehr schwankenden und unzuverlässigen Kriterien, da jede Farbe Nüancen zeigt, welche sich nur schwer genau durch das Pharmakopöen-Latein ausdrücken lassen und da der Geruch, abgesehen von den hier ebenfalls stattfindenden Nüancen, von dem subjectiven Wohlverhalten der Membrana Schneideri gänzlich abhängig ist. Wir müssen es rühmend hervorheben, daß Hirsch gerade diesem wichtigen Theile des Arzneischatzes seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat und bestrebt gewesen ist, für die dahin gehörigen Medicamente, nachdem er, wie es in der Vorrede heißt, eine ausgedehnte Reihe Galenischer Mittel mit scrupulöser Genauigkeit hergeste

objective Kennzeichen der Güte und Brauchbarkeit aufzufinden. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß die Vernachlässigung der Galenischen Mittel in Bezug auf deren Prüfung in den Pharmakopöen der Zukunft in das Gegentheil umschlagen wird und daß man für manche starkwirkende Tincturen oder Extracte später oder früher die Forderung eines bestimmten Gehaltes an activem Material, selbstverständlich innerhalb gewisser Grenzen belegen, mit Recht aufstellen wird. Die Erfahrungen und Angaben von Hirsch in dieser Beziehung dürfen somit neben den von uns in diesen Blättern bereits besprochenen Studien Dragendorff's und seiner Schüler über die chemische Werthbestimmung einzelner Drogen als nicht zu unterschätzende Vorarbeiten für spätere Pharmakopöen betrachtet werden. Jedenfalls aber bilden sie eine werthvolle Ergänzung der Angaben der bestehenden Pharmakopöen und setzen den Apotheker in den Stand, bei einer Anzahl von Medicamenten, für welche die oben besprochenen subjectiven Wahrnehmungen des Geruchs und Geschmacks keinen ausreichenden Maßstab zur Beurtheilung ihrer Güte bieten, ein wissenschaftlich begründetes Urtheil über deren Zulässigkeit oder Verwerflichkeit abzugeben.

Was die Anordnung des Stoffes anlangt, so zerfällt das Buch in 3 Theile, von welchen der erste offenbar der hauptsächliche und umfangreichste, indem er S. 1 bis 1415 umfaßt, wiederum in 2 Abschnitte zerfällt, von denen der erste der Erkennung und Prüfung der Arzneimittel im Allgemeinen, der zweite der Prüfung der einzelnen Arzneimittel gewidmet ist. In dem allgemeinen Abschnitte dieses ersten Theiles giebt Hirsch nach einer Einleitung, welche

die bei der Bearbeitung der Einzelartikel inne gehaltenen Gesichtspunkte feststellt, eine Darstellung der zur Erkennung und Prüfung der Medicamente erforderlichen Geräthschaften und deren Anwendung, wobei er zunächst die darauf bezüglichen Vorschriften der österreichischen, norwegischen und britischen Pharmacopoe und hierauf die einzelnen nothwendigen Geräthschaften und Instrumente nach dem Alphabete geordnet vorführt (S. 3—38), dann ebenfalls in alphabetischer Ordnung eine solche der Reagentien für Untersuchungen auf nassem und trockenem Wege (S. 38—202), um nach einem kürzeren Exposé über quantitative Reagentien (S. 202—207) und über Aufbewahrung derselben (S. 207—209) mit den Reagentien für maaßanalytische Untersuchungen (S. 209—230) zu schließen. Von dem zweiten Abschnitte des ersten Theils, welchen der Verf. mit einigen Bemerkungen über die Eintheilung des Revisionsgeschäfts einleitet, gelten die Angaben, welche wir im Beginne dieser Anzeige über die Ausdehnung der Arbeit und ihre besonderen Vorzüge machten, ganz besonders, und wollen wir nur noch hervorheben, daß im Interesse der deutschen Leser, für welche ja vorzugsweise das Werk berechnet ist, die für die Beschaffenheit, Darstellung und Prüfung der Medicamente von der Pharmacopoea Germanica festgestellten wesentlichen Anforderungen, Merkmale und Vorschriften durch Cursivschrift hervorgehoben sind und daß neben den oben genannten auswärtigen Pharmacopöen auch noch die letzten drei Ausgaben der Pharmacopoea Borussica und das bekannte Supplement von Schacht Berücksichtigung gefunden haben. Daß der Verf. unter den Kraft stehenden außerdeutschen Pharmacopöen



eine Auswahl getroffen, können wir nur billigen, da es offenbar nicht seine Aufgabe sein konnte, antiquierte Pharmakopöen zu benutzen, wohin nicht allein die griechische von 1837 und die belgische von 1854, sondern auch die aus der Belgica und Britannica zusammengeschriebene portugiesische und die manchmal in Bezug auf ihre Vorschriften tief in die arabische Medicin zurückgreifende neueste spanische Pharmakopoe gehören. Wünschenswerth wäre allerdings die Hineinziehung der neuesten Pharmakopöen von Schweden und Dänemark gewesen, da die Pharmacopoea Norvegica keineswegs, wie Hirsch annimmt, als neuere Bearbeitung der genannten Pharmakopöen der beiden stammverwandten Länder angesehen werden kann; ebenso die der russischen von 1872, die freilich durch die Anwendung der russischen Sprache sich der Kenntniß des Auslandes möglichst entzieht. Gerade die Suecica und Russica haben die Prüfung der Medicamente in hervorragender Weise gewürdigt und sind für den Apothekerrevisor von besonderem Interesse. Durch die Mitberücksichtigung dieser Pharmakopöen wäre allerdings in Folge eines nicht unbedeutenden Zuwachses von Galenischen Mitteln eine noch bedeutendere Volumsvergrößerung bedingt. Immerhin ist das von Hirsch Gebotene dergestalt ausreichend und von einer so sorgfältigen Bearbeitung, die überall auf Autopsie begründet erscheint, Zeugniß ablegend, daß das hervorgehobene Moment kaum in Betracht kommen kann. Ein Eingehen auf einzelne Artikel, um die Art und Weise und den Werth der Bearbeitung zu zeigen, würde selbstverständlich an diesem Orte zu weit führen, was die oben genannten Pharmakopöen bringen, ist redlich und mit Verständniß durch-

gearbeitet und außerdem hat Hirsch in einem besonderen Anhang einzelne noch nicht in die Pharmakopöen übergegangene neuere Arzneimittel (*Acidum metatartaricum*, *A. oleinicum*, *A. salicylicum*, Amylnitrit, *Aqua ozonata*, *Cortex Cundurango*, *Crotonchloralhydrat*, *Folia Eucalypti*, *F. Jaborandi*, *Magnesia metatartarica*, *Trimethylaminum* und *Xylolum*) berücksichtigt, gewiß im Interesse seiner Leser, wenn auch selbstverständlich die verhältnißmäßig geringe Kenntniß über einzelne dieser neuen Drogen zur Zeit der Abfassung der Artikel in dieser sich abspiegelt. Vielleicht hätten noch einige andere bis zum Juni 1875, in welchem Monate der Verfasser das Manuscript seines Werkes abschloß, bekannt gewordene moderne Mittel Aufnahme in den Anhang verdient. Abgesehen vom chlorwasserstoffsäuren Trimethylamin, welches in Frankreich als minder leicht die Verdauung störendes Salz an Stelle der reinen Base gesetzt ist, deren wässrige Auflösung das Trimethylamin des Handels bildet, vermissen wir namentlich die Chloressigsäure, welche auch von deutschen Chirurgen als Aetzmittel Verwendung findet. Das *Natron salicylicum*, das gegenwärtig in der medicinischen Praxis so allgemein in Anwendung gezogen wird, datiert erst vom September 1875 und konnte daher nicht aufgenommen werden.

Der zweite Theil (S. 1415—1574) behandelt die Ausführung der Revision der öffentlichen und Hausapotheken, Dispensir- und Mineralwasser-Anstalten, Drogen- und Materialwaaren Handlungen. In diesem Theil beschränkt sich Hirsch mit Recht auf die preußische und reichsdeutsche Gesetzgebung. Der in der Vorrede für dieses Verfahren angegebene Grund, d

man die in außerdeutschen Ländern gültigen Medicinalgesetze nicht an dieser Stelle suchen werde und daß etwaige Citate aus denselben in der Landessprache und nicht in der Uebersetzung wiedergegeben werden mußten, wodurch gerade dieser Abschnitt ein eigenthümliches buntscheckiges Aussehen erhalten haben würde, ist offenbar zutreffend. Im Uebrigen ist der Verf. bemüht gewesen, die gesetzlichen Bestimmungen so übersichtlich wie möglich zu ordnen und die an einzelnen Orten befindlichen Widersprüche zusammenzustellen. Dieser Theil des Buches hat natürlich nur ein besonderes Interesse für Apothekerrevisoren und solche, welche es werden wollen, und schon aus diesem Grunde, daß für einen großen Theil der Leser des Buches die einzelnen Abschnitte nur ein sehr untergeordnetes oder gar kein Interesse beanspruchen, hätte vielleicht noch eine größere Begränzung zweckmäßig gemacht. Insofern das Werk aber einen mehr internationalen Standpunkt einnimmt — und wir glauben, daß der Leserkreis außerhalb Deutschlands ein nicht unbeträchtlicher sein wird — würden wir eine solche Kürzung um so mehr befürworten, als viele der bei uns gültigen gesetzlichen Bestimmungen über die Revision der Apotheken nicht danach angethan sind, um im Auslande zur Nachahmung aufzufordern. Die preußische Revision ist in keiner Weise das Ideal einer Apothekerrevision überhaupt, und wenn wir denjenigen Staaten, welche bis jetzt das Institut der Revision überhaupt nicht recipiert haben, zumuthen, dem Beispiele Deutschlands zu folgen, welches nach dem Zeugnisse einer Autorität wie Phöbus in Bezug auf Apothekerangelegenheiten, an der Spitze der europäischen Staa-

ten marschirt, so dürfen wir ihnen gewiß nicht das Ansinnen stellen, den gespreizten Schritt mitzumachen, welchen das Gesetz z. B. für die Revision der allgemeinen Personal- und Localverhältnisse vorschreibt. In der That ist nach unserer Ansicht die streng durchgeführte Revision, namentlich in solchen Ländern, wo freie Concurrenz besteht, das einzige Mittel, um das Publikum sicher zu stellen, daß es die, vom Arzte verordneten Medicamente richtig und in guter Beschaffenheit erhalte. Obschon wir nicht verkennen, daß derartige Revisionen überhaupt dieses Ziel bis jetzt nicht ganz erreicht haben, sind wir doch weit entfernt davon, für die Fehler der Einzelnen das Institut selbst verantwortlich zu machen und durch einen wirklichen Sachverständigen, oder besser ausgedrückt, durch einen mit der pharmakognostischen und chemischen Prüfung der Medicamente durch und durch vertrauten und übrigens zur Revision der Apotheken angestellten Beamten in nicht zu langen zeitlichen Abständen unvermuthet ausgeführte Revisionen führen, wie dies die Verhältnisse des ehemaligen Königreichs Hannover gezeigt haben, wenigstens dem Ziele nahe genug. Das durchaus befriedigende Verhalten selbst der kleinsten Apotheken in einem Staate, wo in Ertheilung von Concessionen so weit gegangen wurde, daß selbst unter dem Einflusse der freien Concurrenz die Erwerbsverhältnisse der kleineren Apotheken nicht weiter heruntergedrückt werden könnten, erklärt sich z. Th. ganz gewiß durch die höchst zweckmäßige Einrichtung der Revision, welche mit Recht in der Prüfung der Medicamente den Hauptzweck dieser Einrichtung sah und den Revisor nicht mit der Protokollirung von Umständen belastete, welche als nebe-

sächliche und nebensächlichste bezeichnet werden müssen. Ein solches Revisionssystem, wie es vordem im Königreich Hannover bestand, könnte allerdings von auswärtigen Staaten leicht adoptiert werden und würde seiner unbestrittenen Nützlichkeit wegen aus hygienischen Rücksichten bei allen denen Anklang finden können, welche nicht in solchen Revisionen einen unberechtigten Eingriff in die Freiheit des Geschäfts erblicken. Muthet man aber dem Revisor zu, bei einer jeden Revision derartige protokollarische Aufzeichnungen über allgemeine äußere Localverhältnisse, Geschäftsvorstand, approbierte und nicht approbierte Gehülfen und Lehrlinge, wie sie die bei Hirsch (S. 1453—1460) verzeichneten Bestimmungen vorschreiben, zu machen, so wird ihm damit offenbar kostbare Zeit geraubt, die er zur eigentlichen Revision verwenden konnte. Man wird im Auslande nicht leicht begreifen können, weshalb es nöthig ist, bei jeder Revision über die örtliche Lage nach Straße oder Platz, über die Art des Zuganges zur Apotheke, über das Vorhandensein einer auch bei Nachtzeit erkennbaren Firma und über die Existenz einer Nachtglocke Auskunft zu geben, denn in der Regel wird das Apothekenlocal das nämliche sein, welche schon in früheren Revisionsprotokollen beschrieben worden ist, und dürfte es unseres Erachtens jedem Revisor erwünscht sein, wenn man ihm derartige Aufzeichnungen erließe, welches an das wiederholte Abschreiben fehlerhafter Themata auf den Gymnasien erinnern. Es sollte in dieser Beziehung doch die Angabe ausreichen, einfach zu constataren, daß die Verhältnisse die alten geblieben seien oder wiefern sich dieselben geändert haben und eben so dürfte es weit zweckmäßiger

sein, in einem concreten Falle das Fehlen der vielleicht durch die unnütze Straßenjugend beseitigten Nachtglocke zu constatieren als in jedem Protokoll das Vorhandensein derselben zu attestieren. Größerem Wechsel ist freilich das Personal vom Geschäftsvorstande ab unterworfen und hier werden allerdings Angaben über die Persönlichkeit weniger oft zu umgehen sein. Immerhin aber würde Zeit und Papier gespart, wenn auch hier im Protokoll ein Nachweis auf frühere Aufzeichnungen als Regel aufgestellt würde. Ueberflüssig ist hier jedenfalls die Angabe der Religion, welche für die Erfüllung der Pflicht des Apothekers an sich gewiß irrelevant ist und für den Staat vielleicht weniger Werth hat als das politische Glaubensbekenntniß des Betreffenden. Erkundigungen über den Besitztitel und analoge Verhältnisse über das Privilegium oder die Concession, auf Grund deren die Apotheke in Betrieb gesetzt wurde, könnte man den Revisoren gewiß um so eher erlassen, als diese Verhältnisse regierungsseitig bekannt sind. Das in den Protokollen sowohl dem Apothekerbesitzer als seinen Untergebenen der eigene Besitz der neuesten Auflage der Pharmakopoe bezeugt werden muß, mag beiläufig erwähnt werden, braucht aber gewiß nicht mehr hervorgehoben zu werden, um unseren Ausspruch zu rechtfertigen, daß in Staaten, wo bisher Apothekerrevision nicht stattfindet, dieselbe in einfacherer und minder kostspieliger Weise eingeführt werden kann und daß die darüber bei uns bestehenden Vorschriften einer Aenderung fähig und bedürftig sind.

Der dritte Theil (S. 1577—1614) besteht aus einer Reihe sehr nützlicher Tabellen, welche ebenfalls fast ausschließlich auf der Pharm

copoea Germaniae beruhend, auf die Aufbewahrung und Einsammlung der Medicamente sich beziehen. Diese Tabellen gehen weit über dasjenige hinaus, was man gewöhnlich in Pharmakopöen findet. So giebt z. B. Tabelle II ein Verzeichniß derjenigen Mittel, welche extempore bereitet werden müssen und Tabelle VI registriert Alles, was die Pharmacopoea Germanica über die Aufbewahrung in bestimmten Gefäßen und unter bestimmten Verhältnissen der Temperatur und des Lichts, so wie über die zeitlichen Gränzen der Aufbewahrung feststellt. Eine Bezugnahme auf andere Pharmakopöen findet nur in der Maximaldosentabelle und in der Atomgewichtstabelle derjenigen einfachen Stoffe, welche für die Pharmacie Bedeutung haben, statt. In letzterer ist auch auf diverse Autoren (Duflos, Fehling, Fresenius u. s. w.) Rücksicht genommen.

Ein sehr ausführliches und zuverlässiges Sachregister, dessen Nothwendigkeit trotz der größtentheils alphabetischen Anordnung der Hinblick auf die reichhaltigen Synonyme der neben der Germanica benutzten Pharmakopöen darthut, erleichtert den Gebrauch des wichtigen und wissenschaftlich werthvollen Werkes, das, wie oben angedeutet wurde, auch in der auswärtigen pharmaceutischen Literatur keinen ebenbürtigen Rivalen hat und gegenüber der ersten Auflage, aus welcher nur ein kleiner Bruchtheil unveränderte Aufnahme finden konnte, als fast vollkommen neues Elaborat erscheint. Möge der jetzt seiner Berufsthätigkeit in Frankfurt wieder gegebene Verf. auch in seinem neuen Wirkungskreise Muße zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Studien finden, von denen seine Publikationen in den letzten Jahren in beredter Weise Zeugniß abgelegt haben. Die

Zeit seiner Muße in Gießen hat derselbe nicht allein zur Herstellung der letzten Hälfte des im Vorigen besprochenen Buches benutzt, sondern auch zur Abfassung einer kleinen, wohl nicht in den Buchhandel gelangten Schrift, in der er die bei Abfassung von Pharmakopöen zu befolgenden Principien entwickelt und kritisiert, wobei er mehrere beherzigenswerthe Reformvorschläge, so namentlich über die Feststellung der Stärke der Solutionen macht. Auch fällt in diese Zeit die Ausarbeitung der zweiten Auflage der ursprünglich als Theil von Muspratt's technischer Chemie herausgegebenen Monographie: Die Fabrikation der künstlichen Mineralwässer und anderer moussierender Getränke (Braunschweig. C. A. Schwetschke und Sohn 1876), deren Erscheinen gewiß von vielen Apothekern und Mineralwasserfabrikanten freudig begrüßt werden wird.

Theod. Husemann.

#### Berichtigungen.

- S. 1188 Z. 22 v. o. statt *Iranow* lies *Iwanow*.  
 S. 1188 Z. 28 v. o. - *Pionier* lies *Provisor*.  
 S. 1188 Z. 33 v. o. - *Vereschagen* l. *Wereschtschagin*.  
 S. 1189 Z. 12 v. o. - *Kukeschewitsch* lies *Kuschakewitsch*.  
 S. 1190 Z. 14 v. o. - *Darwes* lies *Darwas*.  
 S. 1190 Z. 27 v. o. - *Sader* lies *Süden*.  
 S. 1192 Z. 7 v. u. - *Alei* lies *Alai*.  
 S. 1198 Z. 3 v. o. - *Diptschik* lies *Dshiptyk* (auch an andern Stellen).  
 S. 1200 Z. 11 v. u. - *Kukon* lies *Kuksu*.  
 S. 1200 Z. 10 v. u. - *Kukau* lies *Kuksu*.  
 S. 1200 Z. 9 v. u. - *Kokau* lies *Koksu*.  
 S. 1201 Z. 3 v. o. - *Kisel-su* lies *Kisil-su*.  
 S. 1203 Z. 8 v. o. - *Altkindar* lies *Atynindar*.



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 52.

27. December 1876.

Ignatii et Polycarpi epistulae martyria fragmenta. Recensuit et illustravit Th. Zahn. (Patrum apostolicorum opera. Fasc. II). Lipsiae. J. C. Hinrichs. 1876. pp. LVI. 404.

In Folge einer Erinnerung von auswärts erlaubt sich der Unterzeichnete jetzt noch, nachdem dies Buch schon seit mehreren Monaten veröffentlicht ist, es der hiesigen Sitte gemäß selbst anzuzeigen, um es der gewissenhaften Prüfung, der nachsichtigen Beurtheilung und der fleißigen Benutzung Anderer zu empfehlen. Wer sich die Mühe giebt, die Prolegomena zu lesen und einige Seiten des Textes mit dem kritischen Apparat zu studieren, wird zugeben, daß es eine ungewöhnlich schwierige, nach Lage der Dinge sehr complicierte und bisher von Niemand ernstlich unternommene Arbeit war, als deren Resultat der vorliegende Text der 7 ignatianischen Briefe der kürzeren Recension sich darbietet. Die Wiederholung des oft gedruckten Textes der mediceischen Hs. mit einigen ohne Princip und Gleichmäßigkeit ausgewählten Lesarten aus

anderen Quellen war schon vor 1845 und vollends nach Entdeckung der syrischen Uebersetzung durch Cureton und der Wiederentdeckung der armenischen durch Petermann unerlaubt. Die Versuche von Cureton, Bunsen und Lipsius, diese neuen Hülfsmittel mit den längst bekannten zu verbinden und Methode in die Textbehandlung hineinzubringen, mußten fehlschlagen, weil sie auf einer, wie man heute ohne Furcht vor begründetem Widerspruch behaupten darf, irrigen Hypothese in Bezug auf die Entwicklungsgeschichte der Ignatiusliteratur beruhten, nämlich auf der Annahme, daß die 3 in syrischer Uebersetzung unvollständig erhaltenen Briefe die ursprüngliche Gestalt dieser Literatur seien. Da die Kritik des Textes in diesem Falle ganz und gar von der literarhistorischen abhängt, so war es ein Vorzug, daß diese Textausgabe der ausführlichen Monographie über »Ignatius von Antiochien. Gotha 1873« erst folgte. Es konnte die dort gegebene, Bildungsgeschichte der verschiedenen Recensionen und Uebersetzungen um so unbedenklicher der Anordnung und Beurtheilung der mannigfaltigen Textzeugen zu Grunde gelegt werden, als der betreffende Theil jener Monographie (S. 75—240) meines Wissens von Niemand einen nennenswerthen Widerspruch, sondern auch von übrigens eifrigen Gegnern der Hauptresultate des Buchs wie Hilgenfeld, Overbeck, Renan in der Hauptsache entschiedene Billigung erfahren hat.

Als die drei von einander unabhängigen Hauptquellen des Textes der 6 Briefe, ne welchen der Römerbrief als siebenter seine sonderbare Geschichte hat, ergeben sich 1) griechische Text der mediceischen Hs. (G<sup>1</sup>) ne der aus einer naheverwandten Hs. geflosse

lateinischen Uebersetzung (L<sup>1</sup>); 2) die in großen Bruchstücken erhaltene syrische Uebersetzung (S) nebst ihrer vollständig erhaltenen Tochter, der armenischen Uebersetzung (A); 3) das ebenso wie S dem 4. Jahrhundert angehörige Corpus Pseudoignatianum (G<sup>2</sup>), soweit es der kürzeren Recension parallel läuft. Aber auf diese drei Einheiten mußte die Ueberfülle der Zeugen erst durch eine zum Theil sehr umständliche Arbeit zurückgeführt werden. Die Herstellung des p. 173—296 vollständig sammt der lateinischen Uebersetzung abgedruckten und seit J. Usher hier zum ersten Mal unter Benutzung aller vorhandenen Hülfsmittel kritisch bearbeiteten Corpus Pseudoignatianum war das mühsamste, wegen der Unerfreulichkeit des Stoffs unerquicklichste, aber wie ich vertraue im Wesentlichen nicht mislungene Stück der vorbereitenden Arbeit. Als ein günstiges Zeichen wird es Jeder gelten lassen, daß der hierdurch gewonnene, nur aus seinen eigenen Quellen construierte Text von G<sup>2</sup> in wichtigen Punkten dem nicht interpolierten Text (G<sup>1</sup>) bedeutend näher steht als nach den bisherigen Ausgaben s. z. B. p. 184, 27 sq. 256, 4. Nur von der Handschrift von Konstantinopel, welche durch den Bischof Bryennius bekannt wurde, als der Druck meiner Ausgabe bereits sehr weit vorgerückt war, ist vielleicht noch eine wesentliche Hülfe für diese Texte zu hoffen. Conjecturen wie die p. 178, 18 werden dadurch möglicher Weise bestätigt oder durch bessere Ueberlieferung ersetzt werden. Die Vereinigung der verschiedenen Arme der zu zweit genannten Hauptquelle war durch die in meinem »Ignatius v. Ant.«, wie es scheint, zum Abschluß gebrachten Untersuchungen wesentlich erleichtert. In Bezug auf die erste Hauptquelle

galt es vor allem die schon vor 200 Jahren erkannte Vorzüglichkeit von  $L^1$  vor  $G^1$  vollständiger zu beweisen, als damals geschehen konnte, ferner diese lateinische Uebersetzung nach Usher's editio princeps und Jakobson's Collation der cambridger Hs. richtiger herzustellen, als sie bisher gedruckt wurde, und endlich ihr den gebührenden Einfluß auf die Textgestaltung einzuräumen, welchen ihr die sämtlichen Herausgeber unsres Jahrhunderts ohne Grund und Recht, vielfach sogar ohne Kenntniss derselben versagt haben. Schon dadurch aber, daß  $L^1$  als der durchweg vorzüglichere Zeuge der durch  $G^1$  und  $L^1$  im ganzen übereinstimmend vertretenen Ueberlieferung behandelt wurde, ist vielfach eine Uebereinstimmung der drei Hauptquellen hergestellt, welche durch die vordem herrschende Bevorzugung des  $G^1$  völlig verdunkelt wurde (cf. p. 76, 12. 102, 8. 104, 8). Dies Resultat beweist die Richtigkeit des angewandten Verfahrens. Es wäre überhaupt die richtige Verwerthung der drei Hauptzeugen ein ziemlich einfaches Geschäft gewesen, wenn sie drei gleichartige Größen, etwa drei von einander unabhängige, chronologisch bestimmbare griechische Hss. wären. Aber der eine ist ein griechischer, mit Hülfe der bessern lateinischen Version erst zu reinigender Text, den wir kaum höher hinauf verfolgen können als die griechische Hs. selbst (saec. XI). Der zweite Zeuge ist eine zwar sehr alte, auch ziemlich genaue Uebersetzung, aber doch immer nur eine Uebersetzung und zwar eine orientalische (S), welche überdies vielfach nur durch das Idiom der armenischen Afterübersetzung erkennbar ist. Der dritte Zeuge ist ein selbstständiger operierender Schriftsteller, welcher mit Absicht den ihm vorliegenden Text umgestaltet und

weitert hat ( $G^2$ ). Trotzdem ist die Benutzung dieses letzten durch sein Alter ausgezeichneten und durch seine selbständige Fortpflanzung seit dem 4. Jahrhundert vor Vermischung mit anderweitiger Ueberlieferung gesicherten Zeugen keineswegs unmöglich, da die Tendenzen des Interpolators auf der Hand liegen und Vieles, was für uns von größter Wichtigkeit ist, gar nicht berühren.

Es ist nicht möglich, einem dieser drei Hauptzeugen vor den beiden anderen im allgemeinen den Vorzug zu geben oder auch — abgesehen natürlich von den unzweifelhaften Interpolationen des Pseudoignatius — eine regelmäßig wiederkehrende Uebereinstimmung zweier Zeugen gegen die Fehler des dritten nachzuweisen. Ohne jegliche Verbindlichkeit für den einzelnen Fall wurde selbstverständlich vielfach der Kanon befolgt, daß die Uebereinstimmung zweier gegen den dritten im Rechte sei. So wurde z. B. mit den Orientalen und  $G^2$  p. 4, 3 unbedenklich  $\chi\alpha\rho\acute{\alpha}$  statt  $\chi\acute{\alpha}\rho\iota\tau\alpha$ , p. 16, 19  $\sigma\upsilon\nu\eta\sigma\alpha\nu$  statt  $\sigma\upsilon\nu\eta\gamma\epsilon\sigma\alpha\nu$ , p. 20, 2  $\chi\rho\iota\sigma\omega\upsilon$  statt  $\chi\rho\iota\sigma\tau\alpha\nu\omicron\iota$  geschrieben, oder mit den Orientalen und  $L^1$  (d. h. also eigentlich auch dem ursprünglichen  $G^1$ ) p. 4, 9 sq. 6, 12 sq. die Interpolationen des  $G^2$  entfernt, welche beinah vollständig auch in  $G^1$  Aufnahme gefunden, oder mit den beiden abendländischen Hauptzeugen ( $G^1 + L^1$  und  $G^2 + L^2$ ) gegen die Orientalen p. 20, 6  $\delta\ \lambda\acute{\epsilon}\gamma\omega\nu$ , p. 48, 1  $\nu\eta\pi\lambda\omicron\iota\varsigma\ \omicron\upsilon\delta\omega\nu$ , p. 82, 6  $\pi\nu\epsilon\upsilon\mu\alpha\tau\iota$  festgehalten. In vielen Fällen aber, wo die Uebereinstimmung zweier Hauptzeugen noch kein erträgliches Resultat gab, blieb nichts übrig als je nach den inneren Gründen bald dem deutlichsten und jüngsten Zeugen ( $G^1 + L^1$ ), bald der viel älteren, aber nicht immer deutlichen orientalischen Ueber-

lieferung (S + A), in sehr wenigen Fällen auch dem gleich alten, aber am wenigsten direct zu verwerthenden Pseudoignatius (G<sup>3</sup>) zu folgen. Die Fälle der ersten Art werden am wenigsten auffallen, aber nur darum, weil man an eine einseitige Bevorzugung des jüngsten Zeugen durch die bisherigen Ausgaben gewöhnt ist (vgl. z. B. p. 12, 1 *ἐν σαρκὶ γεγόμενος* statt *ἐν ἀνθρώπῳ*, p. 12, 5 *ἔρις* statt *ἐπιθυμία*). Bedenklicher werden die Fälle der zweiten Art erscheinen, wie z. B. das zweimalige *τύπον* statt *τόπον* p. 32, 14 sq. oder die gründliche Umgestaltung p. 48, 9, oder um ein schlagendes Beispiel aus den hinzugedichteten Briefen zu geben die Ergänzung der Lücke p. 214, 20 sq. Am anfechtbarsten möchten die Fälle der dritten Art sein. Aber wenn ich z. B. p. 78, 1 *ἀρχαίοις* statt *ἀρχαίοις* schreibe, so wird der beigegebene Commentar und die Verweisung auf die früheren Ausführungen über die wichtige Stelle zur Rechtfertigung genügen. Wenn ich p. 42, 5 *πνεύματι* vor *αἵματι* bevorzuge, so ist abgesehen von der sachlichen Begründung im Commentar zu bemerken, daß die hier die orientalische Uebersetzung allein vertretende armenische Uebersetzung auch p. 86, 2 unrichtig *αἵματι* statt *πνεύματι* gegeben und p. 74, 1 auf eigene Hand zu einem *σαρκί* das so geläufige *καὶ αἵματι* hinzugefügt hat. Da man die von mir recipierte, gleichfalls nur durch G<sup>3</sup> vertretene Lesart *μεταξὺ ὧν* p. 76, 11 ohne Grundangabe beanstandet hat, so sei es erlaubt die treffende Bemerkung dem ungedruckten Commentar von Arndt anführen: »Daß hier so zu schreiben ist, erhellen schon aus dem hier gewählten Imperfect *ἐλάλουν*«. Vgl. meine davon unabhängige Hauptung Ign. v. Ant. S. 268 Anm. 1.

An mehreren wichtigen Stellen jedoch, wo der gegebene Text so nur einen der drei Hauptzeugen für sich hat, treten patristische Citate aus Ignatius ergänzend ein. Unter diesen sind die des Severus von Antiochien die wichtigsten schon darum, weil er ältere und jüngere Hss. des Ignatius verglichen zu haben versichert (p. 358, 18). Severus macht uns über das nur durch L<sup>1</sup> vertretene, aber dem ignatianischen Sprachgebrauch entsprechende *κατὰ ἀνθράκωνος* p. 44, 9, ebenso über das *δὲ καὶ* p. 52, 5 gewiß. Er stimmt p. 82, 7—84, 6 fast durchweg mit den besten Zeugen und dem durch innere Gründe empfohlenen Text überein. Er bestätigt die zweifellos richtige Conjectur von Is. Voß *ἀγα οὖν* p. 52, 5, und er giebt niemals einen durch dogmatische Reflexion alterierten Text. Danach würde es mir als eine unverzeihliche Verleugnung der richtigen textkritischen Grundsätze erscheinen, wenn p. 36, 6 die nur durch den einen Hauptzeugen (G<sup>1</sup> + L<sup>1</sup>) und den dogmatischer Umgestaltung des Ignatiustextes auch sonst (p. 88, 11 cf. 22, 15) überführten Timotheus Aelurus bezeugten Worte *ἀδελφός οὖν* im Texte stehen geblieben wären, obwohl der zweite Hauptzeuge, die hier durch A vertretene syrische Ueberlieferung mit dem von ihr unabhängigen Severus die Beseitigung fordert. Da der dritte Hauptzeuge (G<sup>2</sup> p. 200, 33) hier kein directes Zeugnis ablegt, so ist die äußere Bezeugung für die von mir verworfene LA höchstens eine gleich gute. Wie man aber ohne Rücksicht auf die im Commentar geltend gemachten und, wie mir scheinen will, schwer zu widerlegenden inneren Gründe die getroffene Entscheidung als Beispiel einer tadelnswerth tendenziösen Kritik hat nennen mögen, ist mir nicht verständlich.

Ich bedaure nur, daß ich erst zu spät erfahren habe und daher erst p. 201 notieren konnte, daß schon vor mir Lightfoot 'das Richtige erkannt und bewiesen hat.

Leider ist der um einen erträglichen Text bemühte Herausgeber des Ignatius nicht immer in der glücklichen Lage, so gute Zeugen für das Ursprüngliche anführen zu können wie in diesem Falle. Ganz kann auf Conjecturalkritik nicht verzichtet werden; aber ich glaube sie wenigstens mit Bescheidenheit geübt zu haben. Mehrfach ist Unleidliches im Texte geblieben, wie z. B. das *καὶ τὰ πέρατα* p. 8, 1. Conjecturen, die mir mehr oder weniger feststehn, sind nur in den Anmerkungen vorgetragen wie *λαλοῦσι* (*καλοῦσι*) p. 32, 2; *καινῆς* (*κοινῆς*) p. 74, 7; *χρῖσμα* (*χάρισμα*) p. 22, 9. Von der Richtigkeit der letzten überzeugt mich neuerdings wieder der Evangeliencommentar unter Theophilus' Namen (ed. Otto p. 309 extr.). Dahin möchte ich jetzt auch das *εἰ* statt des überlieferten *ὅτι* oder *εἰ* *τι* und des von mir recipierten *τι* p. 26, 2 rechnen. An anderen Stellen ist einer nur schwach oder undeutlich bezeugten LA durch eigene oder durch ältere des Anhalts in der Ueberlieferung noch entbehrende Conjecturen leise nachgeholfen worden. So p. 12, 7. 40, 13. 46, 1. 58, 6 sq. 60, 6 (wo aber nach den Bemerkungen unter den Addendis *καλόν* statt *ἀγαθόν* zu lesen ist). 76, 13 sqq. 100, 1 sq. Die Zahl der neuen Conjecturen, die nur dies sind, ist sehr gering: *ἐνῆρμισται* (*ἐνείρμισται*) p. 12, 5; *ἰδών* statt *ᾄδων* p. 28, 9; *οὐ* statt *ὅς* (L<sup>1</sup>) p. 50, 1. *τίπῃ* statt *τόπῃ* p. 54, 19. Zu den Stellen, denen man sich schon im 17. Jahrhundert a gemartert hat, und für welche ich nur Nothhilfe zu liefern wußte, rechne ich vor all-



p. 46, 7 sqq. Vielleicht darf man in engerem Anschluß an die Ueberlieferung schreiben und interpungieren: ἀγαπῶν ὑμᾶς φείδομαι, συντονώ-  
τερον δυνάμενος γράφειν ὑπὲρ τοῦτου. οὐκ εἰς τοῦτο  
ἀγγέλλω κτλ.

Dem Text des Polykarpbriefs wird gründlich erst aufgeholfen werden können durch Auffindung eines vollständigen griechischen Textes. Mit Hss., welche wie die bisherigen den halben Polykarp mit dem halben Barnabas zusammengeschweißt enthalten, wie der cod. Borbonicus, dessen Hauptvarianten in den Proll. p. XLIV noch nachgetragen werden konnten, ist wenig zu machen. Deren sind nachgerade genug verglichen worden. Einige syrische oder ursprünglich griechische, aber syrisch erhaltene Fragmente (p. 351. 354. 380) sind in dieser Ausgabe zum ersten Mal nicht ohne Gewinn benutzt worden (vgl. besonders p. 128, 12 sqq.). Die übrigens nur lateinisch erhaltenen Kapitel X—XIV habe ich gewagt in griechischer Rückübersetzung neben dem lat. Text mit engerer Schrift und in Klammern drucken zu lassen und bedaure bis jetzt nur, daß ich auf fremden Rath das Schlußwort cum omnibus vestris p. 132, 4 nicht wörtlich durch das ganz unanstößige μετὰ πάντων τῶν ὑμετέρων übersetzt habe cf. p. 94, 3.

Das martyrium Polycarpi erscheint hier zum ersten Mal auf Grund der durch v. Gebhardt zuerst verglichenen, schon durch ihre unabhängige Uebereinstimmung mit Eusebius ausgezeichneten moskauer Hs. reconstruiert. Von den Martyrien des Ignatius wird das längst bekannte aus dem cod. Colbertinus durch die hier zum ersten Mal durchgeführte Vergleichung der syrischen Version und der partiell von ihm abhängigen jüngeren Martyrien gewonnen haben. Dressel's Aus-

gabe des zweiten ist nur ein Abdruck seiner vaticanischen Hs. gewesen, so daß hier die Arbeit des ersten Herausgebers zum großen Theil erst zu thun war, wofür die durch Usher mitgetheilten Lesarten einer oxforders Hs. und die parallelen Stücke in den jüngeren Martyrien gute Dienste leisteten. Ein Mangel aller dieser Arbeit ist, daß ich keine einzige Hs. mit eigenen Augen gesehn habe. Aber die nothwendigere Aufgabe war vorläufig jedenfalls die, das überreiche Material von handschriftlich Ueberliefertem, welches in seinen wichtigeren Theilen drei- und vierfach aus der Quelle geschöpft oder mit ihr verglichen ist, zu ordnen und endlich einmal vollständig und systematisch zu verarbeiten.

Die Aufgabe der Prolegomena und des Commentars war dadurch nur theilweise erleichtert, andrerseits auch erschwert, daß die meisten Gegenstände in dem Buch über Ignatius schon ausführlicher behandelt waren. Ein lateinisches Excerpt aus dem deutschen Buche zu geben war nicht die Absicht. Selbst in dem einleitenden Capitel de quaestione Ignatiana, mehr noch im Commentar war ich bemüht, unter beständiger Rückweisung auf die ausführlicheren Erörterungen von 1873, Lücken ergänzend, Fehlerhaftes berichtigend, inzwischen laut gewordene Urtheile berücksichtigend Neues vorzutragen. Den jetzt erst durch das Hinzutreten des uralten syrischen Menologiums zum Zeugnis des Chrysostomus zwingend gewordenen Beweis gegen die noch immer hie und da von Theologen und Historikern sehr zuversichtlich vorgetragene Meinung, daß Ignatius aus Anlaß des Erdbebens vom 13. December 115 in Antiochien hingerichtet worden sei, also nie seine Reise nach Rom habe mach-

und seine Briefe schreiben können, möchte ich besonders der Beachtung empfehlen.

An Versehen habe ich außer dem auf der letzten Seite Notierten zu beklagen im Text p. 40, 6 ἡμῶν statt ἐμῶν, wie der Apparat zeigt; den Ausfall des Kommas hinter γιγῆς p. 98, 3; αἰρετικῶν p. 329, 12. In den textkritischen Noten zu p. 10, 5 lies Θεου G<sup>1</sup> statt Θεον G<sup>1</sup>, zu p. 74, 1 tilge A vor *hic add.* Im Commentar p. 118 b lies ἀπέχουσαι statt ἀνέχουσαι, p. 167 a cui statt qui. Im Index p. 395 hinter κληρος l. 16, 18 statt 16, 8. Die Berufung auf ein angebliches Fragment des Clemens Romanus p. 129 b ist inzwischen urkundlich widerlegt. In den Proll. habe ich versäumt p. XLI zu bemerken, daß auch im Römerbrief G<sup>1</sup> die kürzere griechische Recension, hier aber nicht den cod. Mediceus, sondern den Colbertinus bezeichne, und daß der etliche Male nach Usher angeführte cod. Magdal. des L<sup>2</sup> mit m bezeichnet ist.

Th. Zahn.

---

Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger. Ein Lichtpunkt aus Deutschlands trübster Zeit. Für die Gegenwart dargestellt von Dr. Eduard Pfeleiderer. Neue billige Ausgabe. Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland) 1876). XV 788 S. gr. 8<sup>o</sup>.

Der Verf. führt uns, indem er seiner Darstellung überall längere Auszüge aus den Schriften und Correspondenzen L.s einverleibt, gleichsam in dessen Geistes-Werkstätte hinein und will uns dort aus der Quelle eine originale Vor-

stellung von dessen Leben und Wirken schöpfen lassen. So gewichtige Bedenken dieser Darstellungsform mit Rücksicht auf Einheit und Uebersichtlichkeit des dargebotenen Stoffes entgegen stehen, so practisch erweist sie sich doch für den angegebenen Zweck. Will man L. gründlich kennen lernen, so muß man ihn in seiner lebendigen Wirksamkeit auf seine Zeitgenossen beobachten, wie sie in den glücklicherweise so zahlreich erhaltenen Schriften, Briefen und Concepten aller Art zu Tage tritt. Alle Aeüßerungen seiner Thätigkeit tragen den Stempel seines Geistes, aber alle variiren die Grundmelodie seines Wesens in eigenthümlicher Weise, die jedesmal bedingt ist durch die Natur der Objecte, auf welche jene sich richtet. Es gilt, wie der Verf. anführt, von L.'s Thätigkeit in gewisser Hinsicht, was jener selbst uns als das Wesen der Weltordnung bezeichnet: »Le fond est partout le même, mais les degrés ou manières de perfection varient à l'infini«.

Das 1ste Buch schildert uns (S. 1—302) in chronologischer Ordnung die politische Thätigkeit L.s in dem Zeitraume von etwa 1668—1714. Wir erkennen daraus mit immer steigender Bewunderung die wahrhaft großartigen und in ihrer Vielseitigkeit staunenswerthen Anstrengungen, welche L. in echt deutscher Gesinnung und von warmer Liebe zu seinem Vaterlande getrieben, in dessen Dienste aufwendete. Durch diplomatische und volksthümliche Schriften, durch persönliche Unterredungen und zahllose Correspondenzen suchte er auf die Gemüther der Fürst und des Volkes stets in derselben Richtung zu Heile Deutschlands zu wirken. Nur deshalb nur um auf die Fürsten, damals noch die einzigen Lenker der Geschicke ihrer Völker, ein

segensreichen Einfluß zu gewinnen, ordnete er sich dem Zwange des ihm sonst lästigen Hoflebens unter, nicht etwa — wie man früher oft annahm — aus persönlicher Eitelkeit oder einer bei der sonstigen Beschaffenheit seines Wesens völlig unerklärlichen Neigung zu glänzendem oder üppigem Leben.

Seinem weit- und scharfblickenden Geiste war die Tüchtigkeit des deutschen Wesens und dessen Bedeutung für die Entwicklung des europäischen Gesamtlebens trotz aller Entartung und aller Jämmerlichkeiten damaliger Zeit nicht entgangen. Wie er aber sein ganzes Leben einheitlich gestaltet hatte und alles Besondere in ihm, all sein Denken, Fühlen und Wollen höchsten Gesichtspunkten untergeordnet war, so hatte auch sein Patriotismus einen im edelsten Sinne weltbürgerlichen Anstrich, einen unmittelbaren Zusammenhang mit seiner Auffassung der höchsten Lebensgüter. Sein unzerstörbarer Glaube an eine bessere und kräftigere Gestaltung des deutschen Vaterlandes ist nur eine Consequenz seines Glaubens an die Güte und Weisheit der göttlichen Weltregierung und die Wahl der besten Welt. Daher auch die trotz aller Mißerfolge ganz unverwüstliche Frische und Zuversicht seines Wesens, welche nicht blos seiner sanguinischen Gemüthsart zuzuschreiben ist. Er war ein deutscher Mann durch und durch. Das Alles hat der Verf. richtig erkannt und gehörigen Orts treffend hervorgehoben. Es würde zu weit führen, wollten wir hier auf das Einzelne eingehen. Das reiche, durch eigene Forschung des Verf. vielfach erweiterte und gesichtete Quellen-Material ist geschickt in die Gesamtdarstellung verflochten. Auch die Gründe scheinen uns beachtenswerth, welche den

Verf. bestimmen, die S. 162. 168. 173 und 217 sqq. erwähnten Schriften mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Autorschaft L.'s zurückzuführen.

Das 2te Buch giebt uns in gleicher Form und mit gleich frischer und lebendiger Anschaulichkeit eine Characteristik L.'s in seiner Behandlung der Verfassungs- und kirchlichen Fragen, des Rechtswesens, der Schulen, Akademien, der Volkswirtschaft, der Statistik, der Landbau-, Gewerbe-, Finanz- und Steuerfragen etc.

Als Hauptmoment tritt uns auch hier in der Auffassung des Verf. mit Recht der ideale Grundzug des L.'schen Wesens entgegen, sein Glaube an die Wahl der besten Welt und den absoluten Werth des Bestehenden. Es ist wahrhaft erquickend, wenn wir uns nach dem trivialen Eindrücke der jetzt wieder mit besonders breiter Zuversicht hervortretenden pessimistischen Lehren, welche trotz des neuen geistreich sein sollenden Aufputzes ihren Grundcharacter einer tiefliegenden geistigen Verkommenheit nie ganz verleugnen können, zu der Betrachtung des L.'schen Optimismus erheben, der wie ein aus dem innersten und eigentlichsten Wesen der Menschennatur quellendes Moment göttlicher Reaction gegen die Trübseligkeit und Verdüsterung der damaligen Weltanschauung um so heller und glänzender hervortritt. Allen wahrhaft großen Geistern pflegte die Harmonie und die unermessliche Werthidee des Weltganzen über dem Wirrsal der sie zunächst umschließenden Wirklichkeit in größerer oder geringerer Klarheit offenbar zu sein. So war es und so ist es wie denn noch jüngst einer unserer bedeutendsten philosophischen Schriftsteller den Gesamteindruck seiner Weltanschauung in die schön

Worte zusammenfaßt: »Der Anblick des Weltganzen ist überall Wunder und Poesie, Prosa sind nur die beschränkten und einseitigen Auffassungen kleiner Gebiete des Endlichen«. Lotze. Mikrokosmos III 616). Aus seiner tiefinnerlichen Ueberzeugung von dem Werthe des durch die Weltentwicklung zu realisirenden Endziels erwuchs L. sein Gottvertrauen, seine echte Frömmigkeit, die Frische und Fröhlichkeit seines Lebens und Schaffens, die ihn nicht ruhen und rasten ließ, auf allen Gebieten des Lebens seine geniale Schöpferkraft zu bethätigen.

Ueberall entdeckte er in der Gegenwart die Keime zukünftiger Entwicklung und suchte in ihrem Sinne zu bessern und zu reformiren.

Aus der herrschenden mittelalterlich patriarchalischen Anschauung des Staats gelangte er — wie der Verf. aus den S. 410 sqq. angeführten Schriften nachweist — allmählig zu der modernen Auffassung, welche Regierer und Regierte nach Maßgabe ihrer Sonderstellungen als gleichberechtigte und gleichverpflichtete Glieder eines gemeinsamen Ganzen betrachtet, das den individuellen Lebenszwecken aller Einzelnen thunlichst freie Entfaltung ermöglichen soll.

Im Rechtswesen richtete sich sein Bestreben auf Beseitigung des herrschenden Formalismus, auf Systematisirung des römischen Rechts und neue Codification.

Die eigentlichen Ziele und Absichten L.s bei seinen Reunions- und Unionsbestrebungen sind vom Verf. abweichend von manchen früheren Auffassungen treffend dargelegt. Nicht »das Postulat einer speculativen Idee, welches er in der mittelalterlichen Hierarchie mit dem Dualismus von Kaiser und Pabst symbolisch repräsentirt sah, feuerte ihn an, so lange an der

Wiederherstellung des kirchlichen Verbandes der Protestanten mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche zu arbeiten« (wie noch Guhrauer bemerkt (Bd. I, S. 341); es drängte ihn dazu der Anblick des staatlichen Jammers in Deutschland, der nicht zum Wenigsten durch die Kirchenspaltung herbeigeführt und gefördert wurde und der Gesichtspunkt des »religiös sittlichen Wohls«, das durch die engherzigen Streitereien und Verketzerungen auf's Schwerste geschädigt wurde. L. selbst war in der Reinheit und Tiefe seiner religiösen Ansichten seiner Zeit weit voraus. Er stand über dem Parteihader der streitenden Kirchen. Seine Grundabsicht war, wie der Verf. richtig hervorhebt, durch allmähliche Verbreitung seiner die Gegensätze vereinenden höheren Auffassung die Versöhnung anzubahnen. Seine auf einen formalen Ausgleich der widerstreitenden Dogmen gerichteten Specialbestrebungen erschienen ihm selbst nur als praktische Vorbereitungsmaßregeln. Nur ein bewundernswerther Zug edler Selbstverleugnung, nicht — wie man oft höchst ungerechter Weise angenommen hat — eine heuchlerische Anbequemung an die herrschenden Ansichten, konnte ihn bewegen, mit den Theologen in ihrer Sprache zu reden und sich zum Zwecke eines formellen Ausgleichs in speculative Erörterungen über den Sinn der verschiedenen Dogmen mit ihnen einzulassen.

Theils hieraus, theils aus der einseitigen Betonung des rein intellectuellen Moments in seiner Philosophie, theils endlich aus der späteren Verflachung des von ihm begründeten Rationalismus hat man den Vorwurf entnommen, daß auch die religiöse Auffassung L.s eine rein



verstandesmäßige gewesen sei. Dem gegenüber müssen wir es als ein besonderes Verdienst des Verf. bezeichnen, aus den eigenen Aeußerungen L.'s den Nachweis geführt zu haben, daß dieser neben dem »Licht« stets die »Wärme« als gleichwerthiges Moment der Religion hervorgehoben, daß gerade die im Innersten des Gemüthslebens wurzelnde Frömmigkeit all sein Denken und Thun beherrscht hat.

Auch die Wirksamkeit L.'s auf den übrigen angegebenen Gebieten hat der Verf. mit Anschaulichkeit geschildert. Die Besprechung des Einzelnen erscheint jedoch auch hier wegen der Fülle des behandelten Stoffes unthunlich. Als besonders verdienstlich heben wir nur das Capitel über das Verhältniß L.'s zur deutschen Sprache (S. 689—728) hervor, welches manchen landläufigen Vorurtheilen gegenüber den klaren Nachweis liefert, daß L. der deutschen Schriftstellerei und Sprachübung nicht »fremd und fern gegenübergestanden, daß er vielmehr einer der wackersten Vorkämpfer derselben gewesen sei«.

Das in der neuen höchst preiswerthen Auflage unverändert erscheinende Buch bietet uns eine dankenswerthe Fortsetzung des von Guhzauer zuerst in so meisterhafter Weise begonnenen Unternehmens, das Lebensbild unseres großen Landsmanns würdig und sachgemäß darzustellen und von den vielen entstellenden Vorurtheilen zu reinigen, welche dasselbe dem Herzen unserer Nation lange entfremdeten.

Möge dasselbe, nachdem das höchst verdienstliche Unternehmen von Klopp an bedauerlichen äußern Umständen so kläglich gescheitert ist, zur endlichen Herstellung einer vollständigen Gesamtausgabe des L.'schen Nach-

lasses eine neue Anregung und damit unserer Nation Veranlassung geben, »eine Ehreuschuld abzutragen«, die ihr Gewissen schon über ein Jahrhundert lang hätte bedrücken sollen!

Blankenburg a. Harz.

Hugo Sommer.

---

Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. Erster Band. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. IV und 610 Seiten in Octav.

Die neue Centraldirection der Monumenta Germaniae hat es für ihre Pflicht gehalten, auch das Archiv der Gesellschaft, das durch Berichte über die vorbereitenden Arbeiten, die unternommenen Reisen, die untersuchten Bibliotheken so wie durch kritische Untersuchungen über einzelne Quellschriften den historischen Studien so wesentlichen Vorschub geleistet hat und das bis zu 12 Bänden angewachsen war, fortzuführen und eine neue Reihe zu beginnen, deren Herausgabe Hr. Professor Wattenbach übernommen hat und von der jetzt der erste Band vollendet vorliegt, ein erstes Heft des zweiten Bandes auch bereits ausgegeben ist. Die Absicht ist, alljährlich einen Band erscheinen zu lassen, und daß dazu der Stoff mehr als reichlich vorhanden, hat sich hinreichend gezeigt. Zum Theil sind es in den Sammlungen der Gesellschaft von früher her liegende Materialien die des Abdrucks warten — über die spätere Reisen der Mitarbeiter ist wenig veröffentlicht

Bethmann's unschätzbare Kataloge der Italienischen Bibliotheken erst im 12. Bande zum Druck gelangt — zum Theil Berichte über die neu für alle Abtheilungen lebhaft in Angriff genommenen Arbeiten, zum Theil aber auch Abhandlungen über einzelne Autoren oder andere kritische Fragen, welche dargeboten werden.

Der erste Band enthält größere Aufsätze von Holder-Egger, Kaltenbrunner, Rieger, Schum, Sickel, Simonsfeld, Wichert und dem Unterzeichneten, kleinere Mittheilungen von Bartsch, Bresslau, Dümmler, Hahn, Harttung, Heller, Holder, Pannenberg, Pauli, Ulmann, Wattenbach, und aus den Papieren von J. Merkel und L. Bethmann.

In einem Aufsatz über die Bildung der neuen Centraldirection, der als Eingang dient, ist kurze actenmäßige Nachricht gegeben über den Uebergang der Leitung des Unternehmens aus den Händen des hochverdienten bejahrten Herausgebers der Monumenta G. H. Pertz, dessen Name auf immer mit diesem großartigen Werke Deutscher Gelehrsamkeit verbunden bleibt, an einen Verein von Gelehrten in freiem Anschluß an die Akademie der Wissenschaften in Berlin: es hat da gegolten und ist gelungen mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden, und es bleibt nur zu wünschen, daß die Leistung vereinter Kräfte mit erweiterten Mitteln nicht hinter dem zurückbleibe, was namentlich die Energie und der Eifer Eines Mannes zu Stande gebracht. — In unmittelbarem Zusammenhang mit der Fortführung der Monumenta stehen die Aufsätze von Sickel: Programm und Instruction der Diploma-Abtheilung, und von dem Unterzeichneten: Ueber die handschriftliche Ueberlieferung und die Sprache der Historia Langobardorum des Paulus. Handelt

es sich hier um ein einzelnes Werk, dessen neue Ausgabe seit vierzig Jahren vorbereitet war, ohne zum Abschluß gelangt zu sein, so legt die Abhandlung Sickels die Grundsätze dar, nach welchen die wichtige Abtheilung der Königs- und Kaiserurkunden, deren Ausgabe erst von Böhmer erwartet wurde, nun auf dem Grund der hauptsächlich dem Leiter derselben verdankten wesentlichen Weiterbildung der diplomatischen Wissenschaft vorbereitet wird. Daran lehnen sich die Arbeiten zweier Schüler Sickel's, Kaltenbrunner und Rieger, über die Salzburger Kammerbücher und einen Dictator der Zeit Otto I. Sehr umfassende Untersuchungen über annalistische Quellen des 5. und 6. Jahrhunderts, die Chroniken, welche Prosper's Namen tragen, und die Ravennater Annalen, liefert Holder-Egger; eine weitere Fortsetzung im zweiten Bande behandelt Marcellin. Simonsfeld publiciert kurze Venetianer Annalen, Wichert handelt über die Annalen des Hermann von Altaich, Schum giebt Beiträge zur deutschen Kaiserdiplomatie aus italienischen Archiven. Die kleinen Mittheilungen bringen ungedruckte Urkunden, Briefe, Gedichte. Unter den letzteren haben Verse, die Prof. K. Pertz in England abgeschrieben, ohne daß es bisher möglich war die Handschrift zu bestimmen, ein besonderes Interesse erregt. Delisle in Paris hat in einer Mittheilung an die Academie des inscriptions et belles lettres als den Verf., der sich entschieden als Franzosen kundgiebt, mit großer Wahrscheinlichkeit Richard von Cluny nachgewiesen. Unter der Rubrik Nachrichten sind kurze Notizen über unternommene Reisen, aufgefundene Handschriften weniger zugängliche Publicationen gegeben. So darf diese Zeitschrift wohl auf Theilnahme be-

allen rechnen, die sich mit der Geschichte des germanischen Mittelalters beschäftigen.

G. Waitz.

---

Das Kaiserreich Brasilien auf der Weltausstellung von 1876 in Philadelphia. Rio de Janeiro, Universal-Buchdruckerei von E. & H. Lämmert. 1876. 558 S. 8° mit 4 Tabellen und 3 Karten in Folio.

Dies Buch, welches auch in portugiesischer, englischer und französischer Sprache erschienen, ist eine neue bis auf die Gegenwart fortgeführte Bearbeitung des unter gleichem Titel auf der Wiener Weltausstellung von 1873 vorgelegten Buches, welches wir in diesen Bll. (Jahrg. 1873. Stück 48) eingehender besprochen haben. Es ist wie die Ausgabe von 1873, welche wiederum nur eine Umarbeitung und Erweiterung des dem Kataloge der nach der Pariser Universal-Ausstellung von 1867 gesandten Brasilianischen Gegenstände beigegebenen Beschreibung des Kaiserreichs war, von einer von der Brasilianischen Regierung dazu niedergesetzten Commission unter Vorsitz des Visconde de Bom Retiro bearbeitet und theilt ganz die Vorzüge, welche wir den früheren Bearbeitungen nachrühmen mußten, ist aber auch nicht frei von den Mängeln, namentlich in der Methode der Behandlung, die wir nicht verschweigen durften, wenn wir einen wissenschaftlichen Maaßstab anlegen wollten, der indeß, wie wir gleichfalls anerkannt haben, nicht der entscheidende sein konnte, da das Buch nicht Anspruch auf eine durchgear-

beitete geographisch-statistische Beschreibung von Brasilien machte, sondern nur einen praktischen Zweck, zuverlässige Belehrung über die wichtigsten Theile der Geographie und Statistik von Brasilien, gleichsam über die wichtigsten Staatsmerkwürdigkeiten im Sinne unserer alten Statistiker im Auge hatte. Und wie wir bei der früheren Bearbeitung den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit in der Verfolgung dieses praktischen Zwecks anerkannt haben, so müssen wir auch das jetzt vorliegende Buch als einen wichtigen Beitrag zur Geographie und Statistik von Brasilien bezeichnen und dasselbe angelegentlich Allen empfehlen, welche sich gründlich über dies von der Natur so reich ausgestattete und in mancher Beziehung in so glücklichem Fortschritte begriffene Kaiserreich unterrichten wollen. Gegen die vorige Bearbeitung ist der Umfang des Buches wieder um 150 Seiten gewachsen. Dabei zeigt sich aber auch im Einzelnen überall die bessernde Hand und das Bestreben das Neueste und nach den besten Quellen zu berichten.

Anzuerkennen ist gleich die Berichtigung in der Angabe des Flächeninhalts des Kaiserreichs (S. 2), welche von 12,634,447 jetzt auf 8,337,218 Quadrat-Kilometer reducirt ist, was der von uns a. a. O. S. 1868 gegebenen Berechnung ganz nahe kommt. Da aber offenbar auch diesmal wieder nur Quadrat-Leguas in Q.-Kilometer umgerechnet sind, so ist es nicht zu billigen, daß jetzt der Flächeninhalt des Reiches und der einzelnen Provinzen, so wie auch sonst im Buch immer allein in Q.-Kilometer und nicht auch in Q.-Leguas angegeben ist, zumal im Lande selbst doch fast nur nach Leguas gerechnet wird. Ebenso ist bei der Angabe der Bevölkerung

auch in so weit unseren Wünschen entsprochen, daß nun doch bei den Provinzen, für welche die Zählungslisten des Census von 1872, der ersten wirklichen Volkszählung in Brasilien, schon revidiert worden, die Bevölkerung nach diesem Census mitgetheilt ist. Darnach beträgt gegenwärtig die Bevölkerung (ohne die wilden Indianer) 9,700,187 Seelen, während sie in der Ausgabe von 1873 noch nach dem Atlas von Cand. Mendes de Almeida (s. G. g. A. 1873, Stück 45) zu 11,280,000 Seelen angegeben wurde, wodurch denn auch unsere schon 1873 in unserm Handbuch der Geographie und Statistik von Brasilien (S. 1369, 1743) aufgestellte und durch statistische Berechnungen begründete Behauptung, daß man in Brasilien die Bevölkerung des Landes viel zu hoch schätze, gerechtfertigt worden. Wie sehr man bei den früheren Angaben sich geirrt hat, geht z. B. daraus hervor, daß die Provinz Amazonas nach dem berichtigten Census nur eine Bevölkerung von 57,160 Seelen (darunter 979 Sklaven) hat, während dieselbe früher zu 100,000 (darunter 5000 Sklaven) angegeben wurde, und daß die Bevölkerung des Municipiums von Rio de Janeiro, welche schon i. J. 1868 zu 450,000 Seelen angenommen wurde, nach der wirklichen Zählung von 1872 nur 274,972 Seelen beträgt, wonach sich auch unsere Berechnung nach den Geburts- und Sterberegistern der Stadt für das Jahr 1867 auf ungefähr 204,000 (a. a. O.) als nahe zutreffend ergibt.

Eine fortgesetzte Vergleichung der einzelnen Abschnitte in den beiden letzten Bearbeitungen würde uns viel zu weit führen. Wir wollen deshalb nur noch einen Blick werfen auf zwei besonders wichtige Abschnitte, den über die Verkehrswege und den über die Einwanderung

und Colonisation. Der erstere (S. 331—394) handelt, wie auch schon in der vorigen Bearbeitung fast nur von den Eisenbahnen; da über die Ausführung von Landstraßen leider nicht viel zu sagen ist. Dagegen haben die Eisenbahnen wieder eine ausführliche Darstellung erhalten, die auch durch mehrere große Tabellen und 2 Karten bereichert ist. An Details wollen wir nur anführen, daß seit 1867 die Zahl der dem Verkehr übergebenen Eisenbahnen von 6 mit einer Länge von 683,<sub>2</sub> Kilometer auf 22 mit einer Länge von 1660,<sub>1</sub> Kilometer gestiegen ist (p. 334), und die Hauptbahn, die Staatseisenbahn Don Pedro II., welche von der Hauptstadt des Reiches ausgeht und eine nicht allein namentlich durch ihren Kaffeebau wichtige Zone der Provinz Rio de Janeiro durchschneidet, sondern auch durch einen ihrer Zweige einen großen Theil des Nordens der Provinz S. Paulo aufgeschlossen hat und in Kurzem sich auch an die wichtige Bahn von Jundiahy in dieser Provinz nach dem Seehafen von Santos anschließen wird, 478,<sub>526</sub> Kilometer im Betriebe hat und daß der Staat für dieselbe incl. der auf die im Ausbau begriffene Fortsetzung derselben bisher aufgewandten Kosten 65,691,464 Milreis (ungefähr 137 Mill. Mark) verausgabt hat. — Die beiden diesem Abschnitt beigegebenen Karten gewähren eine interessante Uebersicht der im Betrieb befindlichen, der im Bau begriffenen und der projectierten Eisenbahnen und zeigen, welche riesige, um nicht zu sagen schwindelhafte Projecte für Eisenbahnen in Brasilien noch bestehen, über welche u. E., der Bau von guten Landstraßen, namentlich in Interesse der Colonisation (s. z. B. diese Bl. 1873, S. 1553 f.) zu sehr in den Hintergrund gestellt wird.



Der Abschnitt über Einwanderung und Colonisation (S. 394—421) hat ebenfalls eine Erweiterung erfahren, behandelt aber doch den Gegenstand noch immer nicht so eingehend und befriedigend, wie diese für Brasilien so wichtige Angelegenheit es ohne Zweifel verdiente. Bemerken wollen wir daraus nur, daß die Zahl der Staats-Colonien gegen 1873 sich zum Theil durch Uebernahme von in Noth gerathenen Privat-Colonien um 6 vermehrt hat, und daß in denselben die Bevölkerung von 16,412 auf 23,018 Seelen gestiegen ist. Diese Zahl umfaßt jedoch nicht die Einwohner der älteren bereits emancipierten, d. h. in den Staats-Verband übergegangenen Colonien und werden von diesen die in der Provinz Rio Grande do Sul kaum noch genannt, während über dieselben doch noch in der vorigen Bearbeitung (S. 260) einige statistische Angaben mitgetheilt wurden und sicherlich doch eine eingehende historisch-statistische Darstellung der Entwicklung und des gegenwärtigen Zustandes dieser vornehmlich durch Deutsche gegründeten und von ihren Nachkommen bewohnten Ansiedelungen am besten dazu geeignet wäre, die in Deutschland gegen die Auswanderung nach Brasilien jetzt bestehenden Vorurtheile zu besiegen und die deutsche Auswanderung mehr wieder anzuziehen. — Einführung von Kuli's, wozu die Regierung (a. a. O. S. 264) mit zwei Agenten Contracte abgeschlossen hatte, scheint noch nicht stattgefunden zu haben. Es wird nur (S. 416) wiederholt, »daß die Regierung nach dem Vorgange anderer gebildeter Nationen keinen Anstand genommen, einen Vorschlag zur Einführung asiatischer Arbeiter anzunehmen«, dem gegenüber wir unsere

(a. a. O. S. 1898) ausgesprochenen Bedenken gegen eine solche Maaßregel wiederholen müssen.

Indem wir im übrigen uns auf unsere eingehende Besprechung der früheren Ausgabe dieses sehr nützlichen Buches beziehen, fügen wir nur noch hinzu, daß diese neue Ausgabe eben so correct und zwar zum ersten Male mit deutscher Schrift gedruckt und auch reichlich so schön ausgestattet ist, wie die von 1873, daß indeß die Herren Gebrüder Lämmert, so rühmlich sie sich des ihnen von der Regierung gewordenen Auftrags der Besorgung der Uebersetzung des im December 1875 erschienenen portugiesischen Werkes und der topographischen Herstellung derselben entledigt haben, dem Bedürfnisse des deutschen Lesers wohl noch dadurch vollkommener entgegen gekommen wären, wenn sie ihm die Umrechnung der vielen und sehr wichtigen bloß in brasilianischer Valuta ausgedrückten Werthangaben ermöglicht und dem Buche wieder eine Generalkarte von Brasilien beigegeben hätten, wie die früheren Ausgaben sie enthielten, die freilich auch noch viel zu wünschen übrig ließ, aber doch zum Nothbehelf hinreichte, und für viele deutsche Leser gewiß eine fast nothwendige Zugabe war.

Wappäts.

---

Svenskt Diplomatarium från och med år 1401 utgifvet af riks-archivet genom Carl Silfverstolpe. Första delen, andra häftet. Stockholm 1876, P. A. Norstedt och Söner. 240 SS. in 4°.

Schnell ist dem Anfang dieses großen Werks, der in diesen Blättern Stück 31 besprochen wurde, die Fortsetzung gefolgt. Sie beginnt mit

dem 24. April 1403, schließt mit einer Urkunde vom 3. Sept. 1405 und umfaßt 311 Nummern in vollständigem Abdruck. Die Grundsätze der Edition konnten in dem zweiten Theile des ersten Bandes selbstverständlich noch nicht geändert werden. Geschieht es vom zweiten Bande ab, so wird der gelehrte Herausgeber ohne Zweifel den Dank seiner heimischen wie der deutschen Geschichtsforschung sich verdienen. Ref. räumt einem groß angelegten Landesdiplomatarium ein weiteres Recht ein als einer lokalgeschichtlichen Urkundensammlung, die den Werth und die Zahl ihrer Stücke oft durch die Reproduktion umfangreicher Urkundentexte ersetzen will, die für die Forschung unergiebig sind. Allein auch dort besteht eine Grenze, die nicht überschritten werden darf. Die eben so zahlreichen wie leeren Formeln in Kauf- und Schenkungsurkunden sind des Abdrucks nicht werth; bei Dokumenten dieser Art reichen kurze Inhaltsanzeigen, bei denen der Herausgeber sich ganz an die urkundliche Formel halten mag, vollständig aus. Neben der Kürzung empfiehlt Ref. wie früher eine größere Rücksichtnahme auf das Auge des Lesers, eine freiere Handhabung der graphischen Eigenthümlichkeiten der Urkunden. Sehr wenig anziehend; gradezu störend ist die Wiedergabe der aufgelösten Abkürzungen durch Kursivschrift in sämtlichen lateinischen Texten (z. B. n. 329); bei den in der Landessprache geschriebenen, die durchaus überwiegen, tritt der Uebelstand weniger hervor, weil hier die Urkundenschreiber der Abbreviatur sich im ganzen weniger bedient haben. Ref. hält endlich dafür, daß der Herausgeber der Benutzung der Urkunden mehr vorarbeiten soll, als hier geschehen ist, daß ihm die Auflösung der mittelalterlichen Zeit-

daten in den Urkunden, die Ergänzung von Textlücken wie in n. 369, 375, 469, wo sie sich leicht ergibt, die kurze Erläuterung des Zusammenhangs der Urkunden u. a. nothwendig zufällt. Im übrigen kann hier auf die Anzeige des ersten Hefts verwiesen werden, wie die dort gemachten Ausstellungen bleibt die Anerkennung, die dem Unternehmen gezollt werden mußte, auch für das zweite Heft in Geltung.

Aus dem Inhalt desselben seien die Urkunden hervor gehoben, die eine Beziehung auf das Ausland besitzen.

Die englisch-skandinavische Verbindung, die zu Beginn des 15. Jahrhunderts durch ein Ehebündniß gefestigt werden sollte (vgl. a. a. O. S. 970), verfolgen hier drei Urkunden von 1404 Novbr. 18 (n. 504—506); sie führen den Plan um einen Schritt der Ausführung näher und zeigen die erfolglosen Vorbereitungen, die für die Einholung Philippas, der Tochter Heinrichs IV Lancaster, nach Schweden getroffen werden. Sie sind nach einer englischen Publikation wiederholt.

Neu sind die Dokumente, welche die schwedisch-deutschen Beziehungen veranschaulichen. Sie haben vor allem Bedeutung für die Geschichte der Hanse und des Deutschordens in Preußen und sind aus der bekannten Ledraborger Handschrift hansischer Recesse und aus den werthvollen Registranten des Hochmeisters Konrad von Jungingen geschöpft. Sie betreffen zum Theil den Verkehr der wendischen Städte auf Schonen und in Bergen. Seit Jahrhunderten auf diesem fremden Boden heimisch, so daß er fast der ihrige geworden, müssen die norddeutschen Bürger ihn in jedem Jahre von neuem für sich erobern, die Uebergriffe der inländischen Vögte abwehren, ihren Aufenthalt auf dem frem-

den Ufer durch theuer erkaufte Privilegien sicher stellen. Hier beschäftigt sich ein Receß von 1403. Dec. 6 (n. 402 ; S. 306 Z. 3 v. u. l.: groteme) mit den Gewaltthaten auf Schonen, mit dem Mißbrauch das schlechte dänische Geld dort für voll auszugeben, während es nicht eben so wieder angenommen würde, mit Seefund und Seeraub, mit der Benachtheiligung der städtischen Vögte in den Handelsniederlassungen durch die königlichen Beamten. Bald darauf bringt das Urkundenbuch ein Privileg des Königs Erich aus Pommern, der die alten Freiheiten Wismars und der andern Städte für den Verkehr nach Bergen erneuert (n. 459; S. 350 Z. 19 l.: vann). Im Mittelpunkt steht aber Gotland, die viel umstrittene Insel, die seit wenigen Jahren im Besitz des Deutschordens ist. Wie wenig gesichert dieser gewesen, wie oft er zu weitläufigen und meist unfruchtbaren diplomatischen Verhandlungen zwischen Schweden und Marienburg Anlaß gegeben, veranschaulichen die Kostenberechnungen für Botschaften und Geschenke, die hier aus dem unschätzbaren Treßlerbuch des Ordens zu 1403 und 1404 mitgetheilt sind (S. 308 und n. 517). Die Herausgeber der Deutschen Reichstagsakten und der Hanserecesse haben mit der Verwerthung städtischer und herrschaftlicher Rechnungsbücher für die urkundlichen Umrisse ihrer geschichtlichen Bilder erfolgreich begonnen; die Nachahmung im schwedischen Diplomatar erreicht ihm zur Ehre. Die diplomatischen Verhandlungen zwischen der Königin Margarethe und dem Hochmeister Konrad von Jungingen waren in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts von Tagsatzungen der wedischen Städte und vom Lärm der Waffen begleitet, die für Gotland gezogen wurden. Als Bürgen beim Vertrag zwischen dem Orden und dem schwedischen König:

Albrecht aus Meklenburg (1399) wachen die Städte über Erhaltung des Friedens, der unsicherer denn je erscheint, suchen sie ihn zu erneuern, wenn er gebrochen, damit nicht aus der Feindschaft der beiden mächtigsten Ostseestaaten eine dauernde Störung ihres Handels erwachse. Für die Vermittlung Lübecks und ihrer Genossinnen, die einen versöhnlichen Austrag mit der Königin erstreben, spricht der Hochmeister seinen Dank aus (n. 346 nach Lüb. U. B. 5, n. 76), den Meklenburger Albrecht, der in Schweden seinen Halt verloren, um den Traktat von Schwan (1399) nicht mehr Sorge trägt und sich in eine Fehde mit Brandenburg eingelassen hat, erinnert er eindringlich an die urkundliche Zusage seiner Hilfe um Gotlands willen (n. 420; S. 320 Z. 5 v. o. ist: bettir unrichtig, Z. 15 l.: vorschribunge, Z. 21 l.: syn). Er erachtet sich für gebunden durch den meklenburgischen König von Schweden, ohne dessen Zustimmung er dem Verlangen Margarethens nicht nachgeben dürfe; er erkennt aber zugleich, daß Albrecht doch nur noch König in partibus ist, und ertheilt somit dem bekannten Bürgermeister Wulflam von Stralsund volle Macht mit der Unionskönigin wegen Gotlands zu handeln (n. 427; S. 326 Z. 4 l.: rucke, Z. 10 l.: swerlich, S. 327 Z. 3 l.: nutz). Die Städte sind wie immer bereit, auch Köln schließt sich ihnen bei dem Vermittlungsversuch an, Stralsund entsendet bewaffnete Mannschaft zum Schutze Wisbys und bald darauf wird ein vorläufiger Stillstand zwischen den streitenden Parteien 1404 Mai 16 geschlossen (n. 439, 441, 452, 464, 465). Die hier veröffentlichten Recesses und Briefe lassen die Schwierigkeiten verfolgen, welche der Stillstand aufdeckte, aber nicht zu heben vermochte. Die Klagen über seine Mißachtung wiederholen sich (n. 460, 497); ihre Be-